BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söckler fc. 1779.

Philolo. 026. a.

H, 19, 97

C germ JJ
202

Pölitz

Ling. German.
Sg. 1044.

Allgemeine
teutſche Sprachkunde,

logiſch und äſthetiſch begründet,

und

mit literäriſchen Notizen begleitet

von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz.

Qui ante nos iſta moverunt, non domini noſtri, ſed duces ſunt; patet omnibus veritas, nondum eſt occupata.

SENECA.

Leipzig,
im Schwickertſchen Verlage,
1804.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Wenn ich dieſes Werk als den Verſuch ankündige, **durch philoſophiſche Begründung und Anwendung des Geſetzes der Form das ganze Gebiet der durch Sprache möglichen Darſtellung zu** erſchöpfen; ſo kann ich nur diejenigen als meine vollgültigen Beurtheiler anerkennen, die, bei der Achtung gegen die, welche bisher dieſes Feld im Einzelnen anbauten, demohngeachtet nicht blind der Auctorität derſelben folgen; die mit dem ganzen Felde der Sprachwiſſenſchaft, durch mehrjährige Unterſuchungen und durch Unterricht über die einzelnen Theile deſſelben, bekannt geworden ſind, und Unpartheilichkeit und Leidenſchaftsloſigkeit genug beſitzen, um dieſes Werk theils ganz zu leſen, theils nach ſeinem innern Zuſammenhange zu prüfen.

Seit zehn Jahren beſchäftigte ich mich aus Neigung und aus Pflicht mit dem Gebiete der teutſchen Sprache. In pädagogiſchen Verhältniſſen fand ich ſo manches nicht anwendbar, worauf Andre einen Werth legten, und manches mußte ich anders ſtellen, wenn ich mir und denkenden Zöglingen Genüge leiſten

wollte. Immer vermißte ich ein Werk, wo das ganze **Sprachgebiet**, nach einem innern nothwendigen Zuſammenhange und mit gleichmäßiger Haltung aller ſeiner einzelnen Theile, bearbeitet wäre; immer fühlte ich, daß die einzelnen Theile deſſen, was man als Grammatik, Theorie des Styls, Rhetorik und Poetik aufſtellt, unter ſich nur ſehr unſicher zuſammenhingen; immer ſah ich mich nach einer vollſtändigen Literatur aller einzelnen Theile des ganzen Sprachgebietes um. — Vorbereitet durch wiederhohlte Unterſuchungen und Bearbeitungen der einzelnen Theile des Sprachgebietes; durchdrungen von der Ueberzeugung, daß blos durch **philoſophiſche** Grundſätze nothwendiger Zuſammenhang und Symmetrie in dieſes Ganze kommen könne (ohne doch die Principien irgend eines herrſchenden Syſtems dabei zum Grunde zu legen); drängte ich die Reſultate meines zehnjährigen Fleißes in dieſem Werke zuſammen. Dankbar ſind die Verdienſte derer, die bisher dieſes Feld angebaut haben, in dieſer Schrift anerkannt; daß ich ſelbſt einen **neuen** Weg verſuche, wer kann **das** dem denkenden Manne mißdeuten, wenn er da, wo er von ſeinen verdienten Vorgängern abweicht, dies mit Beſcheidenheit erinnert, und nie anders als **durch Gründe** gegen ſie ſtreitet?

Um die Idee, welche dieſem Werke zum Grunde liegt, vollſtändig zu umſchließen, verweiſe ich auf den 283ſten Paragraph. Das, was mir **ganz eigenthümlich** iſt, und wofür ich beſonders die Kritik in Anſpruch nehmen möchte, ſind folgende Puncte: 1) die Aufſtellung des Geſetzes der Form ſelbſt für alle Darſtellung durch Sprache; 2) die daraus abgeleite-

ten beiden höchſten Principien der Korrectheit und Schönheit im innigſten Zuſammenhange, als die einzigen, aus welchen die untergeordneten Eigenſchaften des Styls hervorgehen; 3) die Anwendung der Logik und Aeſthetik zur Begründung der philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft, und zwar die Art und das bis wie weit dieſer Anwendung, um ein neues ſelbſtſtändiges Ganze daraus aufzuführen; 4) die genau gezogene Grenzlinie zwiſchen philoſophiſcher und empiriſcher Sprachwiſſenſchaft, wovon die erſte das Geſetz der Form, nach ſeiner Begründung und den daraus hervorgehenden Principien und Reſultaten, die zweite aber die Anwendung deſſelben auf die blos empiriſch wahrzunehmenden und unter einer Form darſtellbaren Stoffe, nach dem ganzen Umfange dieſer Stoffe, und nach der Art, wie ſie durch das Geſetz der Form ſtyliſtiſch dargeſtellt werden müſſen, enthält; 5) die Lehre von dem Verhältniſſe der drei Schreibarten zum Gattungsbegriffe: Styl, und zwar die möglichſt erſchöpfte Darſtellung des Charakters der drei Schreibarten; 6) die neubegründete und durchgeführte Theorie des Briefſtyls, 7) und des hiſtoriſchen Styls; 8) die nähere Bezeichnung des Charakters aller poetiſchen Formen in Angemeſſenheit zu dem allgemeinen Geſetze der Form, und den daraus reſultirenden Principien der Korrectheit und Schönheit; 9) und die möglichſt vollſtändige Literatur in Hinſicht auf den Anbau der teutſchen Sprache von den Teutſchen. —

Unſre Aeſthetik iſt zwar noch in Gährung; aber daß es eine Aeſthetik gebe, darüber iſt wohl kein Streit. In dieſem Werke iſt eine ſolche Darſtellung derſelben verſucht, die innern Zuſammenhang hat,

ohne irgend einer Schule zu huldigen, weil es gewiß noch eine wahre Philoſophie, auch außerhalb der herrſchenden Schulſyſteme gibt. — In Hinſicht auf die unmittelbar empiriſche Sprachlehre habe ich allerdings nichts Neues ſagen, ſondern nur das Vorhandene ſyſtematiſch ordnen, und nach ſeinem Verhältniße zu dem von mir verſuchten Syſteme aufſtellen können. Was aber die Literatur betrifft, ſo beſcheide ich mich gern, daß man ſie nur unter den Maasſtab der relativen Vollſtändigkeit wird bringen können; aber ich bin mir bewußt, daß ich mit ſorgfältigem Fleiße viele Jahre hindurch geſammlet, durch meine Schuld nichts, ſelbſt kleine Abhandlungen, die für meinen Zweck gehörten, nicht überſehen, und beinahe zweitauſend Bücher und Abhandlungen für die Bearbeitung dieſes Werkes durchgeleſen habe.

Ich ſage dies nicht aus Eitelkeit, ſondern weil ich es für Pflicht hielt, alles, was man nur zu leſen erhalten kann, über einen Gegenſtand zu prüfen, der ſchon von Meiſtern, aber auch von vielen Stümpern bearbeitet worden iſt, wenn man für die Darſtellung deſſelben einen neuen Weg einſchlagen will, um nicht das, was ſchon längſt dageweſen iſt, als neue Weisheit mit ſtolzem Gepränge anzukündigen, ein Fall, der itzt um ſo häufiger wird, je mehr man ſich des Studiums der Literatur überheben zu können glaubt, wenn man ſich in den Wahn einwiegt, alles aus aprioriſchen Principien deduciren zu wollen.

Uebrigens würde es mir, ich geſtehe es, wehe thun, wenn man dieſes Werk durch Machtſprüche, ohne beigebrachte Gründe, herabwürdigen, und mich nicht

aus mir ſelbſt widerlegen wollte. Was Andre geſagt haben, kenne ich; und wo ich mich nicht an ſie angeſchloſſen habe, da haben mich gewiß Gründe und Ueberzeugung beſtimmt. Verweiſung auf fremde Auctorität möchte mich alſo nicht beſſern. Auch wäre mir es lieb, wenn die Redactoren der kritiſchen Inſtitute dieſe Schrift nicht angehenden Bearbeitern der teutſchen Sprache übergäben, weil man bei dieſen weder umſchließende Bemächtigung und Ueberſicht des ganzen Sprachgebiets, noch auch die Geduld erwarten kann, ein Buch ganz zu leſen und nach ſeinem innern Zuſammenhange zu prüfen; denn eine Recenſion nach einer etwa zweiſtündigen Bekanntſchaft mit dieſem Buche und nach dem Durchblättern des Inhaltsverzeichniſſes, verbrämt mit einigen bittern Bemerkungen über losgeriſſene Bruchſtücke der Ausführung im Detail, würde mich nicht überzeugen, noch meine Anſicht ändern.

So wenig mich nun auch die ehemahls meine erſten Verſuche über Verdienſte lobenden Urtheile, und die in der Folge meine reifern Arbeiten unter ihr Verdienſt herabſetzenden Anzeigen derſelben, abgehalten haben, die wiſſenſchaftlichen Felder, denen ich mich mit inniger Theilnahme widme, von neuem zu durchforſchen, und von irrigen Meinungen zurück zu kommen; ſo würde ich es doch gern ſehen, wenn man ohne vorgefaßte Meinung dieſes Buch als ein Werk anſähe, deſſen Verfaſſer anonym wäre, wenn nach den denkenden Mann mit Achtung behandelte, und ihn, wo er irrt, mit Gründen widerlegte, beſonders aber, wenn man nach ſtrenger Prüfung, finden ſollte, daß durch dieſes Werk doch Ein Schritt vorwärts in dieſen

Unterſuchungen gerückt worden wäre, da wir im Gebiete der teutſchen Sprache eben ſo wenig Stillſtand machen dürfen, wie in andern Wiſſenſchaften, und da nichts ſo mächtig von dem Einfluße des Zeitgeiſtes abhängt, als eine lebende Sprache. — Bei der Vergleichung der Literatur in den erſten nnd letzten Bogen dieſes Werkes wird man finden, daß eilf Monate an dieſem Werke gedruckt worden iſt, wo es mir nur in den letzten Bogen möglich war, die neueſten Schriften in den Noten aufzunehmen. — Geſchrieben auf der Univerſität Leipzig, den 26. Aprill 1804.

Pölitz.

Inhalt.

§.		Seite
1—9	Hiſtoriſche Einleitung.	1
	Allgemeine teutſche Sprachkunde.	
10	Die Sprache iſt der Ausdruck der individuellen Kultur.	43
11	Darſtellung durch die Sprache.	44
12	Darſtellung iſt ein Werk der Freiheit.	45
13	Begriff der Sprache unter der Vorausſetzung der Freiheit.	45
14	Verſchiedenheit der Darſtellung in der Sprache.	46
15	Harmonie der Sprachen.	47
16	Verhältniß der todten und lebenden Sprachen gegen einander.	48
17	Verſchiedenheit des Stoffes und der Form in der Darſtellung.	50
18	Verſchiedenheit zwiſchen Proſa und Poeſie.	51
19	Hiſtoriſche Anſicht der Ausbildung der Sprachen.	55
20	Unterſchied zwiſchen den Sprachen.	56
21	Die beiden weſentlichen Erforderniſſe der Darſtellung.	57
22	Fortſetzung.	60
23	Rückſicht des philoſ. Sprachforſchers auf empiriſche Pſychologie.	60
24	Rückſicht auf Logik und Aeſthetik.	61
25	Inbegriff einer Philoſophie des Styls.	62
26	Verhältniß der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft zur philoſophiſchen.	62
27	Umfang einer allgemeinen teutſchen Sprachkunde.	63

Seite

Erſter Theil.

Philoſophiſche Sprachwiſſenſchaft.

§. 28 Theile derſelben. 66
29 A) Kunde von den geiſtigen Anlagen und Vermögen, welche bei dem Style in Thätigkeit geſetzt werden. 66
30 a) Das Vorſtellungsvermögen. 67
31 Theile des Vorſtellungsvermögens. 68
32 Klaſſifikation der Köpfe. 71
33 b) Das Gefühlsvermögen. 72
34 c) Das Begehrungsvermögen. 74
35 Verhältniß der Ausbildung dieſer geiſtigen Vermögen zu dem Style. 74
36 Fortſetzung. 76
37 B) Logiſche Principien für Korrectheit der Form. 77
38 Allgemeine Reſultate über das Verhältniß der Tranſcendentalphiloſophie zur Philoſophie der Sprache. 79
39 Rückſicht auf die wichtiger neuern Verſuche zur Begründung einer philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft. 81
40 Einfluß der Logik auf die Sprachwiſſenſchaft. 91
41 Fortſetzung. 93
42 Fortſetzung. 94
43 Die Denkgeſetze. 95
44 Literatur der Logik. 96
45 a) Logiſche Begründung der Redetheile. 97
46 α) Sprachformen für die Bezeichnung des Subjects und deſſen Modifikationen in der Darſtellung. Das Subſtantiv, Gattungen, Geſchlecht, Flexion deſſelben. Präpoſition 100
47 Der Artikel. 105
48 Das Zahlwort. 106
49 Das Pronomen. 107
50 β) Sprachformen für die Bezeichung des Prädicats und deſſen Modifikationen in der Darſtellung. Das Adjectiv. 108
51 Das Particip. 109
52 Das Verbum. 110
53 Das Adverbium. 114
54 Die Conjunction. 116

		Seite
§. 55	Die Interjection.	117
56	b) Forderungen der Logik an die Sprachdarſtellung.	117
57	Begriff der Korrectheit im Allgemeinen.	118
58	Bedingungen der Korrectheit des Ausdrucks.	119
59	Fortſetzung.	119
60	α) Lehre von der Bildung und Verbindung der Sätze zu ſtyliſtiſchen Ganzen.	120
61	Fortſetzung.	123
62	Logiſche Beſtimmung der Interpunction.	124
63	Fortſetzung.	126
64	β) Die Synonymik.	131
65	Fortſetzung.	133
66	Urſprung der Synonymen.	135
67	Folgerungen daraus.	138
68	Principien für die Synonymik.	139
69	Einfluß der Synonymik auf den Styl.	140
70	Literatur der Synonymik.	141
71	γ) Lehre von denen Eigenſchaften welche einem ſtyliſtiſchen Ganzen zukommen müſſen, wenn man es korrect nennen ſoll.	145
72	Fortſetzung.	146
73	C) Aeſthetiſche Principien für die Schönheit einer Form.	150
74	Fortſetzung.	152
75	Fortſetzung.	155
76	Geſchmack in ſtyliſtiſcher Hinſicht.	159
77	Aeſthetik des Styls.	162
78	a) Der Wohlklang.	162
79	Fortſetzung.	165
80	Fortſetzung.	167
81	Declamation.	169
82	Fortſetzung.	169
83	Fortſetzung.	173
84	Fortſetzung. Geſticulation.	175
85	Literatur der Declamation.	177
86	b) Die Symmetrie.	179
87	Fortſetzung.	180
88	c) Eigenſchaften der ſchönen Darſtellung, durch welche der Begriff von der Schönheit der dargeſtellten Form vermittelt wird.	
	α) Rhetoriſche Figuren.	181
89	Fortſetzung.	188
90	Fortſetzung.	190

		Seite
91	Unterſchied zwiſchen Figuren und Tropen.	192
92	Klaſſifikation der Figuren.	194
93	a) Figuren, welche dem Subjecte in der Darſtellung ein verſinnlichendes Prädicat beilegen.	195
94	b) Figuren, durch welche die ſtyliſtiſche Umgebung des Subjectsbegriffes verändert wird.	196
95	Klaſſifikation der Tropen.	204
96	a) Tropen, wodurch der Subjectsbegriff verändert wird.	205
97	b) Tropen, wo durch die Veränderung des Subjectsbegriffes auch die ganze ſtyliſtiſche Umgebung verändert wird.	209
98	Anhang zu der Lehre von den Figuren und Tropen.	212
99	β) Eigenſchaften des Styls in Betreff der ſchönen ſtyliſtiſchen Form.	213
100	Anhang zu den Principien für Korrectheit und Schönheit der Form; oder Lehre von dem Zuſammenhange der Korrectheit und Schönheit in den drei Schreibarten des Styls.	236
101	Die niedere Schreibart.	239
102	Die mittlere Schreibart.	241
103	Die höhere Schreibart.	244
104	Zugabe zu der Lehre von den drei Schreibarten.	247
105	Literatur der Aeſthetik, in ſo fern ſie hieher gehört.	249
106	Literatur der Rhetorik.	254
107	Literatur der Poetik.	258
108	Literatur der Theorie des Styls.	263

Zweiter Theil.

Empiriſche Sprachwiſſenſchaft.

109	Begriff derſelben.	268
110	Theile derſelben.	270
111	Angabe des Inhalts der allgemeinen empiriſchen Sprachwiſſenſchaft.	271
112	Angabe des Inhalts des beſondern Theils der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft.	271
113	A) Allgemeine empiriſche Sprachwiſſenſchaft.	272

		Seite
§. 114	a) Lehre von den in der Sprache vorhandenen Wörtern, nach ihrem Urſprunge und ihrer Gattung (Etymologie.)	273
115	Sprachgebrauch und Analogie.	274
116	Prüfung der Wörter in Beziehung auf Korrectheit und Schönheit. α) Sprachreinigkeit.	275
117	Fortſetzung.	279
118	Barbarismen.	286
119	1) Archaismen.	286
120	Fortſetzung.	288
121	2) Provinzialismen.	289
122	3) Ausländiſche Wörter.	291
123	Fortſetzung. α) Gelungene Verteutſchungen.	293
124	Fortſetzung. β) Verunglückte Ueberſetzungen.	296
125	Fortſetzung. γ) Nicht erſchöpfende Verteutſchungen.	305
126	Fortſetzung; Ausländiſche Wortfügungen.	307
127	Literatur, den Purismus betreffend.	309
128	4) Neologismen.	313
129	β) Sprachrichtigkeit. Solöcismen.	319
130	Fortſetzung.	320
131	b) Lehre von der Rechtſchreibung (Orthographie.)	322
132	Empiriſcher Urſprung der Orthographie.	324
133	Allgemeiner Maasſtab für die Orthographie.	327
134	Abſtammung der teutſchen Buchſtabenſchrift.	327
135	Grundſätze der teutſchen Orthographie.	329
136	Fortſetzung.	335
137	Literatur der Orthographie.	337
138	c) Lehre von dem empiriſchen Gebrauche der Redetheile.	444
139	α) Lehre von den Arten, den Merkmalen, der empiriſchen Geltung und Veränderung der Redetheile.	346
140	Empiriſcher Gebrauch des Subſtantivs.	347
141	Empiriſcher Gebrauch des Artikels.	354
142	Empiriſcher Gebrauch des Zahlworts.	356
143	Empiriſcher Gebrauch der Präpoſitionen.	357
144	a) Präpoſitionen, die mit dem Genitiv allein ſtehen.	359
145	b) Präpoſitionen, die mit dem Dativ allein ſtehen.	360

		Seite
§. 146	c) Präpoſitionen, die mit dem Genitiv und Dativ zugleich ſtehen.	360
147	d) Präpoſitionen, die mit dem Accuſativ allein ſtehen.	361
148	e) Präpoſitionen, die mit dem Dativ und Accuſativ zugleich ſtehen.	361
149	Empiriſcher Gebrauch des Pronomen.	362
150	Empiriſcher Gebrauch des Adjectivs.	364
151	Empiriſcher Gebrauch des Particips.	366
152	Empiriſcher Gebrauch des Verbum.	368
153	Flexion des Verbum.	372
154	א) Conjugation der Hülfswörter.	372
	A) Seyn.	
155	B) Werden.	374
156	C) Haben.	376
157	ב) Schema zur Conjugation der regelmäßigen Zeitwörter.	
	A) Activum.	378
158	B) Paſſivum.	379
159	Ueber die Conjugation der unregelmäßigen Zeitwörter.	381
160	Empiriſcher Gebrauch des Adverbium.	384
161	Fortſetzung.	386
162	Empiriſcher Gebrauch der Conjunction.	388
163	Empiriſcher Gebrauch der Interjection.	390
164	β) Lehre von der unmittelbaren empiriſchen Verbindung der Redetheile unter ſich ſelbſt (Rectionslehre.)	391
165	Fortſetzung.	392
166	γ) Lehre von der mittelbaren empiriſchen Verbindung der Redetheile zu kleinern oder größern ſtyliſtiſchen Ganzen, (Conſtructionslehre)	393
167	δ) Lehre von den grammatiſchen Figuren und der blos empiriſchen Interpunction.	395
168	Fortſetzung.	396
169	d) Lehre von der Ausſprache u. dem Sylbenmaaße; Orthophonie und Proſodie.	398
170	Orthophonie.	402
171	Der Accent, als das oberſte Princip der t. Proſodie.	405
172	Fortſetzung.	406
173	Urſprung des Accents.	410
174	Beſtimmung der Sylben nach dem Princip des Accents.	411
175	Abgeleitete Principien der teutſchen Proſodie.	413
176	Das Versmaas.	416

Seite

§. 177 Fortſetzung. 418
178 Der Reim. 422
179 Ueber das Verhältniß des Reims zu den entlehnten Sylbenmaaſen in der teutſchen Sprache. 427
180 Literatur der Proſodie. 431
181 Literatur der teutſchen Grammatik. 434
182 B) Beſondere empiriſche Sprachwiſſenſchaft. 446
183 1) Gattungen des proſaiſchen Stoffes. 447
184 Fortſetzung. 448
185 Forſetzung. 454
186 a) Der Geſchäftsſtsſtyl. 455
187 α) Klaſſ fication der Untergattungen des Geſchäftsſtyls. 456
188 β) Charakter des Geſchäftsſtyls. 459
189 Fortſetzung 460
190 Fortſetzung. Courtoiſie. 461
191 γ) Ueber die ſtyliſtiſchen Eigenſchaften, welche dem Geſchäftsſtyle zukommen. 464
192 δ) Gebrauch der drei Schreibarten im Geſchäftsſtyle, 465
193 ε) Literatur des Geſchäftsſtyls. 467
194 b) Der Briefſtyl. 469
195 α) Klaſſifikation der Untergattungen des Briefſtyls.
αα) Wohlſtandsbrief. 470
196 ββ) Empfindungsbrief. 475
197 γγ) Brief des Witzes und der Laune. 479
198 δδ) Belehrende (didactiſche) Briefe. 483
199 Ueber den Briefwechſel der Gelehrten. 487
200 Ueber den Briefwechſel der Frauenzimmer. 489
201 Ueber Dedicationen. 490
202 β) Charakter des Briefſtyls. 493
203 Fortſetzung. 495
204 γ) Ueber die Eigenſchaften, welche dem Briefſtyle zukommen müſſen. 498
205 δ) Gebrauch der drei Schreibarten im Briefſtyle. 503
206 ε) Literatur des Briefſtyls. 506
207 c) Der hiſtoriſche Styl. 511
208 Begriff der Geſchichte. 516
209 α) Allgemeinſte Klaſſifikation des hiſtoriſchen Styls. 518
210 αα) Untergattungen des beſchreibenden hiſtoriſchen Styls. 519
aa) Naturbeſchreibung. 519

Seite.

§. 211 bb) geographiſcher Styl. 521
212 ββ) Untergattungen des erzählenden hiſtoriſchen Styls.
aa) Naturgeſchichte; bb) Menſchengeſchichte. 522
213 γ) Entwickelung der Hauptbegriffe für die verſchiedenartigen Formen der Darſtellung des erzählenden Styls.
1) Die Erzählung. 525
214 2) Die Schilderung. 525
215 3) Die Biographie. 527
216 4) Die Charakteriſtik. 534
217 5) Die Anecdote. 535
218 6) Der lapidariſche Styl. 536
219 7) Die Specialgeſchichte. 537
220 Fortſetzung. Die Staatengeſchichte, als Theil der Specialgeſchichte. 539
221 Fortſetzung. Die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes, als Theil der Specialgeſchichte (Kulturgeſchichte.) 542
222 8) Die Univerſalgeſchichte, und die Geſchichte der Menſchheit. 546
223 Die hiſt. Kritik; die hiſtor. Hülfswiſſenſchaften; die hiſtoriſche Methode, u. das Detail der Bearbeitung der Menſchengeſchichte. 559
224 Die Epiſoden im hiſtoriſchen Style. 564
225 γ) Ueber die Eigenſchaften, welche dem hiſtoriſchen Style zukommen müſſen. 565
226 Fortſetzung. 567
227 δ) Gebrauch der drei Schreibarten im hiſtoriſchen Style. 571
228 ε) Literatur des hiſtoriſchen Styls. 572
229 d) Der didactiſche Styl. 592
230 Fortſetzung. 594
231 α) Untergattungen des didactiſchen Styls. 596
232 1) Der ſyſtematiſche Lehrſtyl. 597
233 2) Der kompendiariſche und epitomatoriſche Lehrſtyl. 602
234 3) Der erläuternde (commentirende) Lehrſtyl. 604
235 4) Der populäre Lehrſtyl. 606
236 5) Der oratoriſche Lehrſtyl. 610
237 Fortſetzung. 613
238 Fortſetzung. 613

		Seite
§. 239	6) Der dialectiſch-kritiſirende Lehrſtyl.	617
240	Fortſetzung.	619
241	β) Eigenſchaften, welche dem didactiſchen Style zukommen müſſen.	622
242	γ) Gebrauch der drei Schreibarten im didactiſchen Style.	625
243	Verhältniß der Beredſamkeit zur Proſa und Poeſie.	243
244	2) Gattungen des poetiſchen Stoffes.	244
245	a) Die lyriſche Form.	642
246	1) Das Lied.	245
247	2) Die Elegie.	649
248	3) Die Ode.	653
249	4) Die Hymne.	656
250	5) Die Dithyrambe.	657
251	6) Die Heroide.	658
252	7) Die Cantate.	659
253	8) Das Sonnet.	662
254	b) Die hiſtoriſche Form.	663
255	א) Hiſtoriſche Form im engern Sinne.	
	1) Die Fabel.	666
256	2) Die poetiſche Beſchreibung, (Naturgemälde.)	672
257	3) Die poetiſche Erzählung.	674
258	4) Das Heldengedicht (Epopöe.)	679
259	5) Die Romanze (und Ballade.)	685
260	6) Die Legende.	688
261	7) Der Roman.	690
262	ב) Die dramatiſche Poeſie.	702
263	1) Das Trauerſpiel.	708
264	Ueber den Chor in der Tragödie.	717
265	2) Das Luſtſpiel.	722
266	3) Das Schauſpiel.	727
267	4) Das Singſpiel.	730
268	α) Das Melodrama.	730
269	β) Die Operette.	731
270	γ) Die Oper.	732
271	5) Der Monolog.	734
272	c) Die didactiſche Form.	736
273	1) Das eigentliche Lehrgedicht.	738
274	2) Die Satyre.	741
275	d) Die gemiſchten poetiſchen Formen.	744
276	1) Die Idylle.	745
277	2) Die Allegorie.	751
278	3) Das Epigramm.	753

		Seite
§. 279	4) Der Dialog.	757
280	5) Die poetiſche Epiſtel.	761
281	6) Die Parodie und die Traveſtirung.	762
282	Literatur der teutſchen Poeſie.	766
283	Rückblick auf das ganze Werk.	

Verbeſſerungen.

S. 7 Z. 20 v. u. Lehrbuch ſt. Beſchreib. S. 24. Z. 28 v. o. Manſo ſt. Maaß S. 29 Z. 17 v. u pädagogiſche. S. 31 Z. 24 v. o. 87 Theile, ſt. 77 Th. S. 32 Z. 11 v. o. die allg. Halleſche L. Z. (Redacteur: Schütz) ſeit ꝛc. S. 37 Z. 9 v. o. dieſem. S. 46 Z. 2 v. u. articulirten. S. 47 Z. 16 v. o. begreifen. S. 47 Z. 19. v. o. Bezeichnung. S. 48 Z. 22 v. o. Aggregat. S. 52 Z. 16 v. o. Thatſachen. S. 69 Z. 14 v. o. Vorſtellungen. S. 69 Z. 20 v. o. der einzelnen. S. 71 Z. 4 v. o. ſo ſcheinen bei ꝛc. S. 79 Z. 1 v. u. folgt ſt. ſtellt. S. 89 Z. 9 v. o. an den Subſtanzen. S. 90 Z. 15 v. o. Sprachen. S. 90 Z. 28 v. o. Monboddo. S. 98 Z. 20 v. u. erhobenen. S. 98 Z. 14 v. u. Begriffes. S. 103 Z. 7 v. o. bezeichnen. S. 109 Z. 15 v. u. welchen das. S. 117 Z. 5 v. o. coordinirte. S 119 Z. 20. v. u. richtige. S. 119 Z. 6 v. u. ſtyliſtiſchen. S. 121 Z. 9 v. u. Urſache. S. 125 Z. 13 v. o. geſchwinnere. S. 126 Z. 9 v. o. So wie. S. 127 Z. 21 v. o conditionalen. S. 141 Z. 25 v. o. daß das S. 149 Z. 11 v. u. fällt das eine noch weg. S. 151 Z. 15 v. u. äſthetiſche. S. 154 Z. 26 v. u. muß nach! iſt ein Komma ſtehen. S. 155 Z 8 v. u. jenen. S. 159 Z. 25 v. u. der ſt. des. S. 170 Z. 4 v. o. Nach dieſer ꝛc. S. 178 Z. 10 v. u. Wiſſensw. ſt. Wiſſenſch. S. 180 Z. 15 v. u. in ſt. auf. S. 181 Z. 5 v. o. in ſeine. S. 195 Z. 10 v. o. ſchleierloſe. S. 198 Z 6. v. o. auſſer ſich. S. 201 Z 14 v. o. einen. S. 206 Z. 25 v. o. in einem. S. 207 Z. 16 v. o. 3) ſt. 2). S. 211. Z. 8. v. o. erblicken. S. 212 Z. 21. v. u. flehte ſt. flechte. S. 225 Z. 6 v. o. Th. 1, S. 330. S. 230 Z. 17 v. u. 24, ſ. 29. S. 253 Z. 23 v. o. des Wiſſensw. S. 253 Z. 2 v. u. Rohler. S. 255 Z 9 v. o. Manier ohngeachtet, S. 257 Z. 12 v. o. Wurz. S. 259 Z. 3 v. o. Proſodie. S. 259 Z. 16 v. u. philologiſche. S. 309 Z. 1. v. u. ſeinem. S. 311 Z. 2. v. u. und mit dem zehnten Theile geſchloſſen. S. 312 Z. 4 v. o. u. 1804 der zweite Theil. S 319 Z. 15 v. u. Solöcismen S 368. Z. 9. v. o. Seyn. S. 369 Z. 15 v. u. glanze. S. 370 Z. 15 v. u. Flexion. S. 411 Z. 6. v. o. quantitirenden. S. 416 Z. 2. v. o. Versmaas. S 435 Z. 6 v. o vnnd. S. 443 Z. 7 v. o. Gabeis. S. 447 Z 23 v. u. 1) ſtatt a. S. 455 Z. 7. v. u. a) ſt. 1) S 511 Z 5 v. o. väterliche. S. 511 Z. 10. v. o. F. ſt. J. S 513 Z. 1. v. u. hiſtoriſcher Darſtellungen. S. 535 Z. 23 v. u. origineller. S. 575 Z. 8 v. o. 8te Aufl. 1803. S. 577 Z. 17 v. u. Teutſchen S. 578 Z. 21 v. u. Pezzl. S. 581 Z. 3 v. u. ſt. 22 — 13 Bände. S. 582 Z. 8. v. o. N. A., 1804. S. 583 Z. 20 v. u. 6r Theil 1804. S. 586 Z. 23 v. u. Fiorillo. S. 590 Z. 5 v. o. Jan. S. 590 Z. 5 v. u. 4 Th. ſt. 3. S. 605 Z. 10 v. u. Parallelen. S. 622 Z. 5 v. o. Kriminalrecht. S. 655 Z. 5 v. u. ſt. Neures: Neuere. S. 734 Z. 18 v. o. Schiebeler.

Hiſtoriſche Einleitung.

§. 1.

Sprache.

Nur der Menſch ſpricht; denn nur er beſitzt neben den ſinnlichen Sprachwerkzeugen, um Laute und Töne zu bilden, die zu einer ewigen Perfectibilität beſtimmten drei Vermögen: das Vorſtellungs- Gefühls- und Begehrungsvermögen. Was wir die Sprache der Thiere nennen, iſt blos ein dunkler Ausdruck ſinnlicher Empfindungen und Zuſtände, der nothdürftig dazu hinreicht, daß ſich das Thier dem Thiere mittheilen kann. Nur wo Vernunft iſt, da iſt, im eigentlichen Sinne, Sprache; nur ein vernünftiges Weſen konnte die Sprache erfinden, und dieſelbe, bei der ebenmäßigen Ausbildung aller ihm einwohnenden Vermögen, allmählig vervollkommnen; nur die ausgebildete und gereifte Vernunft endlich vermag die Sprache zu einem harmoniſchen und vollendeten Ganzen, das zur Bezeichnung aller Abſtufungen und Schattirungen der erworbenen Kultur hinreicht, zu erheben.

Die Literatur zur Geſchichte vom Urſprunge der Sprache hat geſammlet:

J. S. Vater, in d. Verſuch einer allgemeinen Sprachlehre, Halle 1801, S. 277 — 287.

In hiſtoriſcher und philoſophiſcher Hinſicht verdienen über den Urſprung der Sprache verglichen zu werden:

J. C. Adelung, Urſprung der Sprache und Bildung der Wörter, in deſſen umſtändlichem Lehrgebäude der t. Sprache, Leipz. 1782, Th. 1, S. 177 ff. und deſſen Verſuch einer Geſchichte der Kultur des menſchl. Geſchlechts, N. A. Leipz. 1800.

J. G. Herder, Abh. über den Urſprung der Sprache. Preis-ſchrift, 2te Aufl. Berl. 1786.

(D. Tiedemann), Verſuch einer Erklärung des Urſprungs der Sprache. Riga 1772.

(J. N. Tetens), Ueber den Urſprung der Sprache und Schrift. Bützow 1772.

J. P. Süßmilch, Verſuch eines Beweiſes, daß die erſte Sprache ihren Urſprung nicht von Menſchen, ſondern von Gott erhalten habe. Berl. 1766.

Des *Broſſes*, Traité de la formation mechanique des langues et des principes phyſiques de l'Etymologie. 2 Theile, Paris 1765; überſetzt: Ueber Sprache und Schrift, von Hißmann. 2 Theile. Leipz. 1777.

I. Burnett, (Lord *Monboddo*) of the Origine and Progreſs of Language, 6 Theile, Edinb. 1773 ff. — überſetzt von C. A. Schmidt, Riga 1784, 2 Theile, mit Vorrede von Herder.

K. H. Jobel, Gedanken über die verſchiednen Meinungen der Gelehrten vom Urſprunge der Sprachen. Frankfurt 1773.

I. Beattie, The Theory of Language, in 2 parts; p. 1, of the origine and general Nature of Speach; p. 2 of univerſal Grammar. Lond. 1788. (N. A.) Ueberſetzt: Beattie Theorie der Sprache, oder der kritiſchen und moraliſchen Abhandlungen, 3ter Theil, Gött. 1790.

H. A. Franke, de origine linguae primaevae humana, 3 Programmen, Erf. 1785 ff.

C. Michaeler, de origine linguae tum primaria tum et ſpeciali, Vind. 1788.

A. J. Dorſch, Philoſophiſche Geſchichte der Sprache und Schrift, Mainz 1791.

Mackenſen, Ueber den Urſprung der Sprache, in d. Beitr. zur Beförd. ꝛc. Braunſchw. St. 7, S. 65 ff.

J. G. Fichte, von der Sprachfähigkeit und dem Urſprunge der Sprache, in Niethammers philoſ. Journal v. J. 1795, 3 Heft, S. 255 ff. und 4s Heft S. 287 — 326.

F. J. Forberg, Ueber den Urſprung der Sprache, in Niethammers philoſ. Journ. v. J. 1795, 10s Heft, S. 133 — 160.

Ueber den Urſprung der Sprache und die Bildung der Sprachen, in J. S. Vater Verſuch einer allgemeinen Sprachlehre, S. 29 — 134.

K. H. L. Pölitz, Hiſtoriſche Darſtellung des Ganges der Bildung der Sprachen überhaupt, in deſſen Elementarbuch des Wiſſenswürdigſten und Unentbehrlichſten aus der t. Sprache, Görlitz 1802, S. 31 ff.

Ueber die Thierſprache:

Philoſophiſcher Zeitvertreib über die Thierſprache. A. d. Franz. Frankf. und Leipz. 1748.

K. Ph. Moritz, Ueber die Thierſprache, im teutſchen Muſeum, v. J. 1781.

J. S. Vater, Ueberſicht des Neueſten, was für Philoſophie der Sprache in Teutſchland gethan worden iſt. Gotha, 1799, S. 3—6.

§. 2.

Ausbildung der Sprache.

Die Geſchichte der Ausbildung der **Individuen** und ganzer **Völker** beſtätiget dieſe Behauptung. Das Kind ahmt zwar die Töne der Erwachſenen nach; aber mehrere Jahre hindurch bleibt ſeine Sprache unzuſammenhängend und unbeſtimmt. Bei rohen Völkern erhält ſich dieſe Armuth und Unbeſtimmtheit der Sprache bis in die Zeiten, wo ſie durch Verhältniſſe und Umſtände civiliſirt werden; eben ſo bleibt bei unzähligen Menſchen aus den niedern Ständen die Sprache in jenem unvollkommnen Zuſtande während ihres ganzen Lebens. Nur wenn ſich die höhern Bedürfniſſe entwickeln; wenn Noth oder Zufall, Egoismus oder Wohlwollen die Menſchen einander näher bringt; wenn der Verkehr und die Verbindung der Völker ſich erweitert, und der Umtauſch von Producten auch den Umtauſch der Ideen befördert; wenn Sinn für Wiſſenſchaft und Kunſt ſich entfaltet; wenn die Erziehung im Einzelnen und im Ganzen größere Fortſchritte macht; mit einem Worte, nur, wenn Individuen und Völker zur höhern **phyſiſchen**, **intellectuellen**, **äſthetiſchen** und **moraliſchen Reife** gelangen, erhebt ſich auch allmählig die Sprache zu weiterem Umfange, zu größerer Beſtimmtheit, zur grammatiſchen und logiſchen Korrectheit, zum Wohlklange, und zur vollendetern Darſtellung aller wahrgenommenen ſinnlichen und geiſtigen Eindrücke und Zuſtände, — überhaupt: **zur höhern Vollkommenheit.**

L. Wachler, Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Literatur, Th. 1, S. 73 f. Lemgo 1793.

J. C. Gottſched, teutſche Sprachkunſt, 6ſte Aufl. (1776) S. 14 ff.

J. C. Adelung, teutſche Sprachlehre für Schulen, §. 4 (3te Aufl. Berl. 1795).

J. Kant, über Pädagogik, herausg. v. Rink. Königsb. 1803, S. 15 f.

§. 3.
Fortſetzung.

Wie es mit den Individuen in Hinſicht auf die Ausbildung der Sprache beſchaffen iſt; ſo iſt es auch mit den Völkern. Je näher das menſchliche Geſchlecht ſeinem Urſprunge auf dem Erdboden ſtand; deſto unvollkommner und mangelhafter war ſeine Sprache. Man darf die Sprachen des fernſten Alterthums nur etwas kennen, um in ihnen jene Dürftigkeit und Mangelhaftigkeit zu entdecken, die ſie keine Vergleichung mit der Sprache der Griechen und Römer, und, nächſt dieſen, mit den neuern Sprachen der kultivirten Völker aushalten läßt.

Ein großer Schritt vorwärts zur Ausbildung und Vervollkommnung der Sprachen war zwar die **Erfindung der Buchſtabenſchrift.** Um aber der Kultur der Sprache die freieſte und höchſte Richtung zu geben; um alles Große, Gute und Nützliche, das von Menſchen gedacht wird und mittheilbar iſt, ſchneller zu verbreiten, und auf immer vor dem Untergange zu bewahren, und die entfernteſten Völker, ſo wie die verſchiedenſten Generationen der ablaufenden Jahrhunderte durch ein gemeinſames Band zu umſchließen, mußte die **Erfindung und Vervollkommnung der Buchdruckerkunſt** der Schlußſtein des Ganzen werden.

Nun erſt war es möglich, daß die Sprache eines über einen großen Erdſtrich ausgebreiteten Volkes Einheit und Symmetrie bekam; nun erſt konnte aus den Dialecten der verſchiedenen Provinzen eine Schriftſprache hervorgehen, welche ſich frei erhielt von der Ausdrucksart des gemeinen Mannes, und welche in den Händen der Dichter und Philoſophen, und überhaupt der Schriftſteller einer in der Kultur fortſchreitenden Nation, eben ſo ſicher und eben ſo lange fortſchritt, als die Nation ſelbſt im Fortſchreiten begriffen war. — Sinken die Nationen; ſo ſinken auch die Sprachen derſelben. Der Genius unſers Geſchlechts

hat dieſe traurige Erſcheinung den beiden kultivirteſten Völkern des Alterthums nicht erlaſſen können; möchten doch die jetzt exiſtirenden Völker nie vergeſſen, von dem Fortſchritte oder Rückgange ihrer Sprache auf ihre geſammte Kultur zu ſchließen!

S. F. G. Wahl, allgemeine Geſchichte der morgenländiſchen Sprache und Literatur ꝛc. Leipz. 1784.

S. S. Witte, über die Bildung der Schriftſprache, Roſtock 1799.

K. G. Anton, Analogie der Sprachen, Leipz. 1773.

J. C. Vollbeding, Stammtafel aller Sprachen, Berl. 1802.

T. G. Voigtel, de conſenſu linguarum, Hal. 1796.

J. L. Hug, die Erfindung der Buchſtabenſchrift, Ulm 1801.

C. W. Büttner, Vergleichungstafeln der Schriftarten verſchiedener Völker, 16 Stück mit Kupfern, Göttingen 1771.

A. J. Dorſch, über die ſymboliſche Vorſtellung und Wortſprache, Frankf. 1790.

I. C. Hoffbauer tentamina ſemiologica, ſ. quaedam generalem theoriam ſignorum ſpectantia. Hal. 1789.

J. C. Adelung, Beweis der fortſchreitenden Kultur des menſchlichen Geiſtes aus der Vergleichung der ältern Sprachen mit den neuern; in deſſen Magaz. f. t. Sprache, 1 B. 2 St. S. 9 ff.

J. G. Büſch, gewinnt ein Volk in der Aufklärung, wenn ſeine Sprache univerſell wird? Berl. 1786.

J. G. J. Breitkopf, über die Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt. Leipz. 1779.

Derſelbe, Verſuch, den Urſprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers und den Anfang der Holzſchneidekunſt in Europa zu erforſchen, 2 Theile. Der erſte: Leipz. 1784; der zweite herausgegeb. v. Roch. Leipz. 1801.

Denis, Einleitung zur Bücherkunde, Th. 1, S. 90 ff.

C. J. Bouginé, Handbuch der allgem. Literargeſchichte, Th. 1, S. 37 ff.

§. 4.

Teutſche Sprache.

Die ewigen Geſetze, an welche die Natur die Entwickelung aller Völker und ihrer Sprachen gebunden hat, entdecken wir auch in dem Gange der Ausbildung der teutſchen Sprache. — Roh und ohne Bildung waren die Horden geweſen, die, während daß in Griechenland und Italien Künſte und Wiſſenſchaften blühten,

über die aſiatiſchen Grenzflüſſe gingen, und das mittlere und nördliche Europa allmählig bevölkerten. Zwar iſt jener lange Zeitraum ihres Aufenthalts in Europa, bis ſie den Römern näher bekannt wurden, für die Geſchichte verloren; aber als kräftige und muthige Völkerſtämme lernten ſie die Römer in der Folge am Rheine und an der Donau kennen, und zugleich von einem Freiheitsgefühle beſeelt, welchem, nach einem zweideutigen Kampfe durch einige Jahrhunderte hindurch, zuletzt der römiſche Adler unterlag. Der große Tag im Teutoburger Walde war nur das Vorſpiel der nachfolgenden entſcheidenden Ereigniſſe, an welchen die Tapferkeit der Teutſchen eben ſo großen Antheil hatte, wie die allmählige Verweichlichung der Römer, das Sinken der Verfaſſung derſelben, und die oft ſo elende Regierung ihrer Imperatoren. — Rom mußte endlich ſeine entferntern Provinzen aufgeben. **Britannien, Gallien, Hiſpanien, Afrika** wurden von teutſchen Völkerſchaften beſetzt; ſchon oft war Italien und Rom ſelbſt von teutſchen Horden überfallen und verwüſtet worden; im Jahre 476 nach Chriſti Geburt entthronte ein Teutſcher den letzten Schattenkaiſer Roms. — Hatte ſchon die Sprache der Römer ſeit der Zeit des Sinkens ihrer Sitten und ihrer Staatsverfaſſung viel von ihrer ehemaligen Reinheit und Schönheit verloren; wie groß waren nun die Veränderungen, die ſie erlitt, als die Sprache der Sieger mit derſelben amalgamirt wurde?

Nur in dem eigentlichen Teutſchland, das roh, unabhängig und frei blieb, blieb auch die **urſprüngliche** teutſche Sprache am meiſten vor fremden Eindrücken bewahrt, und ging bei jedem teutſchen Hauptvolke (bei den Sachſen, Franken, Bayern ꝛc.) einen eignen Gang ihrer Ausbildung; nur daß ſie das allgemeine Gepräge des Volkes ſelbſt behielt, Armuth, Unvollkommenheit und Rauheit. Karls des Großen kühne Idee, alle Völker germaniſcher Abkunft zu Einem politiſchen Ganzen zu verbinden, und durch Sprache, Religion, beſſere Sitten und beſſere Verfaſſung zur Civiliſation zu bringen, hätte

für die Sprache die wohlthätigſten Folgen haben müſſen, wenn auf ſeine Nachfolger ſein Geiſt und ſeine Kraft übergegangen, und ſein großes Reich, zu einer conſolidirten Maſſe vereiniget, vor den gewaltſamen politiſchen Stürmen des neunten und zehnten Jahrhunderts bewahrt geblieben wäre.

Da eine allgemeine teutſche Sprachkunde mehr die Abſicht hat, das Gegenwärtige als das ehemalige Gebiet der teutſchen Sprache darzuſtellen, und ſich der hiſtoriſchen Rückſichten blos deshalb bedient, um zu zeigen, wie unſre Sprache ſich allmählig entwickelt, und welche Stufen und Grade der Kultur ſie in dem Laufe der Jahrhunderte durchgangen hat; ſo darf hier hauptſächlich nur, nächſt der Beſtätigung des Satzes: daß die teutſche Sprache eine urſprüngliche und keine abgeleitete ſey, auf dieſe Reſultate aufmerkſam gemacht werden.

Im Allgemeinen gehören hieher:

J. C. Adelung, über die Geſchichte der teutſchen Sprache, über teutſche Mundarten und teutſche Sprachlehre. Leipz. 1781. (S. 14—45) —

J. J. Eſchenburg, Beſchreib. der Wiſſenſchaftskunde, Berl. 1792. S. 28. ff.

L. Wachler, Geſchichte der Lit. Th. 2. S. 7. f. S. 67. S. 79. ff.

E. F. Koch, Grundriß einer Geſchichte der Sprache und Literatur der Teutſchen von den älteſten Zeiten bis auf Leſſings Tod. 2 Theile. Berl. 1795 und 1798. (noch unvollendet.)

Lauterbach, de originibus linguae germanicae, Ien. 1689.

C. G. Walter, kurzgefaßte Geſchichte der teutſch. Sprache. Stettin 1782.

J. H. Els, von den Schickſalen der teutſchen Sprache. Magdeb. 1767.

Eine kurze Geſchichte der teutſchen Sprache in: Höfers Volksſprache in Oeſtreich, (Wien 1800) S. 10. ff. vergl. K. G. Anton, Geſchichte der teutſchen Landwirthſchaft. 3 Theile.

J. F. A. Kinderling, von dem Urſprunge der teutſchen und beſonders der niederſächſiſchen Sprache in der (klaſſiſchen) Geſchichte der niederſächſiſchen oder ſogenannten plattteutſchen Sprache (Magdeb. 1800). S. 9 ff.

Wo die verſchiednen, oft ſeltſamen Meinungen der Gelehrten

von dem Urſprunge der teutſchen Sprache geprüft, und die dahin gehörenden Schriften angeführt ſind.

Noch immer erwartet das Publikum die von Adelung ſchon im Jahr 1781 verſprochene Geſchichte der teutſchen Sprache; bis dahin muß man mit eignen Sammlungen folgende Ueberſichten benutzen.

El. Caſp. Reichard, Verſuch einer Geſchichte der teutſchen Sprachkunſt. Hamburg 1747.

Er vereinigt mit vielem Fleiße ein geſundes, obgleich nicht immer durch Kritik geleitetes Urtheil. Zu dem philoſophiſchen Standpuncte, aus welchem die Geſchichte der allmähligen Ausbildung einer Sprache gefaßt und nach den verſchiedenen Kulturperioden des Volkes ſelbſt, ſo wie nach den aus jeder Periode noch vorhandenen literariſchen Denkmälern dargeſtellt werden muß, hat er ſich freylich nicht erhoben; ſondern vielmehr nur in chronologiſcher Ordnung und mit gemäßigtem Urtheile, wiewohl mit ermüdender Weitſchweifigkeit, die erſchienenen Anweiſungen zur Orthographie, Grammatik, Proſodie, Poeſie ꝛc. aufgeführt. — — Berichtigend und ergänzend, doch mit ſchärferem Urtheile, iſt der 29ſte Brief von Herder, in deſſen Briefen die teutſche Sprache betreffend, fünfter Theil, S. 127. ff. Berl. 1771. —

Als Ergänzung zu dieſen beiden muß verglichen werden:

J. C. C. Rüdiger, Ueberſicht der neuern Literatur der teutſchen Sprache ſeit Gottſched, in deſſen neueſtem Zuwachs ꝛc. St. 4. S. 3. ff. (Leipz. 1785)

Ueber den celtiſchen Urſprung derſelben, und ihr Verhältniß zu den andern europ. Sprachen:

G. C. Kirchmaier, Diſp. de lingua vetuſtiſſima Europae Scytho-celtica et Gothica. (Vit. 1686). Vorher ſchon ſchrieb er (1667) de linguae teutonicae aetatibus.

Dan. Georg Morhof, Unterricht von der teutſchen Sprache und Poeſie, deren (celtiſchen) Urſprunge, Fortgange und Lehrſätzen, ſammt deſſen t. Gedichten. Kiel 1682. Die dritte Auflage von deſſen Sohne, Lübeck 1718.

Er handelt in der erſten Abtheilung: von der teutſchen Sprache überhaupt; von der Vortrefflichkeit und dem Alterthume derſelben; daß ſie älter ſey, als die griechiſche und lateiniſche; daß dieſe beiden Sprachen von derſelben abſtammen, und ſucht die Gründe für dieſe Behauptung in der Vergleichung der Wörter.

M. Caſaubonus, Commentatio de quatuor linguis (Lond. 1650). Der erſte Theil derſelben handelt mit einem großen

Aufwande von Gelehrſamkeit: de lingua hebraica et anglica vetere ſive ſaxonica, ejusque cum graeca cognatione.

Joh. Conr. Wakii kurze Anzeigung, wie nehmlich die uralte teutſch. Sprache meiſtentheils ihren Urſprung aus dem Celtiſchen oder Chaldäiſchen habe ꝛc. Regensb. 1733.

G. W. v. Leibnitz, collectanea etymologica, illuſtrationi linguarum veteris celticae, germanicae, gallicae, aliarumque inſervientia. 2 Theile, herausg. von Eccard. Hannov. 1717.

I. G. de Eccard, hiſtoria ſtudii etymologici lingu. germ. Hanov. 1717.

J. A. Egenolf, Hiſtorie der teutſchen Sprache, 2 Theile, Leipz. 1716 und 1720. Er gab auch heraus: *Val. Ern. Loeſcheri* Literato rem Celtam, ſeu de excolenda literatura europaea occidentali et ſeptentrionali conſilium et conatum. Lipſ. 1726.

J. Jhre, Gloſſarium Suio-Gothicum, in quo tam hodierno uſu frequentata verba, quam antiqua proferuntur. 2 Tom. Upſal. 1770.

Car. Michaeler, Tabulae paralellae antiquiſſimarum teutonicae linguae dialectorum Moeſo-Gothicae, Franco-Theotiſcae, Anglo-Saxonicae, Runicae et Islandicae &c. Jnſpruck 1776. vergl. die Rec. von Adelung in deſſen Mag. für t. Spr. 1 B. 1 St. S. 103. ff.

Pelloutier, älteſte Geſchichte der Celten, inſonderheit der Gallier und Teutſchen, aus dem Franz. von Purmann. 2 Theile, Frankf. 1777.

J. C. C. Rüdiger, über die Völkerſtämme und celtiſchen Namen in Teutſchland, in der 2ten Ausgabe des erſten Stücks v. ſ. neueſtem Zuwachs der teutſch fremden und allgem. Sprachkunde, Halle 1796, und deſſen Grundriß einer Geſch. der menſchl. Sprache, Th. 1. Leipz. 1782.

K. D. Hüllmann, hiſtoriſch-etymologiſcher Verſuch über den keltiſch-germaniſchen Volksſtamm. Berl. 1798.

I. Clauberg, ars etymologica Teutonum e philoſophiae fontibus derivata, i. e. via germanicarum vocum et origines et praeſtantiam detegendi. Duisb. 1663. (beſchäftiget ſich hauptſächlich mit Etymologie.)

C. Gruebel, diſſert. de lingua Germanorum veteri et hodierna, Jen. 1670.

G. C. Peisker, index de vernaculae linguae et rerum germanicarum ſignificatione, pro graecae ac germanicae linguae analogia. Lipſ. 1685.

I. L. Praſch, diſſ. de origine germanica latinae linguae, Ratisb. 1686.

G. H. Urſinus, Onomaſticon germanico-graecum, vocum

germanicarum et graecarum, plerumque etiam conſpirantium cum his latinarum harmoniam exhibens. Ratisb. 1690. (Praſch war Mitarbeiter.)

I. G. Schottel, horrendum bellum grammaticale Teutonum antiquiſſimorum. Braunſchw. 1673.

(Wo er den Beweis führen will, daß die itzige teutſche Sprache eben dieſelbe ſey, welche vor 2 bis 3000 Jahren ſchon in Teutſchland geredet worden ſey.)

P. F. Suhm, Symbolae ad literaturam teut. antiquiorem. Hafn. 1786.

Fulda, über die beyden Hauptdialecte der teutſchen Sprache, eine Preisſchrift. Leipz. 1773.

J. P. Willenbücher, praktiſche Anweiſung zur Kenntniß der Hauptveränderungen und Mundarten der teutſchen Sprache von den älteſten Zeiten bis ins 14te Jahrh. Leipzig 1789.

Von der gothiſchen Sprache: J. R. Forſter, Geſchichte der Entdeckung der Schiffahrt im Norden. S. 192. ff. Frankf. 1784

G. D. Wiarda, Geſchichte der ausgeſtorbenen altfrieſiſchen oder ſächſiſchen Sprache. Aurich 1784.

(Ueber Oſſians Geſänge in der alten celtiſchen Sprache, Macphersons Samml. derſelben (London 1776), Denis Ueberſetzung derſelben, (nebſt Sineds Liedern) Wien 1784. 4 Th. und Eſchenburg und Gurlitt über denſelben).

Schriftſprache erhielten die teutſchen Möſogothen zuerſt zu Ulphilas Zeiten, (im 5ten Jahrh.) die übrigen teutſchen Völkerſchaften ſpäter; zuerſt die Angelſachſen gegen das Ende das 6ten, oder Anfang des 7ten Jahrhunderts; dann die Franken und Sachſen unter Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen. —

Der Streit über die Dialecte der teutſchen Sprache verdiente, nach Fuldas, Adelungs und anderer Unterſuchungen, eine völlig unpartheyiſche, das bisher Geſammelte planmäßig verarbeitende, Prüfung. — Rinderling (Geſch. der nied. Sprache S. 24. f.) ſcheint dieſen Gegenſtand am richtigſten zu faſſen. Bei der Abſonderung (der früher an den Ausflüſſen der Donau verweilenden beyden Hauptvölkerſtämme, die ſich dann über Germanien und über den europäiſchen Norden verbreiteten) bildeten ſich zwey Hauptmundarten, eine weichere und eine härtere. Beyde ſind zwar durch mannigfaltige Vermiſchung und Verſetzung der verſchiedenen Völkerſtämme über ganz Teutſchland verbreitet, aber die härtere iſt nach und nach in dem ſüdlichen Theile Teutſchlands, im Oeſtreichiſchen, Bayerſchen, Fränkiſchen, Schwäbiſchen, Oberrheiniſchen, auch zum Theile im Oberſächſiſchen herrſchend geworden, weil dieſe Länder vermuthlich von der einen Horde bevölkert worden ſind. Die

weichere Mundart iſt im Niederſächſiſchen, Weſtphäliſchen, Niederrheiniſchen und in ganz Belgien verbreitet. — Aus der härtern Mundart bildete ſich beſonders das Gothiſche, das Fränkiſche, und überhaupt das Oberteutſche mit ſeinen verſchiednen Mundarten. Aus der weichern Mundart bildete ſich das Angelſächſiſche, das Altfrieſiſche, Niederländiſche und Isländiſche. Aus der Vermiſchung beider entſtand zunächſt das Däniſche, Schwediſche und Norwegiſche, und nach und nach auch das Hochteutſche.„—

Obgleich die Bereicherung der hochteutſchen (oder Schrift-) Sprache aus den in den Idioticis geſammelten Provinzialismen nicht bedeutend ſeyn wird, ſo iſt es doch ein günſtiges Zeichen für die neubelebte Sprachforſchung, daß wir bereits ſchon ſo viele vollſtändige Idiotica beſitzen, und daß in mehreren Zeitſchriften, beſonders in dem zu zeitig eingegangnen Journal von und für Teutſchland einzelne Sammlungen von Provinzialiſmen aus mehrern Gegenden Teutſchlands gefunden werden. — Im Allgemeinen verdient hier Adelungs Abh. verglichen zu werden: Literat. der teutſch. Mundarten (in deſſen Magazin für teutſche Sprach. 1 B. 2 St. S. 44. ff.) ob ſie gleich nur bis zum J. 1782 reicht.

Zur härtern teutſchen Mundart gehören folgende Sammlungen:

Oberſächſiſches Idiotikon, in Rüdigers neueſtem Zuwachs ꝛc. St. 2. S. 60. ff.

Thüringiſches Idiotikon, von Winkler, in den ſächſiſchen Provinzialblättern, von den Jahren 1801 und 1802.

W. F. H. Reinwald, Hennebergiſches Idiotikon, od. Sammlung der in der gefürſteten Grafſchaft Henneberg gebräuchlichen Idiotiſmen, mit etymologiſchen Anmerkungen und Vergleichungen andrer alten und neuen germaniſchen Dialekte. Berl. 1793.

A. Zaupſer, Verſuch eines bayriſchen und oberpfälziſchen Idiotikons. Nebſt grammatiſchen Bemerkungen über dieſe zwo Mundarten und einer kleinen Sammlung von Sprüchwörtern und Volksliedern. München 1789. und Nachleſe dazu.

M. Höfer, die Volksſprache in Oeſtreich, vorzüglich ob der Ens, nach ihrer innerlichen Verfaſſung und in Vergleichung mit andern Sprachen. Wien 1800. (Das Oeſtreichiſche iſt eine Abart des Bayriſchen).

de Luca, von den Mundarten in Tyrol, in Adelungs Magazin für teutſche Sprach. 2 B. 1 St. S. 100. ff.

Johann Seyverts Nachricht von der ſiebenbürgiſchen Sprache, im 3ten Stücke des Ungariſchen Magazins.

J. C. Schmid, Verſuch eines ſchwäbiſchen Idiotikon, oder Sammlung der in verſchiednen ſchwäbiſchen Ländern und Städ-

ten gebräuchlichen Idiotismen, mit etymologiſchen Anmerkungen (Berl. ohne Jahrzahl, aber 1795). Oberſchwäbiſche Wörter in den Beytr. zur krit. Hiſtorie der teutſch. Sprache, 5 B. S. 277. ff.

Gräters Schwäbiſchhalliſches Idiotikon, in Rüdigers neueſtem Zuwachs ꝛc. St. 5. S. 134. ff.

K. Ch. L. Schmidt, Weſterwäldiſches Idiotikon, oder Sammlung der auf dem Weſterwalde gebräuchlichen Idiotismen, mit etymologiſchen Anmerkungen und mit der Vergleichung andrer alten und neuen germaniſchen Dialekte. Hadamar, 1798.

Sammlung von Schwäbiſchen, Augsburgiſchen, Ulmiſchen, Salzburgiſchen, Schweizeriſchen, Hennebergiſchen, Hohenlohiſchen Pfälziſchen ꝛc. Idiotismen in mehrern Jahrgängen des Journals von und für Teutſchland.

Probe von Nürnbergiſchen Provinzialwörtern, im teutſchen Muſeum 1781. St. 11. S. 457 ff.

Zur weichern Mundart gehören folgende Sammlungen:

Mich. Richey, Idioticon Hamburgenſe, oder Wörterbuch zur Erklärung der eignen in und um Hamburg gebräuchlichen niederſächſiſchen Mundart. 2te Aufl. Hamb. 1755. — Daran iſt S. 405. ff. H. F. Zieglers Sammlung dithmarſiſcher Wörter.

(J. H. Tiling,) Verſuch eines bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuchs, 5 Theile, Bremen 1767 — 1771. (iſt ein ziemlich vollſtändiges niederteutſches Idiotikon.)

J. C. Strodtmann, Idioticon Osnabrugenſe. Leipzig und Alt. 1756.

Müller, Weſtphäliſche Idiotika aus der Grafſchaft Diepholz, in den Annalen der Braunſchweig-Lüneburgiſchen Churlande, vom Jahr 1794, St. 4.

Th. D. Wiarda, altfrieſiſches Wörterbuch. 1786.

J. F. Schütze, Holſteiniſches Idiotikon, ein Beitrag zur Volksſittengeſchichte; oder Sammlung plattteutſcher, alter und neugebildeter Wörter, Wortformen, Redensarten, Volkswitzes, Sprüchwörter, Spruchreime, Wiegenlieder, Anekdoten, und aus dem Sprachſchatze erklärter Sitten, Gebräuche, Spiele, Feſte der alten und neuen Holſteiner. 2 Theile. Hamb. 1800 u. 1801; noch unvollendet; dieſe beiden Theile gehen von A — K.

J. C. Dähnert, Plattteutſches Wörterbuch nach der alten und neuen Pommerſchen und Rügiſchen Mundart. Stralſund 1781.

J. G. Bock, Idioticon pruſſicum, oder Entwurf eines preußiſchen Wörterbuches. Königsb. 1759. (meiſtens aus den niederſächſiſchen Mundarten.)

G. E. S. Hennig, preußiſches Wörterbuch. Königsb. 1785.

J. G. Berndt, Verſuch zu einem ſchleſiſchen Idiotikon, nebſt einer großen Anzahl anderer veralteten Wörter, welche in Documenten und ſonderlich bey alten ſchleſiſchen Dichtern angetroffen werden. Stendal 1787.

Allgemeine Idiotikenſammlungen:

Popowitſch, Verſuch einer Vereinigung der Mundarten von Teutſchland, als eine Einleitung zu einem vollſtändigen teutſchen Wörterbuche, Wien 1780 (erſchien nach dem Tode des Verfaſſers.)

F. C. Fulda, Verſuch einer allgemeinen teutſchen Idiotikenſammlung, Berl. 1788.

A. v. Klein, teutſches Provinzialwörterbuch. 2 Theile, Frankfurt 1792.

J. F. Heynatz, über das Sammlen der Idiotismen, oder landſchaftlicher Eigenheiten; in deſſen N. Beitr. zur Verbeſſerung der teutſchen Sprache. 1 St. S. 98. ff.

Langer Streit zwiſchen Adelung und andern über Hochteutſch. Wenn man vielleicht auf beyden Seiten zu weit gegangen seyn ſollte; ſo dürfte das Reſultat am ſicherſten ſeyn, nach welchem unter dem Hochteutſchen kein beſonderer, irgend einer teutſchen Provinz ausſchließend eigenthümlicher, Dialect, ſondern die von den beſten Schriftſtellern der Nation allmählig ausgebildete und von Provinzialismen gereinigte Schriftſprache verſtanden wird, an welcher aber, ob ſich gleich die Spuren beyder Hauptmundarten nicht ganz in derſelben verkennen laſſen, dennoch ſeit Luthers Bibelüberſetzung die oberſächſiſche ausgebildete Mundart den nächſten Antheil hat.

Man kann vergleichen:

J. C. Adelung, was iſt hochteutſch: in deſſen Magazin für teutſche Spr. 1 B. 1 St. S. 1. ff. und Ebenderſelbe, ebend. S. 32. ff. von der nieder- hochteutſchen Mundart, und von oberſächſiſchen Sprachfehlern. — Gegen Adelung erklärte ſich: was iſt hochteutſch? im teutſchen Merkur 1782, Nov. u. Dec. — Adelungs Antwort, im Mag. f. teutſch. Spr. 1 B. 4 St. S.

79. ff. und deſſelben geſammlete Zeugniſſe für die hochteutſche Mundart, im Mag. 2 B. 1 St. S. 3. ff. und fernere Geſchichte der Frage: Was iſt hochteuſch? Mag 2 B. 4 St. S. 138 ff. — Ueber das Verhältniß der hochteutſchen Sprache und oberſächſiſchen Mundart, in Rüdigers neueſtem Zuwachs ꝛc. St. 2. S. 1. ff. — J. H. Campe, was iſt hochteutſch? in den Beitr. zu Bef. 1 St. S. 145 ff. und Fortſetzung, St. 2. S. 99. ff.

§. 5.

Fortſetzung.

Karl der Große hatte die Kultur ſeiner Nation zum Theil an die Kultivirung der teutſchen Sprache geknüpft; er verordnete Predigten in teutſcher Sprache; er gab den Monaten und Winden teutſche Namen, und ſoll auch ſelbſt, nach Eginhards Bericht, an einer teutſchen Sprachlehre gearbeitet haben. — Die Zöglinge, welche aus ſeiner Hofakademie ausgingen, nahmen von daher den wiſſenſchaftlichen Sinn mit, und belebten den Fleiß, wenn gleich nicht immer den Geſchmack in den neugeſtifteten Kloſterſchulen. Die Gelehrſamkeit ward erneuert; aber freilich als Angelegenheit der Schule von dem wirklichen Leben entfernt. Die Logik war, in Ermangelung der Objecte aus der wirklichen Welt, von welchen ſie ihre Beiſpiele hätte entlehnen ſollen, eine unfruchtbare Dialectik. — Karls des Großen jüngſter Enkel erhielt im Vertrag zu Verdün (843) Teutſchland als eignes Reich, und bald ging dieſes Reich, nach dem Erlöſchen der Karolinger in Teutſchland (911), ſeine eigne, wiewohl langſame Bahn zur Kultur. Stürmiſche Zeiten unter dem ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſerhauſe; Kämpfe mit den Ungarn, mit den Slaven, die den Oſten von Europa bis an die Elbe beſetzt hatten, mit den aufrühreriſchen Italienern, mit Griechen und Normännern, und mit der ſich unter Hildebrand begründenden Hierarchie; die Anfänge der Kreuzzüge, und die heilige Wuth, mit der man an denſelben Theil nahm; dies alles brachte die teutſche Nation nicht vorwärts. Der Rittergeiſt bildete ſich zwar aus; aber nur

erſt in dem Zeitalter der Kreuzzüge konnte die Dichtkunſt ſich etwas erheben, als ſie ihren abentheuerlichen Stoff aus den Thaten der damaligen Heroen entlehnte, die doch in Aſien andere Sitten und Gebräuche, andere Menſchen, und neue, bis dahin noch nicht gefühlte Bedürfniſſe kennen gelernt hatten. --- Vom ſüdlichen Frankreich aus kam dieſer Dichtergeiſt (die Ritterpoeſie) ins ſüdliche Teutſchland. Die hohenſtaufiſchen Kaiſer wirkten durch ihr eignes Beiſpiel mächtig auf den Geiſt der noch unbehülflichen Nation; die oberteutſche Mundart ward bald, in der Nähe dieſes kultivirten Kaiſerhofes, die gebildeteſte und ſiegende in Teutſchland; aber ſchon war jener erſte beſſere Geiſt der teutſchen auflebenden Dichtkunſt etwas ausgeartet, als mit dem Tode Konrads 4 der Rückfall in die vorige Verwilderung das Licht der Wiſſenſchaften verdunkelte, bis nach der ſpätern Beruhigung Teutſchlands wieder beſſere Zeiten kamen.

L. Meiſter, Hauptepochen der teutſchen Sprache ſeit dem 8ten Jahrhunderte, (oder 1ſter und 2ter Theil der Schriften der churpfälziſchen Geſellſch. in Mannheim.)

(L. Meiſter) Beiträge zu d. Geſchich. der teutſch. Sprache und Nationalliteratur. (London) Zürich 1777.

W. Peterſen, welches ſind die Veränderungen und Epochen der teutſchen Hauptſprache ſeit Karl dem Großen. (3ter Theil der Schriften der churpfälziſchen Geſellſchaft in Mannheim.)

Bodmer, über die Hauptepochen der teutſchen Sprache ſeit Karl dem Großen (umſchließt die karolingiſche und hohenſtaufiſche Epoche) im Schweiz. Muſ. 2 Jahrg. 2tes und 3tes St.

J. C. Adelung, über die Geſchichte der teutſchen Sprache, S. 37. ff. — Kochs Geſchichte der Spr. und Lit. der Teutſchen ꝛc. Th. 1. S. 21. ff. Der die teutſchen Sprachdenkmale aus jenem Zeitalter aufgeführt hat.

Die meiſterhaft geſchriebene kurze Ueberſicht der Geſchichte der teutſchen Poeſie, bis zum Jahre 1721, in den Nachtr. zu Sulzers allgem. Theorie, 1 B. 2 St. S. 199 ff. — Herzogs Verſuch einer allgemeinen Geſch. der Kultur der teutſchen Nation. Mainz 1799. —

J. G. Eichhorn, allgem. Geſchichte der Kultur und Literatur des neuen Europa, 1 B. S. 213. ff. — Bougine Handbuch der Literargeſch. Th. 1. S. 425.

Wachlers Geſch. der Lit. Th. 2. S. 424. ff.

Joh. Schilter, Theſaurus antiquitatum teutonicarum, Schatz alter teutſcher Schriften und Gedichte; herausgegeben nach deſſen Tode von Scherz. 1727 und 1728. in 3 Th. fol.

Incerti Monachi Weiſſeburgenſis Catecheſis theotiſca, ſeculo IX conſcripta, nunc vero primum edita (v. Eccard) Hanov. 1713.

J. A. Egenolf, Karls des Großen Lebensbeſchreibung, durch Eginhard ꝛc. Leipz. 1728.

I. Scherzii Gloſſarium germanicum medii aevi potiſſimum dialecti Suevicae. Strasb. 1781.

C. G. Haltaus, gloſſarium german. medii aevi. Lipſ. 1755.

J. F. A. Kinderling, Beitrag zur teutſchen Sprachkunde durch Fragmente aus alten teutſchen Handſchriften und ſeltenen gedruckten Büchern; in Adelungs Mag. für teutſche Spr. 2 B. 1 St. S. 32. ff.

Manſo, über provenzaliſche Dichter, in den Nachträg. zu Sulzers Theorie ꝛc. 4 B. 2 St. 271. ff.

Sammlung von Minneſängern aus dem ſchwäbiſchen Zeitpuncte, 140 Dichter enthaltend, 2 Th. 4. Zürich, 1758. 1759 (iſt die im 13ten Jahrhunderte von Rüdiger von Maneſſe gemachte Sammlung, die Bodmer nach einer Pariſer Handſchrift herausgab. — Vorher ſchon (1748) Proben der alten ſchwäbiſchen Poeſie des 13ten Jahrhunderts aus der Maneſſiſchen Sammlung). — J. C. Wagenſeil, comment. de civit. Norimberg. worin: von der Meiſterſänger holdſeligen Kunſt, Anfang, Fortgang, Nutzbarkeit und Lehrſätzen. Altorf 1697.

B. C. B. Wiedeburg, Nachricht von einigen alten teutſchen poetiſchen Manuſcripten, aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte. Jena 1754. (vergl. J. G. Herder, zerſtreute Blätter 5ter Th. S. 212. — Adelung, über die Geſch. der teutſchen Sprache, S. 50 — 58.) Vollſtändiger, als die Maneſſiſche Sammlung, hat Adelung die Ueberreſte der ſchwäbiſchen Poeſie in 222 Nummern, aus einem Zeitraume von 200 Jahren zuſammengeſtellt: Chronologiſches Verzeichniß der ſchwäbiſchen Dichter in d. Mag. f. t. Spr. 2 B. 3 St. S. 3 — 92.

J. G. Dahl, Handbuch zu Vorl. über die Geſch. der Lit. u. Kunſt (Jena 1788) S. 338. ff.

J. G. Eichhorn, Literargeſchichte, Th. 1. (Götting. 1799) S. 181. f. u. S. 252. ff. — Kochs Geſch. der Spr. u. Liter. ꝛc. Th. 1. S. 28 — 45. — Nachtr. zu Sulz. Theorie 1 B. 2 St. S. 207. ff.

Noch gehören hieher: Fr. Adelung, Nachrichten von altteutſchen Gedichten, welche aus der Heidelberger Bibliothek in die Vaticaniſche gekommen ſind. Königsb. 1796. (Bekanntlich ward nach der Eroberung Heidelbergs, welche auf die Achtserklärung

Friedrichs des 5ten im Anfange des 30jährigen Krieges erfolgte, die dortige Bibliothek dem Pabſte geſchenkt.) — Eſchenburg, Denkmäler altteutſcher Sprache und Dichtkunſt. Bremen. — Derſelbe, in Leſſings Beitr. zur Geſch. und Lit. St. 5. — (Bodmers und Breitingers) Fabeln aus den Zeiten der Minneſänger, Zürich 1757. — Müller, Ausgabe einiger ſchwäbiſchen Dichter, 2 Th. Berl. 1783 vergl. die Rec. in Adelungs Mag. f. t. Spr. 2 B. 2 St. S. 137 ff. — (Müller) Sammlung teutſcher Gedichte aus dem 12ten, 13ten, 14ten Jahrhunderte, 2 Th. Berl. 1784. 1785.

Eine klaſſiſche Stelle aus Eichhorns Geſch. der Kultur und Lit. Th. 1, S. 220 ff. über die ſchwäbiſche Periode gehört hieher: „Teutſchland war jetzt nicht mehr jene Wildniß der Germanier im Tacitus. Die Moräſte waren abgezapft; die Wälder gelichtet oder niedergebrannt; Luft und Sonne hatten freien Spielraum; Klima, Lebensart und Einwohner hatten ſich gebeſſert. Selbſt in ſeinen innern Theilen wechſelten blühende Städte mit Dörfern und Flecken ab; Handlung, Künſte und Gewerbe beſchäftigten bereits einen beträchtlichen Theil ſeiner Einwohner. Mehrere Fürſtenthümer hatten einen großen Länderumfang, und ihre Fürſten liebten Pracht. Der fortgeſetzte Umgang mit Italien und andern Reichen von Europa bei den vielen Römer- und andern Ritterzügen; die fremden Sitten, die man hatte kennen lernen; die beſſern Muſter, die man häufig vor ſich ſah, und der edle Eifer, ihnen gleich zu werden, hatte eine heilſame Revolution in dem Gemüthe der Teutſchen, in ihrem innern und äußern Weſen angefangen. Lebensart und Sitten wurden verfeinert, Kenntniſſe und Begriffe erweitert, die Ideenmaſſe vergrößert, Ton und Denkungsart vergeiſtigt; und da die Sprache immer der Verbeſſerung und Verfeinerung der Denkart folgt, ſo war der edlere Theil von Teutſchland allmählig zum Beſitze von allem dem gelangt, was zum Anfange einer Nationalliteratur gehörte.

Ihre Morgenröthe brach nun an, und zwar in Alemannien, d. i. in Schwaben, mit Inbegriff eines großen Theiles der Schweiz. Von da verbreitete ſie ihre Stralen in nicht gar langer Zeit über die übrigen Provinzen Teutſchlands in dem Maaſe, in welchem jede ihres Lichtes empfänglich war. Auch in Teutſchland war, wie in dem übrigen Europa, Ritterpoeſie der Vorbote beſſerer Kenntniſſe; und, worüber man ſich wundern möchte, ſie zeichnete ſich ſogleich von ihrem erſten Anfange an durch harmoniſche Geſänge aus.

Soll dieſe Harmonie und Lieblichkeit der Sprache kein unlösbares Räthſel ſein; ſo muß Alemannien, ſchon vor der Periode ſeines uns bekannten Minneſanges, Lieder und Geſang geliebt, und ſeinen Dialect durch Reimen ausgebildet ha-

B

ben. Denn eine Sprache von ſo vieler Lieblichkeit und Milde, von dem Wohllaute und dem feinen Tone, von der Einfalt, Kühnheit, Kraft und Regelmäßigkeit, als die alemanniſche in den Minneſängern zeigt, kann nicht mit einem Male entſtehen; ihr gebildetes und feines Lebensalter ſetzt ein ungebildetes und plumperes, und einen ſtufenweiſen Uebergang von einem in das andere voraus. — Durch (frühere) Uebungen, die wir vermuthen müſſen, hatte ſich die ſchwäbiſche Mundart Wohllaut, Lieblichkeit und ſanften Ton, eine angenehme Milde, Fülle für das Ohr durch die vielen Selbſtlauter, Reichthum durch Freiheit der Zuſammenſetzungen, Kürze durch Abkürzung und Auslaſſen entbehrlicher Worte, Bildſamkeit und Geſchmeidigkeit für die verſchiedenen Abſtufungen der Empfindungen und Leidenſchaften; etwas Sinnliches, Mahleriſches, Starkes in Beiwörtern zu ſinnlichen und ſtarken Zeichnungen; wahre Jugendkraft zu einem raſchen, öfters regelloſen Gang jugendlicher Empfindungen erworben. Allerdings war ſie damit noch lange nicht vollkommen. Bei aller ihrer Lieblichkeit und Milde kommen in derſelben noch viele gehäufte harte Conſonanten, widerwärtige Hoch- und Doppellaute, und tiefe Vokale vor; noch iſt ſie ohne feſte Regeln; oft geſetzlos in Grammatik, in Beugungen der Wörter und im Sylbenmaaſe.

Auf dieſe Weiſe zu der Dichtkunſt vorbereitet, nahm der teutſche Adel Theil an der Chevalerie, und gelangte durch dieſelbe zu poetiſch-reichen Gegenſtänden; ſie belebte ſeine Phantaſie durch ihre reichen Mittel und nährte ſie durch Schwärmereien der Liebe und Religion. Mit einer ſolchen Stimmung trat der teutſche Ritter ſeine Wallfahrt in die Morgenländer an. Durch die häufige Veränderung der Luft und Nahrungsmittel ward in ſeine Organiſation größere Reizbarkeit gebracht, und durch den Umgang mit ſo vielen ganz verſchiedenen Nationen ward ſein Weſen in vielen Stücken ganz verändert. Er lernte von dem Oriente und Occidente, von Arabern, Türken und Griechen, von Italienern, Engländern und Franzoſen. Seine Kaiſer (vorzüglich Friedrich 2) nahmen Antheil an der Literatur anderer Völker, und flößten ihren Rittern durch ihr Beiſpiel gleichen Eifer ein, ſich mit dem bekannt zu machen, was andere Nationen Schönes hatten. — Während dieſer Zeit fuhr man in Teutſchland immer fort, zu reimen; nun drückte ſich die neue Welt, die ſich gebildet hatte, in die teutſchen Lieder ab. Beſonders wirkte Frankreich, das man als das allgemeine Muſter in Sachen der Chevalerie betrachtete, auf die teutſchen Ritter; und auf welchen Theil von Teutſchland mußte dieſes Muſter ſtärker wirken, als auf Alemannien in ſeiner Nachbarſchaft? — —)„

§. 6.

Fortſetzung.

Das große Interregnum in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts begünſtigte die Anarchie. Die Kreuzzüge hörten auf, und die einmal an Kämpfe gewöhnte Ritterſchaft verwilderte, indem ſie ihre Kräfte gegen ſich ſelbſt wandte, in der Wiederherſtellung des Fauſtrechts. Selbſt Rudolphs von Habsburg durchgreifende Maaßregeln konnten der eingerißnen Verwirrung nur theilweiſe ſteuern. Der Dichtergeiſt verlor ſich, da der Stoff zu demſelben fehlte, da die Künſte nicht mehr von oben herein begünſtiget wurden, die Verbindung mit den benachbarten kultivirten Völkern und Reichen größtentheils aufhörte, und die Poeſie handwerksmäßig von bloßen Zunftgenoſſen (Meiſterſängern) betrieben wurde, welche ihren Vorgängern, den Minneſängern, völlig unähnlich waren. — Zwar hoben ſich die Städte, der einzige damalige Zufluchtsort gegen die Beeinträchtigungen des verwilderten Ritterſtandes; aber mehr waren es Handel und Rechtswiſſenſchaft, als Liebe und Abentheuer, was in den Städten ausgebildet wurde, und alſo auch auf die Ausbildung der Sprache nur mittelbarer Weiſe zurück wirkte. Die neugeſtifteten Univerſitäten belebten zwar das Studium der Alten; allein der klöſterliche Anſtrich war in der alles beherrſchenden Dialektik nicht zu verkennen. —

Nur wichtige politiſche Ereigniſſe konnten itzt dem menſchlichen Geiſte den neuen und höhern Umſchwung geben, der bald in der Religion und in den Wiſſenſchaften überhaupt, mithin auch in dem Anbaue der Sprache ſichtbar wurde. — Das griechiſche Reich unterlag (1453) dem Andrange der Osmanen; die Reſte der griechiſchen Literatur flüchteten ſich nach Italien, und bald ſtrebte der dort ſich erhebende Geiſt muthig und mit Glück gegen die Scholaſtik der franzöſiſchen und teutſchen Univerſitäten an. Wicliff und Huß hatten neue Meinungen in Umlauf gebracht, die ein zwanzigjähriger Krieg in der erſten

Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts weiter verbreitete, als daß er ſie zu unterdrücken vermocht hätte. — Der Handel hatte ſchon, als er noch ausſchließend in den Händen des hanſeatiſchen Bundes und der reichen lombardiſchen Städte war, Induſtrie und wiſſenſchaftlichen Sinn befördert; wie ſehr mußte er den menſchlichen Geiſt zu einer erhöhtern Anſtrengung aller ſeiner Kräfte beleben, als Bartholomäus Diaz einen neuen Weg zu den Schätzen und Producten Indiens, (1486), und Colom (1492), im vollen Sinne des Wortes, eine neue Welt entdeckte. — Guttenberg, Fuſt und Schoiſſer hatten ſchon vorher durch ihre Erfindungen die möglichſt größte Vervielfältigung und möglichſt ſchnellſte Verbreitung menſchlicher Begriffe begründet, und den ſchriftlichen Denkmälern des menſchlichen Verſtandes durch die Buchdruckerkunſt einen weitern Wirkungskreis und eine längere Dauer geſichert. —

Der Geiſt der Nation war durch dies alles geweckt und vorbereitet worden auf die Religionsverbeſſerung des ſechszehnten Jahrhunderts, die von der neugeſtifteten Univerſität Wittenberg ausging. Um das Volk von der Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit der Reformation zu überzeugen, und ewige Wahrheiten auf immer und gereinigt in deſſen Mitte zu bringen, erſchien (1534) die Bibelüberſetzung, durch deren außerordentlich ſchnelle und allgemeine Verbreitung der oberſächſiſche Dialect der teutſchen Sprache ſich allmählig zur Bücherſprache (zum eigentlichen Hochteutſchen) erhob, und allmählig aus der letztern die Idiotismen des ſüdlichen Dialects (der in dem Zeitalter der ſchwäbiſchen Kaiſer der herrſchende und gebildeteſte geweſen war) verdrängte, ſo wie er auch über die niederſächſiſche Sprache den Sieg davon trug, obgleich dieſe in ihrer Bildung nicht ganz Stillſtand machte, aber dennoch nicht zu einer allgemeinern Verbreitung über mehrere teutſche Provinzen ſich erheben konnte.

In dieſer Zeit, wo die gereinigten Begriffe das Gemeingut des Volks vermittelſt der Predigten, der liturgie

und des Schulunterrichtes in teutſcher Sprache wurden, gewann dieſe Sprache ſelbſt bedeutend. Luthers Bibelüberſetzung war für jene Zeiten klaſſiſch und größtentheils frei von Provinzialismen und ausländiſchen Wörtern. Die männliche Sprache, die ſeinem Charakter angemeſſen war, ward das kennbare Gepräge ſeiner Schriften und ſeiner religiöſen Lieder. — Der meißniſche Dialect bildete ſich weiter aus, und wenn er auch der niederſächſiſchen Sprache an Weichheit nachſtand, ſo behauptete er doch ſein errungenes Recht durch die höhere Kultur, welche er den Wiſſenſchaften und ihrem höhern Flore verdankte.

Im Allgemeinen darüber:

Adelung, über Geſchichte der teutſchen Sprache. S. 58. ff. — J. G. Eichhorn, Geſch. der Kultur und Lit. Th. 1. S. 239. ff. — Kurze Ueberſ. der Geſch. der t. Poeſie, in den Nachtr. zu Sulzers Theor. ꝛc. 1 B. 2 St. S. 217. ff. — (Küttner,) Charakter teutſch. Dichter, Th. 1, S. 59. ff. — Hußens Leben, von Tiſcher. — C. Meiners, Geſch. d. hohen Schulen unſers Erdtheils. Th. 1. S. 170. ff. Götting. 1802. — A. H. L. Heeren, Geſch. d. klaſſ. Lit. Th. 2. S. 141. ff. Gött. 1801. — L. Wachler, Geſch. d. Lit. ꝛc. Th. 3. S. 22. ff. und Th. 3. 2te Abth. S. 609. ff. — Koch, Geſch. d. Spr. u. Lit. Th 1. S. 46 — 69. — Flögel, Geſch. d. kom. Lit. Th. 3. S. 28. ff.

Ueber Luther ſelbſt — deſſen Biographie von C. C. Wieland im Pantheon der Teutſchen Th. 1. — J. M. Schröckh Lebensbeſchr.. Th. 1. — (Tiſcher), Luthers Leben. — Kurze Geſch. d. teutſch. Poeſie ꝛc. in den Nachtr. zu Sulzers Theor. Th. 1. St. 2. S. 224. ff. — Luthers Schriften in C. J. Bouginé, Handb. d. Litterargeſch. Th. 2, S. 27. f.

Bibelüberſetzung. Schon im 16ten Jahrhunderte, 19 Auflagen von derſelben durch Luft, ohngefähr 100000 Exemplare — Dann 185 Ausgaben aus der Canſteinſchen Bibelanſtalt (von 1712 — 1780), jede zu 5000 Exemplaren (Bouginé Th. 1, S. 61.) — Schon durch dieſe außerordentliche Verbreitung der Bibelüberſetzung mußte der oberſächſiſche Dialect eine allgemeine Herrſchaft über die andern in der Bücherſprache erhalten.

Dietr. v. Stade, Erläut. und Erkl. der vornehmſten teutſchen Wörter, deren ſich Luther in Ueberſetzung der Bibel in die t. Spr. bedient hat. Bremen 1724. Dann 1747 mit dem neuen Titel: Teutſcher bibliſcher Sprachlehrer, welcher aus t. Alterthümern die in Abgang gerathenen, und viele andere in der Bibel und den Geſangbüchern vorkommende Wörter erklärt.

J. L. Friſch, Bödikers Grundſätze der teutſch. Sprache, meiſtens mit andern Anmerkungen und einem völligen Regiſter der Wörter, die in der teutſch. Ueberſ. der Bibel eine Erläuterung erfordern ꝛc. Berl. 1723.

Schon vorher: *B. Scheid, Enodatio vocabulorum quorundam germanicorum, in vulgus minus notorum, quibus Lutherus in ſua verſione uſus eſt.* Argent. 1663. — Ph. Salzmann *Singularia Lutheri*, Norimb. 1664, worin: ſonderbare Worte, welche entweder veraltet, oder neuerdichtet, oder ſonſt ein feines Nachdenken verurſachen, aus den Schriften Lutheri zuſammengetragen und erkläret. (vergl. *Fabricius in Centifolio Lutherano.*)

Conring urtheilte von der Lutheriſchen Bibelüberſetzung: dixerit merito, ex iſthac verſione nos Germanos recte ſcribere et loqui emendate didiciſſe.

G. G. Zeltner, Hiſt. der gedruckten Bibelrevision, u. andern Schriften Lutheri. Alt. 1727.

Mit wichtigen literariſchen Anmerkungen ausgeſtattet iſt die Reviſion der Lutheriſchen Bibelüberſetzung und der verſchiednen Ausgaben derſelben, in J. F. Heynatz, Briefe die teut. Sprache betreffend, 6ter Th. (Berlin 1775.) der 42ſte und 43ſte Brief. S. 40 — 109.

Ch. A. Palm, Hiſtorie der t. Bibelüberſ. Luthers mit Anmerkung. von Götze. Halle, 1772.

J. M. Götze, von Luth. Bibelüberſ. Hamburg. 1777. — — Deſſelb. Kritiſ. u. Hiſt. der Bibelüberſ. Luthers. Hamb. 1778.

G. W. Panzer, Geſch. der t. Bibelüberſ. Luthers. Nürnberg 1783. ein klaſſiſches Werk.

G. G. Gieße, hiſt. Nachr. von der Bibelüberſ. Luthers. Nürnb. 1780.

Kurzgefaßtes Wörterbuch zur Erläuterung der Luth. Bibelüberſetzung. Leipz. 1793.

W. A. Teller, vollſtändige Darſtellung und Beurtheilung der teutſch. Sprache in Luthers Bibelüberſetzung. 2 Theile. Berlin, 1794, 1795.

J. C. Vollbeding, zweckmäßige Darſtellung u. deutliche Erklärung der veralteten, dunkeln und fremdartigen Wörter und Redensarten in Luthers Bibelüberſetzung. Köthen 1797.

§. 7.

Fortſetzung.

Die Reformation war die unaufhaltbare Folge der wieder emporblühenden Gelehrſamkeit geweſen; die Un-

terſuchungen, die ſie veranlaßte, der Geiſt der Prüfung, auf welche der Proteſtantismus gegründet iſt, bewirkten einen fortdauernden höhern Anbau der Wiſſenſchaften. — Demohngeachtet ſchritt die teutſche Sprache nach Luthers Zeiten in ihrer Ausbildung nicht ſo raſch fort, als man bei dem Umſchwunge, den ſie in dieſer denkwürdigen Periode erhielt, hätte erwarten ſollen. Zu den wichtigſten Urſachen dieſer Erſcheinung gehören wohl theils die vielen theologiſchen Streitigkeiten, die ſich ſeit dieſer Zeit entſpannen, und die größtentheils in lateiniſcher Sprache verhandelt wurden; theils die Wiederbelebung des Studiums der alten Literatur ſelbſt. Die Gelehrten, von denen doch die freiere Kultivirung der Mutterſprache hauptſächlich zu erwarten war, zogen den Ausdruck in einer todten Sprache, deren Gebiet völlig abgeſchloſſen war, deren Bildung und Reichthum entſchiedne Vorzüge vor der damaligen teutſchen hatte, die ſich hauptſächlich zum wiſſenſchaftlichen Vortrage eignete, und an welche der Schul- und akademiſche Unterricht die gelehrte Jugend frühzeitig band, — dem Anbaue der noch nicht zu einer höhern Vollkommenheit herangereiften teutſchen Sprache vor. Die Dichter jener Zeit dichteten lateiniſch und gefielen ſich in der Nachahmung der klaſſiſchen Ueberreſte des Alterthums. Selbſt diejenigen, welche damals als klaſſiſche Humaniſten galten, ſchrieben ein unbehülfliches, unlesbares Teutſch, und wer ſollte ſich itzt der vernachläßigten teutſchen Sprache annehmen, da es weder die Gelehrten überhaupt, noch insbeſondere die Philoſophen und die Dichter thaten!

Doch mitten unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges gab ein genialiſcher Dichter, **Martin Opitz**, der Sprache eine neue Richtung. Nicht ohne Grund bezeichnet man dieſe Periode der teutſchen Dichtkunſt mit dem Namen der **ſchleſiſchen**, da Opitz (deſſen Gedichte 1624 zum erſtenmale erſchienen) nicht nur ſelbſt eine neue Bahn brach, und hauptſächlich die Proſodie berichtigte, ſondern auch ſehr viele ſeiner Landsleute dieſelbe mit mehr oder minder Glück betraten; von **Logau**, **Flemming** und **von Canitz** blieben ihm am nächſten. — Bald aber ent-

fernte ſich der noch unſichere Geſchmack, hauptſächlich durch die Vorliebe für die italieniſche Dichtkunſt verleitet, von der neugebrochenen Bahn. Hofmannswaldau und Lohenſtein gefielen ſich in einem Schwulſte, der, ſo wenig er auch von wahrem Dichterſchwunge unterſtützt wurde, bald Nachahmer fand, aber die teutſche Dichtkunſt auf Abwege brachte, von denen ſie nur ſchwer zurückkommen konnte. — Die Oppoſition dieſer ſchwülſtigen Dichterpartheî (Neukirch und andere) verfiel auf den entgegengeſetzten Abweg, und reimte mattherzig und wäſſerig. — Mehrere in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts geſtiftete teutſche Geſellſchaften (die fruchtbringende Geſellſchaft, oder der gekrönte Palmenorden (1617); der gekrönte Blumenorden oder die Geſellſchaft der Pegnitzſchäfer (1644); die teutſchgeſinnte Genoſſenſchaft (1643); der Schwanenorden an der Elbe (1660), und viele andere), die man nach dem Muſter der italieniſchen und franzöſiſchen organiſirte, arbeiteten mit mehr gutem Willen und Fleiß, als mit Geſchmack *), obgleich die jüngern von dieſen Geſellſchaften ſich durch einen andern Geiſt charakteriſirten, als die früher geſtifteten.

Adelung, über die Geſch. der t. Sprache, S. 67. ff. — Nachtr. zu Sulzers Theorie ꝛc. 1 B. 2 St. S. 231 — 234. — Eichhorn, Literargeſch. Th. 1. S. 515. ff. — Koch, Geſch. d. t. Spr. u. Lit. Th. 1, S. 79 — 85. — Wachler, Geſch. d. Lit. Th. 3, S. 624. ff. J. G. Meuſel, Leitfaden zur Geſch. d. Gelehrſ. (Leipz. 1800.) Th. 3, S. 947. ff. — Maaß, Martin Opitz und einige ſeiner Nachfolger, Logau, Flemming ꝛc. in den Nachtr. zu Sulz. Theor. 6 B. 1 St. S. 178. ff.

Teutſche Geſellſchaften.

Die fruchtbringende Geſellſchaft, oder der gekrönte Palmenorden, geſtiftet zu Weimar 1617 von Caſpar von Teutleben, um die teutſche Sprache weiter auszubilden. — Zur Geſchichte

*) Unter den einzelnen Rubriken der Sprachwiſſenſchaft (z. B. unter Grammatik, Orthographie, Proſodie ꝛc.) werden die bedeutendſten Schriften der Mitglieder dieſer Geſellſchaften aufgeführet werden.

derſelben. G. P. Harsdörfer, die Fortpflanzung der hochlöblichen fruchtbringenden Geſellſchaft mit einer Rede vom Geſchmacke vermehrt. Nürnb. 1651. (G. Neumark) der neuſproſſende teutſche Palmbaum, oder Bericht von der fruchtbringenden Geſellſchaft Anfang, Abſehen, Satzungen, Eigenſchaften und Fortpflanzung; von dem Sproſſenden. Nürnb. 1668. — *Ed. Geiſsleri disquiſitio hiſtorica de ſocietate frugifera* Lipſ. 1672. — J. C. Gottſched, Einladungsſchrift von der vormaligen fruchtbringenden Geſellſch. Leipz. 1755. — Heinze, (Progr.) Erzähl. von der fruchtbringenden Geſellſch. und dem Palmenorden. Weimar, 1780.

Der Blumenorden an der Pegnitz, oder die Geſellſchaft der Pegnitzſchäfer, geſtiftet von G. Ph. Harsdörfer und J. Klajus zu Nürnberg 1644. — Zur Geſchichte deſſelben: (J. Herdegen) hiſtor. Nachr. von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang; von Amaranthes. Nürnb. 1744.

Die teutſchgeſinnte Genoſſenſchaft, geſtiftet zu Hamb. 1643 von Phil. v. Zeſen, um alle fremde Wörter aus der teutſchen Sprache zu verdrängen. — Zur Geſchichte derſelben: (J. Peisker) der teutſchgeſinnten Genoſſenſchaft Zunft- Tauf- und Geſchlechtsnamen. Wittenb. 1705.

Der Schwanenorden an der Elbe von J. Riſt 1660 geſtiftet. Zur Geſchichte deſſelben: Candorins teutſcher Cimberſchwan. Lübeck 1666.

Unter den übrigen geſtifteten teutſchen Geſellſchaften ſind von folgenden ſchriftliche Nachrichten und Sammlungen ihrer Arbeiten erſchienen:

Die Leipziger G., geſtiftet 1697. von J. B. Mencke. — Zur Geſch. derſelben: Schediaſma de inſtituto ſocietatis philoteutonico-poëticae Lipſ. 1722. — Nachricht von der erneuerten teutſchen Geſellſch. Leipz. 1727, und Fortſetzung derſelben bis 1731. — Der teutſchen Geſellſchaft in Leipzig eigne Schriften und Ueberſetzungen in gebundener und ungebundener Schreibart; mit Vorrede von J. C. Gottſched. Leipz. 1730. — Der teutſchen Geſellſchaft in Leipzig geſammelte Reden und Gedichte bei dem Eintritte und Abſchiede ihrer Mitglieder; mit Vorrede von Gottſched. Leipz. 1732. — Derſelben Ausarbeitungen und gelehrte Schriften. 3 Theile 1742. — Derſelben Nachrichten und Anmerkungen, welche die Sprache, Beredſamkeit und Dichtkunſt betreffen 1740 — 1744.

Die Jenaiſche geſtiftet 1728 von J. A. Fabricius. — Zur Geſchichte derſelben: Geſetze der teutſchen Geſellſchaft in Jena, Jena 1730. — Verſuche in der teutſchen Rede- Dicht- und Sprachkunſt, von einigen Mitgliedern der vertrauten Rednergeſellſchaft in Thüringen. Blankenh. 1732. — (G. Stolle)

Sammlung der Schriften der teutſchen Geſellſchaft in Jena, in gebundener und ungebundener Schreibart. Jena 1732. — C. G. Müller, Nachr. von der teutſchen Geſellſchaft und der itzigen Verfaſſung derſelben. Jena 1753. C. G. Müller, Schriften der teutſchen Geſellſchaft zu Jena. Leipz. 1754.

Die Hamburger. — C. F. Wichmann, Poeſie der Niederſachſen, ſonderlich der vormals in Hamburg blühenden teutſch-ausübenden Geſellſchaft. 6 Theile. Hamb. 1725 — 1738.

Die Greifswaldiſche (1740 geſtiftet). — Geſetze der königlichen teutſchen Geſellſchaft in Greifswalde. Greifsw. 1740. — Der Greifswalder teutſchen Geſellſchaft kritiſche Verſuche zur Aufnahme der teutſchen Sprache. 15 Stücke. 1744 ff.

Die Göttingiſche. — Von dem itzigen Zuſtande der teutſchen Geſellſchaft in Göttingen, 1749.

Die Königsbergiſche, (geſtiftet 1741.) — Der königl. teutſchen Geſellſchaft in Königsberg Schriften in ungebundner und gebundener Schreibart. 1 Th. Königsb. 1754.

Die Kieliſche. — Der teutſch. Geſellſch. zu Kiel Schriften und Ausarbeitungen. Kiel 1757.

Die Altorfiſche. — (Will) Verſuch in Beyträgen zur teutſchen Sprachlehre, Beredſamkeit und Geſchichte von der teutſchen Geſellſchaft in Altorf, 1751. — Schriften der Altorfiſchen teutſchen Geſellſchaft. Altorf 1760.

Die Wittenbergiſche. — Der Wittenbergiſchen teutſchen Geſellſchaft vier Aufſätze. Leipz. 1758.

Die Duisburgiſche. — Der Duisburgiſchen gelehrten Geſellſchaft teutſche Schriften. 1 Th. Duisb. 1758.

Die Helmſtädtiſche. — Der herzogl. teutſchen Geſellſchaft zu Helmſtädt beſtätigte Hauptgeſetze.

Die Anhaltiſche. — Nachricht von der Einrichtung der fürſtl. Anhalt. teutſchen Geſellſchaft. Bernburg 1762. — Schriften der fürſtl. Anhalt. teutſch. Geſellſch. 2 Theile in 12 Stücken, Quedlinb. 1764 — 1771.

Die Mannheimer. — Eröffnungsrede bey der öffentlichen Sitzung der churpfälz. teutſch. Geſellſch.. — Schriften der churfürſtl. teutſchen Geſellſchaft in Mannheim, 7 Bände, Mannheim 1789 — 1792. — Die Schriften dieſer Geſellſchaft haben einen ausgezeichneten Werth für den Anbau der teutſchen Sprache.

Die Berliner königl. Akademie der Wiſſenſchaften hat theils durch mehrere ihrer Mitglieder (Teller, Zöllner, Engel, Meierotto, ꝛc.) theils durch Preisausgaben das Gebiet der teutſchen Sprache zu vervollkommnen geſucht. Ueber die Bemühungen der Berliner Akademie vergl. Rüdiger, in dem Zuwachs ꝛc. St. 5. S. 1 — 184.

Von der Wiener teutſchen Geſellſchaft iſt nur die Ankündi-

zung derſelben von Sonnenfels bekannt geworden. — In Halle, Bremen, Bern, Erlangen, Baſel, Frankfurt an d. Oder, Ollmütz ꝛc. beſtanden auch teutſche Geſellſchaften, ohne daß ihre Verfaſſung und ihre Arbeiten näher bekannt gemacht worden wären.)

§. 8.

Fortſetzung.

Gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts kamen zu den bereits angeführten Urſachen, daß die teutſche Sprache in ihrer Ausbildung nicht zu ſchnell vorwärts rückte, noch die **unglückliche Nachahmungsſucht der Franzoſen.** Schon während des Mittelalters war die franzöſiſche Sprache kultivirter, als die teutſche; ſchon damals waren die provenzaliſchen Dichter die Muſter, nach welchen ſich die ſchwäbiſchen bildeten; ſchon damals wirkte der franzöſiſche Rittergeiſt mächtig auf die Ritterſchaft der teutſchen Nation. Immer blieb Frankreich in ſeiner Kultur einige Schritte vor der teutſchen voraus, wozu ſchon die Ueberreſte der römiſchen Bildung, bey der Eroberung Galliens von den Franken, das Ihrige beytrugen. — Nach langen Bürgerkriegen in Frankreich hatte endlich Richelieus Politik das Gebäude von Herrſchermacht begründet, welches Ludwig XIV. immer mehr vollendete. Unter ſeiner Regierung that das franzöſiſche Volk beträchtliche Fortſchritte in ſeiner Verfeinerung und wiſſenſchaftlichen Bildung, und dieſe Fortſchritte beförderten zugleich den freien Anbau der franzöſiſchen Sprache. Gebildeter und mannigfaltiger als die teutſche, ward ſie itzt, in ihrer gereinigtern Geſtalt, bald die Lieblingsſprache der höhern Stände, die zu wenig Patriotismus und zu viel Gallomanie beſaßen, um ſich der minder gebildeten vaterländiſchen Sprache anzunehmen. — Doch nicht dies allein; auch unzählige franzöſiſche **Wörter, Endungen, Redensarten und Nachbildungen des franzöſiſchen Periodenbaues** wurden damals der teutſchen Sprache aufgedrungen, und ob es ihr gleich gelang, ſich der erſten allmählig zu entſchlagen, ſo haben ſich doch

noch unverkennbare Spuren der letztern, ſelbſt bei guten teutſchen Schriftſtellern, erhalten. —

Während der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aber nahmen ſich mehrere große Männer unſrer Nation der vaterländiſchen Sprache an. **Thomaſius** wagte es auf die Gefahr, verſpottet zu werden, über philoſophiſche Gegenſtände teutſch zu ſchreiben; **Leibnitz** rettete bei vielen Gelegenheiten die Ehre der teutſchen Sprache, und **Wolf** gieng mit Sicherheit und Kraft, doch vielleicht mit nicht genug Geſchmack, auf der von **Thomaſius** betretenen Bahn fort. **Haller** gewann in ſeinen Gedichten der teutſchen Sprache einen ſo kraftvollen Ausdruck ab, daß man es gern darüber vergißt, wenn er bisweilen an die ſchwülſtigen Dichter des vorigen Zeitraums erinnert. Mehrere geſchmackvoll gebildete Männer (**J. A. Schlegel**, **J. A. Cramer**, **Gellert**, **Rabener**, **Gärtner** ꝛc.) zeigten, welcher Bildung die teutſche Sprache fähig wäre, und **Gottſched** erwarb ſich bleibende Verdienſte um die Reinigung und Verbeſſerung derſelben, ob er gleich mehr Kritik als Geſchmack, mehr Wärme für die gute Sache als Feinheit des Gefühls und ſtyliſtiſche Fertigkeit und Vollkommenheit zeigte. Er hatte viele unbedeutende Gegner an den Freunden des alten einſeitigen Geſchmacks; aber **Bodmer** und **Breitinger**, von einem richtigen Geſchmacke, von Gelehrſamkeit und ſicherer Beurtheilungsgabe geleitet, hätten, bei ihrem edlen Beſtreben, die teutſche Sprache zu vervollkommnen, Gottſcheds Verdienſte nicht zu ſehr verkennen ſollen. — Es erfolgte, was aus dem Kampfe zweyer Partheien gewöhnlich entſteht, wo die Wahrheit in der Mitte liegt; die folgende Generation benutzte dankbar, was in der **Gottſchediſchen Schule** und von den **Schweizern** brauchbar war, ohne die Fehler beider anzunehmen und beizubehalten, und verarbeitete das auf zwei verſchiednen Wegen gewonnene Haltbare und Brauchbare für die Zukunft zu einer vollkommnern Form der Sprache ſelbſt.

K. H. L. Pölitz, hiſtoriſche Darſtellung des Ganges der Bildung der Sprache überhaupt und der teutſchen insbeſon-

dere, in deſſen Elementarbuch ꝛc. S. 41. ff. — Adelung, über die Geſchichte der teutſchen Sprache. S. 68. ff. — Eichhorn, Literargeſch. Th. 1. S. 511. ff.

(Die wichtigern Schriften von Gottſched, Bodmer, Breitinger, Popowitſch ꝛc. kommen unter den Scienzen vor, wohin ſie gehören.)

§. 9.

Fortſetzung.

Mit mehr Geſchmack, Kritik und Sicherheit des Urtheils, als die Schweizer und Gottſchedianer, wirkten ſeit dem Anfange der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, theils viele periodiſche Schriften 1), zu welchen ſich treffliche Männer vereinigten; theils kritiſche Blätter 2), die entweder das ganze Gebiet der Wiſſenſchaften mit Sachkenntniß und reifem Urtheile, oder zunächſt die ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte umſchloſſen; theils Männer 3), welche den Umfang der teutſchen Sprache ſowohl in grammatiſcher, als in lexicographiſcher Hinſicht, und durch eine befriedigende Theorie des Styls zu erweitern verſuchten; theils viele pädagogiſche und vermiſchte Schriften 4), welche das Feld der teutſchen Sprache zwar oft ſehr verſchiedenartig, aber im Ganzen doch mit weſentlichem Erfolge für die Vervollkommnung derſelben anbauten.

Im Allgemeinen iſt zu vergleichen: Ueberſicht der neueſten Literatur der teutſchen Sprachkunde ſeit Gottſched, in Rüdigers neueſtem Zuwachs ꝛc. St. 4. S. 3. ff. — Bouginé, Handbuch der Literargeſch. Th. 3. S. 530 ff. — J. W. Hermann, Ueber den gegenwärtigen Zuſtand unſrer teutſchen Literatur und Sprache, und die Zulänglichkeit derſelben zur Bildung brauchbarer Geſchäftsmänner unter den Gelehrten. Elberfeld 1800. — J. G. K. Klotzſch, de lingua germanica philoſophiam tractandi ſtudiis haud parum culta. Vit. 1789.

---

1) Durch periodiſche Schriften und Sammlungen ward der beſſere Geſchmack zuerſt weiter verbreitet. Dahin gehörten gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts: Beluſtigungen

des Verſtandes und Witzes, 8 Bände, Leipz. 1742. ff. die, unter J. J. Schwabens (eines Freundes von Gottſched) Redaction, von Gellert, Schlegel, Cramer, Ebert, Rabener, Käſtner, Zachariä, Kleiſt, Uz ꝛc. bearbeitet wurden. — Unter Gärtners Redaction vereinigten ſich dieſelben Gelehrten in den neuen Beiträg. zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, 6 Bände. Bremen 1750. ff. — Unter der Sündfluth von neuern Journalen ſind manche brauchbare durch jüngere Zeitſchriften verdrängt worden und eingegangen. Zu dieſen erloſchenen gehören: Teutſches Muſeum von Boje u. Dohm, ſeit 1776 — 1788. Seit 1789 — 1792. neues teutſches Muſeum. — Iris, von J. G. Jacobi von 1775 - 1778. — Journal von und für Teutſchland (unten v. Bibra Redaction) von 1784 — 1792, Nürnb. welches beſonders durch ſeine Sammlungen von Provinzialiſmen aus den verſchiedenſten Gegenden Teutſchlands ſehr nützlich bleibt. — Rheiniſche Thalia, von Fr. Schiller, Mannh. u. Leipz. 1785 - 1791. dann neue Thalia, 4 St. 1792. Leipz. — Darauf Horen von Schiller, 1795 — 1797. — Amalthea, Zeitſchrift für Wiſſenſchaft und Geſchmack, herausgegeben von C. D. Erhard, 6 Stück (in 2 Bänden), Leipz. 1788 - 1790. — Akademie der ſchönen Redekünſte herausgegeben von Bürger, 3 Stücke, Berl. 1790, 1791. — Apollo. Herausgeg. von A. G. Meißner. Es erſchienen die Jahrgänge 1793. 1794. 1797. — Die gemiſchten Zeitſchriften, die ſich nicht unmittelbar und ausſchließend auf die Bildung des Geſchmacks einſchränken, erhalten ſich gewöhnlich am längſten. Von denſelben verdient hier einen Platz: der teutſche Merkur, herausgegeb. von C. M. Wieland, ſeit 1773; ſeit 1789. der neue teutſche Merkur, hauptſächlich unter Böttigers Auſpicien.

---

2) Kritiſche Blätter, ſowohl partielle, als univerſelle, wodurch der Geſchmack berichtiget und verbeſſert wurde.

Beiträge zur kritiſchen Hiſtorie der teutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit, Leipz. 32 Stücke in 8 Bänden (1733-1744), unter Gottſcheds Redaction; und fortgeſetzt unter dem Titel: Neuer Bücherſaal der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte, 8 Bände; 1745 - 1750. — Die ſchweizeriſchen Kunſtrichter (Bodmer, Breitinger ꝛc.) redigirten: Diſcurſe der Maler. Zürch 1723. — J. J. Bodmer, Sammlung kritiſcher, poetiſcher und anderer geiſtreichen Schriften, 12 Stück, Zürich 1741. ff. — Kritiſche Briefe. Zürich 1746. — Neue kri-

tiſche Briefe, Zürich 1749. — Seit dieſer Zeit verminderte ſich der Einfluß der Schweizer, die ſeit 1732 hauptſächlich Gottſcheds Gegner geweſen waren. — Wieland gab (1760) in 4 B. eine Sammlung der ſchweizeriſchen Streitſchriften heraus.

Seit dieſer Zeit fieng Fr. Nicolai mehrere kritiſche Blätter an, von denen einige ſich bis auf die neueſten Zeiten erhalten haben. Er ſchrieb zuerſt allein (1755):

Briefe über den itzigen Zuſtand der Wiſſenſchaften in Teutſchland. — Dann begann 1757. die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte, wovon Nicolai und Moſes Mendelsſohn die 4 erſten Bände beſorgten. Dann übernahm C. F. Weiße die Redaction, und Hagedorn, Winkelmann, Lippert ꝛc. waren Mitarbeiter. Seit 1766. hieß ſie: neue Bibliothek ꝛc. Garve nahm lebhaften Antheil daran; in neuern Zeiten Manſo ꝛc. — Ein treffliches (auch von Nicolai geſtiftetes) Inſtitut waren, die Briefe, die neueſte Literatur betreffend, Berl. 1759 — 1764. 24 Bände, an welchen Leſſing, Mendelsſohn, Abbt, Reſewitz, Grillo ꝛc. Antheil hatten. Eine univerſelle Beſtimmung hatte die allgemeine teutſche Bibliothek, ſeit 1765. unter Nicolais Redaction (der ſie 1792 auf einige Jahre an Bohn abgab, und 1801 wieder annahm). 118 Theile, ohne die Anhänge. Dann neue teutſche Bibliothek bereits auch 78 Theile.

Andere kritiſche Schriften, ſpeciellen Inhalts waren:

C. A. Klotz, teutſche Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, von 1767 — 1777. — Kritiſche Wälder, oder Betrachtungen über Wiſſenſchaft und Kunſt; 3 Theile, Riga 1769. — G. B. von Schirach, Magazin der teutſch. Kritik, 4 Bände, Halle 1772 — 1776. — Kritiſche Ueberſicht der neueſten ſchönen Literatur der Teutſchen, (herausgegeb. von K. H. Heydenreich) 2 Theile, Leipz. 1788. 1789. — Kritiſche Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, Köthen 1795 und 1796, 2 Jahrgänge. — Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigſten Producte der teutſchen Literatur, von G. Merkel, in den Jahren 1801 und 1802. Seit dem Juny 1803. gibt er heraus: Ernſt and Scherz.

Zum Theile gehören, als Blätter für die Bildung des Geſchmacks, hieher:

Spaziers Zeitung für die elegante Welt, ſeit 1801. Leipz.

u. der Freimüthige, von Kotzebue redigirt, ſeit 1803. — Lägen dem Athenäum, einer Zeitſchrift von A. W. Schlegel und Fr. Schlegel, die mit dem vierten Bande geſchloſſen wurde, der Europa von Fr. Schlegel (Frankf. 1803. 1s und 2s Stück), u. überhaupt allen theoretiſchen und practiſchen Schriften der ganzen Schlegelſchen Schule nicht zu revolutionaire äſthetiſche Principien zum Grunde; ſo würden die einzelnen hellen Anſichten und Urtheile dieſer Männer mehr Eingang finden.

In univerſeller Hinſicht verdienen neben der allgemeinen teutſchen Bibl. einen Platz:

Die allgem. Literat. Zeitung (Redacteurs Schütz u. Hufeland) ſeit 1785; die Leipziger Literaturzeitung (ſeit 1715 eine Univerſitätszeitung, wo blos einige Jahrgänge nicht erſchienen; dann unter Höpfners Redaction erſt unter dem Namen Jahrbuch der Lit., darauf 1802. Literaturz. ſeit dem July 1803 unter der Redaction von Erhard, Beck, Blümner, Kühn u. Carus); die Götting. gelehrte Zeit. ſeit 1739 (itzt unter Heyne's Redaction); die oberteutſche L. Z. ſeit 1788 (unter L. Hübner's Redaction); die Würzburger L. Z., (ſeit 1803. unter Siebolds und Goldmayers Redaction); die Tübinger, ſeit 1752, Nürnb. Greifswalder ſeit 1743, Gothaiſche ſeit 1774, Erfurter ꝛc. gelehrte Zeit.

In unmittelbarer Beziehung auf die teutſche Sprache erſchienen:

J. F. Heynatz, Briefe die teutſche Sprache betreffend, 6 Theile, Berl. 1771 — 1775. — Deſſen neue Beiträge zur Verbeſſerung der teutſch. Spr. Küſtrin, 1s St. 1801. — Deſſen Wochenbl. über die Richtigkeit des teutſch. Ausdrucks, Züllichau 1802. Jeder Jahrg. beſteht aus 4 Stücken. — Schwäbiſches Magazin ꝛc. Stuttg. 1774 — 1777 enthält Abhandlungen von Fulda, Naſt ꝛc. — Der teutſch. Sprachforſcher (von Fulda, Naſt u. a.) allen Liebhabern ihrer Mutterſprache zur Prüfung vorgelegt. Stuttg. 2 Theile 1777 u. 1778. J. C. C. Rüdiger, neueſter Zuwachs der teutſch. fremden und allgem. Sprachkunde. Erſtes Stück, neue Aufl. Halle 1796. 2s St. Leipz. 1783. — 3s St. 1784. — 4s St. 1785. — 5s St. Halle 1793. — 6s St. 1803. — J. C. Adelung, Magazin für die teutſche Sprache, 2 Bände. Jeder enthält 4 Stücke, Leipz. 1781. ff. — Unter J. H. Campe's Redaction: Beiträge zur Beförderung der fortſchreitenden Ausbildung der teutſchen Sprache, von einer Geſellſchaft von Sprachfreunden. 9 Stücke. Braunſchw. 1797 — 1797.

In näherer Beziehung auf die ältere teutſche Sprache: Braga und Hermode; Magaz. für die vaterländiſchen Al-

terthümer, Sprache, Kunſt und Sitten; herausgegeben von F. D. Gräter, Leipz bis 7 Bs 1 Th. (auch vom 4ten Bande an, unter einem neuen Titel.)

---

3) a) Die teutſche Sprachlehre (die eigentliche Grammatik) ward in neuern Zeiten von mehrern denkenden Köpfen bearbeitet. Sämmtliche hieher gehörige Schriften werden weiter unten aufgeführet. Die originellſten darunter ſind: Gottſched, Heynatz, Adelung, Roth, Vollbeding.

b) Die Philoſophie der Sprache bearbeiteten: Meiner, Moritz, Vater, Roth, Merrian, Bernhardi ꝛc.

c) Die Theorie des Styls (deren vollſtändige Literatur ebenfalls weiter unten aufgeführet wird) iſt, ob ſie gleich mehrere philoſophiſche Denker beſchäftiget hat, doch noch nicht das, was ſie ſeyn ſollte, und dereinſt ſeyn wird, wenn ihr Gebiet gehörig beſtimmt worden iſt. — Der richtige Geſichtspunct für ſie ſcheint einzig der zu ſeyn, daß ſie eine abgeleitete Wiſſenſchaft iſt, welche ſich blos mit der ſtyliſtiſchen Form beſchäftiget, und die Korrectheit und Schönheit dieſer Form auf feſte Principien zurückführet, welche aus Grammatik und Logik (für die Korrectheit) und aus der Aeſthetik (inwiefern in derſelben die Principien für Rhetorik und Poetik liegen) für die Schönheit entlehnt ſind. — Die Theorie des Styls wird alſo nur dann gehörig angebauet werden können, wenn dieſe Wiſſenſchaften zuvor völlig begründet ſind, und das Verhältniß derſelben gegen einander, ſo wie ihr innerer Zuſammenhang unter ſich ausgemittelt iſt. Iſt dies geſchehen; ſo wird auch die Theorie des Styls ein völlig gerundetes und in ſich abgeſchloſſenes Gebiet erhalten. Bisher war ſie mehr nur ein Aggregat von Sätzen, die man aus jenen Wiſſenſchaften entlehnte, ohne ihnen einen neuen wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang zu geben, weshalb denn die Theorien des Styls auch bald mehr einen grammatiſchen, bald mehr einen äſthetiſchen Zuſchnitt erhielten, und bald zu bloßen trockenen Rhetoriken wurden. —

d) Nächſt der Grammatik wurde, beſonders ſeit dem Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts, der lexikographiſche Theil der teutſchen Sprache verhältnißmäßig am meiſten angebauet. Etymologie war, ſeit der Wiederbelebung der alten Sprachen, ein Lieblingsſtudium der Teutſchen ge-

worden; ſo wie überhaupt die Behandlung der alten Sprachen, in grammatiſcher und lexikographiſcher Hinſicht, der Maaßſtab für die Behandlung der neuen Sprachen wurde, ohne gehörige Rückſicht auf die große Verſchiedenheit ihres Charakters zu nehmen. So trieb man auch das Studium der Etymologie in Beziehung auf die teutſche Sprache oft zu weit. Selbſt Männer von Geſchmack und Kritik haben ſie bisweilen zu ſehr berückſichtiget, wie dies Adelung in der Vorrede zur zweiten Ausgabe ſeines Wörterbuchs für die erſte Ausgabe zugeſteht. Da, nach dem Plane dieſer Sprachkunde, der Fortſchritte des Anbaues der teutſchen Sprache in lexikographiſcher Hinſicht blos hier gedacht werden kann; ſo wird hier ſogleich, um keine Lücke in der Ueberſicht aller Theile, welche zum Umfange der teutſchen Sprache gehören, zu laſſen, die möglichſt vollſtändige Literatur derſelben beigebracht.

Wörterbücher.

Im Jahr 1480 erſchien anonym: *Vocabularius, in quo Latinum praecedit, et Teutonicum ſubjungitur.* — Dann 1482 zu Nürnberg ein in 4. gedrucktes Wörterterbuch auf 312 Blättern; auf deſſen letzter Seite ſtehet: explicit vocabularius theutonicus, in quo vulgares dictiones ordine alphabetico preponuntur et latini termini ipſos directe ſignificantes ſequuntur. — Darauf erſchien zu Strasburg 1489 ein Wörterbuch in 4. von W. Brack, und zu Straßburg 1503 ein neues unter der Aufſchrift: *gemma gemmorum.*

Joh. Altenſteig, Sammlung verteutſchter grammatikaliſcher Kunſtwörter 1515.

Eraſm. Alter ſchrieb: *Lexicon germanico-latinum, in quo ultimis ſeu terminalibus germanicarum vocum ſyllabis obſervatis latina vocabula cum ſuis quaeque ſynonymis additis loquendi etiam figuris ac modis protinus ſe offerunt.* Francof. 1540.

Joſua Maaler, die teutſche Spraach. Alle Wörter, Nahmen und Arten zu reden, in hochteutſcher Sprach, dem A. B. C. nach ordentlich geſtellt und mit gutem Latein ganz fleißig und ordentlich verdolmetſchet, dergleichen bisher noch nie geſehen. Zürich 1561. in 4.

Sim. Roth, Teutſcher *Dictionarius*, ſo die im Teutſchen eingeſchlichenen fremden Wörter verteutſcht. Augsb 1571.

Georg Heniſch, *Theſaurus linguae et ſapientiae germanicae.* Schatz der teutſchen Sprache und Weisheit. Augsb. 1616. fol. (aber nur ein Theil.)

C. von Stieler, der teutſchen Sprache Stammbaum und Fortwachs, oder teutſcher Sprachſchatz, worinnen alle und jede

teutſche Wurtzeln oder Stammwörter, ſo viel deren annoch bekannt und itzo im Gebrauche ſeyn, nebſt ihrer Ankunft, abgeleiteten Duppelungen, und vornehmſten Redensarten, mit guter lateiniſcher Tolmetſchung und kunſtgegründeten Anmerkungen befindlich; ſammt einer hochteutſchen Letterkunſt, Nachſchuß und teutſchem Regiſter. Nürnb. 1691. 11 Alph. in 4.

(Philipp von Zeſen, ließ: der hochteutſchen Sprache Wort- und Stammbuch unvollendet.)

J. L. Praſch, *organon latinae linguae*, Ratisb. 1686, wobey ſich ein *Onomaſticon germanico-latinum* befindet, ein Regiſter von mehr als 800 lateiniſchen Wörtern, die mit teutſchen Wörtern eine Aehnlichkeit haben.

H. J. Spannutius, Teutſch-orthographiſches Schreib-, Converſations-, Zeitungs- und Sprüchwörterlexikon, nebſt einer ausführlichen Anweiſung, wie man accurat und zierlich teutſch ſchreiben, höflich reden, und was man ſonſt bey einem Briefe obſerviren ſoll; aus dem Schottelio, Morhof, Weiſen, Bödiker, Talander, Menantes und vielen andern berühmten Scribenten zuſammengetragen. 4 Theile, Hannov. 1720.

Cramer, das herrlich große teutſchitalieniſche Dictionarium oder Wort- und Redartenſchatz der unvergleichlichen hochteutſchen Grund- und Hauptſprache. Nürnb. 1724. 2 Theile.

Benjamin Hederich, vollſtändiges teutſch-lateiniſches Lexikon. 94 Bogen, Leipz. 1729. — 2te Aufl. 1745. — 3te Aufl. 1753.

J. H. Seume, kleines teutſches Lexikon, in ſich faſſend eine deutliche und ausführliche Anweiſung zur teutſchen Orthographie. Nürnb. 1731.

(*I. G. Scherz,*) Gloſſarium medii aevi &c. und *C. G. Haltaus,* Gloſſarium germanicum &c. ſind weiter oben bereits angeführt.)

C. E. Steinbach, vollſtändiges teutſches Wörterbuch, vel Lexicon germanico-latinum &c. 6 Alphabet. Berlin. 1734. 8. 2 Bände.

I. G. Wachter, Gloſſarium germanicum, continens origines et antiquitates totius linguae germanicae hodiernae. 12 Alph. fol. Leipz. 1736. (Vorher ſchon 1727 einen Verſuch dieſer Art.)

J. Leonh. Friſch, teutſch-lateiniſches Wörterbuch, darinnen nicht nur die urſprünglichen, nebſt denen davon hergeleiteten und zuſammengeſetzten allgemein gebräuchlichen Wörter; ſondern auch die bei den meiſten Künſten und Handwerken, bei Berg- und Salzwerken, Fiſchereyen, Jagd-, Forſt und Hausweſen, und andere mehr gewöhnliche teutſche Benennungen befindlich, vor allem, was noch in keinem Wörterbuche geſchehen, den Einheimiſchen und Ausländern, ſo die in den mittlern Zeiten

geſchriebenen Hiſtorien, Chronicken, Ueberſetzungen, Reimen und dergl. mit ihren veralteten Wörtern und Ausdrücken verſehen wollen, möglichſt zu dienen, mit überall beygeſetzter nöthigen Anführung der Stellen, wo dergleichen in den Büchern zu finden, ſammt angehängter, theils verſicherten, theils muthmaßlichen Etymologie und critiſchen Bemerkungen. 2 Theile. 7 Alph. 4. Berl. 1741.

(Ein in ſeiner Art ſehr vollkommenes, durch dreißigjährige Arbeiten und Sammlungen vollendetes Werk.)

J. C. Gottſched, Probe eines teutſch grammatiſchen Wörterbuchs. Leipz. 1765.

Fulda, Sammlung und Abſtammung germaniſcher Wurzelwörter nach der Reihe menſchlicher Begriffe. Herausgegeben von Meuſel. 2 Bände, Halle 1776. 4.

J. C. Adelung, Verſuch eines vollſtändigen grammatiſch-kritiſchen Wörterbuchs der hochteutſchen Mundart, mit beſtändiger Vergleichung der übrigen Mundarten.

(Es erſchien zuerſt Leipz. 1774 — 1786. in 5 Bänden. — Die 2te Ausg. 1793. ff. in 4 Bänden. 4. Ein Supplementband iſt angekündigt. — Es iſt bis itzt das vollſtändigſte, gründlichſte und befriedigendſte Werk. Grammatik und Etymologie ſind in demſelben mit dem ausdaurendſten Fleiße und mit Kritik bearbeitet. — Nur in ſtyliſtiſcher Hinſicht, und in Beziehung auf die Philoſophie der Sprache dürfte es einige Wünſche übrig laſſen.)

J. C. Adelung, Auszug aus dem grammatiſch-kritiſchen Wörterbuche der hochteutſchen Mundart. 4 Theile, Leipz. 1796 bis 1802. 8.

J. Richter, grammatiſches Wörterbuch der teutſchen Sprache. Leipz. und Wien 1791.

J. S. von Popowitſch, Verſuch einer Vereinigung der Mundarten von Teutſchland, als eine Einleitung zu einem vollſtändigen teutſchen Wörterbuche. Wien 1780.

J. C. Blum, teutſches Sprichwörterbuch, 2 Theile. Leipzig 1782.

T. G. Voigtel, Verſuch eines hochteutſchen Handwörterbuchs für die Ausſprache, Orthographie, Biegung, Ableitung, Bedeutung und Verbindung, in 3 Theilen, Halle 1793. 1795

K. Ph. Moritz, Grammatiſches Wörterbuch der teutſchen Sprache. 1r Th. Berl. 1793. 2r Th. 1794. (vom 4ten Bogen an, von Stutz); 3r Th. 1797. (bis S. 202. von Stutz; von S. 203 an von Stenzel) 4r Th 1802. von Vollbeding.

(Es iſt zu bedauern, daß durch die vier verſchiednen Bearbeiter dieſes Wörterbuchs daſſelbe an Gleichmäßigkeit und Brauchbarkeit nicht gewinnen konnte.)

Handwörterbuch der teutſchen Sprache, zum Gebrauche des Leſens, Sprechens und Schreibens, nach den beſten teutſchen Sprachforſchern. Leipz. 1798.
(Für den erſten Anlauf ſehr brauchbar und wohlfeil.)

J. H. Campe, Wörterbuch zur Erklärung und Verteutſchung der unſre Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke. Ein Ergänzungsband zu Adelungs Wörterbuche, in 2 Bänden. 4. Braunſchw 1801. mit 114 S. Einleitung.
(Er hat in dieſen Werke das von neuem verarbeitet und zuſammengeſtellt, was ſchon früherhin von ihm in ſeinen Schriften über die Reinigung der teutſchen Sprache enthalten war.)

(Unter der Lehre von den Barbariſmen werden die Wörterbücher zur Erklärung ausländiſcher Wörter und Terminologien; in der Synonymik, die ſynonymiſchen Wörterbücher; unter der Orthographie, die orthographiſchen Wörterbücher, und die, welche ſich mit gleichlautenden Wörtern beſchäftigen; unter der Proſodie, die proſodiſchen, und in der Theorie des Styls die eigentlichen ſtyliſtiſchen Wörterbücher aufgeführt werden.

---

4) Pädagogiſche und vermiſchte Schriften, welche die teutſche Sprache betreffen.

A. Pädagogiſche,

a) welche die Methodik der teutſchen Sprache betreffen. Im Ganzen iſt noch wenig für dieſe Methodik gethan, obgleich in manchen einzelnen Schriften über die teutſche Sprache viele treffliche Winke darüber zerſtreut liegen. Hieher gehören:

C. F. Steinbach, kurze und gründliche Anweiſung zur teutſchen Sprache. Roſtock 1724.
(Der erſte Verſuch, die teutſche Sprache mit Ordnung und Deutlichkeit practiſch zu behandeln.)

G. J. Schatz, Gründliche und leichte Methode, wie man ſowohl in öffentlichen Schulen, als auch durch Privatinformation denen Kindern verſtändlich zu leſen und deutlich zu ſchreiben in kurzer Zeit und mit leichter Mühe beibringen kann, ſammt den nöthigſten Regeln von der teutſchen Orthographie. Büdingen 1725.

A. F. Hecker, Methode, die Sprachen zu lehren und zu lernen. Berlin 1795.

J. F. Chr. Gräſſe, Verſuch eines ſokratiſchen Unterrichts in der teutſchen Sprachlehre und im ſchriftlichen Gedankenausdrucke. Schlesw. 1800.

H. Hinrichſen, Methodiſcher Leitfaden zum Unterrichte in der teutſchen Sprachlehre für Volksſchulen. Schlesw. 1802.

C. F. Etzler, Ueber die Leſeübungen auf Schulen, in den Beitr. zur Krit. des Schulunterrichts St. 1. Leipz. 1796. S. 144. ff.

Derſelbe, Ueber den teutſchen Sprachunterricht in obern Klaſſen, nebſt zwei Vorleſungen über Klopſtockiſche Oden, in den Beitr. zur Krit. des Schulunt. St. 3. S. 70. ff.

Derſelbe, Methodik des wiſſenſchaftlichen Unterrichts 1 Th. vom Unterrichte in der teutſchen als Mutterſprache. Breslau 1802.

J. B. Baſedow, Große Verbeſſerungen in der Kunſt leſen zu lehren. Leipz. 1785.

J. H. Campe, Neue Methode, Kinder leſen zu lehren. Hamburg 1778.

Plato, einige Gedanken über die gewöhnlichen A. B. C. Bücher in unſern vaterländiſchen Schulen, nebſt einer kurzen Beſchreibung und Abbildung der Leſemaſchine, welche in der Leipziger Freiſchule gebraucht wird. Leipz. 1797. — Deſſelben Buchſtaben und Schriftzeichen zur Leſemaſchine.

H. Stepoani, Unterricht in der gründlichſten und leichteſten Methode, Kindern das Leſen zu lehren. Erlang 1802.

F. Olivier, die Kunſt, Leſen und Rechtſchreiben zu lehren, auf ihr einzig wahres, höchſt einfaches und untrügliches Grundprincip zurückgeführt, 1r Theil, 2te Aufl. Leipz. 1803.

Ueber die methodiſche Behandlung der teutſchen Sprache, hauptſächlich die trefflichen Aufſätze von Fr. Gedike, in deſſen Schulſchriften, Th. 1. S. 129. ff. — Th. 2. S. 235. ff. — Th. 2. S. 136. ff.

K. H. L. Pölitz, Vorrede zu Hahns populärer Sprachlehre, (auch wieder abgedruckt in den Fragmenten zur Philoſ. des Lebens, Chemnitz 1802); und deſſen Einleitungen zur Analyſis ſtyliſtiſcher Aufgaben, zur Interpretation teutſcher Autoren, und zu den Materialien zum Dictiren.

b. welche einzelne pädagogiſche Uebungen, in Beziehung auf die Sprache, betreffen:

α) Das Leſenlernen. — Fibeln gehören nicht hieher —

U. H. Laut, Neues durch Theorie und Erfahrung erprobtes Elementarbuch des Leſenlernens der teutſchen Sprache. Leipz. 1799.

J. C. Vollbeding, Hülfsbuch zur teutſchen Buchſtaben- und Sylbenkunde, zur Leſekunſt und zur leichten Sprachübung für Volksſchulen. Leipz. 1803.

β) Dictirübungen, (die vorzüglichſten ſind die, wo der Zögling ſelbſt fehlerhafte Schemata corrigiren muß, die ihm vorgelegt werden).

J. C. Angerſtein, Sammlung merkwürdiger Ausſprüche, Anecdoten, lehrreicher und angenehmer Erzählungen, witziger Einfälle ꝛc. fehlerhaft und verbeſſert dargeſtellt. Stendal 1801. (auch der dritte Theil ſeiner Anweiſung ꝛc.)

K. H. L. Pölitz, Materialien zum Diktiren, nach einer dreifachen Abſtufung vom Leichten zum Schweren geordnet, mit fehlerhaften (beſonders in 4 abgedruckten) Schemen. Leipzig 1801.

W. J. Wiedemann, vermiſchte Aufſätze zum Diktiren beym teutſchen Sprachunterrichte, mit allen hierzu nöthigen Regeln begleitet. Quedlinb. 1800.

Kunitſch, 350 Sätze lehrreichen Inhalts zu Vorſchriften und zum Diktiren. 2te Aufl. Grätz 1800.

Leſebuch für Volksſchulen und Materialien zum Diktiren und zu Vorſchriften zu gebrauchen. 2 Theile. Leipz. 1799. f.

γ) Interpretation teutſcher Schriftſteller (nach Analogie der Römer und Griechen).

K. H. L. Pölitz, Vorleſungen über Fragmente aus teutſchen Autoren, als Verſuche in der Interpretation, für die reifere Jugend, die ſich des Geiſtes der Mutterſprache bemächtigen will. Görlitz 1800. (Auch der 2te Theil des Syſtems des teutſchen Styls ꝛc.)

Deſſelben Elementarbuch des Wiſſenswürdigſten ꝛc. Seite 457. ff.

K. F. Etzler, Anleitung zur Wohlredenheit. Bresl. 1802. (Enthält Fragmente zum Interpretiren, aber ohne Anleitung, wie interpretirt werden ſoll.)

δ) Kalligraphie.

J. F. Heynatz, Handbuch zur Verfertigung ꝛc. 6te Auflage, S. 7 — 34.

J. G. Weber, Allgemeine Anweiſung der neueſten Schönſchreibekunſt für die Jugend. 2 Theile, Lemgo 1784 und 1786.

G. F. Vogel, Kurze und gründliche Anweiſung, nach der neueſten Art zierlich zu ſchreiben. 4. Nürnb. 1784.

J. F. Pixis, Vollſtändiger Unterricht der Schönſchreibekunſt: mit 31 Blättern Kupferſt. Querf. Mannh. 1786.

J. F. Kirchel, Neue methodiſche Anweiſung zur teutſchen Kurrent- Canzlei- und Fracturſchrift, zum Gebrauche des Schul- und Privatunterrichts, mit 31 Kupfert. Straßb. 1788.

C. G. Roßberg, Syſtematiſche Anleitung zum Schön- und Geſchwindſchreiben. Leipz. 2 Theile. 1796 und 1803.

J. G. H. Müller, Anleitung zum Schönſchreiben, nebſt einer Anweiſung, Kinder auf dem kürzeſten und zweckmäßigſten Wege eine ſchöne und gute Hand ſchreiben zu lehren, 2te Ausg. Nürnb. 1799.

Schröter, Briefſteller für das gemeine Leben, nebſt einer Anweiſung zur Schönſchreibekunſt, mit 33 in Kupfer geſtochenen Vorſchriften, 10te Ausg. Leipz. 1799.

J. P. Schneider, Anweiſung zum Schönſchreiben, nach der Halliſchen Lehrart. Hildburgh. 1800.

C. H. Näckel, Vollſtändige Anweiſung zur teutſchen Schönſchreibkunſt, mit 24 in Kupfer geſtochenen Vorſchriften. Altenb. 1801.

J. C. Dolz, Hülfsbuch zur Schön- und Rechtſchreibekunſt ꝛc. für die obern Klaſſen in Bürgerſchulen. Leipz. 1801.

Bergmann, Vorlegeblätter, oder methodiſcher Unterricht im Schönſchreiben. — 2 Kurſus, Querf. Leipz. 1801 u. 1802.

B) Vermiſchte Schriften.

α) Paſigraphie.

D. Solbrig, Allgemeine Schrift, d. i. eine Art, durch Ziffern zu ſchreiben, vermittelſt deren alle Nationen, bei welchen nur einige Weiſe zu ſchreiben im Gebrauche iſt, ohne Wiſſenſchaft der Sprachen, von allen Dingen ihre Meinung einander mittheilen können. Salzwedel, 1726.

C. G. Berger, Plan zu einer überaus leichten, unterrichtenden und allgemeinen Rede und Schriftſprache für alle Nationen. Berl. 1779.

C. H. Wolke, Erklärung, wie die wechſelſeitige Gedankenmittheilung aller kultivirten Völker des Erdkreiſes, oder die Paſigraphie möglich und ausüblich ſey, ohne Erlernung einer neuen beſondern, oder einer allgemeinen Wortſchrift oder Zeichenſprache, Deſſau 1797.

v. M. Paſigraphie, oder Anfangsgründe der neuen Kunſtwiſſenſchaft, in einer Sprache alles ſo zu ſchreiben und ſo zu denken, daß es in jeder andern ohne Ueberſetzung geleſen und verſtanden werden kann. 1797.

J S. Vater, Paſigraphie und Antipaſigraphie. Weißenfels 1799. und deſſen Verſuch einer allgemeinen Sprachlehre S. 268. ff. Halle 1801.

β) Stenographie (Kryptographie.)

Die ältere Literatur darüber in C. J. Bouginé, Handbuch der Literargeſchichte 1r B. S. 55. f.

J. B. Friederici, Cryptographie, oder geheime Schrift, und mündliche Correſpondenz. Hamb. 1735.

F. Moſengeil, Anleitung zur Stenographie, oder Geſchwindſchreibkunſt. Eiſenach 1796.

Horſtig, erleichterte teutſche Stenographie, oder Geſchwindſchreibekunſt, mit Kupf. Leipzig 1797.

Kurze Anleitung zur teutſchen Stenographie oder Kurzſchreibekunſt, mit Kupf. Nürnb. 1798.

γ) Vermiſchte Schriften über einzelne Gegenſtände der teutſchen Sprache.

(Aus dem Lippenius hat Heynatz (ſ. deſſen Briefe Th. 5. S. 131) einige minder bekannte Schriften über die teutſche Sprache aus dem 17ten Jahrhunderte geſammelt.)

Joh. Vorſt, Specimen obſervationum in linguam vernaculam, oder Verſuch einiger Anmerkungen über die teutſche Sprache. Cölln 1769.

(Becherer) Synopſis grammaticae germanicae, latinae et graecae. Jen. 1569.

Die Kunſt, Teutſch zu ſchreiben. Chemnitz 1711.

Wohlgemeinte Vorſchläge zu einer allgemeinen und regelmäßigen Einrichtung und Verbeſſerung der teutſchen Sprache in dem ober- und niederſächſiſchen Kreiſe. Halberſt. 1732.

Bel, inſtitutiones linguae germanicae. Nor. 1755.

I. D. Michaelis, de ea Germaniae dialecto, qua in ſacris faciundis atque in ſcribendis libris utimur. Goett. 1750.

J. Hemmer, Abhandlung über die teutſche Sprache, zum Nutzen der Pfalz. Mannh. 1769. Er fand viele Gegner; vergl. Heynatz Briefe ꝛc. Th. 5. S. 27. ff. und ſchrieb 1771: Vertheidigung der Abhandlung über die teutſche Sprache.

F. G. Klopſtock, die teutſche Gelehrtenrepublik, Hamburg 1774. — Ueber Sprache und Dichtkunſt, Fragmente ſon Klopſtock. Hamb. 1779. — Grammatiſche Geſpräche, von demſelben, Altona 1794.

J. H. Kiſtenmacker, Kritik der griechiſchen, lateiniſchen und teutſchen Sprache. Münſter 1793.

W. Mackenſen, Beiträge zur Kritik der Sprache, beſonders der teutſchen. 1s St. Wolfenb. 1794.

(Des verſtorbenen Prof.) Löwe, Beiträge zur Kritik der teutſchen Sprache. Breslau 1803.

G. F. Hillmer, Bemerkungen und Vorſchläge zur Berichtigung der teutſchen Sprache und des teutſchen Styls. Berlin 1793.

J. G. D. Schmiedtgen, Rügen für biedere Teutſche in Hinſicht ihrer Sprache, in Briefen. Leipz. 1796.

Jeruſalem, über die teutſche Sprache und Literatur. Berlin 1781.

v. Blankenburg, über teutſche Sprache und Literatur, mit Adelungs Anmerkungen; in Adelungs Magaz. für teutſche Sprache, 2 B. 2s St. S. 3. ff.

J. F. Mieg, Abhandlung über das Studium der Sprache, beſonders der Mutterſprache, in der churpfälz. teutſchen Geſellſchaft vorgeleſen. Frankf. 1782.

M. A. Köl, Handbuch zum Studium der teutſchen Sprache und Literatur. 1s St. Würzb. 1786.

H. F. Diez, Ueber teutſche Sprache und Schreibart. Magdeburg 1787.

C. G. Schocher, Etwas über teutſche Literatur. Leipz. 1792.

R. R. v. Senkenberg, Gedanken über einige Gegenſtände, die teutſche Sprache betreffend. Frankf. 1798.

J. C. Adelung, Verdienſte der Schriftſteller um die Sprache, in dem Magaz. für teutſche Sprache, 1 B. 3 St. S. 45. ff.

Ueber die teutſche Sprache mit ihren Zweigen; in Walds Einl. in die Geſchichte der Kenntniſſe, Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte. Halle 1784. S. 95. ff.

C. Garve, Ueber den Einfluß einiger beſondern Umſtände auf die Bildung unſrer Sprache und Literatur. Zuerſt in der N. Bibl. der ſchönen Wiſſenſch. 14 B; dann in Garve Sammlung einiger Abhandl. Th. 2. S. 1. ff. Leipz. 1802. 2te Ausg.

C. Garve, einige allgemeine Betrachtungen über Sprachverbeſſerungen; vorgeleſen in der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, in der Samml. einiger Abhandl. Th. 2 S. 317. ff.

Fr. Gedike, Ueber Du und Sie in der teutſchen Sprache, in deſſen vermiſchten Schriften S. 101 ff. Berlin 1801.

S. J. E. Stoſch, kleine Beiträge zur nähern Kenntniß der teutſchen Sprache, Berl. 1778. 3 Stücke. — und: Deſſen neueſte Beiträge zur nähern Kenntniß der teutſchen Sprache, nach ſeinem Tode herausgegeben von C. L. Konrad, nebſt Regiſter über Stoſchs ſämmtlich, die teutſche Sprache betreffende Schriften Berlin 1798.

C. Ph. Moritz, Kleine Schriften, die teutſche Sprache betreffend. Berlin 1781.

Beiträge zur teutſchen Sprachkunde, vorgeleſen in der königl. Akad. der Wiſſenſchaften zu Berlin. 2 Sammlungen. Berl. 1794.

Allgemeine teutſche Sprachkunde.

§. 19.

Die Sprache iſt der Ausdruck der individuellen Kultur.

Tief in der menſchlichen Natur liegt der Sinn fürs Wahre und Schöne. Dieſer Sinn war von jeher bei der Entwickelung des Menſchen zur Vollkommenheit thätig; er war es auch bei der Bildung der Sprache. Je mehr ſich der Menſch durch Uebung und Kraftäußerung zum hellen Bewußtſeyn empor arbeitete; je mehr er die Feſſeln des Inſtincts durchbrach und ſeine Freiheit gebrauchen lernte; je mehr die ihn umgebende Natur die Spuren ſeines Fleißes und Kunſtſinnes in ſich bewahrte; deſto mehr wurde auch jener Sinn berichtiget und geläutert. Wenn der gebildete Verſtand Anſtoß nimmt an allem Inkorrecten und Unwahren; ſo wird das veredelte Gefühl durch alles beleidiget, was den Geſetzen der Schönheit widerſpricht. — Dies angewandt auf die Sprache; ſo wird auch der wahrhaft kultivirte Menſch den ausgebildeten Sinn fürs Wahre und Schöne im Sprechen und Schreiben zeigen; denn unſre Sprache iſt der Wiederſchein unſrer geiſtigen Kultur.

So ſpricht der lebhafte und feurige Menſch raſch und ſchnell, weil er das Bedürfniß fühlt, ſich der Gedanken, die ihm zuſtrömen, durch Worte zu entladen; der phlegmatiſche hingegen ſpricht, aus dem entgegengeſetzten Grunde, langſam und bedächtig. Der Mann von gebildetem Verſtande aber kaltem Herzen, wird deutlich und klar ſchreiben, doch zur Empfindung wird er nicht ſprechen können. Der Mann von tiefem Gefühle, aber wenig gebildetem Verſtande, wird ſich leicht zu einem myſtiſchen Ausdrucke verirren, der mehr Glut als Wärme, mehr Dunkelheit als Beſtimmtheit und Deutlichkeit, mehr geſuchte Stärke als eigenthümliche Kraft enthält. Wer verworren denkt, wird auch verworren und unzuſammenhängend ſprechen und ſchreiben; wo aber ein gebildeter Geiſt ſich alle Begriffe, deren er ſich

bemächtiget hat, deutlich und zuſammenhängend vergegenwärtiget; wo das Gefühl ſo innig und warm, als der Verſtand hell und aufgeklärt iſt; wo alſo eine ebenmäßige Kultur den ganzen Menſchen umſchließt, und jedes geiſtige Vermögen im Verhältniſſe zu den übrigen entwickelt und gebildet iſt; da wird auch die Sprache, ſey es mündlich oder ſchriftlich, jene Klarheit, Deutlichkeit und Korrectheit, und jene Feinheit, Wärme und Kraft haben, durch welche ſie unwiderſtehlich auf den gleichgebildeten Geiſt wirkt. So wie Niemand den Maasſtab des großen Mannes in ſich trägt, der nicht ſelbſt in einer gewiſſen Beziehung ſich zur Größe erhoben hat; ſo wird auch nur der harmoniſch kultivirte Menſch den Maasſtab für die richtige Beurtheilung der ſtyliſtiſchen Vollkommenheit in ſich tragen, und der am vollendetſten ausgebildete Menſch wird auch, in der Ordnung, der beſte Styliſt ſeyn, ſobald er die Fertigkeit erlangt hat, das, was er mit einem gewiſſen Grade von Vollendung denkt und fühlt, ſo, wie er es fühlt, in Worte zu kleiden.

§. 11.

Darſtellung durch die Sprache.

Darſtellung in Worten iſt alſo das allgemeinſte Merkmal der Sprache und des Styls. Das innere Weſen des Menſchen, der Grad ſeiner Bildung, iſt nur erkennbar durch Darſtellung. Etwas darſtellen, heißt, eine Anſchauung davon geben. So ſtellen alle Künſte dar; die bildenden Künſte durch Figuren, die Muſik durch Töne, die redenden Künſte (Rhetorik und Poeſie) durch artikulirte Töne. Der Darſtellung muß aber die Vorſtellung vorausgehen, und ſelbſt das Gefühl muß in Vorſtellung verwandelt worden ſeyn, wenn es darſtellbar werden ſoll. Von der Wahrheit und Richtigkeit der Vorſtellung wird alſo nothwendig die Wahrheit und Richtigkeit der Darſtellung abhängen; denn beide verhalten ſich gegen einander wie Urſache und Wirkung. So wie aber bei der Vorſtellung Stoff und Form verſchieden ſind; ſo muß man auch bei der Darſtellung Stoff und Form trennen. Der Stoff iſt

das, was dargeſtellt wird; die **Form**, die Art, wie der Stoff dargeſtellt wird.

§. 12.

Darſtellung iſt ein Werk der Freiheit.

Nur ein Weſen, das Vernunft und Freiheit beſitzt, vermag in ſein Inneres zurückzugehen, und Stoff und Form in der Vorſtellung zu unterſcheiden. Da nun dieſe Trennung und die Beſtimmung des nothwendigen Verhältniſſes zwiſchen Stoff und Form durchaus der Darſtellung vorausgehen müſſen; ſo iſt auch die Darſtellung ſelbſt ein **Werk** (Aktus) **der Freiheit**, und in dieſem Sinne die **Kunſt** (die reine durch Freiheit hervorgebrachte Darſtellung der Vorſtellung,) mithin auch die **redende** Kunſt (die Sprache) nur das Eigenthum des Menſchen. Zwar drücken die Thiere durch die Töne ihre Empfindungen aus; aber dieſe Töne ſind **ohne Darſtellung**, inwiefern der Darſtellung nothwendig die Vorſtellung zum Grunde lieget.
(Sehr richtig ſagt **Schiller** in ſeinen **Künſtlern:**
„Im Fleiß kann dich die Biene meiſtern,
In der Geſchicklichkeit ein Wurm dein Lehrer ſeyn;
Dein Wiſſen theileſt du mit vorgezognen Geiſtern;
Die Kunſt, o Menſch, haſt du allein!")

§. 13.

Begriff der Sprache unter der Vorausſetzung der Darſtellung.

Eine **Sprache** iſt das abgeſchloſſene und einer beſtändigen Fortbildung fähige Ganze von **Wörtern**, welche die ſich ausbildende **Vernunft** zur **Darſtellung aller äußern Wahrnehmungen** und **aller innern Zuſtände**, **erfunden**, **geordnet** und **zur Einheit verbunden** hat.

Dieſer Begriff faßt folgende in ſich:

1) Ohne Vernunft gibt es keine Sprache.
2) Ein vernünftiges Weſen, wie der Menſch iſt, iſt äußerer Wahrnehmungen und innerer Zuſtände fähig.

3) Der Menſch fühlt das Bedürfniß, dieſe äußern Wahrnehmungen und innern Zuſtände darzuſtellen.

4) Stellt er ſie durch Wörter dar; ſo entſtehet Sprache.

5) Dieſe Wörter werden, durch die Thätigkeit der ſich ausbildenden Vernunft, erfunden, geordnet und zur Einheit verbunden.

6) Durch dieſe Ordnung und Verbindung werden die Wörter, welche zur Bezeichnung und Darſtellung erfunden und gebraucht werden, ein abgeſchloßnes Ganze.

7) Dieſes Ganze iſt, wegen der fortſchreitenden Thätigkeit der Vernunft, einer beſtändigen Fortbildung fähig.

(Mit dieſem Begriffe der Sprache ſtreitet das keinesweges, was die philoſophiſchen Sprachforſcher darüber aufgeſtellt haben. Man vergleiche deshalb:

J. S. Vater, Ueberſicht des Neueſten, was für Philoſophie der Sprache in Teutſchland gethan worden iſt, in Einleitungen, Auszügen und Kritiken, Gotha 1799; welche Schrift das Eigenthümliche, was Harris, Meiner, Roth, Meyer, Mertian, Neide und Forberg in Betreff der philoſophiſchen Sprachforſchung aufgeſtellet haben, nicht nur concentrirt darſtellt, ſondern auch mit vieler Sachkenntniß beurtheilet.

Seit der Erſcheinung jener Schrift gab derſelbe Verfaſſer eine allgemeine Sprachlehre, das Reſultat ſeines eignen Forſchens über dieſen Gegenſtand heraus, und A. F. Bernhardi, ſchrieb eine Sprachlehre, (in zwei Theilen, deren mehrmals gedacht werden wird.)

§. 14.

Verſchiedenheit der Darſtellung in der Sprache.

Ein vernünftiges Weſen, wenn es ſeine innern Zuſtände durch Worte darſtellt, kann nur zwei Arten der Darſtellung wählen; das Hörbare und das Sichtbare. Zu der erſten Art gehört die mündliche Darſtellung (Sprache im engern Sinne); zu der zweiten Art gehört die ſchriftliche. Die ſchriftliche Darſtellung beſteht, im Gegenſatze gegen die artikulirten Töne der mündlichen, in ſymboliſchen Zügen, die, während der Kindheit des menſch-

lichen Geſchlechts, Hieroglyphenſchrift war, die ſich aber bei der höhern Entwickelung des menſchlichen Geiſtes zur Buchſtabenſchrift erhob. — Nur dadurch konnte die Sprache ein bleibendes Eigenthum der Menſchen werden.

Gewiß aber würde die Sprache das Gepräge einer höhern Vollkommenheit an ſich tragen, wenn ſie erſt in dem Zeitalter der gereiften Vernunft erfunden und gebildet würde; ſo aber iſt ſie ein Kind der Noth, des Zufalls und des Bedürfniſſes. Die Wörter zur Bezeichnung ſinnlicher Gegenſtände ſind größtentheils die älteſten in jeder Sprache; bald trug man dieſelben, einmal an ſie gewöhnt, auch auf überſinnliche Dinge über. Viele behielten in der Folge dieſe doppelte Bedeutung (z. B. Licht — licht der Wahrheit); viele gelten blos noch in der zweiten Beziehung (z. B. begreiſe). Diejenigen Wörter aber, welche aus dem Zeitalter der höhern Bildung der Sprache ſtammen, ſind gewöhnlich richtiger gebildet und beſtimmter in der Beziechnung des darzuſtellenden Gegenſtandes, als jene frühern. — Der philoſophiſche Sprachforſcher muß daher, wenn er die Menge der in der Sprache vorgefundenen Wörter bearbeitet, ſie ſämmtlich zu Einem harmoniſchen Ganzen zu vereinigen ſuchen.

Man vergleiche über die ganze Lehre der Darſtellung, als Princip der Sprache:

A. F. Bernhardi, Sprachlehre, Th. 1. (Berl. 1801.) S. 13. ff.

G. M. Roth, Antihermes, oder philoſophiſche Unterſuchung über den reinen Begriff der menſchlichen Sprache und der allgemeinen Sprache. Fankfurt. 1795. Seite 27. ff.

J. S. Vater, Verſuch einer allgemeinen Sprachlehre. Halle 1801. S. 18. ff.

§. 15.

Harmonie der Sprachen.

Es iſt nicht ohne Intereſſe, dem hiſtoriſchen Forſcher bei ſeinen Bemühungen zu folgen, die exiſtirenden Sprachen mit einander zu vergleichen und ihre Aehnlich-

keit und Verwandtſchaft darzuthun. Allein dieſer Verſuch kann nur dann gelingen, und die dadurch gewonnenen Reſultate werden nur dann weniger überraſchen, wenn man ſich von dem hiſtoriſchen Standpunkte zu dem philoſophiſchen erhebt, und von dem **Begriffe der Darſtellung** ausgehet. Nur er kann uns darüber Aufſchluß geben, wie alle Sprachen in den allgemeinſten Formen, die ihnen zukommen, ſo viel Aehnlichkeit haben können, weil ihnen allen die Fähigkeit des Menſchen zum Grunde liegt, die Vorſtellung durch Darſtellung zu bezeichnen, und wie, bei der Einheit des menſchlichen Geiſtes und bei den allen Menſchen zukommenden geiſtigen Anlagen, die Thätigkeit dieſer Anlagen und Vermögen in jeder Sprache ſichtbar werden mußte. Nur dadurch kann zugleich die Erſcheinung aufgeklärt werden, daß jede Sprache ſo früh oder ſo ſpät, oder gar nicht zu einer höhern Vollkommenheit gelangte, wenn man von den allgemeinen Geſetzen der Ausbildung und Entwickelung der geiſtigen Anlagen ausgehet, und mit dieſen Geſetzen die hiſtoriſchen Reſultate über den erreichten Grad der Kultur bei den verſchiedenartigſten Völkern zuſammenhält. Wer auf dem entgegengeſetzten Standpunkte ſich befindet, erhält blos ein Aggergat hiſtoriſcher Reſultate, ohne das leitende Princip für ihre Verbindung zu Einem Ganzen zu haben. — Uebrigens darf, ſo intereſſant auch die **Vergleichung der Sprachen** an ſich iſt, dieſelbe nicht zu weit ausgedehnt werden, weil jede Sprache, ſo wie jedes Volk, ihren eigenthümlichen Gang der Ausbildung feſthielt, der von der frühern Verfaſſung, Regierung, Verbindung mit andern Völkern durch Handel, Kriege und Verträge, und von der Religion, Geſetzgebung und der Moralität eines jeden Volks zunächſt abhängig war.

§. 16.

Verhältniß der todten und lebenden Sprachen gegen einander.

Die Sprache theilt gewöhnlich das Schickſal des Volkes, dem ſie angehört. Sinkt das Volk; ſo ſinkt auch die Sprache deſſelben. Gehet ein Volk endlich ganz unter; ſo

daß ſein Name zuletzt nur noch der Geſchichte angehört; ſo erliſcht auch ſeine Sprache, die wenigſtens, wenn ſie mit andern Sprachen vermiſcht wird, nur noch in den ſchriftlichen Ueberreſten aus dem Zeitalter der höhern Blüthe des Volkes ſelbſt in ihrer wahren Geſtalt erkannt werden kann. Eine ſolche Sprache, die von keinem exiſtirenden Volke mehr geſprochen wird, heißt eine todte Sprache. Die Summe derſelben mag ſehr groß ſeyn, da die Geſchichte des Alterthums ſo viele Völker nennt, die nach und nach von dem Schauplatze der Welt verſchwanden und andern Platz machten; aber für den Sprachforſcher ſind nur diejenigen todten Sprachen von höherem Intereſſe, aus welchen ſich ſchriftliche Ueberreſte erhalten haben, und zwar ſolche, welche in das Zeitalter der höhern Ausbildung und Reiſe dieſer Sprachen gehören. Hier ſtehen nun die Sprachen der Griechen und Römer oben an. Sie waren die Sprachen der kultivirteſten Völker der Vorwelt in unſerm Erdtheile. Sie hatten in dem Zeitalter der höhern Kultur dieſer Völker eine Vollkommenheit erreicht, zu welcher die Sprachen der itzt exiſtirenden Völker ſich nur mit Mühe erheben können. Sie ſind in den Schriften der klaſſiſchen Dichter, Redner, Staatsmänner, Philoſophen und Hiſtoriker jener Völker aufbewahrt, die, nach dem Erlöſchen der Sprache, klaſſiſchen Werth behalten mußten, weil eine todte Sprache nicht mehr unter dem Einfluſſe der unzähligen Veränderungen ſtehet, welchen die lebenden Sprachen unterworfen ſind. Sie ſind deshalb, in Hinſicht auf Korrectheit und Schönheit der Darſtellung, bleibende Muſter für die Schriftſteller in allen jüngern Sprachen. — Nicht nur, daß uns jene klaſſiſchen Ueberreſte ein wahres und treues Bild von dem wiſſenſchaftlichen und bürgerlichen Zuſtande jener Völker zu geben im Stande ſind: ſie haben auch, in dem Zeitalter der Wiederbelebung der Wiſſenſchaften den guten Geſchmack von neuem geweckt; ſie haben damals den Kreis der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß bereichert und erweitert, und wenn auch in unſerm Zeitalter die Wiſſenſchaften ſelbſt eine höhere Richtung genommen und eine andere Geſtalt erhalten haben ſollten; ſo begründeten

D

jene Ueberreſte doch dieſen ſpätern Fortſchritt der Wiſſenſchaften, und ſind für alle künftige Zeiten die **bleibenden Muſter von dem**, was in irgend einer Sprache auf **Klaſſicität** Anſpruch macht. Denn wenn alle klaſſiſche Schriftſteller unſrer Zeiten und der jetzt lebenden Völker allmählig, unter dem ewigen Einfluſſe der Veränderungen, welche die Völker und Sprachen in jedem Jahrhunderte erfahren, veralten und jüngern Muſtern Platz machen werden; ſo bleiben doch jene Muſter **in formeller Hinſicht** immer dieſelben. Sie würden, wenn Europa einer neuen Barbarei, wie der des Mittelalters unterliegen ſollte, immer wieder den guten Geſchmack herzuſtellen vermögen, da das Erlöſchen der römiſchen und griechiſchen Sprache ihnen den Charakter der Unveränderlichkeit gegeben hat, und durch ſie nur der richtige Begriff von **dem goldenen Zeitalter einer Sprache** ausgemittelt werden kann, weil kein Schriftſteller einer lebenden Sprache **klaſſiſch** zu nennen iſt, der nicht in Hinſicht auf Korrectheit und Schönheit der Darſtellung mit ihnen die Vergleichung **in ſeiner** Sprache aushält, obgleich alle Klaſſicität in lebenden Sprachen, aus den bereits angeführten Gründen, **relativ** bleibt und bleiben muß.

§. 17.
Verſchiedenheit des Stoffes und der Form in der Darſtellung.

Obgleich keine Darſtellung in der Sprache ohne Vorſtellung möglich iſt; ſo iſt doch der Stoff der Vorſtellung ſelbſt ſehr verſchieden. Die **äußere** und die **innere** Anſchauung geben ſehr verſchiedenartige Stoffe für die Vorſtellung, woraus ſich die, nur auf den erſten Anblick befremdende, Verſchiedenheit der in der Sprache vorhandenen Begriffe, durch welche **das Sinnliche** und **das Nichtſinnliche** bezeichnet wird, erklären läßt. So ſtammen z. B. von **verſchiedenem** Boden die Worte: **Glas, Fenſter, Haus, Thüre** ꝛc. und: **Gerechtigkeit, Weisheit, Heiligkeit, Vollkommenheit** ꝛc. — Aber noch eine größere Verſchiedenheit, (die uns nur durch die Gewohn-

heit, ſie beſtändig in der Sprache ſelbſt unter einander gemiſcht zu treffen, weniger auffallend wird,) findet ſtatt zwiſchen Worten, durch welche wir Vorſtellungen, als reine Vorſtellungen, und ſolche Vorſtellungen bezeichnen, welchen Gefühle zum Grunde liegen. Hier liegt die Grenzlinie zwiſchen Proſa und Poeſie; eine Grenzlinie, die wahrer gefühlt, als theoretiſch beſtimmt bezeichnet werden kann, weil alle Darſtellung, ſie ſey proſaiſch oder poetiſch, doch zuletzt jedesmal auf Vorſtellung zurückführt, obgleich der Urſprung der Vorſtellungen und Gefühle in dem innern Weſen des Menſchen (ſo harmoniſch und unzertrennbar dieſes Weſen auch an ſich ſeyn mag) ſehr verſchieden iſt. — Nicht alſo blos die hiſtoriſche Aufgabe: wie die in der Sprache vorhandenen proſaiſchen und poetiſchen Formen verſchieden ſind, darf hier aufgelöſet werden; ſondern alles würde darauf ankommen, zu beſtimmen: wie durch die Form der Darſtellung die weſentliche Verſchiedenheit des Stoffes, welcher dargeſtellt werden ſoll, und der entweder unmittelbar aus dem Vorſtellungsvermögen oder unmittelbar aus dem Gefühlsvermögen entſpringt, ſo bezeichnet werden kann, daß man den verſchiedenartigen Urſprung des Stoffes in der verſchiedenartigen Darſtellung der Form (entweder der proſaiſchen oder der poetiſchen) ſogleich wieder erkennt?

§. 18.

Verſchiedenheit zwiſchen Proſa und Poeſie.

Es hat bisher der Philoſophie noch nicht gelingen wollen, die Grenzlinie zwiſchen Proſa und Poeſie ganz ſcharf zu bezeichnen, obgleich die vorhandnen ſtyliſtiſchen Producte ſich ohne Schwierigkeit unter eine von beiden Klaſſen bringen laſſen. Denn nicht das Metrum, nicht der Reim machen den Charakter der Poeſie aus; tiefer, in dem Weſen des Menſchen ſelbſt, liegt die große Verſchiedenheit zwiſchen Proſa und Poeſie. So wie man die Menſchen ſelbſt, viel-

leicht ziemlich richtig, in proſaiſche und poetiſche abtheilen könnte; ſo muß auch nur das Verhältniß, in welchem bei jedem Individuum die verſchiednen geiſtigen Anlagen ſtehen, der ſichere Maasſtab für jene Verſchiedenheit zwiſchen Proſa und Poeſie in den Formen der Darſtellung ſeyn. Aber wenn es auch dem Philoſophen gelingt, jene **Verſchiedenheit auf das Weſen des Menſchen ſelbſt zurückzuführen**, (das Einzige, was ihm in dieſer Unterſuchung wahrſcheinlich gelingen kann); ſo wird doch ſein Nachdenken und ſein Scharfſinn immer an **dem** Verſuche ſcheitern, das **Wie?** und **Warum?** jener Verſchiedenheit in dem **unerklärbaren und doch harmoniſchen** Zuſammenhange aller geiſtigen Anlagen ſelbſt aufzuſuchen; ein Verſuch, der nothwendig deshalb ſchon mißlingen muß, weil noch kein philoſophiſches Syſtem, (das ſich nicht mit der Analyſis der Thatſache des Bewußtſeyns begnügte), eine Tranſcendentalphiloſophie begründet hat, welche die mannichfaltigen Erſcheinungen am Geiſte des Menſchen aus Einem letzten Princip, (viel weniger aus Einem einzigen Satze) zu erklären vermochte.

Die wahren Dichter aller Völker und aller Zeiten fühlten es ſelbſt zu gut, wenn ſie nicht Proſa, ſondern Poeſie geſchrieben hatten, obgleich keinem von ihnen es je gelang, den Unterſchied zwiſchen beiden ſo genau zu beſtimmen, wie wir ihn zwiſchen der Plaſtik und Malerei angeben können. — Ein ſehr wahres Wort in dieſer Hinſicht ſagt Koſegarten: „In der Empfängniß ſüßen Augenblicken bedenkt der Dichter wohl weder ſein Zeitalter, noch die Nachwelt. Der heilige Geſang beſucht ihn raſch und ungerufen. Der Schwung ſeiner Fittige entrückt ihn ungeſtüm und übermannend. Er dichtet, weil er dichten muß. Er würde dichten, wenn auch nur der Wiederhall der Wüſte des Liedes losgeriſſene Laute hörte, und mit dem ſterbenden Wiederhall ſein Lied zugleich auf ewig ſtürbe. — Und du, Lieblingin der Weiſen, Lehrerin der Urwelt, Vertraute der Natur und Gottheit, heilige und ſüße Dichtkunſt, nach Platos Zeugniß herbergſt du nur in einer zarten und ungefärbten Seele. Nach den Sagen der Väter entwaffneſt du die Wildheit. Du gibſt Empfänglichkeit für Größe und Güte. Du lieſeſt die Lettern der Natur. Du entzifferſt die Hieroglyphen der Vorwelt. Du ent-

flammſt für Gottheit und Tugend. Für die Armſeligkeiten der Wirklichkeit entſchädigeſt du mit deinen holden Phantaſien. Aus der Thatendürftigkeit unſers ſchwatzſeligen Zeitalters zauberſt du zurück in die Heldenalter der Vorzeit; aus der Karthäuſerklauſe dieſes Raupenlebens entrückeſt du in die weiten Räume der Unendlichkeit.„

Unter allen, was frühere und ſpätere Aeſthetiker über die Beſtimmung der Grenze der Dicht- und Redekunſt geſchrieben haben, will ich blos drei Urtheile anführen, welche wichtig ſind. J. Kant ſagt in der Kritik der Urtheilskraft S. 203. „Beredſamkeit iſt die Kunſt, ein Geſchäft des Verſtandes als ein freies Spiel der Einbildungskraft zu betreiben; Dichtkunſt, ein freies Spiel der Einbildungskraft als ein Geſchäft des Verſtandes auszuführen„ — womit er aber eigentlich nicht den Unterſchied zwiſchen Proſa und Poeſie, ſondern zwiſchen Rhetorik und Poetik bezeichnet. — Heydenreich, in ſeinem Syſtem der Aeſthetik Th. 1. S. 217. ff. „Daß man von jeher ſo viele Schwierigkeiten gefunden hat, die Grenzen der Dicht- und Redekunſt zu ziehen, iſt mehr falſchen Grundbegriffen von der Dichtkunſt, als von der Redekunſt zuzuſchreiben. Denkt man ſich bei einem Gedichte nichts beſtimmteres, als eine Reihe von Ideen in vollkommen ſinnlicher Rede vorgetragen; ſo iſt man in Gefahr, viele Werke der Redekunſt, welche dieſe Beſchaffenheit unverkennbar an ſich haben, für Werke der Poeſie zu halten; hingegen manches Gedicht, in welchem ſich nicht vollkommen ſinnliche Rede findet, für ein Werk der Redekunſt. Der höchſte Zweck allein kann hier den Unterſchied und die Gleichheit beſtimmen. Die Werke des Dichters ſind Darſtellungen beſtimmter Zuſtände der Empfindſamkeit, und zwar ſolcher, wo er durch Ideen des Verſtandes und der Vernunft, oder durch ſinnliche, aber nach Geſetzen des Verſtandes und der Vernunft verbundene Vorſtellungen lebhaft gerührt iſt. Sein höchſter Zweck iſt allezeit Rührung. Alle Werke alſo, bei denen dies Hauptendzweck war, wo alſo alle andre Zwecke dieſem bis auf den Grad nachgeſetzt werden mußten, wo dieſes Nachſetzen ihm nicht nachtheilig ward, gehören nicht zur Redekunſt. — Allein zwiſchen den Werken des Dichters und denen des bloßen Proſaiſten liegt eine Gattung von Werken gleichſam in der Mitte, welche den Zweck hat, zugleich Verſtand und Herz zu intereſſiren, doch ſo, daß der Verſtand durchaus herrſchende Seelenkraft bleibt, und nie der Zweck zu rühren dem Zwecke der deutlichen, vollſtändigen und bündigen Erkenntniß vorgezogen wird.

Dieſe nun ſind die Werke der Redekunſt, und ſo ſind ſie, glaube ich, von denen der Poeſie, und der blos referirenden oder didactiſchen Proſa hinlänglich unterſchieden. Auch bin ich überzeugt, daß aus dieſem Begriffe die ganze Wiſſenſchaft der Redekunſt, die ganze Rhetorik, abgeleitet werden kann."

Noch ſchärfer hat die Grenzlinien zwiſchen Proſa und Poeſie zu ziehen geſucht: G. Hermann, in der *Diſp. de differentia proſae et poeticae orationis*, *Lipſ.* 1803. Er beſtimmt ihre Verſchiedenheit nach der Form der Gedanken, des Ausdrucks, und der mündlichen Darſtellung. In Hinſicht der Gedanken ſeien Proſa und Poeſie darin verſchieden, daß wir in der Proſa die darzuſtellenden Begriffe auf ein Object außer uns, in der Poeſie aber auf uns ſelbſt und unſer Gefühl beziehen. Jene arbeite alſo auf Erkenntniß und Einſicht, dieſe auf das Gefühl hin. Jene ſuche ihren Zweck durch Darſtellung des Einzelnen durch das Allgemeine (durch Begriffe und Producte des Verſtandes), dieſe durch Aufſteigen vom Einzelnen zum Allgemeinen (durch Ideenproducte der Phantaſie) zu erreichen. Die Verbindung der Gedanken in der Proſa beruhe alſo auf objectiven, in der Poeſie aber auf ſubjectiven Gründen. Der Eindruck, der bei der Proſa beabſichtiget werde, ſey Ueberzeugung vermittelſt der Einſicht; der Zweck der Poeſie aber Vergnügen, eine Wirkung des Spiels der Ideen. Die einzelnen Arten der Proſa ergäben ſich aber daraus, weil ſich die Ueberzeugung entweder auf das Vorſtellungs- oder Gefühls- oder Begehrungsvermögen beziehe. — In Hinſicht des (ſchriftlichen) Ausdrucks der Gedanken gebe es eine vierfache Verſchiedenheit der Proſa und Poeſie. Es komme nämlich dabei an, theils auf die, beiden Gattungen eigenthümlichen, Worte; theils auf die Qualität, d. i. die Bedingungen derſelben; theils auf die Verbindung der Wörter, oder die Conſtruction; theils auf die, den verſchiedenen Stimmungen des Gemüths anpaſſende, Einkleidung des Ganzen. — In Hinſicht auf die mündliche Darſtellung ergebe ſich eine vierfache Modifikation der Stimme bei der Beſtimmung des Unterſchieds der Proſa und Poeſie, welche theils auf der Natur der Töne ſelbſt beruhe: theils in der Modulation beſtehe; theils den Numerus in ſich begreife; und endlich den Unterſchied des Geſanges und der geſangloſen Sprache betreffe.

So viel erhellt aus allen über die Grenzlinien zwiſchen Proſa und Poeſie angeſtellten Unterſuchungen: daß es der Zweck der erſten zunächſt ſey, Ueberzeugung, der zweiten hinge-

gen, Rührung hervorzubringen; daß bei der erſten hauptſächlich der Verſtand, bei der zweiten Phantaſie und Gefühl thätig ſind; daß die erſtere ſich zunächſt an Begriffe, die zweite ſich vorzüglich an Bilder halte; daß ſie aber beide ſehr nahe verwandt ſind, weil beiden das gemeinſame Merkmal der Darſtellung durch Worte zukommt, und beide ihren letzten zureichenden Grund in dem zur Einheit verbundenen geiſtigen Weſen haben, deſſen verſchiedene Aeußerungen wir aber nur einzeln auffaſſen, und nach ihrer urſprünglichen Verſchiedenheit unter gewiſſe von ſich unterſchiedene Vermögen und Kräfte (Gedächtniß, Phantaſie, Vorſtellungs- Gefühls- und Begehrungsvermögen) bringen können. Der Menſch iſt in der Wirklichkeit ein ungleich inniger vereintes Ganze, als er in der Wiſſenſchaft dargeſtellt werden kann; ſo iſt es auch mit dem Zuſammenhange zwiſchen Proſa und Poeſie. — Sehr wahr ſagt daher Pörſchke in den Gedanken über einige Gegenſtände der Philoſophie des Schönen, Th. 2. S. 9. „Rede und Gedicht ſind Product deſſelben Geiſtes. Sie ſind zwar im Begriffe, nicht aber in der Natur zu unterſcheiden. Ihre Grenzen laufen in einander; die Merkmale der einen gehen in das andre über. In der Natur gibt es keine reine Rede und kein reines Gedicht.„ — In dem menſchlichen Geiſte iſt Proſa und Poeſie Ein Ganzes; nur in der verſchiedenen Thätigkeit und Bewegung der einen oder der andern geiſtigen Vermögen und Kräfte, und in den Arten der Aeußerung dieſer Thätigkeit in ſtyliſtiſcher Hinſicht wird der Unterſchied zwiſchen Proſa und Poeſie ſichtbar. — Daraus läßt ſich auch die Erſcheinung erklären, daß der höhere Schwung der Dichtkunſt gewöhnlich bei den Individuen und Völkern in die Zeit ihrer Jugend fällt; und daß, je proſaiſcher das Leben ſelbſt wird, der frühere dichteriſche Aufflug ſich in Proſa verwandelt. Nicht ſelten ſind die vortrefflichſten Dichter einer Nation zugleich klaſſiſche Proſaiker; unſre Nation hat an Leſſing, Klopſtock, Weiße, Manſo und andern die Belege zu dieſem Reſultate. —

§. 19.
Hiſtoriſche Anſicht der Ausbildung der Sprachen.

Verſchieden von den Forderungen des philoſophiſchen Sprachforſchers iſt das Geſchäft des Hiſtorikers, wenn er den Gang der Entwickelung und Ausbildung der einzel-

nen Sprachen durch die verſchiedenen Epochen begleitet, in welchen entweder eine lebende Sprache vorwärts rückte, oder eine ausgeſtorbene Sprache vorwärts und darauf auch wieder rückwärts ging.. — Dieſe hiſtoriſche Unterſuchung iſt ebenfalls reich an fruchtbaren Reſultaten. Zu den wichtigern derſelben gehören: **daß die Ausbildung der Sprache zunächſt von Dichtern und Philoſophen abhing,** ſo daß, wenn die erſtern den Reichthum der Sprache an Wörtern und Formen der Bezeichnung vermehrten, die leztern die in der Sprache vorgefundenen Wörter und Formen berichtigen, und denſelben ihre beſtimmten Grenzen und ihre wiſſenſchaftliche Geltung anweiſen mußten. Ein eben ſo wichtiges Reſultat ſtellt uns die Geſchichte in der Erſcheinung dar, **daß jede Sprache nur ſo lange vorwärts ging in ihrer Ausbildung, als die Sitten und die Verfaſſung des Volkes, dem ſie zugehörte, nicht in Verfall geriethen.** Unaufhaltbar aber ſank auch die Sprache der Völker von der erreichten Stufe der Vollkommenheit herab, ſobald die Völker ſelbſt entweder in Hinſicht auf intellectuelle und moraliſche Kultur verloren, oder ihre Verfaſſung durch einwandernde fremde Völker unaufhaltbar verändert wurde (§. 16). Selbſt die kultivirteſten Völker des Alterthums haben dieſem unveränderlichen Schickſale unterliegen müſſen. —

§. 20.

Unterſchied zwiſchen den Sprachen.

Die Sprachen des Erdbodens, ſie mögen nun lebende oder ausgeſtorbene Sprachen ſeyn, haben das Merkmal **der Darſtellung** mit einander gemein. Ihre Verſchiedenheit beruht nur auf dem, was ſie darſtellen, und wie ſie es darſtellen. Daher der große Unterſchied zwiſchen kultivirten und unkultivirten Sprachen, oder richtiger zwiſchen den Sprachen der kultivirten und unkultivirten Völker. Die Sprache eines **kultivirten** Volkes reicht nämlich in **materieller** Hinſicht (in Beziehung auf den darzuſtellenden Stoff) hin für alle mögliche Kulturmo-

mente dieſes Volkes, ſie mögen nun die phyſiſche, oder die intellectuelle, oder die äſthetiſche, oder die moraliſche Kultur betreffen. Für jeden Begriff, für jedes Verhältniß und für jeden Zuſtand der Individuen iſt dann in der Sprache ein erſchöpfendes Wort vorhanden, gehöre es nun urſprünglich dieſer Sprache ſelbſt an, oder ſey es aus der Sprache eines früher kultivirten Volkes entlehnt. Daraus entſpringt denn die Vollſtändigkeit und der Reichthum einer Sprache in Rückſicht auf die Bezeichnung. — Zugleich muß aber auch die Sprache eines kultivirten Volkes in formeller Hinſicht (in Beziehung auf die Art der Darſtellung ſelbſt) das Gepräge der Kultur des Volkes tragen, dem ſie angehört. Die Darſtellung muß Korrectheit haben, d. h. die Darſtellung muß ſich an die nothwendigen Geſetze der Logik binden, um den ganzen Vorrath von Wörtern ſprachrichtig zu bearbeiten; es muß ihr aber auch Schönheit zukommen, d. h. die Darſtellung muß um ihrer ſelbſt willen, als Form, gefallen, ohne Rückſicht auf den dargeſtellten Stoff. Dieſes letztere iſt nur durch die Befolgung der Regeln der Aeſthetik möglich.

§. 21.

Die beiden weſentlichen Erforderniſſe der Darſtellung.

Zur ſtyliſtiſchen Vollendung gehören daher zwei weſentliche und nothwendige Erforderniſſe: Korrectheit und Schönheit in der Darſtellung in unzertrennlicher Verbindung. Alle übrigen Eigenſchaften des Styls ſind unter dieſen beiden Hauptgattungen enthalten, und gehen aus denſelben hervor. Da die erſte aus den Geſetzen der Logik, die zweite aus den Regeln der Aeſthetik reſultirt; ſo folgt daraus, daß die befriedigende und ſyſtematiſche Darſtellung der Sprachwiſſenſchaft nur durch die Anwendung der Logik und Aeſthetik auf dieſelbe gelingen kann. Deshalb iſt auch die Sprachwiſſenſchaft (obgleich die Sprachfähigkeit zu den urſprünglichen Anlagen der menſchlichen Na-

tur gehört) eine abgeleitete, und keine primitive Wiſſenſchaft. Denn wenn die empiriſche Sprachwiſſenſchaft, als ſolche, ſich blos mit der Zuſammenſtellung der in einer Sprache vorhandenen Redetheile und ihrer erfahrungsmäßigen Verbindung begnügt; ſo geht die philoſophiſche zuerſt auf die Sprachfähigkeit ſelbſt und auf den Begriff der Darſtellung zurück, dann aber muß ſie aus Logik und Aeſthetik die Geſetze entlehnen, welche der höchſte Maasſtab für die ſtyliſtiſche Vollendung ſind. Nur wenn dies geſchehen iſt, bringt ſie die empiriſche Anordnung der Sprache (die freilich bei jedem Volke aus einem Zeitalter herrührt, wo die höhere Kultur und alſo auch eine ſyſtematiſch geordnete Sprachwiſſenſchaft nicht ſtatt finden konnte) unter jene logiſchen und äſthetiſchen Geſetze; nicht deshalb, um die vorhandne Sprache ſelbſt nach denſelben zu revolutioniren, ſondern theils um zu zeigen, wie derſelbe menſchliche Geiſt, der in dem Zeitalter ſeiner höhern Bildung ſich zu einer Philoſophie der Sprache erheben konnte, bereits in den Perioden ſeiner Unmündigkeit doch ſchon (ſich ſelbſt unbewußt) nach Geſetzen wirkſam war, an welche einmal die Entwickelung ſeines ganzen Weſens gebunden iſt; theils um das in der Sprache Vorgefundene ſo beſtimmt zu ordnen, als es nur möglich iſt, und daſſelbe beſonders unter die beiden Hauptrubriken der Korrectheit und Schönheit zu klaſſificiren; theils die noch vorhandnen Unbeſtimmtheiten, Mängel und Lücken ſowohl in Hinſicht auf den Vorrath, als auf die Verbindung der Wörter entweder anzudeuten, oder Verſuche zur Verbeſſerung derſelben vorzuſchlagen.

Hier iſt die Grenzlinie zwiſchen der philoſophiſchen und empiriſchen Sprachwiſſenſchaft. — Wenn die letztere das Poſitive in der Sprache ſorgfältig angiebt, verbindet und ordnet; ſo reicht ſie für den Hausbedarf und für den Schulunterricht hin. Für den künftigen Gelehrten und Schriftſteller aber muß es noch einen höhern Standpunkt geben. Er darf ſich nicht mit der ſchulgerecht erlernten Grammatik begnügen, um wenigſtens, nach empiriſchen Regeln, fehlerfrei zu ſchreiben, er muß dieſe aus der Erfahrung und dem Sprachgebrauche abſtrahirten Regeln

nach ihrer tiefern Begründung zu erforſchen, er muß das philoſophiſche Band zu entdecken ſuchen, das zwiſchen Korrectheit und Schönheit ſtattfindet. Nur dann wird er das Weſen der Sprache ſelbſt, unabhängig von ihrer empiriſchen Bildung, ergründen. — Aber auch hier muß er ſich vor Verirrung bewahren. Er darf die empiriſche Sprachlehre nicht vernachläſſigen auf Koſten der philoſophiſchen Sprachforſchung. Eine Sprachlehre, wie ſie ſeyn ſollte (d. i. eine ſolche, wie ſie ſeyn würde, wenn der Menſch ſeine Sprache erſt nach vollkommnen entwickelter Vernunft und in dem Zeitalter ſeiner geſammten höhern Reife und Kultur gebildet hätte), paßt nicht in die wirkliche Welt. So demüthigend und niederſchlagend auch für uns der Rückblick auf das Zeitalter der erſten Kindheit der Sprachen ſeyn mag; ſo können wir uns doch demſelben eben ſo wenig entziehen, ſo wenig wir es bedauern dürfen, daß wir alle ſelbſt als Kinder, und nicht bereits als gereifte Weſen auf der Erde auftreten. — Darum wird auch jede philoſophiſche Sprachlehre (ſo richtig übrigens ihre Prämiſſen ſeyn mögen,) verunglücken, welche die natürlichen Stufen der menſchlichen Entwickelung und Bildung überſpringen, und die empiriſche Sprachlehre entweder ganz vernachläſſigen, oder ſie nach philoſophiſchen Principien modeln will. Die empiriſche Sprachlehre iſt in der That ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze, dem aber nur die höhere Begründung fehlt. Dieſe höhere Begründung muß für den philoſophiſchen Forſcher voraus gehen, wenn er ſich anders die wunderbare Anordnung der Sprache ſelbſt, (wie ſie empiriſch vor uns liegt,) richtig erklären will; er darf aber ſeine philoſophiſchen Principien nicht in die empiriſche Sprachlehre hineintragen, und ſie derſelben aufdringen, wenn nicht dieſelbe ein regelloſes Chaos werden ſoll; vielmehr muß nur ſeine philoſophiſche Sprachforſchung in der Anordnung des Planes und in der Verbindung der einzelnen Theile der empiriſchen Sprachlehre ſichtbar werden. — Der unverzeiblichſte Fehler aber würde es ſeyn, nach den Principien eines herrſchenden philoſophiſchen Syſtems die empiriſche Sprachlehre ordnen zu wollen. Denn, zu geſchweigen, daß ſich niemals die Sprachforſcher über die Gültigkeit irgend eines philoſophiſchen Syſtems vereinigen werden; ſo iſt die empiriſche Sprachlehre auch ein Ganzes von einer ſolchen Art, das wohl die philoſophiſche Behandlung — aber nicht die Anwendung eines einzelnen philoſophiſchen Syſtems verſtattet; ſo wie, beiläufig geſagt, das Philoſophiren ſelbſt dem

menſchlichen Geiſte angemeſſener zu ſeyn ſcheint, als die philoſophiſchen Syſteme, wo immer das jüngſte den vorhergehenden die Herrſchaft mit ſultaniſchem Deſpotismus zu entreißen drohet.)

§. 22.

Fortſetzung.

Wenn Korrectheit und Schönheit die weſentlichen Erforderniſſe der ſtyliſtiſchen Vollendung ſind; ſo wird man beide in der Darſtellung nicht zu trennen verſuchen dürfen. Die bloße Korrectheit wird nämlich ohne Schönheit der Form nicht intereſſiren, und die angebliche Schönheit der Form, ohne Korrectheit, wird zurückſtoßen, da eigentlich nur derjenige Geiſt ſich zur Darſtellung der Schönheit erheben kann, der vorher den Sinn für Korrectheit in ſich entwickelt und ausgebildet hat, und mithin die iſolirte Darſtellung der Schönheit, ohne Korrectheit, aus einem einſeitig und fehlerhaft gebildeten Geſchmack entſpringt, der die Korrectheit verſchmähet, weil ſie ihm zu mühſam zu erreichen iſt. — Um aber die Principien der Korrectheit und der Schönheit aufzuſuchen, müſſen wir auf die **urſprünglichen Formen des Wahren und des Schönen** ſelbſt zurückgehen. Nur in dem Menſchen können dieſe liegen; nur in ihrem Ausdrucke kann er ſich, nach ſeiner innern Reife, wieder erkennen und verſtehen lernen. Werden aber dieſe urſprünglichen Formen aus dem Weſen des Menſchen ſelbſt, nach ihrer Begründung und nach allen ihren Beziehungen, entwickelt und geordnet; ſo entſtehen die Wiſſenſchaften, welche wir **Logik** und **Aeſthetik** nennen. Die erſte enthält die Geſetze für alles, was wir als **wahr** und **korrect**, die letztere die Regeln für alles, was wir als **ſchön** anerkennen.

§. 23.

Rückſicht des philoſophiſchen Sprachforſchers auf empiriſche Pſychologie.

Die Philoſophie der Sprache, oder (wenn man ſogleich auf ihre zur Fertigkeit erhobene Beſtimmung Rückſicht neh-

men will) die **Philoſophie des Styls** gründet ſich alſo zuerſt auf die Sprachfähigkeit, und auf die Fähigkeit des Menſchen, **darzuſtellen**. Da aber die Vollkommenheit der Darſtellung abhängt von der ebenmäßigen und vollſtändigen Ausbildung der **geſammten geiſtigen Vermögen**; ſo ſetzt die Philoſophie des Styls ein ſorgfältiges Studium der **empiriſchen Pſychologie** voraus, um ſowohl die Summe, als die Functionen und das gegenſeitige Verhältniß der geiſtigen Anlagen und Vermögen des Menſchen gehörig kennen zu lernen. Dieſe empiriſche Pſychologie ſelbſt in eine Philoſophie des Styls aufzunehmen, würde ein Verirren vom Ziele ſeyn, da wir die letztere bereits als eine **abgeleitete** Wiſſenſchaft angekündiget haben. Vielmehr wird bei dem **praktiſchen** Styliſten jene Entwickelung und Ausbildung ſeiner Anlagen vorausgeſetzt, ohne welche beim Sprechen und Schreiben dieſe Anlagen nicht in einer harmoniſchen Thätigkeit ſeyn können; und von dem **Theoretiker** (von dem, der die **Principien** des Styls aufſtellen will,) wird ein vorausgegangenes Studium der empiriſchen Pſychologie erwartet, um eben **das** bei ihm zu finden, was eine vollſtändige und erſchöpfende Rückſicht auf die Geſetze der Verbindung und Thätigkeit der geiſtigen Vermögen in Beziehung auf ſtyliſtiſche Vollendung zeigen kann.

§. 24.

Rückſicht auf Logik und Aeſthetik.

Eben ſo wenig gehört eine **vollſtändige** und ausführliche **Logik** und **Aeſthetik** in die Philoſophie des Styls. Der Theoretiker muß vorher eine befriedigende **Ueberſicht** über dieſe beiden Wiſſenſchaften ſich verſchafft haben, ehe er den Verſuch wagen darf, eine Philoſophie des Styls zu entwerfen. Da aber die Wiſſenſchaft des Styls eine abgeleitete Wiſſenſchaft iſt; ſo gehört auch in dieſelbe aus jenen beiden Wiſſenſchaften nur das, was zur **Begründung der ſtyliſtiſchen Vollendung** unentbehrlich iſt, d. h. die allgemeinen Principien für Kor-

rectheit und Schönheit der Form, nebſt allen den von dieſen beiden Haupterforderniſſen abhängenden Eigenſchaften des Styls.

§. 25.

Inbegriff einer Philoſophie des Styls.

Eine Philoſophie des Styls, die ihrer Beſtimmung entſprechen ſoll, begreift daher in ſich:

a) die, aus der Pſychologie abgeleitete, **Kunde der geſammten geiſtigen Anlagen und Vermögen, inwiefern dieſe bei dem Style in eine harmoniſche Thätigkeit geſetzt werden** (nicht alſo nach ihrer urſprünglichen Begründung in dem Weſen des Menſchen ſelbſt, und nach den verſchiedenartigen Verſuchen, ſie in jedem philoſophiſchen Syſteme auf eine eigne Weiſe darzuſtellen);

b) die aus der **Logik abgeleiteten Principien für die Korrectheit der Form**;

c) die aus der **Aeſthetik abgeleiteten Principien für die Schönheit der Form.**

§. 26.

Verhältniß der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft zur philoſophiſchen.

Damit iſt aber nun keinesweges noch der Umfang und das Gebiet einer **wirklichen** Sprache ausgemeſſen, ſondern nur der **Maasſtab** gefunden, dieſes Gebiet **kennen** zu lernen, und die einzelnen Theile und Glieder deſſelben **geordnet** darzuſtellen, und mit den philoſophiſchen Principien **in Verbindung** zu bringen. — Auf die Philoſophie des Styls muß alſo nothwendig die **empiriſche Sprachwiſſenſchaft** folgen, welche ſich

a) theils mit den in einer vorhandenen Sprache vorgefundenen **Redetheilen**, und deren **Gebrauche, Verbindung** und **Zuſammenſtellung** beſchäftigt; wozu denn theils die Menge der einheimiſchen und ent-

lehnten Wörter, die mögliche Erforſchung des Urſprungs derſelben (Etymologie), die proſodiſche Geltung derſelben, die Veränderungen derſelben (Flexionslehre), und die verſchiedenen Arten der Verbindung derſelben (Rections- und Constructionslehre) ꝛc. gehört;

b) theils mit den **ſtyliſtiſchen Gattungen und Untergattungen** nach dem Maasſtabe des Stoffes beſchäftiget, je nachdem dieſer Stoff entweder der Darſtellung **in Proſa** oder **in Poeſie** empfänglich iſt.

Die philoſophiſchen Principien werden auf die empiriſche Sprachwiſſenſchaft daher nur in Beziehung auf die Ausmeſſung des Gebietes derſelben und auf die ſyſtematiſche Ordnung und Verbindung ihrer Theile angewandt.

§. 27.
Umfang einer allgemeinen teutſchen Sprachkunde.

Die **Sprachkunde** iſt von der Sprachwiſſenſchaft an ſich verſchieden. Die **philoſophiſche** Sprachwiſſenſchaft beſchäftigt ſich mit den aus dem Weſen des Menſchen ſelbſt abgeleiteten Bedingungen für die Korrectheit und Schönheit der Darſtellung im Sprechen und im Schreiben. Die **empiriſche** Sprachwiſſenſchaft iſt die geordnete Darſtellung ſämmtlicher in einer vorhandenen Sprache vorgefundenen Formen des Ausdrucks, nach ihrem Gebrauche, nach ihren gegenſeitigen Verhältniſſen und nach ihrer durch die Erfahrung und Gewohnheit beſtimmten Verbindung. Die **allgemeine Sprachkunde** hingegen iſt die **ſyſtematiſche Darſtellung alles deſſen, was in das abgeſchloſſene Gebiet einer exiſtirenden Sprache in dem Zeitalter ihrer höhern Reife gehört.** Dies gilt nun in dieſer Schrift in Beziehung auf die teutſche Sprache.

Bei der allgemeinen Sprachkunde einer exiſtirenden Sprache wird alſo vorausgeſetzt: daß die Sprache ſelbſt ſchon auf einer hohen Stufe der Bildung ſtehe; daß die

empiriſche Sprachwiſſenſchaft, durch die Grammatiker, bereits ſo weit fortgeführt ſey, daß man ſie ein vollſtändiges und erſchöpfendes Ganze nennen könne; daß die philoſophiſche Sprachwiſſenſchaft in dem Grade angebauet worden ſey, daß die empiriſche darnach geordnet und zu einer umſchließenden Ueberſicht verbunden werden könne; daß man alſo nach allem dem, was bereits für die Sprache ſelbſt und für ihren wiſſenſchaftlichen Anbau geſchehen iſt, mit Beſtimmtheit die erreichte Stufe ihrer gegenwärtigen Reife anzugeben vermöge. — Die allgemeine Sprachkunde iſt daher **keine bis ins kleinlichſte Detail gehende Grammatik, Rhetorik und Poetik**; ſie enthält ſich eben ſo ſehr der philoſophiſchen und beſonders der neuern äſthetiſchen Polemik; aber ſie hat die Abſicht, den denkenden Mann auf den Standpunct zu ſtellen, **wo er das ganze Gebiet ſeiner Mutterſprache nach allem dem überſchauen kann, was bereits für dieſelbe geſchehen iſt, und auf welcher Stufe der Reife ſie ſich gegenwärtig befindet.** Dazu gehört denn auch eine **möglichſt***) **vollſtändige Literatur**, um zu zeigen, welche einzelne Theile der Sprache, **theoretiſch und practiſch**, hauptſächlich angebauet worden ſind; für welche ſich das Bedürfniß bei unſrer Nation verhältnißmäßig mehr, für welche es ſich weniger geregt hat, und um jeden, der einen **einzelnen** Theil der Sprachwiſſenſchaft anbauen will, in den Stand zu ſetzen, alles das zu überſehen, was er geleſen und ſtudirt haben muß, um mehr zu leiſten, als ſeine Vorgänger.

Was dieſe literariſchen Rückweiſungen betrifft; ſo finden ſie ſich hier in Betreff **der Theorie** ſo vollſtändig als möglich, weil ohne dieſe Vollſtändigkeit jeder literariſche Verſuch unbrauchbar iſt. In Betreff der **practiſchen** Theile, (z. B. der einzelnen Sammlungen teutſcher **Gedichte, Reden** ꝛc.) iſt aber nur dasjenige beigebracht worden, was entweder klaſſiſchen Werth beſitzt, oder in einer gewiſſen Hinſicht Ce-

*) So weit dies nämlich den mühſamen Sammlungen Eines Individuums möglich iſt. Eine vollſtändige Literatur der teutſchen Sprache fehlt uns ohnedies noch.

lehrität bekommen hat, und was man in dem gegenwärtigen Zeitpuncte der Reiſe unſrer Sprache kennen muß, wenn man anders über die erreichte Vollkommenheit und über den verſchiedenartigen Anbau der einzelnen Theile derſelben gehörig urtheilen, und ſie mit den übrigen kultivirten Sprachen unſers Erdtheils in eben dieſen Puncten vergleichen will. Deshalb umſchließt die Literatur des practiſchen Theils dieſer Sprachkunde hauptſächlich den Zeitpunct von der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, wo die beſſern Schriftſteller der Nation ſich zu einer größern Vollkommenheit des Ausdrucks, ſowohl des proſaiſchen als des poetiſchen, erhoben, obgleich diejenigen, welche in der vorhergehenden Epoche entweder als Muſter galten, oder eine gewiſſe Celebrität erreichten, nicht ganz übergangen ſind. —

Eine allgemeine teutſche Sprachkunde ſtellt alſo gewiſſermaßen hiſtoriſch dar, was dieſe Sprache, nach allen ihren Theilen, gegenwärtig iſt; ſie zeigt in der Literatur, durch welche Männer ſie es nach und nach wurde, und auf wie verſchiedene Weiſe man dieſelbe anbaute; ſie enthält aber auch einen vollſtändigen Grundriß alles deſſen, was zu ihr gehört, es entſpringe nun auf philoſophiſchem oder auf empiriſchem Boden. — Wenn denn eine allgemeine Sprachkunde ſich ſo mit einem feſten Blicke über das ganze Gebiet der Sprache verbreitet; ſo erleichtert ſie zugleich das Urtheil über das, was die fortſchreitende Bildung der Sprache ſelbſt zur allgemeinen Bildung der Nation beigetragen hat, und welche Schriftſteller aus der Mitte der Nation klaſſiſchen Gehalt haben, und dem goldenen Zeitalter der Sprache angehören. Denn nur diejenigen können von ihr beſonders herausgehoben werden, welche dem weſentlichen Erforderniſſe der ſtyliſtiſchen Vollendung: Korrectheit und Schönheit in der Darſtellung in unzertrennlicher Verbindung, in einem hohen Grade Genüge geleiſtet haben.

Erſter Theil.

Philoſophiſche Sprachwiſſenſchaft.

§. 28.

Theile derſelben.

Wenn die philoſophiſche Sprachwiſſenſchaft ſich mit den aus dem Weſen des Menſchen ſelbſt abgeleiteten Bedingungen für die Korrectheit und Schönheit der Darſtellung im Sprechen und Schreiben beſchäftiget (§. 27); ſo nimmt ſie zunächſt (§. 25.) Rückſicht auf die **geiſtigen Vermögen** des Menſchen ſelbſt, **welche bei dem Style in Thätigkeit** geſetzt werden; und darauf verbreitet ſie ſich über die aus **der Logik und Aeſthetik abgeleiteten Principien für die Korrectheit und Schönheit der Form.**

§. 29.

A) Kunde von den geiſtigen Anlagen und Vermögen des Menſchen, welche bei dem Style in Thätigkeit geſetzt werden.

Alle Philoſophie gehet von dem Menſchen aus, und führet auf ihn wieder zurück. Jedes philoſophiſche Syſtem iſt nur ein dem innigen Bedürfniſſe des Menſchen, mit ſich ſelbſt über ſich ſelbſt einig zu werden, abgedrungener Verſuch; und ſo vielſeitig ſind die Anlagen des Menſchen, ſo unermeßlich verſchieden iſt ihre Thätigkeit, daß nur aus der iſolirten Betrachtung jener Anlagen und dieſer Thätigkeit die große Verſchiedenheit der philoſophiſchen Syſteme erklärt werden kann. Denn immer muß die Wiſſenſchaft trennen und einzeln betrachten, was die Natur in dem Menſchen zu einem großen, harmoniſchen Ganzen vereinigte; immer wird alſo auch die Wiſſenſchaft hinter dem Menſchen ſelbſt, die Auflöſung hinter der Aufgabe zurückbleiben. Denn welche Sprache und welches Syſtem möchte wohl das innere Weſen des Menſchen auszuſprechen und darzuſtellen im Stande ſeyn, wie in demſelben alles **Ein Ganzes** in unaufhörlichem geiſtigen Leben iſt, und wie dieſes Ganze, nach allen

ſeinen Theilen, in raſtloſem Fortſchritte dem Ziele der Vollkommenheit ſich in dem Grade nähert, in welchem alle geiſtige Kräfte in das höchſte freieſte Spiel geſetzt werden! — Dieſes unerklärbare Weſen, welches wir den **Geiſt** des Menſchen nennen, mag wohl der Pſycholog, nach allen den einzelnen **Erſcheinungen** an demſelben, zu zergliedern verſuchen; immer kann er nur von den in der Erfahrung wahrgenommenen Aeußerungen auf das Princip dieſer Aeußerungen zurückſchließen.

Folgt er nun dem Zeugniſſe der Erfahrung; ſo legt er dem innern Weſen des Menſchen folgende Vermögen bei: **Vorſtellungs- Gefühls- und Begehrungsvermögen.** **Wie** aber in den Aeußerungen dieſer Vermögen das Sinnliche und Ueberſinnliche ſich gegen einander verhalten, auf deren Unterſchied ihn das Bewußtſein hinführet, vermag er nicht zu beſtimmen.

§. 30.

a) Das Vorſtellungsvermögen.

Das **Vorſtellungsvermögen**, oder die **Kraft zu denken** überhaupt in der weiteſten Bedeutung, iſt die Fähigkeit, Vorſtellungen hervorzubringen und zu bearbeiten. Unter Vorſtellung verſtehen wir aber überhaupt jede Veränderung unſers geiſtigen Weſens, der wir uns bewußt werden, d. h. in welcher wir uns, als **vorſtellendes Subject**, von dem **vorgeſtellten Objecte**, und von dem, aus dieſer Beziehung des Subjects auf das Object hervorgehenden, Producte, der **Vorſtellung** ſelbſt, unterſcheiden. Vorſtellung iſt alſo das Allgemeinſte in einer menſchlichen Erkenntniß.

So wenig wir nun auch im Stande ſind, den gegenſeitigen weſentlichen Antheil der Organiſation und des Geiſtes an der Entſtehung und Bildung unſrer Vorſtellungen zu unterſcheiden, da die Grenzlinien ihrer urſprünglichen Wirkſamkeit nicht von uns aufgefunden werden können; ſo unterſcheiden wir doch dabei, nach den Ausſagen des Bewußtſeyns, einen **leidentlichen** und einen **thätigen** Zuſtand. Nach dem **erſten** wird der **Stoff** zu Vorſtellungen,

vermittelſt der ſinnlichen Werkzeuge, aufgenommen. Für Weſen unſrer Art entſtehet nur dann eine menſchliche Vorſtellung, wenn der Stoff diejenige Form erhält, welche durch die ſelbſtthätige Wirkſamkeit des geiſtigen Weſens vermittelt wird; denn nach dieſer Thätigkeit wird das Mannigfaltige des aufgenommenen Stoffs zur Einheit verbunden, und erhält eine Form, die weſentlich von dem gehabten Eindrucke, und von der wahrgenommenen Empfindung verſchieden, und ein Product der innern Wirkſamkeit des geiſtigen Weſens iſt.

K. L. Reinhold, Verſuch einer neuen Theorie des menſchlichen Vorſtellungsvermögens. Jena 1789.

F. V. Reinhard, Syſtem der chriſtlichen Moral, 1 Theil (4te Aufl. Wittenb. 1802.) S. 122. ff.

K. H. L. Pölitz, Summarien der philoſophiſchen Sittenlehre. Hamb. 1802. S. 62. ff.

§. 31.

Theile des Vorſtellungsvermögens.

1) Gedächtniß, oder das Vermögen, ehemals gehabte Vorſtellungen behalten, und im Bewußtſeyn wieder erneuern zu können. Denn obgleich viele gehabte Vorſtellungen für uns verloren gehen; ſo bleibt doch auch ein großer Theil derſelben in uns zurück, und bildet die eigenthümliche Summe der Erkenntniß, welche das Individuum beſitzt.

2) Phantaſie, oder das Vermögen, über die Summe der individuellen Vorſtellungen immer gebieten zu können. Die Phantaſie ſetzt das Gedächtniß voraus, und iſt entweder reproductiv (wiederholend), oder productiv (ſelbſtthätig, ſchöpferiſch). Nach der erſten Function iſt ſie die Fähigkeit, die im Gedächtniſſe aufbewahrten Bilder und Vorſtellungen wieder beleben, erneuern und als ein Ganzes vergegenwärtigen und darſtellen zu können. Nach der zweiten zeigt ſie ſich in der Hervorbringung und Schöpfung ganz neuer Bilder, nach der Analogie der gehabten, ſo daß denſelben in der Außenwelt kein exiſtirenden Gegenſtand entſpricht, wodurch denn überhaupt die Summe der in der Seele vorhandenen Bilder und Vorſtellungen ſehr verviel-

ſättigt wird. In der erſten Hinſicht kann man ſie **Einbildungskraft**, in der zweiten das **Dichtungsvermögen** nennen.

3) **Verſtand**, oder das Vermögen, die aufgenommenen Vorſtellungen zu ordnen, unter ſich zu verbinden und zu trennen, und ſie unter eine allgemeine Form zu bringen. Dieſe Form nennen wir: **Begriff**, worunter wir die Vorſtellung dann verſtehen, wenn ſie wörtlich bezeichnet, und ihr die ihr zukommende Stelle in der Reihe der menſchlichen Erkenntniß angewieſen wird. — Der Verſtand zergliedert daher die Anſchauungen, und ſtellt die einzelnen Merkmale, welche darin enthalten ſind, iſolirt dar, ſo wie er ſich zu ganz neuen (abſtracten) Begriffen erhebt, wenn er jene Zergliederung fortſetzt, die Vorſtellungen immer mehr unter ſich vergleicht, und mit Selbſtthätigkeit dieſelben bearbeitet. Indem ſich auf dieſe Weiſe allmählig eine allgemeine Form für die gemeinſamen Kennzeichen der vorgeſtellten Gegenſtände bildet; ſo entſtehet dadurch der Begriff von **Gattung** und **Art** (genus und ſpecies,) unter welche wir, bei der Ordnung den einzelnen Begriffe, dieſelben vertheilen. — Daß dieſer Actus der Selbſtthätigkeit des Verſtandes ſchon **vor** aller Thätigkeit deſſelben, (mithin a priori) beſtimmt ſeyn müſſe, ergibt ſich daraus, weil in dem bearbeiteten Stoffe durchaus kein Grund enthalten iſt, warum er eben dieſe Form erhält, und warum der Verſtand bei ſeiner Thätigkeit **gerade** ſo, und nicht anders verfährt. — Alle Begriffe ſind entweder **rein** oder **empiriſch**, je nachdem ihr Inhalt einer äußern Wahrnehmung entſpricht, oder nicht.

4) **Urtheilskraft**, oder das Vermögen, durch welches die Verhältniſſe näher angegeben werden, in welchen die Begriffe unter ſich ſelbſt gegen einander ſtehen und nach welchen ſie entweder mit einander verknüpft und ſich alſo co- und ſubordinirt, oder von einander getrennt und ſich entgegengeſetzt werden. **Urtheilen** heißt alſo, beſtimmen, in welchem Verhältniſſe gewiſſe Begriffe gegen einander ſtehen. Der wörtliche Ausdruck dieſes Verhältniſſes heißt: das **Urtheil**, oder der **Satz**. — In wiefern aber bei jeder

Thätigkeit der Urtheilskraft das Verhältniß der Unterordnung, od. Gleichſtellung, oder Entgegenſetzung der in dem Satze enthaltenen Begriffe beſtimmt wird; inſofern nennt man auch die Urtheilskraft das Vermögen: **das Beſondre als enthalten in dem Allgemeinen zu denken.** Dies geſchieht aber hauptſächlich **dann**, wenn man die Beſchaffenheit eines Dinges mit einem **Zwecke** vergleichet, dem es entſprechen ſoll. Die Urtheilskraft entſcheidet alſo auch über **die Zweckmäßigkeit**, dieſe mag nun entweder die **äußere Form** eines Gegenſtandes (ſeine Darſtellung und Schönheit), oder ſeine **innere Einrichtung** und Brauchbarkeit betreffen. (Das **aprioriſche** in der Urtheilskraft kann eben ſo wenig, wie bei dem Verſtande, ganz beſtimmt angegeben werden.)

5) **Vernunft**, oder das Vermögen, Schlüſſe zu **bilden.** Schlüſſe entſtehen durch die Unterordnung des Beſondern unter allgemeine Regeln, wodurch man die Richtigkeit in der Angabe des Verhältniſſes der aufgeſtellten Begriffe bewähret. Dieſe allgemeine Regeln werden auch **Grundſätze** (Principia) genannt, weil ſie die höchſten und nothwendigſten Sätze ſind, zu denen ſich der menſchliche Geiſt erheben kann. Inwiefern dieſen Sätzen eben der Charakter der Allgemeinheit, des Höchſten und Nothwendigen zukommt; inſofern liegen ſie ſelbſt weit **über alle Erfahrung** hinaus. Deshalb erhalten ſie den eigenthümlichen Namen: **Ideen.** Sobald ſie aber, als in der Wirklichkeit zu realiſiren, dem Willen vorſchweben; ſo erhalten ſie von der Phantaſie eine ſinnliche Bekleidung, wodurch ſie in **Urbilder** (in **Ideale**) verwandelt werden, welche uns bei unſrer Thätigkeit leiten. Die Vernunft iſt alſo eben ſo das Vermögen, Ideale aufzuſtellen, und die Geſetze für ihre Realiſirung aufzuſtellen, wie ſie das Vermögen iſt, Schlüſſe zu bilden. —

Mit dieſen Vermögen des Menſchen ſtehen folgende Fähigkeiten in Verbindung, welche aus dem gegenſeitigen Verhältniſſe dieſer Anlagen hervorgehen: a) der **Scharfſinn**, oder die Fähigkeit, die verſteckten **Verſchiedenheiten** der Gegenſtände unter ſich mit Leichtigkeit aufzufinden;

und b) der **Witz**, oder die Fähigkeit, die verſteckten Aehnlichkeiten der Gegenſtände unter ſich mit Leichtigkeit aufzuſtellen. Wenn bei dem erſten eine erhöhte Thätigkeit des Abſonderungsvermögens ſichtbar iſt; ſo ſcheint er bei dem zweiten beſonders Gedächtniß und Phantaſie in einer erhöhten Thätigkeit zuſammen zu wirken. —

Alle dieſe Vermögen aber liegen der **Sprachfähigkeit** zum Grunde, durch welche der Menſch im Stande iſt, vermittelſt artikulirter Laute ſeine Vorſtellungen darzuſtellen, und innerhalb des Syſtems dieſer artikulirten Laute alle ſeine innern Vorſtellungen und äußern Wahrnehmungen auszudrücken.

§. 32.

Klaſſifikation der Köpfe.

Je nachdem bei den Individuen dieſe einzelnen Theile des Vorſtellungsvermögens in größerer oder geringerer Harmonie ſtehen; je nachdem wird auch die Thätigkeit ſich zeigen, welche der Ausdruck der individuellen Bildung in der Erfahrung iſt. Von der Summe, von der Ordnung, Verarbeitung und Bildung unſrer Vorſtellungen hängt unſere ganze wiſſenſchaftliche Kultur ab, und mit dieſer ſtehet der mündliche und ſchriftliche Ausdruck in der genaueſten Verbindung. — Nach dem Zeugniſſe der Erfahrung zeigt ſich aber die Miſchung, Verbindung und Wirkſamkeit jener Anlagen unter folgenden Erſcheinungen:

a) Der **ſchlechte Kopf**, der nicht einmal durch Fleiß und Anſtrengung ſich dahin erheben kann, daß er ſich der Gedanken und Vorſtellungen Andrer vollſtändig und umſchließend bemächtigt, ſondern deſſen Kenntniſſe immer einſeitig, lückenvoll und mangelhaft bleiben.

b) Der **Mittelkopf**, der ſich nur mit Anſtrengung bis zum Nothdürftigen in Kenntniſſen emporarbeitet; der überall der Auctorität Andrer folgt und ſich an ihre Arbeiten hält, und der zu wenig Selbſtthätigkeit beſitzt, um je über das Mittelmäßige zu kommen, der ſich alſo höchſtens nur an das Sammlen, Zuſammenſtellen und Nachbeten fremder Vorſtellungen halten kann.

c) Talente hingegen beſitzt der, welcher mit Leichtigkeit in mitgetheilte Begriffe eingehet, und dieſe ſo in ſein Eigenthum verwandelt, daß er ſie, als eigene, wiedergeben und darſtellen kann. Selten wird er nach den letzten Gründen in irgend einem Theile der menſchlichen Erkenntniß fragen; aber die practiſche und populäre Seite der wiſſenſchaftlichen Gegenſtände wird ein höheres Intereſſe für ihn haben, und er wird ſeine Brauchbarkeit beſonders durch Deutlichkeit und Lebendigkeit in der Darſtellung, ſo wie durch Anwendbarkeit ſeiner Kenntniſſe aufs Leben bewähren.

d) Der gute Kopf; der mit den Eigenſchaften, welche dem Manne von Talenten zukommen, noch die Fähigkeit verbindet, die mitgetheilten und ſich eigen gemachten Begriffe ſo zu bearbeiten, daß ſie dadurch entweder eine neue, ihm eigenthümliche Geſtalt und Form erhalten, oder daß er das Gebiet wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe, dem er ſeinen Fleiß zunächſt gewidmet hat, weiter fortführt und es durch Ausfüllung vorhandener Lücken, durch Bereicherung mit neuen Anſichten und durch eine zweckmäßige Darſtellung immer mehr vervollkommnet.

e) Das Genie endlich wirkt allezeit ſchöpferiſch und bildet ſich ſeine eigne Welt, es mag nun, vermittelſt der Phantaſie, das Gebiet der Kunſt, anbauen, oder vermittelſt der Vernunft Urheber neuer Syſteme werden. Es folgt dem Drange der Ideale, die ihm vorſchweben, und erhebt Wiſſenſchaften und Künſte zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit, als ſie bis dahin ſtanden. — Ein Univerſalgenie würde dasjenige ſeyn, das alle Bedingungen der menſchlichen Kultur mit gleichmäßiger Kraft umſchlöſſe, und in denſelben ſich als Erfinder und Reformator ankündigte.

§. 33.

b) Das Gefühlsvermögen.

Nach dem Zeugniſſe des Bewußtſeyns nehmen wir nicht blos unſre Vorſtellungen, ſondern auch den jedesmaligen Zuſtand unmittelbar wahr, in welchem ſich unſre Per-

ſönlichkeit befindet. Dieſes unmittelbare Wahrnehmen des jedesmaligen Zuſtandes unſrer Perſönlichkeit bezeichnen wir aber mit dem Worte: **Gefühl**, und die Anlage unſers Weſens, dieſer einzelnen Gefühle uns bewußt zu werden, und ſie zur Einheit in uns zu erheben, mit dem Ausdrucke: **Gefühlsvermögen**. Ob nun gleich die Zuſtände der beiden Theile unſers Weſens (des ſinnlichen und des geiſtigen) ſich im Gefühlsvermögen ankündigen; ſo muß ſich doch bei jedem Gefühle entweder **Luſt** oder **Unluſt** an dem Gegenſtande finden, wornach die Gefühle in **angenehme** und **unangenehme** eingetheilt werden.

Wollen wir aber unſre Gefühle in Worten darſtellen; ſo müſſen ſie zuvor Vorſtellungen geworden ſeyn. Nur durch das Medium der Vorſtellung werden unſre Gefühle der Darſtellung durch die Sprache fähig. Deshalb können wir auch die Gefühle nur in der Ordnung, Beſtimmtheit und Kraft darſtellen, in welcher dieſe Eigenſchaften den Begriffen zukommen, durch welche wir die Gefühle ausdrücken.

Je ausgebildeter nun das Gefühlsvermögen iſt; deſto mehr Ebenmaas und Vollkommenheit wird auch in der Darſtellung der Gefühle ſichtbar ſeyn, ſo bald der, welcher ſich ſeiner Gefühle jedesmal lebhaft bewußt iſt, zugleich der Sprache ſich in dem Grade bemächtiget hat, daß in der Darſtellung der Wiederſchein ſeiner innern Zuſtände enthalten iſt.

Da aber die Sprache dazu geeignet iſt, Gefühle durch Worte darzuſtellen; ſo vermag auch die Sprache auf das Gefühlsvermögen zu wirken, und Gefühle zu veranlaſſen und hervorzubringen, die entweder in dem Gefühlsvermögen noch gar nicht, oder wenigſtens jetzt nicht vorhanden waren. Je ſtärker das Gefühlsvermögen von der Darſtellung ergriffen wird; deſto inniger wird auch das Intereſſe an dem dargeſtellten Gegenſtande ſeyn. Dichter und Redner haben daher, nächſt der beabſichtigten Ueberzeugung, auch die Rührung und Erſchütterung des Gefühlsvermögens zu berückſichtigen, wenn ſie ſich einer bleibenden Wirkung verſichern wollen.

§. 34.

c) Das Begehrungsvermögen.

So bald die Wirkungen unſers Vorſtellungs- und Gefühlsvermögens nicht in Handlungen übergehen; ſo bald bleiben ſie in unſerm innern Weſen ſelbſt verſchloſſen. Wenn ſie uns aber veranlaſſen, nach gewiſſen Gegenſtänden zu **ſtreben**, und den Gegenſtand unſrer Beſtrebungen außer uns zu realiſiren; ſo werden wir **handelnde** Weſen, deren Aeußerungen ihrer freien Thätigkeit in Angemeſſenheit zu dem innern Zuſtande erſcheinen, welcher den **Grund** dieſer Aeußerungen enthält. Den Inbegriff der Gründe, nach welchen wir handeln, nennen wir **das Begehrungsvermögen.**

So wenig die völlige Entwickelung des Begehrungsvermögens hieher gehört, da es hier nicht darauf ankommt, die Principien der Moralphiloſophie aufzuführen; ſo muß doch einer Philoſophie des Styls die pſycholoiſche Kenntniß der Triebe vorausgehen, die der Menſch durch Handlungen zu realiſiren ſucht, damit der theoretiſche und practiſche Styliſt im Stande ſey, die Wirkung der Darſtellung auf die Belebung, Leitung, Berichtigung und Verſtärkung dieſer Triebe zu berechnen. Denn wir theilen uns Andern mit, und bieten die Kraft der Sprache auf, um ſie zu Entſchlüſſen und Handlungen zu beſtimmen; und nur dann wird die Sprache für wohlthätige, des Menſchen würdige, Zwecke gebraucht, wenn durch dieſelbe kein Trieb angeregt, erhöht und zum Handeln gebracht wird, der nicht mit dem letzten Zwecke der Menſchheit und mit den erhabnen Idealen der Vernunft in genauer Verbindung ſtehet.

§. 35.

Verhältniß der Ausbildung dieſer geiſtigen Vermögen zu dem Style.

Iſt die Sprache bei den Individuen und Völkern das Reſultat des erreichten Grades ihrer Kultur; ſo wird die höhere Fertigkeit, ſich einer Sprache bemächtiget zu haben, nothwendig von der harmoniſchen Ausbildung dieſer drei Vermögen abhängen. Je vollendeter der Anbau des Vor-

ſtellungsvermögens geſchehen iſt; d. h. je größer und reicher die Summe der im Gedächtniſſe niedergelegten Vorſtellungen, je treuer ihre Wiederbelebung, je wirkſamer die Thätigkeit der reproductiven und productiven Phantaſie, je geordneter das Gebiet der dem Verſtande eigenthümlichen Begriffe, je beſtimmter das gegenſeitige Verhältniß der Urtheilskraft und Vernunft iſt; deſto reicher, beſtimmter und kraftvoller wird auch der Styl ſeyn. Eben ſo wird die Kultur des Gefühls- und Begehrungsvermögens ſich theils in der Darſtellung der individuellen Gefühle und Triebe ſelbſt, theils in der Einwirkung auf das Gefühls- und Begehrungsvermögen Andrer zeigen. — Der gebildete Menſch von reinem Bedürfniſſe nach Wahrheit, von tiefen, innigen, geläuterten Gefühlen, von erhabenen, ſittlichen Beſtrebungen wird ſeine Sprache nicht nur nicht zum Unedlen entheiligen und mißbrauchen, ſondern er wird auch, ſich ſelbſt unbewußt, an der Ausbildung derſelben in dem Grade arbeiten, als er für die geſammte Ausbildung ſeiner Individualität thätig iſt. Je mehr er hier ſich zu deutlichen und richtigen Begriffen, zu geläuterten Gefühlen und zu edlen, wohlthätigen, gemeinnützigen und kosmopolitiſchen Zwecken erhebt; je mehr ſein inneres Weſen zur Ordnung und Einigkeit mit ſich ſelbſt gebracht worden iſt; je mehr er überhaupt mit jedem Tage in allen Theilen der Bildung fortſchreitet, und niemals Stillſtand macht, ſich niemals Genüge thut; deſto mehr wird auch ſeine Sprache fortſchreiten. Es iſt nicht anders möglich, als daß die Wirkung von der Urſache, die Bildung der Sprache von der Bildung des Individuums abhängt; und darin beſtehet eben das nie zu verkennende Verdienſt der gebildetſten und beſten Menſchen um die Sprache, daß ſie das Edle und Große ihres eignen Weſens in ſchriftlichen Denkmälern niederlegten, wodurch noch die fernſte Nachwelt zur Nachahmung begeiſtert werden kann. Im todten Buchſtaben wirkt dann ein edler, gebildeter Geiſt; er ſchrieb im Drange ſeiner Begriffe, Gefühle und Triebe: Die Harmonie in ihm theilte ſich den Worten mit, und wenn ſeine Schriften im Stande waren, in ähnlich gebildeten Menſchen den Entſchluß zu guten Handlungen

zur Reife zu bringen; ſo bleiben ſie zugleich für das abgeſchloſſene Gebiet der Sprachforſchung ſelbſt die Muſter einer klaſſiſchen Darſtellung, der nothwendigen Folge einer klaſſiſchen Ausbildung der geſammten Anlagen ſeines geiſtigen Weſens.

Dieſer Zuſammenhang zwiſchen der Ausbildung unſerer geiſtigen Vermögen und der Ausbildung und Vervollkommnung der Sprache ſcheint noch nicht ganz gewürdigt zu ſeyn, ſo viel man auch über die einzelnen Theile der Sprache philoſophirt hat. — Nie hat irgend ein Volk einen vollendeten Styliſten gehabt, der nicht zugleich ein völlig ausgebildeter Menſch war. Es iſt möglich, daß dieſe Bildung mehr intellectuell, als moraliſch war, und daß er, dem Charakter nach, ein ſchlechter Menſch, bei allen Vorzügen einer überwiegenden geiſtigen Bildung ſeyn konnte; aber ohne intellectuelle Bildung giebt es durchaus keinen reinen ausgebildeten Styl. — Enthält nun noch überdies der letztere den Ausdruck einer ſchönen Seele und eines edlen Charakters, haben Kopf und Herz gleichen Antheil an der Darſtellung in der Sprache; ſo fühlen wir uns unaufhaltbar ergriffen von dem Geiſte, der in ihren Schriften weht. — Ich erinnere hier nur an **Luther, Gellert, Ramler, Garve, Zollikofer, Klopſtock, Gleim, Weiße** ꝛc.

§. 36.
Fortſetzung.

Die Entſtehung und Ausbildung der Sprache ſtimmt ganz mit der philoſophiſchen Anſicht der geiſtigen Vermögen des Menſchen überein; denn der Fortgang der Sprachbildung bei dem rohen, jedoch in einer geſellſchaftlichen Verbindung lebenden Menſchen, war eine beſtändige **Wechſelwirkung zwiſchen dem Sprechen und Denken.** Das Denken iſt die Grundlage der Sprachbildung; aber das **entwickelte** Denken war nicht erforderlich, um die erſten artikulirten Töne hervorzubringen, und Gegenſtände dadurch zu bezeichnen. Dies letztere veranlaßte ſchon der Verſtand in der erſten Epoche ſeiner Entwickelung, und das Anfangs blos auf **ſinnliche** Gegenſtände ſich erſtreckende Abſtractionsvermögen, welches auch bei dem rohen Menſchen ſich frühzeitig äußert. Allmählig fixirten ſich durch

das Gedächtniß (die niedrigſte Function des Vorſtellungsvermögens) gewiſſe artikulirte Töne zur Bezeichnung ſinnlicher Gegenſtände in der geſellſchaftlichen Verbindung, und diente zur Baſis der erſten armen Sprache. An dieſen Tönen erhielt die Denkkraft aber einen Stoff, den ſie weiter bearbeiten konnte. So beförderte das Denken die Sprache, und die Sprache das Denken, wie wir noch immer an den Kindern beobachten können. Noth, Zufall, Bedürfniß, vermehrte und ausgebreitetere geſellſchaftliche Verbindung, Beobachtung der Natur und ihrer Erſcheinungen, und fortgeſetzte Reflexion über das Weſen des Menſchen ſelbſt weckten bald, nachdem der erſte rohe Stoff der Sprache vorhanden war, die Thätigkeit des Verſtandes und vermehrten die Summe der artikulirten Töne, je ſchneller ſich der Kreis der Erkenntniſſe erweiterte und je mehr ſich die verſchiedenartigen geiſtigen Kräfte zu regen anfingen, bis endlich, in dem Laufe der Jahrhunderte, die empiriſche Sprache ſchon ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze war, noch ehe eine Grammatik und Logik exiſtirte. So wie überall die Theorie ſpäter als die Praxis entſtand, weil ſie erſt aus den vorhandenen Fällen wählen, und die einzelnen Fälle unter gewiſſe allgemeine Regeln bringen mußte; ſo entſtanden auch die Grammatik und Logik erſt ſpäterhin aus dem gefühlten Bedürfniſſe, die Maſſe der einzelnen Wörter und Begriffe unter gewiſſe allgemeine Regeln zu bringen, um ſie nun deſto leichter überſehen und ordnen zu können.

Man vergleiche die inhaltsreiche Recenſion von Vaters allgemeiner Sprachlehre in der N. A. T. Bibl. 73 Band. 1s St. S. 114. ff.

§. 37.

B) Logiſche Principien für Korrectheit der Form.

Es gab, ſchon früher einen Sprachgebrauch, ehe eine Grammatik entſtand, und früher exiſtirten korrecte Formen, ehe eine Logik, als Wiſſenſchaft, gebildet werden konnte, ein Beweis, daß in dem Menſchen ſelbſt formelle Anlagen

vorhanden ſind, die durch die Beziehung auf die vorgeſtellten Objecte ausgebildet werden. Würden einſt dieſe formellen Anlagen, von allem Materiellen befreiet, in ihrer reinen **Urſprünglichkeit** aufgeſtellet werden können; ſo würde man die Philoſophie ohne Beinamen, und zugleich die allgemeinſten Principien für die Begründung der philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft erfunden haben *). So lange aber der Menſch nur durch die Uebung am Stoffe auf das Formelle, unter welches er den Stoff ſubſumirt, hingeführt wird; ſo lange wird er zwar das Vorhandenſeyn jener Formen in ſeinem urſprünglichen Weſen nicht abläugnen, und ſich dem Geſchäft, das Objective nach ſubjectiven Geſetzen zu ordnen, nicht entziehen können; allein jeder Verſuch, das Weſen und das abgeſchloſſene Gebiet dieſer urſprünglichen Formen, frei von aller Beimiſchung des Stoffes, zu ergründen und aufzuſtellen, wird ihn dem philoſophiſchen Dogmatismus unaufhaltbar in die Arme führen, der wieder in jedem Zeitalter von dem Skepticismus, der durch alle Jahrhunderte fortgehenden Oppoſition aller dogmatiſchen Syſteme, in Anſpruch genommen wird.

Wenn daher die urſprünglichen Formen des menſchlichen Denkens nur nach ihrer Beziehung auf den Stoff erkannt und feſtgeſetzt werden können; ſo wird auch die **philoſophiſche Begründung der Redetheile** in einer Sprache nur durch die Abſtraction von dem erfahrungsmäßigen Gebrauche derſelben möglich ſeyn. Sie, dieſe Redetheile, ſind die in der **Wechſelwirkung des Denkens und Sprechens begründeten urſprünglichen Formen der Sprache**, die aber an ſich eben ſo wenig erkannt und aufgeſtellt werden können, wie die urſprünglichen Formen des menſchlichen Geiſtes nicht ohne ihre Beziehung auf das Objective zu erforſchen ſind. So

*) Bekanntlich glauben die Anhänger des kritiſchen Syſtems das Gebiet dieſer reinen Formen ausgemeſſen zu haben; für dieſe giebt es daher auch eine abgeſchloſſene Philoſophie der Sprache, und eine gültige Anwendung der Kategorien auf die Auffindung und Darſtellung der Redetheile.

wie nun die Philoſophie jene letztern nur durch die Aufſtellung des Verhältniſſes zwiſchen dem Subjectiven und Objectiven ergründen konnte, ob ſie dieſelben gleich in der Wiſſenſchaft iſolirt darſtellet; ſo werden die Redetheile in der philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft ebenfalls iſolirt dargeſtellt, obgleich der philoſophiſche Sprachforſcher zugeſtehen muß, daß er ſie nur nach ihrer Anwendung auf die einzelnen Sprachen hat kennen und aufſtellen lernen.

§. 38.

Allgemeine Reſultate über das Verhältniß der Transcendentalphiloſophie zur Philoſophie der Sprache.

Der bloße Empiriker in der Philoſophie wird dadurch, daß man die urſprünglichen Formen unſers geiſtigen Weſens nur durch ihre Beziehung auf Objecte, mithin erfahrungsmäßig, aufſinden kann, veranlaßt, die ganze Philoſophie a poſteriori, zu deduciren, und alles auf Erfahrung zurückzuführen. — Der Idealiſt, der das entgegengeſetzte Extrem berührt, findet das Objective, (das Nicht-Ich) nur durch die freie Thätigkeit des Subjects hervorgebracht. Er hält ſich daher an die abſolute Identität des Subjectiven und Objectiven. — Der Mittelweg zwiſchen beiden führt auf die Annahme von urſprünglichen Formen, die aber, ſogleich von ihrer erſten Aeußerung an, in einer unmittelbaren und nothwendigen Beziehung auf den Stoff ſtehen. Will man nun das Verhältniß der Form zu dem Stoffe erklären und demonſtriren; will man das Gebiet jener Formen als völlig abgeſchloſſen und ausgemeſſen darſtellen, und beweiſen, daß aller Stoff an ſich ſchon formlos ſeyn müſſe; ſo verfährt man dogmatiſch. (In dieſem Sinne kann die kritiſche Philoſophie nicht von dem Vorwurfe des Dogmatismus frei geſprochen werden.) läßt man aber jenes Verhältniß des Subjectiven zum Objectiven auf ſeiner ganzen Unerklärbarkeit beruhen; ſo verfährt man ſkeptiſch, wo man zwar den Ausſagen des Bewußtſeyns bei dem aufgedrungenen Unterſchiede zwiſchen Stoff und Form ſtellt, aber unentſchieden läßt, ob nicht am Ende

alles blos Form, oder alles blos Stoff ſey, weil man beide blos in der Wiſſenſchaft von einander unterſcheiden kann, da ſie in dem Weſen des Menſchen auf das innigſte verbunden erſcheinen.

Wird dies auf die Philoſophie der Sprache angewandt, wie es denn nicht anders möglich iſt, ſobald über die Sprache überhaupt philoſophirt werden ſoll, da die Sprache ein Reſultat des Denkens iſt; ſo gibt es empiriſche Sprachforſcher, die ſich blos damit begnügen, das in einer exiſtirenden Sprache Vorhandene und Gegebene zu ordnen, und unter gewiſſen Rubriken (z. B. Etymologie, Syntax ꝛc.) darzuſtellen; es gibt aber auch philoſophiſche Sprachforſcher, die auf die letzten Gründe des Sprechens und Denkens zurückgehen, und ſich auf eine Tranſcendentalphiloſophie ſtützen, durch welche ſie die einzelnen Erſcheinungen in der Sprache a priori deduciren.

Beide Wege ſcheinen nicht zum Ziele führen. — Denn obgleich ſchon bei der erſten Sprachbildung derſelbe Verſtand in ſeiner erſten Thätigkeit begriffen war, der in der Folge, bei ſeiner höhern Entwickelung, ſich zur Begründung und Ausführung der abſtracteſten philoſophiſchen Syſteme emporarbeitete, (woraus auch die Erſcheinung erklärt werden kann, daß jede Sprache einer philoſophiſchen Behandlung fähig iſt, weil ſelbſt der unentwickeltſte Verſtand, als ein menſchlicher Verſtand, ſich zwar viel und oft, aber doch nicht ganz und durchgehends verirren kann); ſo kann doch nur erſt in dem Zeitalter der höhern Reife des menſchlichen Geiſtes das Gebiet der empiriſch gebildeten Sprache gehörig ausgemeſſen, und dann das Aprioriſche von dem Empiriſchen in derſelben getrennt werden. Obgleich dieſes Trennen nur ein Geſchäft der philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft iſt; ſo muß doch, wegen des ſchon im Weſen des Menſchen begründeten unmittelbaren Zuſammenhanges zwiſchen dem Subjectiven und Objectiven, (zwiſchen Form und Stoff), jenes Aprioriſche (das blos Formelle) in ſteter Beziehung auf den Stoff, der unter jene Formen ſogleich gebracht wird, dargeſtellt werden können,

eben ſo, wie das Subjective nur durch ſeine urſprüngliche Beziehung auf das Objective erkannt wird. Unentſchieden aber muß die Philoſophie das wie? des Verhältniſſes zwiſchen dem formellen und materiellen Theile der Sprache laſſen, weil jede Tranſcendentalphiloſophie ſich überfliegt, welche das abſolute und reale Verhältniß zwiſchen Form und Stoff anzugeben verſucht.

§. 39.

Rückſicht auf die wichtigern neuern Verſuche zur Begründung einer philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft.

So viel auch in neuern Zeiten für die Begründung einer philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft durch mehrere Denker geſchehen iſt; ſo ſind doch die Bemühungen derſelben, unter ſich ſelbſt weſentlich verſchieden. Ihre ausführliche Würdigung gehört in eine eigne, dieſem Gegenſtande gewidmete Schrift, wie wir ſie ſchon zum Theile in J. S. **Vaters Ueberſicht des Neuſten, was für Philoſophie der Sprache in Teutſchland gethan worden iſt,** (bis zum Jahre 1799) beſitzen.

Darüber ſind alle philoſophiſchen Sprachforſcher einverſtanden, daß es bei dem ſorgfältigen Studium der Sprache nicht hinreiche, dieſelbe blos empiriſch kennen gelernt zu haben; ob aber die geſammte Sprache (ſelbſt nach ihren empiriſchen Beſtandtheilen) a priori deducirt werden müſſe, oder ob nicht richtiger verfahren werde, wenn man zuerſt eine philoſophiſche Deduction der Redetheile (nach der urſprünglichen Wechſelwirkung zwiſchen Denken und Sprechen) aufſtelle, und ſodann die philoſophiſche Sprachwiſſenſchaft zur Ordnung und Verbindung der iſolirten Theile der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft anwende; darüber, und beſonders über die Ausführung beider Verſuche, ſcheinen die Meinungen noch getheilt zu ſeyn. —

Unter allen neuen philoſophiſchen Sprachforſchern ſtehet A. F. **Bernhardi** mit ſeiner **Sprachlehre** *)

*) Erſter Theil, Berlin 1801. Zweiter Theil, Berl. 1803. Dieſer konnte **Vater** weder in ſeiner Ueberſicht, noch in ſeiner allgemeinen Sprachlehre gedenken.

oben an. So viel philoſophiſchen Geiſt dieſe Sprachlehre verräth; ſo wi d doch ihr Studium dadurch erſchwert, daß die einzelnen Bücher derſelben nicht nach Ueberſichten geordnet ſind, daß der Ausdruck bisweilen etwas dunkel, die Darſtellung bisweilen etwas zu weitſchweifig iſt, und daß die Rückſicht auf die neueſte Philoſophie und Poeſie zu viel Antheil an den aufgeſtellten Principien zu haben ſcheint. — Der denkende Verfaſſer theilt ſein Werk in ſechs Bücher. Das erſte enthält die Einleitung in die Sprachlehre, und handelt von der Entſtehung der Sprache. Darſtellung wird als Princip der Sprache angenommen, und der Beweis der Richtigkeit dieſes Princips aus der Entſtehung der Sprache ſelbſt geführt (Th. 1. S. 1. 21). Er ſchildert darauf den Menſchen nach ſeinen Anlagen, (S. 21 — 39), und nach ſeinem Verhältniſſe zur äußern Natur (S. 39, — 43), verbreitet ſich ſodann über Darſtellung und deren Mittel (Nachahmung, willkührliche Zeichen), und über das Hörbare und Sprechbare. Darauf betrachtet er die Sprache als progreſſives Ganze, und der Extenſion nach (S. 91. ff.) Er prüft die Hypotheſen über die Entſtehung der Sprache und ſchließt das erſte Buch mit Unterſuchungen über Univerſalſprache, ſowohl ſchriftliche als mündliche, die er für unmöglich erklärt, obgleich die Form derſelben aufgefunden werden könne. — Das zweite Buch betrachtet (S. 131. ff.) die Sprache als Correlat der Begriffe, und handelt vom Subſtantiv; Attributiv; vom Verbo: Seyn, dem urſprünglichen ſynthetiſirenden Redetheile; von den Kategorien der Sprachdarſtellung, oder den Pronominibus; von dem Adverbio; von der Präpoſition, und von der Verwandtſchaft aller Redetheile. — Das dritte Buch (S. 307. ff.) betrachtet die Sprache als Correlat des Urtheils, und handelt von der wörtlichen Syntheſis der Redetheile, dem Satze (der abſolute Syntax). Mit dem vierten Buche beginnt der zweite Theil des Werkes, der die angewandte Sprachlehre enthält. Die Sprache wird hier als Organ der Poeſie (S. 3. ff), als Organ der Wiſſenſchaft (S. 127. ff.) im fünften Buche, und im ſech-

ſten, als reiner Ton und Näherung zur Muſik (S. 243. ff.) betrachtet. — Daß hier das Gebiet der Sprache nach einer neuverſuchten Stellung aller Theile ausgemeſſen, und das Ganze mit ſehr vielen neuen Anſichten und Reſultaten ausgeſtattet iſt, zeigt ſchon dieſe kurze Inhaltsanzeige.

Auf einem andern Wege verſuchte J. S. Vater in ſeinem Verſuche einer allgemeinen Sprachlehre *) die philoſophiſche Begründung der Sprache. Die Einleitung handelt in drei Abſchnitten von dem Begriffe der Sprache, eines Vorzugs der Menſchheit (S. 1 — 28); von dem Urſprunge der Sprache und der Bildung der Sprachen, (S. 29 — 134); und von dem Begriffe und der Begründung der allgemeinen Sprachlehre (S. 135 — 162). Dann folgt die allgemeine Sprachlehre (S. 163. ff.) in zwei Abtheilungen, wovon die erſte die Hauptarten der Begriffe enthält, von welchen ſich aus dem Urtheile ſelbſt zeigen läßt, daß ſie bei dem Ausdrucke der Gedanken bezeichnet ſeyn können; und die zweite Abtheilung die Unterarten jener Hauptarten, die Arten der Subſtantive, des Artikels, der Pronominen, der Adjective, der Verba, der Adverbien, der Präpoſitionen und Kaſus, der Conjunctionen. Der Anhang beſchäftigt ſich mit der Anwendung der allgemeinen Sprachlehre bei den Grammatiken einzelner Sprachen, mit Paſigraphie, und mit Literatur.

Sehr achtungswerth iſt das, was G. M. Roth für die Philoſophie der Sprache in mehrern Schriften geleiſtet hat. Zunächſt gehört hieher: Antihermes, oder philoſophiſche Unterſuchung über den reinen Begriff der menſchlichen Sprache und die allgemeine Sprachlehre. **) Veranlaßt wurde dieſe Schrift durch Hermes, oder philoſophiſche Unterſuchungen über die allgemeine Grammatik, von J. Harris, überſetzt von Everbeck, nebſt Anmerkungen und Zuſätzen von

*) Halle 1801.
**) Frankfurt und Leipzig, 1795.

demſelben und von F. A. Wolf *) — Roth ging zunächſt von der Reinholdſchen Theorie des Vorſtellungsvermögens aus, und wandte die kritiſche Philoſophie auf Philoſophie der Sprache an. Er leitete den reinen Begriff der Darſtellung (den er mit Recht zum Grunde legte, da ihm Sprache nur eine Art des Gattungsbegriffes Darſtellung iſt, in Rückſicht der nothwendigen Uebereinſtimmung der Darſtellung mit dem Dargeſtellten, nur allein aus dem reinen Begriffe der Vorſtellung überhaupt ab, und baute darauf die Principien einer allgemeinen Sprachlehre. — Einen Auszug aus dem Antihermes hat Vater gegeben **), und darauf mit vielem Scharfſinn ***) die Grundſätze des Antihermes beurtheilt, wo er ſehr richtig den Gewinn, welchen die Philoſophie der Sprache aus dem Antihermes ziehen kann, darein ſetzt, daß dadurch hauptſächlich die Aufmerkſamkeit auf den Mangel der Allgemeinheit, der allen den Unterſuchungen über die Philoſophie der Sprache gemein iſt, gerichtet, und der richtige Begriff der Darſtellung, als der Grundlage zu jeder Erklärung des Begriffes Sprache, gegeben worden ſey.

Wichtiger noch, wegen der nun von dem Verfaſſer auf die empiriſche Sprachwiſſenſchaft ſelbſt angewandten philoſophiſchen Principien, ſcheint die ſyſtematiſche teutſche Sprachlehre für Schulen, von G. M. Roth ****) zu ſeyn, wo in der Vorrede ſeine Anſicht des Verhältniſſes zwiſchen empiriſcher und philoſophiſcher Sprachwiſſenſchaft ſehr beſtimmt angegeben iſt. Dieſe Angabe beruht bei ihm auf folgenden Puncten: — Die empiriſche Sprachwiſſenſchaft überhaupt iſt die Wiſſenſchaft der Geſetze einer Sprache, und ſie heißt theoretiſch, ſofern ſie Regeln und Mittel zur Erlangung der Geſchicklichkeit vorſchreibt, ſich in einer Sprache den Geſetzen derſelben gemäß auszudrücken, oder den Ausdruck einer Sprache zu

*) Halle 1788

**) Ueberſicht des Neueſten, was für Philoſophie der Sprache ꝛc. S. 54—77.

***) Ebendaſelbſt. S. 78—92.

****) Gießen 1799.

verſtehen. Erſtere iſt **Sprachwiſſenſchaft in eigentlicher Bedeutung**, letztere heißt **Theorie der Sprachkunſt**. — Die erſtere (die Sprachwiſſenſchaft) hat es entweder mit den Spracherſcheinungen zu thun, ſofern ſie Gedanken mittheilen, wobei ſie alſo auf das Object, an welchem Gedanken mitgetheilt werden, blos als auf ein ſolches, (als auf das Object zur Darſtellung) Rückſicht nimmt, und dann heißt ſie **logiſche Sprachwiſſenſchaft**; oder dieſes Object allein macht einen Gegenſtand derſelben aus, und dann heißt ſie, ſofern ſie ſich auf ein Object bloßer Empfindung erſtreckt, **äſthetiſche Sprachwiſſenſchaft**. Die **logiſche** Sprachwiſſenſchaft beſchäftigt ſich entweder blos mit den **Formen** der Sprache, ſofern durch ſie Formen von Gedanken mitgetheilt werden, und die Wiſſenſchaft der Formen einer Sprache heißt **Sprachlehre** (Grammatik); oder ſie zeigt die **materialen** Bedeutungen von Wörtern und Redensarten in einer nach allgemeinen Begriffen verfahrenden **Theorie der Wortbedeutungen**. Die äſthetiſche Sprachwiſſenſchaft hat an dem Objecte, an welchem mitgetheilt wird, ihren Gegenſtand, der, inſofern er der **innern** Anſchauung gegeben iſt, **Ton** heißt, als Gegenſtand der **äußern** Anſchauung aber **Schrift** genannt wird. (Zur erſten gehört **Proſodie** — Quantität des Tons, — und **Orthophonie** — Qualität des Tons — ; zur zweiten **Orthographie**). Sonach iſt jede empiriſche Sprachlehre der ſyſtematiſche Inbegriff der Geſetze und Regeln, nach welchen eine Sprache Formen von Gedanken bezeichnet. — Dagegen iſt in der Sprachlehre **als Wiſſenſchaft** nichts willkührlich und nach Zwecken außer ihr beſtimmt. Ihr **Begriff** kann im Allgemeinen gegeben werden, welche beſondere Sprache man ihm auch unterlege; ihre **Theile** (Etymologie und Syntax) ſind die nothwendigen Theile der Sprachlehre, weil ſie aus dem Begriffe der bloßen Formbezeichnung fließen, und ſie ſind die einzigen Theile der Sprachlehre, weil **nur** ſie aus ihm fließen. Denn die ſogenannte Kompoſitionslehre, die Lehre von der Ableitung der Wörter u. dergl. ſtehet nicht unter dem Begriffe der formalen, ſondern der materialen

Bedeutung der Wörter; Orthographie und Proſodie aber beruhen auf dem Objecte zur Mittheilung.

Im Geiſte dieſer Grundſätze, aber gedrängter und populärer, ſind von demſelben Verfaſſer geſchrieben: **Anfangsgründe der teutſchen Sprachlehre** *).

Minder reichhaltig, als der Name des berühmten Verfaſſers es erwarten laſſen ſollte, iſt die weitſchweifige Abhandlung von **J. G. Fichte, von der Sprachfähigkeit und dem Urſprunge der Sprache** **). Ihm iſt **Sprache**, im weiteſten Sinne des Wortes, der **Ausdruck unſrer Gedanken durch willkührliche Zeichen**, und **Sprachfähigkeit** das Vermögen, ſeine Gedanken willkührlich zu bezeichnen. Er ſucht in dem in der Natur des Menſchen gegründeten Triebe, Vernunftmäßigkeit außer ſich zu finden, den beſondern Trieb, eine Sprache **zu realiſiren**, wo die Nothwendigkeit, ihn zu befriedigen, eintrete, wenn vernünftige Weſen mit einander in Wechſelwirkung treten. — Uebrigens glaubt er, daß man die Sprache für viel zu wichtig gehalten habe, wenn man glauben konnte, daß ohne ſie überhaupt kein Vernunftgebrauch ſtatt gefunden haben würde. — Daß **Fichte**, wenn er über die Sprache **philoſophirt**, mehr befriediget, als wenn er **hiſtoriſch** den Urſprung der einzelnen Erſcheinungen in derſelben erklären will, ſcheint mir gewiß. Ich führe in der letzten Hinſicht nur einige Beiſpiele an. So ſagt er, St. 4. S. 293. f: "Zu Bezeichnungen der **Gattungsbegriffe** gelangte man ſehr leicht. Ein Hausvater zeigte einem ſeiner Kinder eine Blume, die er **Roſe** nannte. Bald darauf ſchickt er es, ihm die Roſe zu holen. Das Kind hatte mit dieſem Tone gewiß den Begriff jener beſtimmten individuellen Blume verbunden, welche ihm der Vater gezeigt hatte. Es findet aber die beſtimmte Blume nicht mehr; doch erblickt es daneben eine Blume von gleicher Geſtalt, welche dem Kinde nun die Roſe heißt. Es reißt ſie ab,

*) Gießen, 1801.

**) Niethammers philoſ. Journal v. J. 1795. St. 3. S. 255. ff. und die Fortſetzung St. 4. S. 287. ff.

und bringt ſie dem Vater, der die Blume als Roſe anerkennt. So kommen beide überein, daß der Schall Roſe nicht blos jenen einzelnen Gegenſtand auf jener beſtimmten Stelle, ſondern überhaupt alle Blumen von derſelben Geſtalt, derſelben Farbe, demſelben Geruche bedeute.„ — und S. 303. „Die erſten Wörter waren gewiß **ganze Sätze**; ſie faßten, vielleicht in einer einzigen Sylbe, welche wiederholt werden konnte, ein Subſtantiv und ein Zeitwort in ſich.„

Früher ſchon hatten einige Selbſtdenker den Verſuch gemacht, eine philoſophiſche Sprachwiſſenſchaft aufzuſtellen. Dahin gehört vorzüglich: **Verſuch einer an der menſchlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre, oder philoſophiſche und allgemeine Sprachlehre**, entworfen von **J. W. Meiner** *). Der Verfaſſer verfährt in der That logiſch, und gründet ſich auf die Nothwendigkeit, **von dem Begriffe des Satzes** auszugehen. Ob er gleich mehrere Sprachen **) unter ſich, mit einem großen Aufwande von Gelehrſamkeit, **vergleicht**, und dieſe Vergleichungen, nach meiner Einſicht, zu den gelungenſten Arbeiten in dieſem Werke gehören; ſo verſichert er doch gerahin, daß er nicht die Abſicht gehabt habe, eine blos vergleichende Sprachlehre aufzuführen; vielmehr wollte er das **Original** unterſuchen, von welchem alle Sprachen nur die Kopien ſind, **das Denken** (S. IV.) Deshalb ſagt er: „Ihre (der Sprachen) Lehrſätze müſſen auf dem Wege der Meditation a priori, und keinesweges a poſteriori gefunden werden, und wenn ſie erfunden worden ſind, dann müſſen ſie erſt gegen die Erfahrung verglichen und durch ſie beſtätiget werden. Dieſer gedoppelte Weg der Meditation, worauf die Regeln der Sprachkunſt erfunden werden

*) Rector der Schule zu Langenſalza. Leipzig 1781. gr. 8. 96 und 488. S. — Mit ſehr vieler Achtung behandelt ſie Adelung in einer Recenſion, in ſeinen Magazin für teutſche Sprache, 1 B. 1 St. S. 132. ff. Eben ſo ehrenvoll erwähnt ſie Vater in der Ueberſicht des Neueſten ꝛc. S. 20 ff., und ſelbſt Bernhardi gedenkt ihrer: Sprachlehre. Th. 1. S. 10.

**) Die lateiniſche, griechiſche, hebräiſche, franzöſiſche und teutſche.

können, macht eben den **Unterſchied zwiſchen einer harmoniſchen und philoſophiſchen Sprachlehre** aus. Beide haben dieſes mit einander gemein, daß ſie beide Lehrſätze und Regeln enthalten, welche mehrern Sprachen gemeinſchaftlich ſind; ſie unterſcheiden ſich aber dadurch von einander, daß die **philoſophiſche Sprachlehre** ihre gemeinſchaftlichen Regeln aus der allgemeinen Beſchaffenheit des menſchlichen Denkens, die **harmoniſche** aber aus der Vergleichung etlicher Sprachen gegen einander hernimmt, indem ſie das, worin die verglichenen Sprachen mit einander übereinſtimmen, in Regeln verfaſſet, ohne ſich dabei um den Grund dieſer Uebereinſtimmung zu bekümmern.„ — Man ſieht, daß der Verf. die Aufgabe richtiger gefaßt, als gelöſet hat; immer aber wird ſein Werk von jedem Sprachforſcher mit Aufmerkſamkeit ſtudirt werden müſſen, da es weſentliche Vorzüge vor vielen neuern Schriften beſitzt, denen wohl der philoſophiſche Anſtrich nicht fehlt, die aber bei weitem ſich nicht an Gründlichkeit, logiſcher Ordnung und wahrer Sprachgelehrſamkeit mit dem Verfaſſer meſſen können. — Das Werk ſelbſt zerfällt in **drei Theile**. In dem erſten handelt er: **von den einfachen Lauten und Buchſtaben**, oder von der Orthographie und Orthophonie; in dem zweiten, **von den Wörtern als Redetheilen**, ihrer Biegung und Verbindung zu einem Satze; in dem **dritten, von der Verbindung ganzer Sätze zu Perioden**. Der Begriff der Sprache bei ihm iſt verfehlt; ſie iſt ihm, im weitläuftigſten Verſtande, **eine durch willkührlich gewählte und gleichſam verabredete Zeichen bewirkte Abbildung alles deſſen, was in unſrer Seele vorgeht.** — Die Hauptmomente ſeiner Sprachphiloſophie ſind folgende: Ein oder mehrere Töne mit einem Begriffe verbunden, machen ein **Wort** aus. Die Einheit des Begriffes machet die Einheit des Wortes aus, welches entweder einſilbig oder mehrſilbig ſeyn kann. Daß aber mit mehr Silben in einem Worte nur Ein Begriff verbunden iſt, wird in der Ausſprache dadurch angezeigt, daß die Wurzelſilbe etwas länger und ſtärker ausgeſprochen wird, als die übrigen, und ſie macht den **relativiſchen Ton oder Accent**

aus. Die Wörter ſind ſo verſchieden, als die Begriffe, deren Zeichen ſie ſind. Der Unterſchied der Begriffe aber beruhet theils auf dem Unterſchiede der Dinge ſelbſt; theils und noch mehr, auf der Art, wie wir uns dieſelben vorſtellen. Der Unterſchied der Dinge ſelbſt gibt nur zwei Arten von Wörtern, ſolche, welche **ſelbſtſtändige Dinge, Subſtanzen**, bezeichnen, und ſich wieder in eigene Namen und Gattungsnamen abſondern; und ſolche, welche das, was an das Subſtanzen befindlich iſt, das **Unſelbſtſtändige**, ausdrücken. Allein unſre Vorſtellungsart gehet von dieſer Eintheilung ab, und ſtellet ſich oft das Unſelbſtſtändige als ſelbſtſtändig, und dieſes als unſelbſtſtändig vor. So entſtehet der Begriff **des Satzes**, aus welchem **Meiner** den Begriff der vorzüglichſten **Redetheile** entwickelt. —

Harris verfuhr in ſeinem *Hermes, or a philoſophical inquiry concerning univerſal Grammar* *) mit Scharfſinn, aber auch mit Willkühr. Sein Zweck war, eine Sprachlehre aufzuführen, welche die weſentlichen Grundſätze aller Sprachen enthalten ſollte, ohne auf die Eigenthümlichkeiten einer einzelnen Rückſicht zu nehmen, und um dieſes Ziel zu erreichen, bemühte er ſich, die Sprache als ein Ganzes in ihre Beſtandtheile zu zerlegen. Je mehr er dabei empiriſch und hiſtoriſch verfuhr; deſtoweniger konnte er ſich ſeinem eigentlichen Zwecke nähern, ſo viel auch ſein Werk Durchdachtes und Brauchbares enthält **).

*) Ueberſ. von **Everbeck**. — Der weſentliche Inhalt dieſes Werkes im Auszuge ſteht in **Vaters** Ueberſicht ꝛc. S. 46. ff. Der (ſchon erwähnte) **Antihermes**, von **Roth**, verfolgt keinesweges den **Hermes** Schritt vor Schritt, ſondern nimmt, indem er gegen alle allgemeine Sprachlehren ſtreitet, die bei empiriſchem Inhalte auf Allgemeinheit Anſpruch machen, auf ihn nur beiläufig einige Rückſicht.

) Sehr wahr urtheilt **Bernhardi, Th. 1. S. 8. ff. über alle dieſe Verſuche. „Es konnte denen, welche mehrere Sprachen kannten, nicht entgehen, daß alle, bei einer noch ſo großen Verſchiedenheit des Einzelnen, dennoch in ihrem Baue und ihren Theilen eine bewundernswürdige Aehnlichkeit hatten; allein ſtatt den Grund derſelben aufzuſuchen, verfuhr man in neuern Zeiten durchaus hiſtoriſch,

ſammlete dieſe Aehnlichkeiten unter gewiſſe Rubriken; trug die einzelnen Modifikationen als untergeordnet, den individuellen Sprachgebrauch als Ausnahme vor; und glaubte nun berechtigt zu ſeyn, dieſe Klaſſifikation der Aehnlichkeiten, welche man in jeder Sprachlehre unter dem Namen Reoethele und Flexion antrifft, als nothwendig und vollſtändig anzunehmen. — Anfangs waren dieſe allgemeinen Formen in den einzelnen Sprachlehren Bequemlichkeitsrubriken; und als man ſie abſonderte, blieb ihre Form hiſtoriſch, wie ſie war; nur nach und nach fing man an einen nähern Bezug auf den menſchlichen Geiſt zu argwohnen, und für ihre Nothwendigkeit den Beweis in der urſprünglichen Natur des Menſchen zu ſuchen. Andere, durch einen ſehr richtigen Inſtinkt geleitet, verglichen die Monumente der ältern Sprache mit denen der ſpätern und zogen ſo, manche ſchätzbare einzelne hiſtoriſche Reſultate, denen ſie einen philoſophiſchen Beweis unterlegten. Andere endlich verbanden, einige beides, andere eines in ein Ganzes, welches nun zwar vortreffliche einzelne Bemerkungen und Winke enthielt, die aber, weil alles nach Willkühr, nicht durch ein Princip zur Einheit verbunden war, immer hiſtoriſch blieben, und wenn jene Willkühr weggenommen ward, das Syſtem in ſich zuſammenſtürzten. — So fällt der ganze Bau von Harris, welcher noch dazu unvollendet iſt, wenn ſeine Eintheilung der Redetheile angegriffen wird; das Syſtem von Meiner, ſobald man die Nothwendigkeit läugnet, von dem Begriffe des Satzes auszugehen; und das von Monboddo, welcher beide Methoden, die hiſtoriſche und philoſophiſche, zu vereinigen trachtet, wenn man ſeine Vorausſetzung, daß bürgerliche Geſellſchaft zur Erfindung der Sprache nöthig ſey, nicht gelten läßt. — Die Folgen dieſer Methode ſind augenſcheinlich; es werden keine philoſophiſchen Sprachlehren, ſondern philoſophirende. — Ein Beweis von Selbſtforſchung, obgleich nur in gedrängten Reſultaten, iſt das, was über die Sprache enthalten iſt in: Philoſophie der Erziehungskunſt, von J. J. Wagner, Leipz. 1803. S. 55—66, wo er auch S. 60. auf Paſigraphie Rückſicht nimmt.

Noch gehören von den Verſuchen, eine philoſophiſche Sprachlehre zu begründen, hieher: Grammaticae univerſalis elementa, ſcripta a *I. G. Meyer*, Brunſw. 1796. (Den Inhalt derſelben hat Vater in ſeiner Ueberſicht ꝛc. S. 129—242. worauf die Prüfung der Meyeriſchen Schrift S. 143. ff. folgt). — Allgemeine Sprachkunde, von J. Mertian, Braunſch. 1796. (Excerpirt und geprüft iſt dieſe gehaltreiche Schrift in Vaters Ue-

berſicht ꝛc. S. 149 — 235.) — J. Merian, philoſophiſche Forſchungen über die Natur und Weſenheit der Sprache, in den Beiträgen zur Bef. ꝛc. 28 Stück, S. 156. ff. — Ueber die Redetheile. Ein Verſuch zur Grundlegung einer allgemeinen Sprachlehre, von J. G. C. Neide, Züllich. 1797. (Excerpirt und geprüft in Vaters Ueberſicht ꝛc. S. 267 — 282). — Intereſſant ſind die Abhandlungen von Vater: von den verſchiedenen Geſichtspuncten des Philoſophirens über Sprache (Ueberſicht des Neueſten ꝛc. S. 1. ff.). Ueber Begründung der Philoſophie der Sprache überhaupt (Ebendaſ. S. 93. ff). Ueber den Gebrauch und Mißbrauch der Kategorien zur Auffindung der Redetheile (Ebendaſ. S. 118. ff). — J. L. Thomas, Gloſſologie, oder Philoſophie der Sprache, 2 Theile. Wien 1786. — C. Dinkler, Sprache der Menſchen; oder allgemeine Sprachlehre, Gotha 1793. (Schon im 17ten Jahrhunderte ein Verſuch: Allgemeine Sprachlehre, nach der Lehrart Ratichii; Köthen 1619; vergl. darüber Heynatz Briefe ꝛc. B. 5, S. 135. f.) Als einzelne Abhandlungen gehören hieher: G. M. Roth, über die bisherige Unmöglichkeit einer Philoſophie der Bilder der Muſik und der Sprache. Götting 1796; und Fr. Gedicke, über den gegenſeitigen Einfluß der Schrift auf die Kultur, und der Kultur auf die Schrift, in deſſen vermiſchten Schriften, Berlin 1801. S. 234. ff. wo er vorzüglich ſehr intereſſante Parallelen zwiſchen der Hieroglyphen- und Buchſtabenſchrift ziehet. —

Verglichen können werden: J. G. Trendelenburg, Ausgleichung der Vorzüge der teutſchen vor den Vorzügen der griechiſchen und römiſchen Sprache, (der vierte Theil der Schriften der Mannheimer Geſellſchaft.). — J. F. Riſtenmacker, Kritik der griechiſchen, lateiniſchen und teutſchen Sprache. Münſter 1794. — Jeniſch (ſchon angeführte) Vergleichung von 14 Sprachen. — Mehr für den pädagogiſchen Zweck berechnet, aber mit Sachkenntniß ausgeführet, iſt J. F. Memmerts Verſuch einer practiſchen und vergleichenden teutſch- lateiniſchen Sprachlehre, zur nähern Kenntniß der Aehnlichkeit und Abweichungen beider Sprachen. Erlang. 1803.

Wie ich über Philoſophie der Sprache denke, entwickelte ich ſchon in meinem Syſtem des teutſchen Styls 4ter Theil, 1ſte Abth. S. 31. ff.

§. 40.

Einfluß der Logik auf die Sprachwiſſenſchaft.

Die niedrigſte Stufe der menſchlichen Erkenntniß iſt die Anſchauung. Sie beruht auf einem wahrgenomme-

nen Eindruck (Empfindung), und ſetzt bei dem Menſchen einen leidentlichen Zuſtand (Receptivität) voraus. Der Verſtand muß nun, wenn er eine Vorſtellung erhalten will, dieſelbe aus der Anſchauung hervorbringen; er muß ſie nach ſeiner Selbſtthätigkeit (Spontanietät) denken. Verknüpft er nun das wahrgenommene Mannigfaltige zur Einheit im Bewußſeyn; ſo entſtehet der Begriff. Die einzelnen Theile deſſelben heißen: Merkmale; alle Merkmale können aber als einzelne Vorſtellungen behandelt werden, durch deren Verbindung das Ganze eines Begriffes hervorgebracht wird *).

(Man nennt die Begriffe gegebene, wenn ſie aus Anſchauungen hervorgebracht werden, (z. B. Haus, Tiſch, Pferd); gemachte, wenn ſie durch die Verknüpfung mehrerer Merkmale in einer Vorſtellung entſtehen. (Lichtgeſtalt, Schutzgeiſt ꝛc.) — Die Merkmale der Begriffe ſind bejahend, wenn dadurch dem Begriffe etwas beigelegt (der rothe Tiſch), verneinend, wenn ihm etwas abgeſprochen (der unkluge Menſch) wird; innere und äußere; weſentliche und zufällige; eigenthümliche und gemeinſame; urſprüngliche und abgeleitete.

Die Sphäre eines Begriffes begreift alle die Vorſtellungen in ſich, welche ein Begriff umfaßt, mithin wird der Inhalt deſſelben dadurch bezeichnet. Ein einfacher Begriff iſt der, welcher keine Merkmale in ſich enthält (Urſache, Wirkung); ein zuſammengeſetzter, der mehrere Merkmale umſchließt. Deutlich iſt der Begriff, wenn man ſich nicht nur des Begriffes ſelbſt, ſondern auch ſeiner Merkmale bewußt iſt; undeutlich, wenn das letztere fehlt. Subordinirt

*) Da, in Beziehung auf die Sprache, keine vollſtändige Logik dieſer Sprachkunde eingewebt werden kann, weil der Kurſus der Logik bei derſelben nothwendig eben ſo vorausgeſetzt wird, wie der Kurſus der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft; ſo wird hier nur deſſen gedacht, was zum Zuſammenhange der Theile einer philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft weſentlich nöthig iſt.

iſt der Begriff, wenn die Sphäre deſſelben einen Theil der Sphäre eines andern ausmacht. Daher der Unterſchied zwiſchen **Geſchlechts- und Gattungsbegriffen** (genus und ſpecies), wo denn aufſteigend der Begriff des Geſchlechts wieder der Begriff der Art eines höhern Geſchlechts wird.

In der Sprache beſteht der einfache Begriff aus einem einfachen Worte; der **zuſammengeſetzte** entweder aus einem zuſammengeſetzten Worte (Raub-Thier), Erden-Sohn rc. oder aus dem Hauptworte, dem das Wort, welches die Zuſammenſetzung des Begriffs bezeichnet, vorgeſetzt wird, (**rother Tiſch; hervorſtrömende** Quelle rc)

§. 41.

Fortſetzung.

Das **Urtheil** entſteht aus der Verbinduug zweier oder mehrere Begriffe mit einander und aus der Angabe ihres gegenſeitigen Verhältniſſes. Das wörtlich ausgedruckte Urtheil heißt: **Satz**. Jeder Satz beſteht daher aus **drei** Theilen, 1) aus dem Begriffe, von dem etwas ausgeſagt wird (**Subject**); 2) aus dem Begriffe, der dem Subject beigelegt wird (**Prädicat**); und 3) aus dem Bindeworte zwiſchen beiden (**Copula**), das aber oft auch im Prädicate enthalten iſt. (z. B. Gott **iſt** heilig. — Weisheit **belohnt**).

Es gibt Fälle, wo das Prädicat dem Subjecte **unter einer beſtimmte Modification** beigelegt wird, z. B. der Gerechte iſt **wahrhaft** beglückt. — Der Himmel iſt **ſehr** bewölkt. — Die Tugend beſeligt **allein**. —

Man unterſcheidet bei den Urtheilen die **Materie** und die **Form**. Unter der erſtern verſteht man die Vorſtellungen, deren Verhältniß zur Einheit des Bewußtſeyns im Urtheile beſtimmt wird; unter der zweiten die Angabe dieſes Verhältniſſes ſelbſt. — Der **Form** nach können ſie ſeyn: **einfache**) Gott iſt gerecht); **zuſammengeſetzte** (Gott iſt gütig, aber auch ge-

recht); — allgemeine (alle Menſchen ſind ſterblich) *); beſondere (einige Schauſpieler gefielen mir); einzelne oder individuelle (Cajus iſt verliebt); — beſtimmte (wo der Grund des Urtheils beigebracht iſt); unbeſtimmte (wo der Grund fehlt); — bejahende (es gibt ſechs Reichsſtädte); verneinende, (die Franzoſen haben Aegypten nicht behalten); — kategoriſche (wo durch das Urtheil beſtimmt wird, ob eine Vorſtellung ein Merkmal der andern ſey, oder nicht — z.B. die Tugend belohnt, iſt ein bejahend kategoriſches Urtheil; das Laſter macht nicht glücklich, ein verneinend kategoriſches); hypothetiſche (wenn er mich lieb hat, ſo thut er dies nicht); disjunctive (M. iſt entweder geſittet oder nicht geſittet); problematiſche (Oeſtreich kann ſich noch auf Englands Seite ſchlagen); aſſertoriſche (Batavien iſt Frankreichs Bundsgenoſſe); apodictiſche (jede Wirkung muß eine Urſache haben.)

§. 42.

Fortſetzung.

Der Schluß beſtehet in der Angabe des Verhältniſſes gewiſſer Urtheile gegen einander mit beigefügtem Grunde **). Die Urtheile, welche mit einander verglichen werden, heißen: Vorderſätze (Prämiſſen); dasjenige Urtheil aber, welches aus derſelben als Folgerung hervorgehet, der Schlußſatz (Concluſion). — Leitet man den Schlußſatz unmittelbar aus einem einzigen Vorderſatze ab; ſo heißt der Schluß ein unmittelbarer (ratiocinium). Wird aber der Schlußſatz aus zweien oder mehreren Vorderſätzen abgeleitet; ſo heißt er mittelbar (ſyllogismus). Die erſtere Art nennt man auch Verſtandes-, die zweite Art Vernunftſchlüſſe.

Die Schlüſſe durch Induction und nach der Ana-

*) Als allgemeine Urtheile gelten auch diejenigen, wo die Quantität nicht ausdrücklich angegeben iſt, z. B. der Menſch iſt zur Vollkommenheit beſtimmt; d. i. alle Menſchen ſind zur Vollkommenheit beſtimmt.

**) Eben ſo richtig iſt es bei Kieſewetter: Schließen heißt die Wahrheit oder Falſchheit eines Urtheils aus der Wahrheit oder Falſchheit eines andern Urtheils erkennen.

logie gehören zu den unmittelbaren Schlüſſen. In den erſtern ſchließt man entweder vom Allgemeinen aufs Beſondere, (z. B. wenn alle Organiſationen allmählig veralten; ſo veraltet auch die menſchliche Organiſation); oder vom Beſondern aufs Allgemeine, (wenn dieſer ſeine Pflicht erfüllen kann: ſo kannſt du es auch). Bei den letztern folgert man daraus, daß gewiſſe Prädicate zweien oder mehreren Subjecten zukommen, daß dieſe Subjecte ſich auch in anderer Rückſicht ähnlich ſeyn werden, (z. B. beide haben Talente; alſo können beide einſt dem Staate nützlich ſeyn).

Zu den mittelbaren Schlüſſen gehören auch theils diejenigen, wo entweder dem Oberſatze, oder dem Unterſatze, oder der Concluſion, oder den beiden erſtern, oder allen dreien zugleich der Grund beigefügt wird *) warum man das angegebene Verhältniß zwiſchen Subject und Prädicat ſo und nicht anders beſtimmt; theils Kettenſchlüſſe, (ſorites), wo man den Schlußſatz aus mehrern Vorderſätzen, die eine Reihe von Schlüſſen bilden, ableitet.

§. 43.

Die Denkgeſetze.

Das Auffinden der formellen Wahrheit iſt der Zweck der Logik. Die Logik fragt nämlich nicht darnach, ob das Gedachte mit dem Gegenſtande ſelbſt (materielle Wahrheit), ſondern ob es mit den Geſetzen des Denkens übereinſtimme. Alles Gedachte, das mit den Geſetzen des Denkens übereinſtimmt, iſt formell wahr. Da aber das Denkende und das Gedachte nur in dem innern Weſen des Subjects vorhanden ſeyn kann; ſo iſt auch alle logiſche Wahrheit blos formell. — Wird das Princip für die formelle Wahrheit in einzelne Ausſprüche aufgelöſet; ſo entſtehen daraus die drei Geſetze der logiſchen Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit. Logiſch möglich (d. i.

*) Gott, als das heiligſte Weſen, iſt gerecht;
Ein gerechtes Weſen belohnt das Gute und beſtraft das Böſe;
Alſo belohnt Gott das Gute und beſtraft das Böſe.

denkbar) iſt das, was ſich in einem Bewußtſeyn vereinigen läßt. logiſch **wirklich** (d. i. in den Begriffen exiſtirend) iſt das, was ſeinen Grund, warum es gedacht wird, in dem Verhältniſſe zwiſchen dem Denkenden und dem Gedachten hat. logiſch **nothwendig** iſt das, deſſen Gegentheil einen Widerſpruch enthält.

§. 44.
Literatur der Logik.

Das Studium der Logik muß dem philoſophiſchen Sprachſtudium vorausgehen, weil die **Korrectheit**, die erſte Bedingung der ſtyliſtiſchen Vollkommenheit, abhängig iſt von der genauern Kenntniß der allgemeinen logiſchen Formen der Denkgeſetze und dem, in denſelben begründeten, Maasſtabe für die formelle **Wahrheit**, ohne welche keine Korrectheit möglich iſt, da die letztere nur der **wörtliche Ausdruck** der formellen Wahrheit iſt, inwiefern das Vorſtellungsvermögen des Menſchen das Bedürfniß fühlt, Wahrheit zu ſuchen und zu finden.

Die wichtigern hieher gehörigen Schriften ſind:

J. A. **Eberhard**, allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens. Berlin 1776.

J. J. **Engel**, Verſuch einer Methode, die Vernunftlehre aus platoniſchen Dialogen zu entwickeln. Berlin 1780.

G. S. **Steinbart**, gemeinnützige Anleitung des Verſtandes zum regelmäßigen Selbſtdenken, (3te Aufl.) Züllich. 1793.

H. M. F. **Ebeling**, Verſuch einer Logik für den geſunden Verſtand. Berlin 1785.

J. N. **Tetens**, philoſophiſche Verſuche über die menſchliche Natur, 2 Theile. Leipz. 1777.

D. **Tiedemann**, Unterſuchungen über den Menſchen, 2 Theile, Leipz. 1777.

J. J. **Steeb**, über den Menſchen nach den hauptſächlichſten Anlagen in ſeiner Natur. In 3 Theilen. Tüb. 1785.

J. E. **Abel**, Einleitung in die Seelenlehre. Stuttg. 1786.

E. **Platner**, philoſophiſche Aphorismen, 1r Theil, 2te Aufl. Leipz. 1793. (und deſſen kleines Lehrbuch der Logik und Metaphyſik.)

J. **Kant**, Kritik der reinen Vernunft. Riga. 3te Aufl. 1790.

J. **Kant**, Logik, (herausg. von Jäſche.) Königsb. 1800.

K. L. **Reinhold**, Theorie des menſchlichen Vorſtellungsvermögens. Jena 1790.

L. H. Jakob, Grundriß der allgemeinen Logik, und kritiſche Anfangsgründe der allgemeinen Metaphyſik. 4te Aufl. Halle 1800.

J. G. C. Kieſewetter, Grundriß einer allgemeinen Logik nach Kantiſchen Grundſätzen. 3te Aufl. Berlin 1802.

J. G. C. Kieſewetter, Logik zum Gebrauch für Schulen. Berlin 1797.

J. H. Abicht, Anleitung und Materialien für ein logiſch praktiſches Inſtitut für die Schulen. Erlang. 1796.

J. C. Wezel, Verſuch der einzigen zweckmäßigen Propädeutik zum richtigen, gründlichen und fruchtbaren Studio der Vernunftlehre oder Logik ꝛc. Leipz. 1802.

J. A. Bergk, die Kunſt zu denken. Ein Seitenſtück zur Kunſt, Bücher zu leſen. Leipz. 1800.

K. H. L. Pölitz, Grammatik des Verſtandes, (oder der dritte Theil des Syſtems des teutſchen Styls,) Görlitz 1801, und deſſen gedrängte Darſtellung der Logik, in Beziehung auf den Styl, in ſeinem Elementarbuch des Wiſſensw. S. 109. ff.

§. 45.

a) Logiſche Begründung der Redetheile.

Bei dem Bedürfniſſe des Menſchen, ſeine innern Zuſtände durch Wörter darzuſtellen, welches durch die Sprachfähigkeit unterſtützt wird, mußte eine beſtändige Wechſelwirkung zwiſchen Denken und Sprechen eintreten, ſo daß die Verſtandsformen (die Begriffe) in Sprachformen (Wörter) übergingen *). Iſt jene Wechſelwirkung zwiſchen Denken und Sprechen harmoniſch; ſo müſſen auch die Sprachformen den Verſtandesformen entſprechen. Je mehr nun der Verſtand, und überhaupt die geſammten geiſtigen Anlagen des Menſchen entwickelt und ausgebildet ſind; deſto mehr wird auch die Sprache ausgebildet werden, und deſto inniger wird der Zuſammenhang zwiſchen den Sprach- und Denkformen ſeyn. Je mehr aber dieſer Zuſammenhang zwiſchen den Sprach- und Denkformen gefühlt wird; deſto mehr wird man auch bemüht ſeyn, die Gründe dieſes Zuſammenhanges aufzuſuchen. — Da nun das Denken früher iſt, als das Sprechen; da das letztere nur die Folge von dem erſtern iſt; ſo muß auch eine nothwendige Abhängigkeit der Sprachformen von den Denkformen ſtatt finden.

Die Sprachformen werden daher von den Denkformen beſtimmt, und ſind durch die letztern begrenzt; es kann nicht mehr Sprachformen geben, als nöthig iſt, den Kreis

*) Bernhardi Sprachlehre Th. 1, S. 131. ff.

des Gedachten in der Darſtellung durch Sprache zu erſchöpfen.

Die Bedingung alles zuſammenhängenden Denkens aber iſt die Bildung des Urtheils, welches aus der Verbindung des Subjects und Prädicats hervorgehet, und aus dreien Begriffen, dem Subjectsbegriffe, dem Prädicatsbegriffe, und dem Begriffe der Aſſertion (der Copula) beſtehet, durch welchen das Prädicat dem Subjecte beibelegt wird. Die ganze ſtyliſtiſche Darſtellung iſt daher eine Kette von einzelnen Urtheilen, die unter ſich zu einem innigen Zuſammenhange verbunden werden.

In den Redetheilen müſſen daher diejenigen zuerſt dargeſtellt und logiſch begründet werden, welche dem Begriffe des Subjects entſprechen, und die ſtyliſtiſche Umgebung deſſelben modificiren, oder, zum Subſtantiellen in der Darſtellung erhoben, an deſſen Stelle in der Bezeichnung treten. Dahin gehören denn:

a) das Subſtantiv; die Darſtellung des vorgeſtellten logiſchen Subjects (entweder des Selbſtſtändigen, oder des in der Darſtellung zum Selbſtſtändigen erhabenen Unſelbſtſtändigen.)
b) die Präpoſition; die in der Sprache vorhandene Form zur Bezeichnung des Verhältniſſes der Abhängigkeit, in welchem das Subject gedacht und dargeſtellt wird;
c) der Artikel; das in der Sprache vorhandene Zeichen für die Subſtantialität eines dargeſtellten Begriffers;
d) das Zahlwort; die in der Sprache vorhandene Form zur Bezeichnung des Umfanges der Subjecte;
e) das Pronomen; die in der Sprache vorhandne Form für die repräſentative Bezeichnung der als Individuen dargeſtellten Subjecte.

Darauf folgen zweitens die Redetheile, welche die Eigenſchaften der Subjecte (Prädicate) bezeichnen, die attributiven Sprachformen;

a) das Adjectiv; die Form für die Darſtellung einer dem Subjecte zukommenden inhärirenden oder zufälligen Eigenſchaft;
b) das Particip (ein von dem Verbo abgeleitetes Adjectiv,) oder die Form für die Darſtellung einer dem Sub

jecte zukommenden Eigenſchaft, nach welcher das Subject entweder als thätig, oder als empfangend in der Darſtellung erſcheint. (Der unterſcheidende Charakter des Particips vom Adjectiv iſt der der Bewegung, welche den Nebenbegriff der Zeit einſchließt, da alle Bewegung (das Thun und das Leiden) nur unter der Form der Zeit möglich iſt.)

c) Das Verbum, entweder das Verbum ſubſtantivum: ſeyn, welches die reine Copula (ohne Beimiſchung eines Prädicats) enthält, oder das Verbum adjectivum, durch welches dem Subjecte ein Prädicat beigelegt wird, und zwar ſo, daß in dem Prädicate zugleich die Copula enthalten iſt.

d) Das Adverbium, oder die Form für die Darſtellung des Zufälligen am Prädicate, weil das Adverbium nie unmittelbar, ſondern allezeit vermittelſt eines Prädicats (dies ſei nun ein Adjectiv, oder ein Particip, oder ein Verbum adjectivum) dem Subjecte beigelegt werden kann, übrigens auch keinesweges den Begriff des Subjects, ſondern jedesmal nur den Begriff des Prädicats näher modificirt.

Außer dieſen Redetheilen muß aber noch eine Form in der Sprache vorhanden ſeyn, durch welche die einzelnen Sätze, die in dem Verhältniſſe der Coordination oder Subordination zu einander ſtehen, zu kleinern oder größern ſtyliſtiſchen Ganzen, zu Perioden und zu ganzen zuſammenhängenden Reden, verbunden werden. Dieſe Form iſt die Conjunction, welche das Band zwiſchen den einzelnen Urtheilen iſt, um Schlüſſe und ganze Ketten von Schlüſſen aus denſelben zu bilden.

Die Interjection, als unmittelbarer Ton der Empfindung, durch einzelne Laute und Wörter ausgedrückt, gehört eigentlich nicht in das Gebiet der durch die Redetheile erſchöpften Darſtellung der reinen Denkformen. Weder das Subject, noch das Prädicat wird durch die Interjection verändert oder näher modificirt. Sie iſt ein Wiederhall, eine Einmiſchung des Gefühls in das Gebiet der durch Wörter dargeſtellten Begriffe. —

Die Klaſſifikation der Redetheile hängt alſo ab von der Bezeichnung und Darſtellung des Subjects und Prädicats

durch Worte. So viele verſchiedene Formen zur Bezeichnung des Subjects und Prädicats nach ihrem gegenſeitigen (durch die Analyſis des Urtheils begründeten) Verhältniſſe aus den Denkformen reſultiren; ſo viel gibt es Redetheile. Das ganze Gebiet aller möglichen (d. i. denkbaren) Verhältniſſe zwiſchen Subject und Prädicat muß darſtellbar ſein durch Worte; ſonſt wäre eine Lücke zwiſchen Vorſtellung und Darſtellung, und die Denkformen umſchlöſſen mehr, als die Sprachformen darſtellen könnten. So aber gibt es ſo viele Sprachformen, als für die Bezeichnung und Darſtellung alles Denkbaren erforderlich iſt: daraus ergibt ſich alſo **theils der nothwendige Zuſammenhang** zwiſchen den Denkformen und den Sprachformen; **theils die beſtimmte Abhängigkeit** der Sprachformen von den Denkformen, ſo daß man, um mit der Darſtellung der Sprachformen aufs Reine zu kommen, nicht richtiger verfahren kann, als ſie aus den Denkformen abzuleiten, ihre Abhängigkeit von denſelben zu zeigen, und die **Vollendung** des ganzen *a priori* begründeten **Sprachgebiets**, durch die ſyſtematiſche Aufſtellung der Sprachformen zu bewähren, obgleich der **Gebrauch** dieſer Sprachformen **blos empiriſch** erklärt und deutlich gemacht werden kann, da ſie als bloße Formen, ohne Beziehung auf einen Stoff, leer ſind, ſo wie die reinen Verſtandsformen erſt nach ihrer Function erkannt werden, ſobald der Stoff unter ſie gebracht wird.

§. 46.

α) Sprachformen für die Bezeichnung des Subjects und deſſen Modifikationen in der Darſtellung.

Das Subſtantiv. Gattungen, Geſchlecht, Flexion deſſelben. — Präpoſition.

Die ſtyliſtiſche Darſtellung des logiſchen Subjects geſchieht durch denjenigen Redetheil, welchen man das Subſtantiv nennt. Das Subſtantiv, als Redetheil, entſpricht alſo dem logiſchen Begriffe der Subſtanz. Inwiefern aber der Begriff aus Merkmalen beſteht; inſofern iſt das Subſtantiv die Darſtellung der **Einheit einer Reihe von Accidenzen** (Merkmalen).

Liegt dem Begriffe, welcher durch das Subſtantiv in der Sprache bezeichnet wird, eine Anſchauung zum Grunde; ſo wird das Subject (die Subſtanz) als einzig (als Individuum) dargeſtellt. Auf dieſe Weiſe entſteht das *nomen proprium.* — Entſpringt aber der Begriff wieder aus andern Begriffen; ſo entſtehet das *nomen appellativum*, womit nicht die Exiſtenz des Objects der Darſtellung abgeläugnet, ſondern dieſes Object nur nach den Merkmalen dargeſtellt wird, welche der ganzen Art zukommen, zu der das dargeſtellte Object gehört. — Dieſes ſind eigentlich die einzigen beiden Arten der Subſtantiven, weil alles, was die Logik von höhern und höchſten Gattungen enthält, nur durch wiederhohlte Anſchauungsweiſen, oder durch Subſumtion von Begriffen unter Begriffe (z. B. im nomen collectivum, iterativum, diminutivum) erzeugt wird, mithin in der Darſtellung durch die Sprache unter eine von jenen beiden Arten der Subſtantiven gebracht werden muß.

Das nomen abſtractum, welches Eigenſchaften (eigentliche Prädicate) zu Subſtanzen erhebt, die in der Sprache als Subſtantiva dargeſtellt werden, iſt ein Mittelbegriff zwiſchen dem nomen proprium und appellativum, indem es, gleich dem erſtern, eine Individualität darſtellt, aber auch eine Allgemeinheit in ſich faßt, wodurch es ſich an das zweite anſchließt.

Die Eintheilung der Subſtantiven nach den **Geſchlechtern** hat ſeinen Grund in dem Zeitalter der frühern Bildung der Sprache. Dem Naturmenſchen, deſſen rohe Sprache den gehabten Anſchauungen entſpricht, iſt die ganze Natur perſonificirt. Der allgemeine (empiriſch wahrgenommene) Unterſchied der beiden Geſchlechter wird (indem der Menſch ſeine organiſche und geiſtige Natur bei der Betrachtung des Univerſums zum Grunde legt) von ihm auf die durch die Sprache darzuſtellenden Subſtanzen übergetragen. Das Thätige und Erzeugende wird größtentheils in der Sprache als **männlich**, das Leidende und Empfangende als **weiblich** dargeſtellt. Könnten wir den hiſtoriſchen Grund dieſer Anſicht beſtimmt auffinden, und in die erſten Epochen der Sprache eines jeden Volkes zurückgehen; ſo würden ſich die Schwierigkeiten wahrſcheinlich heben laſſen, die mit den Anomalien

gegen dieſe Regel verbunden ſind. Da aber dies nich möglich iſt; ſo hat der Sprachforſcher in jeder einzelnen Sprache nur die Inkonſequenz der einzelnen Sprachen in einzelnen Fällen nachzuweiſen. Das genus *neutrum* iſt eigentlich kein Geſchlecht, ſondern drückt nur die Negation vom männlichen und weiblichen Geſchlechte aus. So ſchwer auch die Erklärung des Urſprungs deſſelben ſeyn mag; ſo ſcheint doch das **Neutrum** ſpäter gebildet zu ſeyn, als die andern beiden Genera, wo der **Verſtand** bereits thätiger war, als die Phantaſie, die Anfangs alles Angeſchaute unter das Genus der beiden Geſchlechter brachte *). Als **Begriff** hat nämlich das Subſtantiv durchaus kein Genus, und wenn nun der Verſtand in der Folge ſich von dem Begriffe der Individuen und Arten zu dem Begriffe der Gattungen erhob; ſo bezeichnete er ſehr oft die auf dieſe Weiſe ſpäter gefundenen Begriffe in der Sprache durch das Neutrum.

Das Subſtantiv, als ſolches, iſt eine Einheit von Merkmalen. Da aber in der Darſtellung durch Sprache die Verhältniſſe der Subjecte gegen einander näher angegeben werden müſſen; ſo muß auch die Sprache für die **Bezeichnung eines jeden Verhältniſſes**, in welchem ein Subject zu andern ſtehen kann, gewiſſe Modifikationen ihrer Formen, oder gewiſſe eigenthümliche Formen für dieſe Bezeichnung haben, ſonſt würde ſie zu arm ſeyn, um durch die Darſtellung der Vorſtellung von den Veränderungen der Subjecte zu entſprechen.

*) Bernhardi Th. 1, S. 146. ff. — Nicht ohne Scharfſinn beſtreitet **Meiner** (in ſeinem Verſuch einer an der menſchl. Sprache abgebildeten Vernunftlehre §. 45. S. 259. ff.) die Meinung, daß die Wahrnehmung des gedoppelten Geſchlechts der Thiere die erſte Veranlaſſung zu dem in der Sprache vorhandenen genere geweſen ſey. — Adelung (umſtändl. Lehrgeb. Th. 1, S. 343. ff.) prüft dieſe Meinung, und leitet den Urſprung des Geſchlechtes der Subſtantiven von der Denkungsart der erſten Spracherfinder her, nach welcher ſie alle Subſtanzen für beſeelt hielten, und denſelben alle Eigenſchaften, die ſie an ſich ſelbſt fanden, mithin auch ein Geſchlecht beilegten. — Roth, (ſyſtematiſche Sprachlehre S. XIII. ff.) ſucht die Wahrheit in der Mitte zwiſchen beiden Behauptungen, ſo daß nach ihm Adelung mehr die frühere, **Meiner** die ſpätere Periode der Sprachbildung im Geſichte hatte. —

Bei den Subſtantiven kann aber die Bezeichnung dieſer Verhältniſſe, welche den durch die Subſtantiven dargeſtellten Subjecten beigelegt werden, auf doppelte Weiſe geſchehen; entweder durch die Flexion, d. i. durch diejenige Modifikationen des Subſtantivs, welche ſeine verſchiedenartige Beziehung auf andre und ſeine Abhängigkeit von andern Subjecten bezeichnet (die Caſus); oder durch die Präpoſitionen, welche eine eigne Sprachform ausmachen, deren Charakter in der Bezeichnung der Abhängigkeit der Subjecte von einander beſteht.

Die Abhängigkeit der Subjecte von einander gehört aber nicht zu ihrem Weſen ſelbſt, ſondern iſt nur ein Verhältniß, in welches ſie treten, oder ein vorübergehender Zuſtand, in welchen ſie gerathen. Es kann daher durch die Bezeichnung dieſes Zuſtandes, welcher nicht das Weſen des Subjects ſelbſt verändert, ſondern daſſelbe nur modificirt, nicht der Charakter des Subſtantivs als Redetheil ſelbſt aufgehoben werden, vielmehr muß dieſe Zufälligkeit des Zuſtandes, und dieſes Unweſentliche des Verhältniſſes in der Form ſelbſt ſichtbar ſeyn, durch welche dieſes Verhältniß bezeichnet wird. Dieſe Bezeichnung geſchieht nun am Subſtantive ſelbſt durch Caſus, (durch verſinnlichte Darſtellung der einzelnen Fälle der Abhängigkeit, in welche das Subject kommt,) und zwar durch drei Caſus, den Genitiv, Dativ und Accuſativ. Der Nominativ iſt eigentlich gar kein Caſus, weil er die Unabhängigkeit des Subſtantivs ausdrückt; und der Charakter eines Caſus darin beſteht, die Abhängigkeit des Subjekts in einem gegebenen Falle zu bezeichnen. Da nun dieſes blos durch den Genitiv, Dativ und Accuſativ möglich iſt; ſo ſind auch dieſe nur eigentliche Caſus, und nur dieſe können mit Präpoſitionen verbunden (nach dem uneigentlichen Sprachgebrauche: von dieſen regiert) werden. Der Vocativ ſtellt die Subſtanz, unabhängig, aber in einem Verhältniſſe mit dem darſtellenden Subjecte, nämlich als empfangendes, auf *).

*) Bernhardi Sprachlehre, Th. 1, S. 165. — Ob die Caſus nichts weiter, als abgekürzte Präpoſitionen ſind, läßt ſich wenigſtens nicht aus dem wechſelſeitigen Gebrauche der Caſus und Präpoſitionen zur Bezeichnung

Da aber die Darſtellung der Abhängigkeit der Subjecte von einander durch Caſus nicht immer beſtimmt genug, und das dargeſtellte Verhältniß nicht immer hinreichend erſchöpfend iſt; ſo hat die Sprache in der Präpoſition einen eignen Redetheil zur Bezeichnung dieſes Verhältniſſes der Abhängigkeit. Das Weſen der Präpoſition beſteht alſo darin, daß ſie nur eine Modifikation des Subjects, mithin das Subject in Einem gegebenen Falle darſtellt. Sie muß daher in der Darſtellung den Charakter der Kürze behaupten, und erhält gewöhnlich *) ihren Platz vor dem als abhängig dargeſtellten Subjecte, und wo möglich zwiſchen dem Subjecte, von welchem die Abhängigkeit des andern Subjects ausgeht, und dem Subjecte, das als abhängig dargeſtellt wird. —

Die Darſtellung der Einheit eines Subjects geſchieht durch den Singularis, die der Vielheit durch den Pluralis, und die der Allheit ſehr oft eben dadurch. — Das nomen proprium kann, ſeinem Charakter nach, nur einen Singularis und keinen Pluralis haben; das appellativum aber bezeichnet im Singularis die durch daſſelbe ausgedrückte Art der Subjecte ebenfalls als Individuum, im Pluralis hingegen die mehrern, oder alle darunter gehörende Individuen. Das Abſtractum hat dann einen Pluralis, wenn ſein Pluralis Arten bezeichnet.

(Der Pluralis iſt diejenige Form des Subſtantivs, welche eine unbeſtimmte Mehrheit ausdrückt. Soll die beſtimmte Mehrheit bezeichnet werden; ſo muß ſie in der Darſtellung durch Zahlwörter ausgedrückt werden. — Der Dualis, welcher die beſtimmte Mehrheit von zweien ausdrückt, zeigt, daß ſich die Sprache durch Unterredung ausbildete, indem er den engſten Kreis des in Verbindung ſtehenden Subjects darſtellt; auch mag er durch die Anſchauung des Doppelten in der belebten Natur z. B. der Augen, Hände, Ohren ꝛc. ſich gebildet haben, indem für die Darſtellung dieſer Gegenſtände die beſondere Bezeichnung des Zweifachen weſentlich nöthig zu ſeyn ſchien. — Vergl. Bernhardi Th. 1, S. 168.)

der Abhängigkeit der Subjecte beweiſen, z. B. daß ich ſagen kann: Klopſtocks Oden, und Oden von Klopſtock.

*) Ausnahmen von dieſer gewöhnlichen Stellung ſind z. B. deiner Verdienſte wegen.

§. 47.

Der Artikel.

In der Darſtellung erſcheint das Subſtantiv in der Verbindung mit andern Redetheilen, und zwar ſo, daß man oft bei demſelben das Attributiv von der ſubſtantiellen Form (z. B. licht — und licht) nur nach dem Zuſammenhange unterſcheiden kann. Um daher das Subſtantiv vor den übrigen Redetheilen herauszuheben, und nicht durch angehängte charakteriſirende Sylben die Wurzel des Wortes ſelbſt zu ſehr zu verdunkeln, haben die mehreſten kultivirten Sprachen ein eignes Zeichen für die Darſtellung der Subſtantialität in dem Artikel. In dieſer Hinſicht dient er dem Verſtande, um die Darſtellung des Subſtantivs zu verdeutlichen; der Phantaſie aber dient er als die ſinnliche Darſtellung des Geſchlechtsunterſchiedes bei der Perſonification der Subſtantiven. Daher iſt der Artikel männlich und weiblich, und geſchlechtslos, wenn die Sprache das Neutrum einmal hat. — Uebrigens iſt der Artikel der Redetheil, welcher ſich ganz genau an das Subſtantiv, und an dieſes nur allein anſchließt.

Urſprünglich gab es wahrſcheinlich nur einen Artikel, der dadurch entſtand, daß der die Anſchauungen bezeichnende Menſch den wörtlich bezeichneten Gegenſtand zeigte. Der Baum galt da ſo viel, als dieſer Baum, den ich vor mir ſehe. Als in der Folge das Wort, welches das Individuum bezeichnete, zur Bezeichnung der Art und Gattungen angewandt, und alſo das nomen proprium in ein appellativum verwandelt (z. B. der Menſch — anfangs: dieſer Menſch; dann: der Menſch, als Gattungsbegriff) wurde, behielt man den Artikel bei, da der Phantaſie doch die Gattung als Individuum vorſchwebte. — Der unbeſtimmte Artikel: ein, iſt jüngern Urſprungs; denn man mußte ſchon den Gattungsbegriff erfunden haben, wenn man ein gewiſſes Individuum als einen Theil der Gattung darſtellen wollte *).

Daß übrigens der Artikel ein minder bedeutender Redetheil iſt, erhellet theils daraus, daß er in vielen Sprachen ganz fehlt; theils daß man ihn öfters in der abſoluten

*) Vergl. N. A. D. Bibl. 73 B. 1 St. S. 114. ff.

Darſtellung des Subſtantivs weglåßt, (z. B. Ewig iſt Tugend. Ihr Leuchter verlöſcht, ihr Leben verwelkt nicht. — Gib mir Brod und Waſſer ꝛc.)

Wichtig wird ſein Gebrauch in der Darſtellung, wenn er den Ton erhält, um unter den bezeichneten Gegenſtånden, einen beſonders auszuheben; z. B. der Mann, welchem ich meine Bildung verdanke ꝛc. — Einen nur liebe ich ꝛc.

A. F. Bernhardi, Sprachl. Th. 1. S. 153. und S. 281. ff.
J. S. Vater, allgemeine Sprachlehre, S. 183. ff.
J. C. Adelung, umſtändl. Lehrgebäude, Th. 1. S. 276. f.

§. 48.

Das Zahlwort.

Nächſt der Darſtellung der Selbſtſtändigkeit in den mannigfaltigen Modifikationen des Subjectes durch die Sprache, muß es auch in derſelben eine Form für die Bezeichnung des Umfangs der Subjecte geben, durch welche die Einheiten (Individuen) angegeben werden, die zu einer und derſelben Gattung von Subjecten gehören. Dieſe Form enthalten die Zahlwörter, welche daher in nächſter Beziehung auf den Gattungsbegriff der Subjecte ſtehen.

Die Zahlwörter bezeichnen aber den Umfang der zu einer Gattung gehörenden Subjecte auf eine doppelte Weiſe; entweder beſtimmt, oder im Allgemeinen (und alſo unbeſtimmt).

Zu der beſtimmten Bezeichnung des Umfanges gehören theils die Grundzahlen (eins, zwei, drei ꝛc.), theils die Ordnungszahlen (der erſte, zweite ꝛc.), wodurch die Zahl der einzelnen Subjecte beſtimmt angegeben wird; zu der unbeſtimmten Bezeichnung des Umfanges gehöreu diejenigen Wörter, durch welche nur im Allgemeinen die Zahl der Subjecte, welche von einerlei Gattuug ſind, angegeben wird (z. B. jeder, alle, keiner, einige, viele, manche, etliche, einige, mehrere ꝛc.)

Wird die Zahl iſolirt geſetzt; ſo iſt in derſelben der Begriff des Selbſtſtändigen zugleich mit enthalten. Die Zahlwörter werden daher auch, wie die Abſtracta, oft als Subſtantiva behandelt, und erhalten in mehrern Fällen die Conſtructions- und Declinationszeichen, doch bedürfen ſie des

Artikels nur dann, wenn die eine dargeſtellte Einheit vor mehrern von derſelben Art herausgehoben werden ſoll.

§. 49.

Das Pronomen.

Das Pronomen iſt die Sprachform für die repräſentative Bezeichnung der als Individuen dargeſtellten Subjecte. Da die Sprache von mündlicher Unterredung ausging; ſo trat, bei der Bezeichnung anweſender Perſonen, das Pronomen an die Stelle des nomen proprium. Das Ich und Du, wahrſcheinlich die früheſten Formen des Pronomen, waren bei der mündlichen Unterhaltung allgemein verſtändlich. Das Pronomen der dritten Perſon (er, es) aber entſtand durch die Nothwendigkeit einer Form für die Bezeichnung aller außer zweien Sprechenden (dem Ich und Du) vorhandenen Perſonen und Sachen. — Die Pronomina perſonalia, demonſtrativa, determinativa, relativa und interrogativa haben alſo eine repräſentative Beziehung; denn ſie vertreten den eignen Namen einer Perſon, und erleichtern die Angabe des Verhältniſſes, in welchem die Subjecte, als darſtellend und empfangend, gegen einander ſtehen. —

Durch die Darſtellung des Verhältniſſes, in welchem die Perſon zu Sachen (Dingen außer ihr) ſteht, entſteht das Pronomen poſſeſſivum. Da aber auch jedes Pronomen ſubſtantivum in eine Abhängigkeit gegen ſich ſelbſt treten kann; ſo heißt es in dieſer Rückſicht ein reciprokum (z. B. ich lege mich). Pronomina reciproka ſind demnach nichts anders, als Pronomina perſonalia ſubſtantiva, in einem beſondern Falle, nämlich in dem der Dependenz gegen ſich ſelbſt dargeſtellt *). — Die Pronomina, da ſie blos einen Verhältnißbegriff, mit Einſchluß des Begriffes der Perſon, bezeichnen, haben in der Darſtellung eine kürzere Form, als die meiſten Subſtantiva; doch da ſie Subjecte repräſentiren, ſo ſind ſie, in Hinſicht der Darſtellung der gegenſeitigen Abhängigkeit, wie die Subjecte ſelbſt beſtimmt. Sie haben Caſus, Genera und Numeros, wie Subſtantiva, aber, wie die Attributiva, nur in Hinſicht auf die Subjecte,

*) Bernhardi, Th. 1, S. 259. ff. obgleich bei dieſem Redetheil Brnhardi etwas zu ſehr gekünſtelt hat. — Vergl. Vater, in der allgemeinen Sprachlehre, S. 189 ff.

Uebrigens dient die Form des Pronomen in der Darſtellung zur Vermeidung der öftern Wiederhohlung eines und deſſelben Namens, wann derſelbe in mehreren auf einander folgenden Sätzen vorkommen ſollte.

§. 50.

β) Sprachformen für die Bezeichnung des Prädicats und deſſen Modifikationen in der Darſtellung.

Das Adjectiv.

Für die Anſchauung bilden das Subſtantielle und Accidentelle (Subject und Prädicat) Ein Ganzes. Der Verſtand aber trennt im Begriffe beide von einander, und dadurch entſteht der Begriff des Prädicats, als deſſen, was einem Subjecte beigelegt wird. Die Eigenſchaften nun, welche an dem Subjecte wahrgenommen werden, ſind entweder inhärirend, oder zufällig. Die erſtern ſind ſchon in und mit dem Subjectsbegriffe gegeben, und erweitern daher den Subjectsbegriff keinesweges; dies geſchieht aber durch die zufälligen Prädicate, nach welchen das Subject unter Eigenſchaften erſcheint, die nicht aus dem Subjectsbegriffe, als ſolchem, erkannt werden können.

So verſchiedenartig nun die Prädicate an dem Subjecte gedacht werden können; ſo viele verſchiedene Sprachformen muß es auch für die Darſtellung der Prädicate geben. Dieſe Formen, da ſie ſämmtlich Attribute bezeichnen, heißen die attributiven Sprachformen, und ſtehen unter ſich ſelbſt in einer ſolchen Beziehung, daß ſie in vielen Fällen aus einananderer erklärt werden können, und (z. B. das Adverbium,) durch die andern bedingt ſind. Ihr gemeinſchaftlicher Charakter iſt: daß ſie den logiſchen Begriff des Subjects modificiren, ohne ihn aufzuheben, oder, ſeinem Weſen nach, zu verändern. —

Das Adjectiv iſt, im Allgemeinen, die Form für die Darſtellung der Eigenſchaften, welche dem Subjecte beigelegt werden. Sind dieſe Eigenſchaften dem Subjecte inhärirend; ſo konſtituiren ſie den Subjectsbegriff und dieſer wird dadurch nicht erweitert, (z. B. das Gold iſt gelb; — oder: das gelbe Geld,) wo von den einzelnen Merkmalen, die in dem Begriffe des Goldes enthalten ſind,

eins ausgehoben wird.) Sind die Eigenſchaften aber zufällig (z. B. der ſchiefe Thurm); ſo wird der Subjectsbegriff dadurch näher modificirt.

§. 51.

Das Particip.

Legt man aber dem Subjecte ein Attribut bei, nach welchem das Subject entweder als thätig, oder als empfangend erſcheint; ſo geſchieht dies durch die attributive Form des Participsˣ). Das Particip iſt aber nichts anders, als ein vom Verbo abgeleitetes Adjectiv. Da es nun für dieſe attributive Bezeichnung nur zwei Modifikationen gibt, unter welchen das Subject erſcheinen kann, nämlich als wirkend, und als empfangend; ſo kann es auch nur zwei Participia geben (das Particip der erſten und der zweiten Art; das erſtere trägt allezeit in der Darſtellung einen activen Charakter, das zweite einen paſſivenˣ). Da jedes Particip Bewegung ausdrückt; ſo ſchließt es auch den Nebenbegriff der Zeit (das Zeichen ſeiner Abſtammung vom Verbo) in ſich ein, weil jede Bewegung nur unter der Form der Zeit erſcheint.

Da das Attributiv zugleich die Empfindung bei der Wahrnehmung eines dem Subjecte beigelegten Prädicats darſtellt, jede Empfindung aber eine intenſive Größe, einen Grad hat; ſo muß auch der Ausdruck des Grades in die Darſtellung aufgenommen werden können. Iſt der Grad nur im Allgemeinen angegeben und unbezeichnet in der Darſtellung; ſo heißt er der Poſitiv, durch welche das Subject auf der Stufe der Gleichheit mit andern Subjecten erſcheint. Wird aber das Subject durch das Attributiv einem andern, oder mehrern Subjecten gegen über geſtellt, und in Beziehung auf das Prädicat mit denſelben verglichen; ſo iſt es der Grad des Comparativs, durch welchen die Eigenſchaft, nach welcher zwei oder mehrere Subjecte verglichen werden, entweder allen verglichenen Subjecten, oder nur

ˣ) Bernhardi, Sprachlehre, Th. 1, S. 172. ff. Vater, allgemeine Sprachlehre, S. 201. ff.

ˣ) Außerdem können in der Analyſis der wirklichen (empiriſchen) Sprachen ſo vielerlei Participia vorkommen, als es verſchiedene Formen für die Bezeichnung der Zeitverhältniſſe (z. B. der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft) gibt.

einigen, mit gänzlicher Ausſchließung der andern, beigelegt wird. Der Comparativ drückt daher das unbeſtimmte Uebertreffen in Hinſicht auf den intenſiven Grad der Emſindung aus. — Wird aber der höchſte Grad der Intenſion einer Empfindung dargeſtellt, wo ſie nur ſich ſelbſt gegen über geſtellt werden kann, ſo daß dadurch alle Vergleichung des dargeſtellten Subjects mit andern aufgehoben wird; ſo iſt dies der Superlativ. — Alle Comparation kommt aber nur den Prädicaten zu; die Subſtanzen, als ſolche, haben keinen Grad.

(Das Attributive kann aber auch durch Abſtraction als ſelbſtſtändig dargeſtellt und gleichſam perſonificirt werden. Dadurch entſteht das Subſtantivum abſtractum, z. B. die Schönheit; die Liebende; der Geliebte ꝛc.)

§. 52.

Das Verbum.

In dem Begriffe der Subſtanz iſt der Begriff des (logiſchen) Seyns gegeben. Subſtanz und Accidens ſind für die Anſchauung Eins. Sobald aber das Verhältniß beider gegen einander dargeſtellt und zwiſchen Subject und Prädicat unterſchieden (die Grenzlinie zwiſchen Begriffen und Begriffen gezogen) werden ſoll; ſobald muß auch die Sprache trennen, was die Anſchauung als innigſt verbunden umſchließt. Es muß daher in der Sprache eine Form geben, welche nichts weiter als die Copula in ſich enthält, d. h. welche nichts weiter ausſagt, als daß ein Verhältniß zwiſchen Subject und Prädicat ſtatt finde; dieſes Verhältniß iſt das Verhältniß des logiſchen Seyns. Das Verbum Seyn (und werden) enthält dieſe Form, und heißt daher auch das Verbum ſubſtantivum, weil daſſelbe allein zur Bezeichnung der reinen Copula in der Sprache verhanden iſt. In allen übrigen Verbis (adjectivis) iſt die Copula mit dem Begriffe des Prädicats in der Darſtellung verbunden, ſo daß die Copula von dem Prädicate nicht getrennt werden kann. Nur das Verbum Seyn bezeichnet in der Sprache die urſprüngliche Syntheſis zwiſchen dem in der Darſtellung (nicht aber in der Anſchauung) getrennten Subjecte und Prädicate.

Die Aſſertion, die in der Copula enthalten iſt, iſt entweder poſitiv, oder negativ; das Prädicat wird durch den Aſſer-

tionsbegriff dem Subjecte entweder beigelegt, oder abgeſprochen (z. B. Er iſt tugendhaft; — Er iſt nicht weiſe.) —

In Hinſicht auf das Verhältniß, in welchem die verſchiedenen Sprachformen für die Bezeichnung des Prädicats gegen einander ſelbſt ſtehen, iſt das Verbum, im Gegenſatze gegen Adjectiv und Particip, die mannigfaltigſte Form. Das Adjectiv legt dem Subjecte eine Eigenſchaft bei, und kann zugleich den Grad der Empfindung bei der Wahrnehmung des dem Subjecte beigelegten Prädicats bezeichnen; aber ohne irgend einen Nebenbegriff der Zeit. — Das Particip thut das erſtere auch, und iſt deshalb ein echtes Adjectiv; aber es nähert ſich in der Bezeichnung des Prädicats dem Verbo (von dem es auch abgeleitet iſt,) durch den Nebenbegriff der Zeit, den es, vermittelſt des Prädicats, auf das Subject überträgt. — Das **Verbum** endlich legt, wie das Adjectiv und Particip, dem Subjecte eine Eigenſchaft bei, und zwar, wie das letztere, mit dem Nebenbegriffe der Zeit; aber es bezeichnet das Verhältniß des Prädicats zum Subjecte (nur mit Ausſchluß der Bezeichnung des Grades der dabei wahrgenommenen Empfindung) ungleich mannigfaltiger, als das Adjectiv und Particip. Denn

1) bezeichnet das Verbum das Verhältniß zwiſchen dem Subjecte und Prädicate, nach den drei logiſchen Geſetzen der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit *).

a) Das Verbum ſtellt das Verhältniß zwiſchen Subject und Prädicat als möglich dar; Modus conjunctivus;

b) als wirklich; Modus indicativus;

c) als nothwendig; Modus imperativus.

(Der Infinitiv iſt kein eigner Modus, ſondern er enthält den Prädicatsbegriff des Verbums unter der Form der Bewegung (der Zeit) im Allgemeinen ohne Perſon, und ohne den beſtimmten Charakter der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit.

*) Daſſelbe Verbum: Seyn, welches das logiſche Seyn in formeller Hinſicht bezeichnet, kann auch, in Hinſicht auf die Gegenſtände der wirklichen Welt, das reale Seyn bezeichnen. In einer aus der Logik reſultirenden, mithin ganz formellen, Sprachwiſſenſchaft kann nur die erſte Beziehung und Geltung dominirend ſeyn.

2) bezeichnet das Verbum das Verhältniß zwiſchen Subject und Prädicat genauer und umſchließender, als das Adjectiv und Particip;

a) indem es das Subject, in Hinſicht auf das ihm beigelegte Prädicat, mit einem andern außer ihm vorhandnen Gegenſtande im Kauſalzuſammenhange und zwar entweder als handelnd, oder als empfangend (entweder activ oder paſſiv) darſtellt; das Verbum tranſitivum;

b) indem es das Subject, nach dem ihm beigelegten Attribute oder nach dem an ihm bezeichneten Zuſtande, ohne Beziehung auf einen andern Gegenſtand darſtellt; das Verbum intranſitivum (neutrum); (ich höre; ich liege; ich ſitze ꝛc.)

c) indem es das Subject, nach dem ihm beigelegten Prädicate, als auf ſich ſelbſt wirkend darſtellt; das Verbum reciprokum; (z. B. ich habe mich gelegt; er hat ſich vertheidigt.)

d) indem es das Subject, dem das Prädicat beigelegt wird, als ein beſtimmtes Individuum genau bezeichnet; das Verbum perſonale;

e) indem es das Subject in der Darſtellung als unbekannt und unbeſtimmt charakteriſirt, wo das Ich und Du in der Bezeichnung hinwegfallen, und blos das Es und Man der dritten Perſon des Singularis übrig bleibt; das Verbum imperſonale; (z. B. Es regnet.)

3) bezeichnet das Verbum die Form der Bewegung des Subjects (des Handelns oder Empfangens) die Zeit genauer, als das Particip, und vorzugsweiſe vor dem Adjectiv.

a) die Form für den dauernden Zuſtand des Subjects, (es ſey handelnd oder empfangend); Form der Gegenwart;

b) die Form für den vollendeten Zuſtand des Subjects; Form der Vergangenheit;

c) Form für den beginnenden Zuſtand des Subjects; (Form der Zukunft) *).

*) Dieſe drei Tempora ſind tempora *abſoluta*; man hat auch die tempora *relativa* (diejenigen Zeitverhältniſſe der Zuſtände, deren Platz in der Zeitreihe durch die Rückſicht auf andre Zuſtände beſtimmt iſt (vergl. Vaters allgemeine Sprachlehre. S.

(Der logiſche Gebrauch des Verbums: Seyn, als bloße Kopula, enthält nichts als die Aſſertion, d. i. ohne eine Beziehung auf die Form der Zeit.)

215. f.) a priori beſtimmen wollen; aber ich glaube, daß die blos mit jenen allgemeinen Formen für die Dauer, Vollendung und das künftige Beginnen der Zeit geſchehen kann. Die beſondern Formen zur Bezeichnung der Vergangenheit und Zukunft gehören der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft, und überhaupt der Grammatik jeder einzelnen Sprache an. In der letztern kann nun zwar der Begriff eines jeden in einer gegebenen Sprache vorhandenen Tempus, ſo wie ſeine Grenze, und ſein Verhältniß zu den verwandten Formen für die Bezeichnung derſelben Zeit, und alſo überhaupt der empiriſche Gebrauch eines jeden Tempus in jeder gegebenen Sprache, mit Anwendung philoſophiſcher Grundſätze, feſtgeſetzt werden; dies aber *a priori* aus dem Verhältniſſe der Denkformen zu den Sprachformen (in der philoſophiſchen, oder allgemeinen Sprachwiſſenſchaft) abzuleiten, ſcheint, bei der außerordentlichen Verſchiedenheit der einzelnen Sprachen, in Hinſicht auf die Zahl und den Gebrauch ihrer Temporum zur Bezeichnung der Vergangenheit und Zukunft, bisher noch keinem gelungen, und überhaupt nicht möglich zu ſeyn. Man muß bei allen dieſen Verſuchen nur genau unterſcheiden zwiſchen dem, was ſich aus dem a priori beſtimmten Verhältniſſe zwiſchen Vorſtellung und Darſtellung (des einzigen Grundes der Ableitung der einzelnen Sprachformen aus den Denkformen) ergibt, und dem, was man als Reſultat auffand, und dann in die allgemeine Sprachlehre übertrug, wenn man über die in einer gegebenen Sprache vorhandenen Tempora (z. B. in der griechiſchen, franzöſiſchen ꝛc.) philoſophirte. — Eben ſo können die umſchreibenden Verba (da die umſchreibende Conjugation in jeder gegebenen Sprache unter andern Modifikationen erſcheint und kein allgemeines, durch alle Sprache hindurch gehendes, Princip hat,) nur in der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft aufgeführet werden. In der teutſchen Sprache bedient man ſich (in Hinſicht auf die Umſchreibung des Modus) der Wörter: *können, mögen, wollen, dürfen,* zur Umſchreibung des Conjunctivs; und der Wörter: *ſollen* und *müſſen,* zur Umſchreibung des Imperativs; und der Auxiliaria (*ſeyn, werden, haben*) in Hinſicht auf die Umſchreibung des Tempus. — Mehrere ſcharfſinnige Verſuche, die einzelnen Tempora in jeder gegebenen Sprache philoſophiſch zu deduciren, finden ſich bei Harris, Meiner, Bernhardi, Vater ꝛc. Mit vielem Geiſte verbreitet ſich eine Abhandlung von Fr. Gedicke über dieſen Gegenſtand: über die Hülfswörter, dabei zugleich über die Tempo-

(Die Subjecte ſelbſt, welche nach ihrem Verhältniſſe zum Prädicate in dem Verbo dargeſtellt werden, erſcheinen aber theils nach ihrer Perſönlichkeit (Ich, Du, Er, es); theils als Einheit (im Singularis), oder als Mehrheit (im Pluralis).

§. 53.
Das Adverbium.

Nicht immer aber reichen die drei attributiven Sprachformen, das Adjectiv, Particip und Verbum hin, um das Verhältniß erſchöpfend anzugeben, in welchem das Prädicat zum Subjecte ſtehet. Es muß daher noch eine Sprachform geben, wodurch das Prädicat, in ſeinem Verhältniſſe zum Subjecte, näher modificirt wird. Dieſe attributive Sprachform iſt das Adverbium. — Es kann nie ſtehen, ohne daß nicht ſchon in der ſtyliſtiſchen Darſtellung ein Prädicat neben dem Subjecte ſtünde; es hängt daher auch nicht vom Subjecte, ſondern vom Prädicate ab, und erweitert oder beſchränkt den Begriff, der im Prädicate enthalten iſt. Es enthält mithin die Bezeichnung des Zufälligen am Prädicate, und drückt ein ſubordinirtes Merkmal, einen Nebenbegriff aus. — Dieſer Nebenbegriff bezeichnet aber entweder eine nähere Modifikation der im Prädicate ausgeſagten Beſchaffenheit der Subjecte (dann iſt es das *adverbium qualitatis*); oder es bezeichnet die Umſtände und Verhältniſſe, unter welchen das Prädicat dem Subjecte beigelegt wird (dann iſt es das *adverbium circumſtantiae*,*).

ra des Verbums und deren genauern Begriff und Klaſſifikation; in deſſen vermiſchten Schriften, Berlin, 1801. S. 1—31.

*) Da die allgemeinen Verhältniſſe, welche den Accidenzen beigelegt werden, Zeit und Raum ſind; ſo bezeichnet das Adverbium in Betreff der Zeit das, was weder durch die Participia, noch durch die Tempora dargeſtellt werden kann; im Betreff des Raumes aber hauptſächlich die Nähe und Ferne, als diejenigen Ortsverhältniſſe, welche bei der Darſtellung am meiſten berückſichtiget werden. (Uebrigens ſind die meiſten Adverbien der Comparation fähig.) — Nach meiner individuellen Ueberzeugung iſt die Lehre vom Adverbium bis itzt noch am wenigſten erſchöpfend dargeſtellt, und ſelbſt die ſcharfſinnigſten Sprachforſcher ſind.

darüber getheilter Meinung. Allerdings hat es Schwierigkeiten, die Beſchaffenheitswörter und Umſtandswörter mit dem gemeinſchaftlichen Namen: Adverbium zu belegen. — Ich führe abſichtlich deshalb die verſchiedenartigen Meinungen bedeutender Sprachforſcher auf. — Gottſched (vollſtändigere und neuerläuterte teutſche Sprachkunſt, 6te Aufl. S. 378. ff.) ſagt: „Nebenwörter (Adverbia) ſind Zeichen, wodurch die Bedeutungen der Zeitwörter auf allerlei Art beſtimmt werden: z. B. ich gehe, iſt ein ſolches Zeitwort, dabei man aber nicht ſieht, wie man gehet? Setze ich aber hinzu, bald, oft, ſtark, langſam, ſchnell, voran, hinterher ꝛc. ſo ſieht man die beſondere Art meines Gehens. Es beziehen ſich alſo die Nebenwörter auf das Thun oder Leiden, oder auf die Zeitwörter überhaupt; nicht aber auf Nennwörter, oder Fürwörter. Weil aber die Mittelwörter auch etwas von der Natur der erſten an ſich haben, nämlich daß ſie ein gewiſſes Thun mit andeuten; ſo können auch Nebenwörter dabei ſtatt haben, z. B. ein liebender, ein beſtändig liebender ꝛc.„ — Meiner (philoſ. oder allgemeine Sprachlehre S. 292. ff) erklärt die Adverbia „als Beſtimmungswörter, die entweder das, was in der Conjugation des Verbi nur überhaupt iſt beſtimmt worden, etwas näher beſtimmen, oder von dem, was in der Conjugation ganz unbeſtimmt gelaſſen worden iſt, die Beſtimmung übernehmen.„ Ihm ſind die Adverbia nicht blos, nach der Analogie der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, Umſtandswörter, ſondern auch Beſchaffenheitswörter. — Nach Adelung, (umſtändliche Lehrgeb. Th. 2. S. 33. ff.) iſt das Adverbium derjenige Redetheil, welcher alles das Unſelbſtſtändige, was ſich von dem ſelbſtſtändigen Dinge nur ſagen läßt; ſofern man es ſich für ſich und als unſelbſtſtändig betrachtet, in ſich ſchließt. Das Unſelbſtſtändige, was ſich von einem Dinge ſagen läßt, iſt aber von gedoppelter Art; es iſt entweder außer dem Dinge, oder an dem Dinge ſelbſt befindlich; im erſten Falle iſt es ein Umſtand, im letztern eine Beſchaffenheit.„ Noch beſtimmter erklärt er ſich darüber in ſeiner teutſchen Sprachlehre, (3te Aufl.), wo er das Adverbium nicht mehr nach dem Verbo, ſondern unmittelbar nach dem Subſtantive folgen läßt. Er ſagt: „Im Teutſchen iſt kein Adjectiv ohne ein vorhergegangenes Adverbium möglich, und faſt jedes Adverbium kann durch die Concretion in ein Adjectiv verwandelt werden„ S. 168. ff. — Roth, (ſyſtematiſche Sprachlehre, S. 83. ff.) ſagt: „Unter den Adverbien hat man theils die Beſtimmungswörter der Copula, folglich des Verbi, theils die Beſtimmungswörter des Prädicats zu

verſtehen. Da nun letzteres, wenn es nicht durch ein Adjectiv ausgedruckt iſt, an dem Verbo ſelbſt bezeichnet wird; ſo beziehen ſich, nach dieſer Rückſicht, die Adverbien, als Beſtimmungswörter des Prädicats, eben ſowohl auf die Verba, als auf die Adjectiva.„ Dieſer Geſichtspunct ſcheint der richtigſte zu ſeyn. Man vergleiche auch Roths Anfangsgründe der teutſchen Sprache. S. 60. ff. — Vater (allgemeine Sprachlehre S. 228. ff.) erklärt die Adverbien„ für Laute, deren Bedeutung die Sprachgewohnheit ſo feſtgeſetzt hat, daß ſie ein, zu dem Begriffe eines Prädicatslautes hinzutretendes, Merkmal ausdrücken. Dieſes beſtimmende Merkmal tritt entweder zu dem Prädicatsbegriffe, oder es tritt zu dem der Aſſertion des Urtheils hinzu.„ — Voigtel (Lehrbuch der teutſchen proſaiſchen Schreibart, S. 83. ff.) weicht von dem Adelungſchen Begriff des Adverbii ab, indem er das Adjectiv für denjenigen Redetheil erklärt, welcher einen Begriff bezeichnet, der nur an einem Gegenſtande gedacht werden kann, und blos in Beziehung auf denſelben Bedeutung hat. Das Adverbium hingegen bezeichnet, nach Voigtel, einen Begriff, der nur außerhalb eines Gegenſtandes gedacht werden kann, aber vermittelſt eines Verbi darauf bezogen wird, und zunächſt den Begriff des Verbi näher beſtimmt. — Etzler, (Beiträge zur Kritik des Schulunterrichts; 4s Stück S. 153. ff) ſagt, „ Die Beſchaffenheits- und Umſtandswörter, welche die beiden Klaſſen der Adelungſchen Adverbien ausmachen, ſcheinen mir allzu ungleichartig zu ſeyn, als daß man ſie unter den Begriff Eines Redetheils füglich ſollte vereinigen können„ und beurtheilt darauf die Adelungſche Theorie mit Gründlichkeit und Popularität. —

§. 54.
Die Conjunction.

Da die Sprache ein zuſammenhängendes Ganze aus einzelnen Sätzen iſt; ſo muß ſie auch eine **Form** haben, wodurch die einzelnen Begriffe in Sätze ſo verbunden werden, daß die Einheit derſelben, ihre gegenſeitige Abhängigkeit von einander, ſo wie die Grenzen, wodurch Sätze von Sätzen geſchieden werden, beſtimmt angegeben werden können. Dieſe **Form** (Redetheil) iſt die **Conjunction**. Sie verbindet ſowohl Subjecte, (Weisheit und Tugend), als Prädicate, (er iſt

nicht nur weiſe, ſondern auch rechtſchaffen); ſie zeigt die Abhängigkeit der Sätze von einander, (weil er thätig iſt, ſo hat er auch Einfluß); ſie beſtimmt die Grenzen der Sätze in dem Ganzen einer Rede, woraus Neben- und Folgeſätze, coordinirte und ſubordinirte Sätze entſtehen. — Die Conjunction begreifet daher das Verhältniß der Subſtanzen gegen einander, und ſtellt als Succeſſion in den Begriffen dar, was die Anſchauung in Einem Ganzen umfaßt. Die Sprachdarſtellung bedarf aber zur Verbindung eines Satzes zur Einheit, und zur Verkettung mehrerer Sätze an einen urſprünglichen, keines andern Redetheils, als der Conjunction, durch welche alſo das Gebiet der Sprachformen geſchloſſen wird.

Bernhardi, Sprachlehre, Th. 1. S. 320. ff.
Vater, allgemeine Sprachlehre, S. 244. ff.
Roth, ſyſtematiſche Sprachlehre, S. 92. ff.
Adelung, umſtändliches Lehrgebäude ꝛc. Th. 2. S. 190. ff.
Etzler, Beiträge zur Krit. des Schulunterrichts St. 4. S. 188. ff.

§. 55.
Die Interjection.

Wenn das innere Gefühl in der Sprachdarſtellung als bloßes Gefühl ausgedrückt wird; ſo entſtehen daraus die Wörter, welche man Interjectionen nennt (ach! ei! he! ꝛc). Sobald die innern Gefühle in klare Begriffe aufgelöſet werden; ſobald verſchwinden auch die Interjectionen aus dem Zuſammenhange der Sprachdarſtellung.

Adelung, umſtändliches Lehrgeb. Th. 2. S. 200. ff.
Vater, allgemeine Sprachl. S. 171.
Gottſched, vollſtändige Sprachkunſt. S. 397. f.

§. 56.
b) Forderungen der Logik an die Sprachdarſtellung.

Formelle Wahrheit iſt der Zweck der Logik. Erhebt ſich der menſchliche Geiſt durch freie Selbſtthätigkeit und durch harmoniſche Ausbildung der einzelnen Theile ſeines Vorſtellungsvermögens zu derſelben; ſo muß er, wenn er die

erkannte Wahrheit in der Sprache darſtellen will, zugleich die Fertigkeit beſitzen, für die Bezeichnung der Wahrheit den richtigſten, entſprechendſten und deutlichſten Ausdruck in der Sprache (ſowohl in der Wahl der einzelnen Wörter, als in der Verbindung derſelben zu ganzen Sätzen) zu finden. Die Forderung an die Sprachdarſtellung, welche der formellen Wahrheit innerhalb der Erkenntniß entſpricht, iſt daher: **Korrectheit des Ausdrucks.** Im Ganzen betrifft dieſe Korrectheit ſowohl den **mündlichen**, als den **ſchriftlichen** Ausdruck; denn durch beide ſtellt das denkende Weſen die ihm einwohnende, und durch Selbſtthätigkeit erreichte Wahrheit dar. Allein die Forderungen der Logik in Betreff der Korrectheit ſind nothwendig **ſtrenger** in Beziehung auf den **ſchriftlichen** Ausdruck, als in Rückſicht auf den **mündlichen**, weil der ſchriftliche Ausdruck einer größern Vorbereitung, einer überdachten Ausführung und einer beſtimmtern Verbindung der einzelnen Redetheile zu ganzen Sätzen fähig iſt. Was alſo **im Ganzen** für die Korrectheit des Ausdrucks als Geſetz und Regel aufgeſtellt wird; das gilt zwar eben ſo gut auch für die **mündliche** Darſtellung, aber noch im höhern Grade und verhältnißmäßig unnachlaßlicher für die **ſchriftliche** Bezeichnung der Gedanken.

§. 57.

Begriff der Korrectheit im Allgemeinen.

Der Styl, wenn ihm Vollkommenheit zukommen ſoll, wird an der **innigen Verbindung** der beiden weſentlichen Eigenſchaften erkannt: der **Korrectheit** und **der Schönheit**. Hier, wo die Forderungen der Logik an die formelle Vollendung des Styls aufgeſtellt werden, kann blos von der **Korrectheit der Form** die Rede ſeyn, weil die Schönheit der Form aus äſthetiſchen Principien reſultirt. **Korrectheit** iſt aber die Angemeſſenheit des ſtyliſtiſchen Ausdrucks zu der logiſchen Vollkommenheit der Gedanken. Ohne gehörige Entwickelung und Ausbildung des Vorſtellungsvermögens, und ohne beſtändige Vergegenwärtigung der Denkgeſetze in Beziehung auf die zwiſchen den Vorſtellungen zu vermittelnde Wahrheit, iſt keine Korrectheit möglich. Die Wahrheit in der Erkenntniß iſt die conditio ſine qua

von der Korrectheit. Da aber die Korrectheit nur durch Fertigkeit zu erlangen iſt; ſo müſſen mannigfaltige Uebungen in Angemeſſenheit zu den Regeln der Grammatik und Logik vorausgehen, ehe dem Styliſten dieſe Fertigkeit zugeſprochen werden kann.

§. 58.

Bedingungen der Korrectheit des Ausdrucks.

Da die Korrectheit der Darſtellung nur durch die Wahl und Verbindung der Wörter in einer gegebenen Sprache möglich iſt; ſo ſtehet ſie in unmittelbarer Verbindung mit der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft, deren höhere Begründung aber in der philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft enthalten iſt. Zur Korrectheit des Ausdrucks gehört aber aus der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft:

α) Die Orthographie, im ſchriftlichen, die Orthophonie (richtiger Ausſprache) im mündlichen Ausdrucke;

β) die empiriſch beſtimmte Flexionslehre; ſowohl die Declination als die Conjugation;

γ) die Rectionslehre, oder die unmittelbare und empiriſch beſtimmte grammatiſche Folge der Wörter (der niedere Syntax).

(Von dieſem allen handelt die empiriſche Sprachwiſſenſchaft weiter unten.)

§. 59.

Fortſetzung.

Als Reſultat der Logik gehört zur Korrectheit des Ausdrucks:

α) die Lehre von der Bildung und Verbindung der Sätze zu styliſtiſchem Ganzen, (der höhere Syntax);

β) die Synonymik, oder die Lehre von der Geltung und dem richtigen Gebrauche der ſinnverwandten Wörter;

γ) die Lehre von denen Eigenſchaften, welche ei-

nem ſtyliſtiſchen Ganzen zukommen müſſen, wenn man es korrect nennen ſoll,

Dieſe Gegenſtände müſſen alſo hier näher unterſucht werden,

§. 60.

α) Lehre von der Bildung und Verbindung der Sätze zu ſtyliſtiſchem Ganzen.

Die Verbindung der aprioriſchen Sprachformen (der Redetheile) iſt nicht willkührlich, ſondern an beſtimmte Regeln gebunden, wenn durch ihren Gebrauch die Korrectheit des Ausdrucks bewirkt werden ſoll. Die einfachſte Verbindung der Redetheile zu einem Ganzen, iſt der Satz, oder das Urtheil. Jedes Sprachganze beſteht aus Sätzen, die unter ſich verbunden ſind.

A) Die Sätze ſelbſt ſind:

1. **Grundſätze** (axiomata), deren Wahrheit ſogleich, wenn man ſie verſteht, erkannt wird, die nicht aus andern Grundſätzen abgeleitet ſind, und deren man ſich bedient, um die Wahrheit andrer Sätze zu erforſchen.
2. **Lehrſätze** (theoremata), deren Wahrheit aus andern Sätzen abgeleitet (und alſo **bewieſen**) wird. Der **Beweis** iſt die Beſtätigung eines noch ungewiſſen Satzes wegen ſeines Zuſammenhanges mit entſchieden gewiſſen Sätzen. Die Beweiſe heißen **aprioriſche**, wenn man den Beweis aus dem Begriff des Gegenſtandes ſelbſt ableitet; *a poſteriori*, wenn man den Beweis aus Thatſachen der Erfahrung führt; **apodictiſche**, wenn man den Beweis ſo führet, daß das Gegentheil nicht denkbar iſt; **wahrſcheinliche** (problematiſche), wo man zwar das Gegentheil denken kann, aber mehr Gründe für als **wider** hat; **directe**, wo man die Wahrheit eines Satzes beweiſet, ohne auf die Falſchheit des Gegentheils dabei zu ſehen; **indirecte** (apagogiſche), wo man die Wahrheit eines Satzes aus der Falſchheit ſeines Gegentheils beweiſet. (Die Lehrſätze können **theoretiſche** und **practiſche** ſeyn.)

3. Folgeſätze; Zuſätze (conſectaria, corollaria), die unmittelbar aus andern abgeleitet werden, deren Gewißheit ſich alſo aus der Gewißheit eines andern ergibt.
4. Lehnſätze (lemmata), deren Wahrheit, als in einer andern Wiſſenſchaft erwieſen, vorausgeſetzt wird.
5. Poſtulate, die man, um eines wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſes willen, als wahr annimmt, und an die Spitze von Folgerungen ſtellt, die daraus abgeleitet werden.
6. Hypotheſen, wo das eine Verhältniß des Subjects zum Prädicate durch ein anderes, das man ponirt, beſtimmt wird.
7. Aufgaben, Probleme, Fragen, wo man aus gegegeben Sätzen andre zu finden, und über ſie zu entſcheiden ſucht.
8. Scholien, (Anmerkungen), die der Erklärung wegen beigefügt werden *).

β) Die Verbindung der Sätze unter ſich geſchieht durch Conjunctionen.

1. Werden zwei Begriffe zu einem gemeinſchaftlichen Prädicate vereiniget (Weisheit und Tugend belohnen in ſich ſelbſt), oder die Begriffe mehrerer Sätze unter eine höher Gattung gebracht; ſo heißen die Sätze: continuative.
2. Werden gewiſſe Sätze von einem vorhergehenden abgeleitet, ſo daß ſie aus demſelben folgen; ſo heißen ſie: conſecutive.
3. Verhalten ſich die verbundenen Sätze zu einander, wie Urſachen und Wirkung; ſo heißen ſie: cauſale.
4. Wird das Verhältniß der Folgeſätze mit den vorher-

*) Um aus den Sätzen eine vollſtändige Erkenntniß zu bilden, muß man zuvor die einzelnen Theile derſelben, als Glieder, richtig verbunden haben. Man muß alſo in der Logik die Lehre von der Eintheilung der Begriffe (diviſum, membra diviſionis, fundamentum diviſionis) kennen, und Definitionen, Deſcriptionen, Deductionen, Diſtinctionen, Partitionen und Diviſionen bilden gelernt haben.

gehenden als nothwendig dargeſtellt; ſo heißen ſie: concluſive.

5. Iſt das Verhältniß der verbundenen Sätze zufällig, ſo daß auch, unter andern Verhältniſſen des Subjects zum Prädicate, eine andere Verbindung derſelben möglich wäre; ſo heißen ſie: copulative.

6. Werden durch die Folgeſätze blos die Verhältniſſe des Subjects zum Prädicate in den vorhergehenden erklärt und weiter auseinander geſetzt; ſo heißen ſie: deſcribirende, exponirende.

7. Wird in den Sätzen dem einen, oder mehrern Subjecten das Prädicat vergleichungs- oder vorzugsweiſe beigelegt; ſo heißen ſie: comparative.

8. Werden in den Sätzen die Prädicate, welche dem Subjecte beigelegt werden, einander entgegengeſetzt; ſo heißen ſie: adverſative.

9. Werden in den Sätzen die Prädicate blos einem einzigen Subjecte ausſchließend beigelegt; ſo heißen ſie: excluſive.

10. Werden die Prädicate in den Sätzen dem Subjecte blos bedingungsweiſe zugeſtanden, oder beruht das Verhältniß zwiſchen Subject und Prädicat ſelbſt nur auf gewiſſen angenommenen Bedingungen; ſo heißen ſie: hypothetiſche.

11. Werden mit der Beilegung des einen Prädicats dem Subjecte gewiſſe andere Prädicate abgeſprochen; ſo heißen ſie: disjunctive.

12. Wird in den Sätzen das Verhältniß zwiſchen Subject und Prädicat unbedingt aufgeſtellt; ſo heißen ſie: kategoriſche.

13. Wird in den Sätzen das Subject oder Prädicat durch einen Beiſatz eingeſchränkt; ſo heißen ſie: reſtrictive.

14. Wird unter einer Vorausſetzung das Verhältniß zwiſchen Subject und Prädicat bedingt angenommen; ſo heißen ſolche Sätze: conditionale (die mit den hypothetiſchen verwandt ſind).

15. Wiederhohlt man das Subject oder Prädicat in

den Sätzen, der Verſtärkung wegen; ſo heißen ſie: reduplicative.

16. Führt man in den Sätzen das Verhältniß zwiſchen Subject und Prädicat einzeln auf; ſo heißen ſie: analytiſche.

17. Wird mit dem Auflöſen des angegebenen Verhältniſſes zwiſchen Subject und Prädicat der ganze Satz aufgehoben; ſo iſt es ein: ſynthetiſcher.

18. Wird das nämliche Verhältniß zwiſchen Subject und Prädicat im Satze, nicht ſelten mit denſelben Worten, ausgedrückt; ſo iſt es ein tavtologiſcher.

(Die Conjunctionen, durch welche die Verbindung der einzelnen Glieder eines Satzes, ſo geſchieht, daß der Charakter des Satzes ſelbſt von der Conjunction abhängt, führen den Namen von den Sätzen; z. B. in den disjunctiven Sätzen macht die Conjunction die Trennung — du biſt entweder gut, oder ſchlecht.)

(Wenn durch die Conjunction dem Subjecte das Prädicat als zufällig und unbeſtimmt im Allgemeinen beigelegt wird; ſo folgt der Conjunctiv im Verbo; der Optativ aber, wenn die Zufälligkeit des Merkmals in einem beſondern Falle vorhanden iſt *).

§. 61.

Fortſetzung.

Die logiſche Richtigkeit iſt nicht ſelten in ſtyliſtiſcher Hinſicht von der grammatiſchen zu unterſcheiden. Grammatiſch richtig können ſehr viele iſolirte neben einander geſtellte Sätze ſeyn, ſobald ſie mit der, aus der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft hervorgehenden, Rectionslehre, dem niedern Syntaxe, übereinſtimmen. Logiſch richtig ſind ſie nur dann, wenn in den mit einander zu einem ſtyliſtiſchen Ganzen verbundenen Sätzen die Coordination, Unterordnung und Abhängigkeit, überhaupt die Nothwendigkeit des Zuſammenhanges und der Verbindung der Sätze ſicht-

*) Ueber das Verhältniß der Conjunction zu der Bildung von Sätzen, Bernhardi, Th. 1. S. 328 — 346.

bar wird. Die Grenzen der Perioden, mithin auch die richtige Interpunction, hängt alſo ganz von der Anwendung der Logik auf den Styl ab. Periode nennt man aber einen Satz dann, wenn mit dem herrſchenden Subjecte alle die Prädicate und verwandten Begriffe verbunden ſind, die, nach den Merkmalen der gegenſeitigen Abhängigkeit, den Kreis der weſentlichen oder zufälligen Verhältniſſe erſchöpfen, unter welchen die Verbindung des Subjects und Prädicats gedacht wird. Nur durch die Logik kann alſo in der Periode ausgemittelt werden, welcher Redetheil der zweckmäßigſte iſt; welche Stelle er, nach der innern Oekonomie der Periode, bekommen muß; und bis wie weit die Grenzen der einzelnen Sätze in den Perioden reichen, welches durch die Interpunction angedeutet wird. — Nach dieſem Maasſtabe kann es daher keine zu langen, und keine zu kurzen Perioden geben; denn jede logiſch richtige Periode hat, in den zu ihr gehörenden Begriffen und Sätzen, ihre eigenthümliche Länge, die nicht nach halben oder ganzen Zeilen beſtimmt werden kann, ſondern die durch das Verhältniß der Sätze ſelbſt gegen einander mit Nothwendigkeit beſtimmt wird. In logiſcher Hinſicht iſt nur diejenige eine zu lange Periode, in welche Begriffe und Sätze aufgenommen ſind, die nicht zum Beweiſe der nothwendigen zuſammenhängenden Begriffe gehören; und eine zu kurze Periode würde etwas, das weſentlich zu dieſem Kreiſe gehörte, in ſich vermiſſen laſſen.

§. 62.

Logiſche Beſtimmung der Interpunction.

Die Lehre von der Interpunction würde nicht ſo viel Unbeſtimmtes und Willkührliches in ſich haben, wenn man ſich früher von dem wichtigen Einfluſſe der Logik auf die geſammte ſtyliſtiſche Vollendung überzeugt hätte, welche nothwendig auch den zweckmäßigen und feſtbeſtimmten Gebrauch gewiſſer Zeichen für die Verbindung und Trennung der Gedanken in den einzelnen Sätzen einſchließt. Die Interpunction beſtehet daher in der Fertigkeit des Gebrauches gewiſſer ſichtbarer Zeichen, die zwiſchen einzel-

ne Wörter, ganze Sätze und vollſtändige Gedankenreihen (Perioden) geſetzt werden, um durch eine ſinnliche Bezeichnung das zu verbinden, was dem Sinne nach zuſammen gehört, und das zu trennen, was den Begriffen nach ſelbſt von einander getrennt iſt. Es kann daher hier nur von den Zeichen die Rede ſeyn, welche auf die Bezeichnung des Sinnes in der Reden Einfluß haben, nicht aber von den blos grammatiſchen und orthographiſchen Zeichen, welche in der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft aufgeführt werden *).

Da das Alterthum gar keine Interpunction kannte; ſo mußte durch dieſen Mangel allerdings das Verſtehen und geſchwinder Auffaſſen des Sinnes einer Rede ſehr erſchwert werden. Die Aufnahme der Interpunction in die Schriften dient entſchieden ſehr dazu, das Verſtehen des Sinnes in den einzelnen Perioden zu befördern, und das richtige Leſen und Declamiren zu erleichtern. Denn alle Declamation iſt Muſik, und ſo wie die Muſik erſt durch die Zeichen des Tactes und der Pauſen ein darſtellbares Ganze wurde; ſo muß nothwendig auch die Declamation durch eine völlig erſchöpfende und in ſich abgeſchloſſene Interpunction gewinnen. Freilich würde dann auch eine beſtimmte Accentuation, mit neuerfundenen Zeichen, eben ſo nöthig ſeyn, wie in der Muſik die langen und kurzen Noten, durch die Be-

*) Die Interpunctionslehre iſt noch nicht erſchöpfend behandelt. Heynatz verſuchte es zuerſt, ſie in einer eigenen Schrift abzuhandeln: Lehre von der Interpunction, Berlin 1782. In den übrigen Sprachlehren wurde ſie gewöhnlich nur empiriſch dargeſtellt. In meiner kurzen Theorie der Interpunction nach logiſchen Grundſätzen, Leipzig 1801. machte ich den Verſuch, ſie aus logiſchen Principien abzuleiten, ging aber darin zu weit, daß ich ſelbſt die blos empiriſch grammatiſchen Zeichen aus dieſem Geſichtspuncte behandelte. Richtiger glaube ich verfahren zu ſein in dem Elementarbuche des Wiſſenswürdigſten S. 171. ff. — Mit philoſophiſchem Geiſte, aber zu kurz und ohne Beiſpiele, hat ſie Maaß in ſeinem Grundriß der allgemeinen und beſondern reinen Rhetorik, Halle 1798, S. 142. ff. behandelt.

zeichnung in ein richtiges gegenſeitiges Verhältniß gebracht werden.

§. 63.

Fortſetzung.

Der Zweck der Interpunction iſt theils poſitiv, theils negativ. In poſitiver Hinſicht ſoll ſie die Verbindung der zuſammengehörenden Begriffe und Sätze befördern; in negativer Hinſicht die Trennung des nicht zuſammengehörenden anſchaulich machen. So wie aber die Conjunction unter den Redetheilen derjenige war, wodurch die Verbindung der einzelnen Begriffe und Sätze zu ganzen Perioden bewirkt, und mithin das Gebiet der Redetheile ſelbſt vollendet und abgeſchloſſen wurde; ſo iſt das Punctum unter den Interpunctionszeichen das wichtigſte, weil es die Beendigung einer Periode, die Ausführung und den Schluß einer Gedankenreihe bezeichnet. Das Punctum ſtehet alſo jedesmal am Ende einer Periode, ſie enthalte nun einen allgemeinen, oder einen coordinirten, oder einen ſubordinirten Satz. Die logiſche Geltung deſſelben wird daher durch den logiſchen Umfang der zu einer Periode gehörenden Partialbegriffe beſtimmt.

Doch dieſe Partialbegriffe, oder die einzelnen Theile und Glieder einer Periode, müſſen ebenfalls in der Periode ſelbſt von einander unterſchieden werden. Dazu dient:

Das Kolon, das man theils gebraucht, um einen darauf folgenden Hauptſatz anzukündigen (z. B. Beantwortung der Frage: ob die ſtehenden Heere dem Staate nützlich ſind, oder nicht?); theils um die Rede eines andern anzukündigen (z. B. Gott ſprach: es werde Licht!); theils um den Schluß mehrerer Vorderſätze anzudeuten und den Eintritt des Nachſatzes zu bezeichnen (z. B. wenn die Erde ſich im Frühlinge verjüngt; wenn alle Geſchöpfe neues Leben fühlen; wenn ſich die Bruſt zur hohen Sehnſucht hebt: dann ahnen wir ihn, den Schöpfer ꝛc.); endlich auch bisweilen, um die Aufmerkſamkeit auf ein gewiſſes Hauptwort in der Periode hinzuleiten, (z. B. Frie-

drichs des Zweiten Nachfolger war: Friedrich Wilhelm der zweite.) In dieſer letzten Beziehung wird es nur dann gebraucht, wenn eine Verwechslung der Subjecte, oder ein Mißdeuten des Sinnes in der Periode möglich wäre.

Ungleich beſtimmter ſollte der Gebrauch des Semikolon feſtgeſetzt ſeyn, der bis jetzt immer noch ſo willkührlich war. — Das Semikolon ſteht am zweckmäßigſten zwiſchen Vorder- und Nachſätzen, die letztern mögen nun abſolute oder relative ſeyn; mithin in conſecutiven, concluſiven, adverſativen, hypothetiſchen, disjunctiven, conditionalen Sätzen.

(Beiſpiele: in conſecutiven: Wirſt du mich bezahlen; ſo ſollſt du deine Quittung zurückerhalten. — in cauſalen: Weil er ſeinen Fehler einſieht; ſo ſoll er ihm verziehen ſeyn. — in concluſiven: Sind alle Menſchen fehlerhaft; ſo biſt du es auch. — in adverſativen: Er hat mich nicht nur betrogen; ſondern er hat mich auch verläumdet. — in hypothetiſchen: wenn wir unſterblich ſind; ſo müſſen wir als vernünftige Weſen fortdauern. — in disjunctiven: Entweder du bezahlſt mich; oder ich verklage dich. — in conditionalen: Wofern du gerechte Sache haſt; ſo will ich dich vertheidigen. — Folgen mehrere Vorderſätze auf einander; ſo ſteht das Semikolon nach jedem; z. B. Wer nie von ſeiner Pflicht abweicht; wer von keinem Vorurtheile ſich täuſchen läßt; wer keiner Verſuchung nachgibt; der verdient den Namen eines conſequenten Mannes. — Bisweilen ſteht das Semikolon auch als Fragezeichen wenn das letztere weiter hinten an die letzte Frage angeſchloſſen wird, z. B. wer ſollte nicht den Verläumder verachten; wer ſollte ſich zum Werkzeuge ſeiner Abſichten herabwürdigen? — und als Ausrufungszeichen, wenn daſſelbe ebenfalls erſt am Schluſſe des Satzes ſtehet: z. B. wie ſehr beugt uns der Schmerz über verlorne Freunde nieder; wie ſelten werden ſie uns erſetzt!)

Das Komma ſteht vor Begriffen und Sätzen, welche unmittelbar von den vorhergehenden abhängen, die aber doch des Verſtehens wegen, durch ein ſichtbares Zeichen von den vorhergehenden getrennt werden müſſen. Auch ſteht es vor und nach einem eingeſchobenen Satze. — Es ſteht folglich nach jedem Subjecte, das in dem folgenden Satze näher bezeichnet wird (z. B. die Erde, auf der wir wohnen ꝛc);

nach jedem Satze, der ein eignes ihn beſtimmendes Verbum in ſich hat (z. B. wir treten auf der Erde auf, ohne Kentniß von unſrer Beſtimmung zu haben, ohne zu wiſſen, wozu wir hier erzogen werden ꝛc.); da, wo die Conjunction und wegfällt, wenn ſie zwei Prädicate verbinden ſollte (z. B. die dunkle, grabähnliche Höhle; ſtatt: die dunkle und grabähnliche Höhle); vor und nach jedem eingeſchobenen Satze, der daran erkannt wird, daß man ihn im Leſen und Declamiren hinweglaſſen kann, ohne daß der Zuſammenhang der Rede ſelbſt unterbrochen würde (z. B. die Natur, die ſo viele Schönheiten in ſich enthält, iſt ein zuſammenhängendes Ganze. — Der große Mann, ſagt Leſſing im Nathan, braucht überall viel Boden); ſelbſt dann, wenn in dem eingeſchobenen Satze wieder neueingeſchobene Sätze vorkommen (z. B. die Freiheit des Willens, welche den Grund unſrer Tugend, die in der Fertigkeit in guten Handlungen beſteht, enthält, kann nicht nach ihren letzten Gründen enthüllt werden); in der Regel aber nie vor der Conjunction und (z. B Weisheit und Tugend ſind innig verwandt), ſondern nur dann vor und, wenn durch dieſe Conjunction zwei verſchiedenartige Begriffe verbunden werden, von denen jeder mit einem Verbum verbunden iſt, oder wenn die verſchiedenartigen Prädicate der Subjecte zuletzt durch ein Hülfswort verknüpft ſind (z. B. Er hat mich beleidigt, und weil er mich beleidigt hat ꝛc. — Wenn wir einſt unſre irdiſche Rolle vollenden, und uns zum Lohne einer beſſern Welt erheben werden ꝛc.); in continuativen Sätzen (z. B. er hat mich geſucht, gefunden und geſprochen); in copulativen Sätzen (z. B. Er iſt in Rußland geweſen, wo er ſich lange in Petersburg aufgehalten hat); in deſcribirenden Sätzen (z. B. die Hauptſtadt Frankreichs iſt groß, ſchön, hat viele Palläſte, Kirchen ꝛc.); in comparativen Sätzen (z. B. London iſt größer, als Stockholm); in excluſiven Sätzen (z. B. dir, nur dir, will ich mich anvertrauen); in disjunctiven Sätzen dann, wenn die Conjunction nicht an die Spitze geſtellt wird, ſondern im Zuſammenhange der Rede erſcheint (z. B. du wirſt mich entweder vor dem Thore,

oder auf der Brücke treffen); in reſtrictiven Sätzen, (z. B, Kleiſt, als Sänger der Natur, übertrifft die meiſten der gleichzeitigen Dichter); in reduplicativen Sätzen (z. B. die Natur, als Natur, iſt bewußtlos); in Anreden, wo man die Perſon in den ſtyliſtiſchen Zuſammenhang einſchiebt, (z. B. du mußt dich, Geliebter, in dein Schickſal ergeben); in Comparationen, (z. B. er iſt noch immer nicht ſo gut, ſo fleißig, ſo zuverläſſig, als er ſeyn könnte).

Der Gebrauch der Parentheſe, des Gedankenſtrichs und des Ausrufungszeichens hängt ebenfalls von dem logiſchen Zuſammenhange der Rede ab. So willkührlich auch oft in der Praxis der Gebrauch der beiden erſtern iſt; ſo ſollte die Parentheſe doch nur dann gebraucht werden, wenn man einen ganz fremdartigen Begriff, nach einer eignen und von der übrigen Periodirung verſchiedenen Stellung und Conſtruction, in die Mitte einer Periode ſtellt; z. B. die Zeit der Jugend (es iſt ja die ſchönſte Zeit im menſchlichen Leben) gehet ſchnell vorüber – wo die, dem eingeſchobenen Begriffe ganz eigne, Stellung und Conſtruction den Unterſchied zwiſchen dem blos eingeſchobenen Satze, der durch zwei Commata eingeſchloſſen wird, und dem durch Parentheſe zu bezeichnenden Satze ausmacht *). — Der Gedankenſtrich, mit dem ſo viel Mißbrauch getrieben wird, gehört nur dann in den Zuſammenhang der Rede, wenn das Folgende mit dem Vorhergehenden in keiner weſentlichen Verbindung ſtehet; wenn man, ohne einen neuen Abſchnitt deshalb anzufangen, die einzelnen Glieder eines Ganzen von einander trennen will; wenn am Schluſſe einer Periode, oder einer zuſammenhängenden Rede, die Vollendung der Gedankenreihe bezeichnet, und die Trennung derſelben von dem Anfange der fol-

*) Als bloßes grammatiſches Zeichen ſteht die Parentheſe, wenn das Vorhergehende durch ein beygebrachtes Beiſpiel erläutert werden ſoll, (z. B.), oder wenn man eine Jahreszahl, ein Citat, eine Terminologie näher angibt; die Zerſtörung der Baſtille (14 July 1789). — Leſſing ſagt (Th. I. S. 20.) — die Telegraphie (Fernſchreibekunſt).

genden ſichtbar gemacht werden ſoll; und endlich auch darin, wenn man mitten in einer Rede im Leſen einhalten, und die Stimme bei dem Folgenden verändern ſoll. (z. B. Er lebte, nahm ein Weib, und — ſtarb.) Die Verdoppelung, und überhaupt die zu große Häufung des Gedankenſtrichs muß, ſo viel als möglich, vermieden werden *).

Das Fragezeichen, das am Ende einer Periode auch die Stelle des Punctum vertritt, ſtehet nach unmittelbaren (directen) Fragen, ſie mögen poſitiv, oder negativ ſeyn, (z. B. haſt du ihn erkannt? — haſt du mich nicht gehört?); nach mittelbaren (indirecten) Fragen, wenn ſie die Sätze ſchließen, damit man den Ton richtig lege (z. B. wiſſen möchte ich, ob er jetzt ſchon in Hamburg angekommen ſey?) In der Mitte einer Rede kann es nur ſelten; und dann immer nur als Tonzeichen, ſtehen, (z. B. ich erkundigte mich überall, wo ich ihn finden würde? aber niemand gab mir Antwort; — wo ſtatt des Fragezeichens auch ein Semikolon ſtehen kann). Die Verdoppelung des Fragezeichens ſollte nur nach mehreren Fragen geſchehen, wo die folgenden den Gegenſtand, den die Fragen betreffen, weiter fortführen.

Das Ausrufungszeichen, das, ſo wie das Fragezeichen, am Ende einer Periode die Stelle des Punctum vertritt, ſtehet nach Sätzen, die einen Imperativ ausdrücken (z. B. werde einmal geſcheut!); die einen Wunſch enthalten, mit welchem ſich die Rede ſchließt (z. B. wie gern wollte ich dir willfahren!); die eine Verwunderung, oder Entſetzen, Angſt ꝛc. bezeichnen (z. B. bei Gott, das hätte ich nicht geglaubt! — was habe ich gethan! — wie wird es mir gehen!); und nach Interjectionen (z. B. fort! — Pfui!), nicht aber nach Ueberſchriften und Anreden. (Es iſt fehlerhaft z. B. nach: hochwohlgebohrner, gnädiger Herr, ein Ausrufungszeichen zu ſetzen.)

*) Der Gedankenſtrich ſtehet als bloßes grammatiſches Zeichen, z. B. in den Ueberſchriften der Paragraphen. Idealismus — Materialismus — Dualismus. — So ſtehet auch das Punctum als bloßes grammatiſches Zeichen nach Citaten und Abbreviaturen; z. B. Garve in ſeinen Abhandlungen, Th. 1. S. ꝛc.

Die logiſchen Eintheilungszeichen, nach Zahlen oder Buchſtaben, um die Abhängigkeit der Begriffe von einander zu bezeichnen, können hier nur angeführt werden; z. B.

Hauptſatz, oder Thema.

A. Erſter Theil.
  a) Erſter Untertheil.
    α) Erſter Unteruntertheil.
    β) Zweiter Unteruntertheil.
  b) Zweiter Untertheil.
    α) Erſter Unteruntertheil.
    β) Zweiter Unteruntertheil.
B. Zweiter Theil. ꝛc.

Das Tonzeichen, das hauptſächlich zur Erleichterung des Leſens und zur Fixirung der Aufmerkſamkeit entweder auf die in der Periode enthaltnen Hauptbegriffe, oder auf ein leicht im Zuſammenhange zu überſehendes Wort dient, wird im Schreiben durch einen Strich unter dem Worte, im Drucke durch andere Lettern ausgedrückt. (Zur Bezeichnung des Hauptbegriffs dient es z. B — das Ziel des Menſchen iſt Vollkommenheit.) — Die Partikeln erhalten im Leſen den Ton nicht, ſobald er nicht beſonders angedeutet iſt. (z. B. wenn ich den finde, den ich ſuche ꝛc. — Du wirſt mich nie ausſöhnen. — Die erſte Periode der teutſchen Sprachbildung gehet bis zu Karl dem Großen; die zweite bis zu den Minnenſängern; die dritte bis zu der Bibelüberſetzung ꝛc. — die innern Vorzüge des Menſchen ſind weſentlich von ſeinen äußern verſchieden.) Das Tonzeichen wird nur dann verdoppelt, wenn unter den ſchon einmal bezeichneten Begriffen noch einer beſonders ausgezeichnet werden ſoll.

§. 64.

β) Die Synonymik.

Wenn die Sprache das Werk des völlig gereiften Verſtandes wäre; ſo würde in derſelben ſich keine Mehrheit von Wör-

tern finden, die zur Bezeichnung eines und deſſelben Gegenſtandes dienten; keine Wörter, deren Geltung und Gebrauch unbeſtimmt und ſchwankend wäre; keine Wörter, deren man ſich, wegen ihrer Aehnlichkeit, bald ſo, bald anders bediente. So aber, da der Urſprung der Sprachen ſich in das Zeitalter der erſten Bildung der Völker verliert; da ſie als Kinder der Noth, des Zufalls und der ſich erweiternden Verhältniſſe, mitten unter dem Kampfe der Roheit mit der Civiliſation, heranwuchſen; ſo, da ſie nur erſt in ſpätern Zeiten nach dem Umfange und Reichthume ihres Gebietes ausgemeſſen, und die überflüſſigen und unvollkommenen Wörter und Wortformen, entweder nur allmählig und ſchwer, oder gar nicht verdrängt werden konnten; ſo darf es auch nicht befremden, daß in dem ſpätern und reifern Zeitalter der Sprachen ſich innerhalb derſelben noch Wörter finden, deren Sphäre nicht beſtimmt genug iſt, und die ſich dem Sinne nach ſo verwandt ſind, daß ſie nicht blos der Gebrauch des gemeinen Lebens, ſondern ſelbſt der wiſſenſchaftlich gebildete Schriftſteller nicht ſelten mit einander verwechſelt. — Da aber die Vollkommenheit einer ausgebildeten Sprache nicht allein darin beſtehet, daß für jeden zu bezeichnenden Begriff und Gegenſtand ein völlig zureichendes Wort in derſelben vorhanden ſey, ſondern daß auch überhaupt jedes vorhandene Wort wiſſenſchaftlich ſo beſtimmt werde, daß nicht zwei Wörter in derſelben ſich völlig gleich — wohl aber verwandt — ſein ſollen; ſo muß es eine Lehre geben, in welcher das Verhältniß der ſinnverwandten Wörter unter ſich ſelbſt, ſowohl nach dem Sprachgebrauche, als nach der philoſophiſchen Geltung der Wörter zur Bezeichnung der Begriffe beſtimmt feſtgeſetzt wird. Dieſe Wiſſenſchaft aber, die Synonymik, kann nicht zur empiriſchen Sprachwiſſenſchaft, ſie muß vielmehr zur philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft gehören, und zwar muß die Logik, als die eigentliche Grammatik des menſchlichen Verſtandes, die Principien für das innere Gebiet dieſer Wiſſenſchaft enthalten.

§. 65.

Fortſetzung.

Synonymen ſind alſo nicht gleichbedeutende Wörter, wie ſie manche genannt haben, ſondern ſinnverwandte. Sie ſind Wörter *), welche verſchiedene Bedeutungen haben, wo aber dieſe Bedeutungen einander ſo ähnlich ſind, daß ihre Verſchiedenheit nicht leicht zu bemerken iſt. Dies iſt dann der Fall, wenn ihre Aehnlichkeit ſo groß, und ihre Unterſchiede ſo dunkel ſind, daß ſie nicht anders, als durch eine genauere und vollſtändigere Zergliederung können entdeckt werden. Um aber die Linie mit Sicherheit zu ziehen, welche dieſe größte Aehnlichkeit von der völligen Einerleiheit trennet, muß man die Lehre von der Subordination und Coordination der Begriffe zu Hülfe nehmen. Die Wörter, welche der Gegenſtand der Synonymik ſind, können keine nomina propria, ſie müſſen gemeinſchaftliche (appellativa) ſeyn; ſie müſſen alſo nicht einzelne Dinge, ſondern allgemeine bezeichnen. Wenn ſie aber ähnliche Bedeutungen haben; ſo müſſen die Begriffe, die ſie bezeichnen, in gemeinſchaftlichen Merkmalen übereinkommen, und in je mehrern gemeinſchaftlichen Merkmalen dieſe Begriffe übereinkommen, deſto ähnlicher werden die Bedeutungen der Wörter ſeyn, die ſie bezeichnen. Sie werden daher am ähnlichſten ſeyn, wenn ſie den nächſten höhern Begriff mit einander gemein haben. Haben ſie nur einen entferntern höhern Begriff mit einander gemein; ſo wird ihr Unterſchied leicht in die Augen fal-

*) Es war für die Sprache ein wahrer Gewinn, daß ein ſo ſcharfſinniger Philoſoph und korrecter Schriftſteller, wie J. A. Eberhard iſt, den Entſchluß faßte, die teutſchen Synonymen zu bearbeiten. Obgleich, wie in der Literatur der Synonymik gezeigt werden wird, manches in dieſem Fache bereits vorgearbeitet worden war; ſo fehlte es doch der Behandlung deſſelben bis dahin an einem philoſophiſchen Sprachforſcher, den es in dieſem Philoſophen erhielt. — Die Reſultate deſſelben für dieſes Feld der Sprachwiſſenſchaft ſind größtentheils in dieſen Paragraphen zuſammengedrängt. Man vergleiche Eberhards Synonymik Th. I, S. VIII. ff.

len, und es wird keiner langen Zergliederung bedürfen, um ihn bemerkbar zu machen. — Uebrigens können ſich ſowohl coordinirte, als ſubordinirte Begriffe zu Synonymen eignen *), da auch die letztern einen nächſten höhern Begriff mit einander gemein haben können, nur mit dem Unterſchiede, daß bei den ſubordinirten Begriffen in dem einen nur der Hauptbegriff ohne irgend einen Nebenbegriff, bei den coordinirten hingegen der Hauptbegriff in beiden mit einem beſondern Nebenbegriffe enthalten iſt.

Bei den Synonymen kommt alles auf die Zergliederung der Begriffe an; denn oft kann ein Wort mit mehrern Wörterfamilien verwandt ſeyn, wenn es mehrere Bedeutungen hat, wo es nach der einen an dieſe, nach der andern an eine andere Wörterfamilie grenzet **). Oft aber beſtehet ein zuſammengeſetzter Begriff ſelbſt aus mehreren Merkmalen, wo er nach dem einen Merkmale an das eine, nach dem andern an das andre Wörtergebiet grenzet. Hier muß ein ſolches Wort in beiden Rückſichten, jedesmal unter einer beſondern Vergleichung, zergliedert werden. — Nach dieſen Prämiſſen kann man die Synonyma als ſolche Wörter definiren, deren Bedeutungen durch einerlei nächſten Hauptbegriff einander ähnlich, aber durch ſolche Nebenbegriffe unterſchieden ſind, die nicht ohne genaue Zergliederung können entwickelt werden. Es gehören daher nicht zu den Synonymen diejenigen Begriffe, deren Unterſchiede ſogleich in der Zuſammenſetzung der Wörter in die Augen fallen (z. B. Halbmenſch, Unmenſch — welche den Begriff des Menſchen gemein haben); eben ſo wenig ſolche, welche Gegenſtände bezeichnen,

*) Eiſler, Verſuch in Entwickelung des Begriffes einiger ſinnverwandten Wörter, (in den Schriften der churfürſtl. teutſchen Geſellſchaft in Mannheim, 9ter Band, S. 102. ff) rechnet blos die coordinirten, nicht aber die ſubordinirten Begriffe zu den Synonymen.

**) So iſt betrachten von der einen Seite mit beſehen, von der andern mit überlegen; Geſchäft von der einen Seite mit Arbeit, von der andern mit Angelegenheit; begegnen, mit entgegen kommen, und mit ereignen verwandt. Eberhard Th. I. S. XI.

deren Unterſchiede man unmittelbar den Sinnen darſtellen kann, (z. B. Pallaſt uud Hütte); und eben ſo wenig auch diejenigen eigenthümlichen Kunſtwörter, deren Bedeutung in einer gewiſſen Kunſt und Wiſſenſchaft durch beſtimmte Erklärungen feſtgeſetzt worden iſt. (z. B. Participium — Mittelwort. Revolution — Staatsumwälzung ꝛc.)

§. 66.

Urſprung der Synonymen.

Ging die Sprache in ihrem Entſtehen von der Darſtellung des Angeſchauten aus; ſo waren auch die Wörter, welche zur Bezeichnung der ſinnlichen Gegenſtände dienten, die älteſten in der Sprache. Als man ſie in der Folge zur Bezeichnung überſinnlicher Gegenſtände anwandte; ſo mußte eine doppelte Bedeutung des frühern Wortes entſtehen, für deren Erforſchung die Synonymik geſchäftig iſt, obgleich bei vielen Wörtern, in den folgenden Zeiten, die frühere ſinnliche Bedeutung ganz verloren gegangen, oder unter diejenige Art der Archaismen gekommen iſt, welche, als zu unedel für den ſchriftlichen Ausdruck, höchſtens nur noch in der Sprache des gemeinen Lebens vorkommen.

Ferner mußten zu der Zeit, als die einzelnen Horden und Stämme eines Volkes noch iſolirt lebten, und nicht zu einem gemeinſchaftlichen, geſellſchaftlichen Bande vereinigt waren, bei dieſen einzelnen Horden viele Wörter im Umlaufe ſeyn, die in der Folge, als ſie in den Staatsverhältniſſen näher zuſammenrückten, einen und denſelben Gegenſtand mit verſchiednen Benennungen bezeichneten. Daher ſtammen vorzüglich die vielen gleichbedeutenden Wörter in der Naturgeſchichte. — Je mehr nun aber, in der Folge, bei dem nähern Zuſammenrücken der einzelnen Stämme zu Einem Staatsvereine, die einzelnen Mundarten mit einander um die Oberherrſchaft kämpften, bis endlich derjenige Dialect, welcher durch die Schriftſteller am meiſten ausgebildet wurde, die andern beſiegte, und ſich zur Schrift- und Bücherſprache aufſchwang; deſto mehr verminderte ſich auch die Geltung der, in den verſchiednen ehemals mit einander kämpfenden Dialecten vorhandenen, gleichbedeuten-

den Wörter, weil, durch die Regulirung der Schriftſprache, allmählig diejenigen gleichbedeutenden Wörter, welche den beſiegten Dialecten angehörten, in die Reihe der Provinzialismen zurücktraten *), und in der allgemeinen Synonymik einer ausgebildeten Sprache nicht weiter berückſichtigt werden konnten, weil von ihnen kein Gewinn für die Vervollkommung der Bücherſprache erwartet werden durfte.

Je mehr alſo eine Sprache in der Ausbildung fortſchreitet; je mehr durch die Uebereinſtimmung der beſten Schriftſteller einer Nation das feſtgeſetzt wird, was eigentliche Bücherſprache iſt; deſto mehr muß ſich die Zahl der gleichbedeutenden Wörter vermindern, weil diejenigen, welche ſich von ihnen doch noch in ſpätern Zeiten erhalten, durch die **Verſchiedenheit der Bedeutung**, die man ihnen nun unterlegt, aus gleichbedeutenden Wörtern in ſinnverwandte verwandelt werden. Mit dem Fortſchreiten der Sprache vermindert ſich daher nothwendig die Zahl der gleichbedeutenden Wörter, dagegen ſteigt die Zahl der ſinnverwandten; denn alle diejenigen Wörter, welche die Schriftſprache nicht ganz, in dem Zeitalter ihrer höhern Reife, von ſich ausſtoßen, und unter die bloßen Provinzialismen verſetzen kann, gebraucht ſie nun, um die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks zu bewirken, in einer verſchiedenartigen Bedeutung, welche aber von einem nächſten höhern Hauptbegriffe abhängig wird; — mithin als **Synonymen** **).

Endlich mußte, in dem Zeitalter der höhern Bildung einer Sprache, das Studium der Synonymik ſchon dadurch

*) So waren zu Luthers Zeiten, wo der oberſächſiſche Dialect ſich zur Herrſchaft über die andern Dialecte aufſchwang, mehr gleichbedeutende Wörter in der Sprache, als ſpäterhin.

**) Schwer iſt es daher, in dieſem Zeitalter der höhern Reife einer Sprache, feſtzuſetzen, was ehemals gleichbedeutend oder ſinnverwandt geweſen ſey, weil dazu eine genaue Kenntniß der früherhin mit einander kämpfenden Dialecte erfordert wird, und weil durch die Idiotika ſelbſt nur ſchwer noch ausgemittelt werden kann, wie allmählig der Uebergang der gleichbedeutenden Wörter in ſinnverwandte geſchehen ſey.

belebt werden, daß mit jener Bildung die Verwandlung der ehemaligen Bedeutung der Wörter nothwendig in Verbindung ſtand. Durch den Gebrauch der rhetoriſchen Figuren von Dichtern und Rednern erhielt die ehemals blos ſinnliche Bezeichnung ein geiſtiges Leben. Die erſte Armuth der Sprache mußte ein Mittel ihres Reichthums werden, da man die ſinnlichen Bezeichnungen und Wörter auf überſinnliche Gegenſtände übertrug, und dieſe, durch die ſinnliche Einkleidung, der Phantaſie näher brachte, und durch das Leben, welches ihnen jene ſinnliche Bezeichnung in der Darſtellung einzuhauchen ſchien, ſelbſt in Anſchauung verwandelte. So ſehr ſich auch, durch dieſe Verwandlung, die Schwierigkeiten für den philoſophiſchen Sprachforſcher vermehrt haben; ſo hat doch die Poeſie dadurch ein friſches Leben gewonnen *). Dieſer Luxus in der gebildeten Sprache vermehrte aber auch die Dunkelheit in den Bezeichnungen, und die häufige Verwechslung in dem Gebrauche ſinnverwandter Wörter. Schon dadurch muß das Bedürfniß einer ſorgfältig bearbeiteten Synonymik, wo alle einzelne Merk-

*) Sehr wahr ſagt Eberhard Th. 1. S. XXXIX. „Dies iſt ein Vortheil, den die Völker benutzen können, die außer der gemeinen, eine eigene poetiſche Sprache haben; und zu dieſer gehört auch die teutſche. Sie kann nicht allein Worte, die in der gemeinen Schreibart zu veralten anfangen, als: gebieten, beſchirmen, beugen u. d. gl. in ihrer poetiſchen Sprache erhalten, ſondern auch ſolche, die längſt darin vergeſſen ſind, als: Minne, koſen, in die Dichterſprache gewiſſer Gattungen wieder aufnehmen. Bei den Franzoſen, welche des Vortheils einer eignen poetiſchen Sprache entbehren, und bei denen alles Alte, blos um ſeines Alters willen, lächerlich iſt, ſind alle Wörter, die einmal aus der gewöhnlichen Sprache verſtoßen ſind, ganz verloren, und können nur noch in der burlesken Schreibart gebraucht werden. In dieſe Form wollte Gottſched, der kein höheres Ideal des Geſchmacks, als das franzöſiſche kannte, auch die teutſche Sprache gießen, und ſie war daher zu ſeiner Zeit in einer gefährlichen Kriſis. Hätte er geſiegt; ſo hätte die teutſche Sprache ihre ganze poetiſche Farbe verloren. Dieſe ſuchten die ſchweizeriſchen Kunſtrichter zu retten, und darin beſtand ihr Hauptverdienſt.„

male verwandter Begriffe und die einzelnen Bedeutungen verwandter Wörter zergliedert werden, fühlbar geworden ſeyn.

§. 67.

Folgerungen daraus.

Wenn die Unterſuchungen über den Urſprung der Synonymen überhaupt mit den Unterſuchungen über den Urſprung, und beſonders über den Gang der ſtufenweiſen Entwickelung und Ausbildung einer Sprache in genauer Verbindung ſtehen; ſo folgt daraus, daß, je mehr eine Sprache veredelt und vervollkommnet wird, die Zahl der gleichbedeutenden Wörter in derſelben vermindert werden muß, ſo daß zuletzt, wenn die Sprache je die letzte Stufe ihrer Vollkommenheit erreichte, gar kein gleichbedeutendes Wort mehr in ihr getroffen werden dürfte. Nur ſinnverwandte, und dieſe zwar nach einer, unter den beſten Schriftſtellern der Nation durch ſtillſchweigende Uebereinkunft angenommenen und feſtgeſetzten, allgemein gültigen Bedeutung, können noch in ihr getroffen werden. Da aber in einer lebenden Sprache, die einem beſtändigen Wechſel unterworfen bleibt, die Allgemeingültigkeit dieſer Bedeutung nur relativ iſt; ſo muß auch die Vollkommenheit einer lebenden Sprache ſelbſt immer nur relativ bleiben. Bei todten Sprachen hingegen muß es beſtimmt ausgemittelt werden können, welche Wörter, bei den klaſſiſchen Schriftſtellern derſelben, als ſinnverwandt erſcheinen. —

Aus dieſem allen wird auch klar, warum der von Gottſched und Stoſch für die Synonymen gebrauchte Ausdruck: gleichbedeutende Wörter, mit dem richtigern der ſinnverwandten vertauſcht werden muß. Sie hatten immer, bei ihren Unterſuchungen, die frühern Zeiten der Sprachbildung im Geſichte, wo die Zahl der Wörter groß war, die wirklich völlig einerlei Bedeutung hatten; dahingegen bei der fortſchreitenden Bildung einer Sprache ſich jene Zahl bedeutend vermindern, und diejenige ſteigen muß, deren Verſchiedenheit gewiß, aber nur durch Zergliederung zu erforſchen möglich iſt (der Synonymen).

§. 68.
Principien für die Synonymik.

Je größer die Zahl der Synonymen bei der fortſchreitenden Ausbildung einer Sprache, ſelbſt durch die Menge der neugebildeten Wörter wird, die allmählig in die Mitte des Sprachſchatzes eines Volkes eintreten; deſto nöthiger wird es, die Synonymik ſelbſt auf gewiſſe allgemeine Principien zurückzuführen.

Da nun bei den Synonymen hauptſächlich alles auf die beſtändige Vergegenwärtigung der **Unterſchieds zwiſchen Haupt- und Nebenbegriffen, zwiſchen Gattung und Art** (genus und ſpecies,) **zwiſchen coordinirten und ſubordinirten Begriffen** ankommt; ſo hängt auch die Synonymik zunächſt von der richtigen Anwendung der Lehre der Logik **von der Eintheilung der Begriffe in Gattungen und Arten** ab. Sobald nämlich über Synonymen entſchieden werden ſoll; ſobald muß man den nächſten Hauptbegriff richtig beſtimmen, die Nebenbegriffe deſſelben entwickeln, und die Verſchiedenheit dieſer Nebenbegriffe genau angeben.

Ferner muß man **durch Etymologie** die **Wortfamilien** erforſcht haben, zu welchen die Synonymen gehören, um dadurch auf die für die Zergliederung nöthigen, und in ihnen enthaltenen Nebenbegriffe geführt zu werden. Doch darf die Etymologie dabei nie zu weit getrieben werden, weil, wegen des dabei möglichen Mißbrauches, kein Studium größere Vorſicht erfordert, als das der Etymologie, beſonders da die Ausbeute deſſelben oft ſo wenig bedeutend iſt.

Darauf muß man den **herrſchenden Sprachgebrauch** berückſichtigen, der oft von dem ehemaligen ſo weſentlich verſchieden iſt. Der Sprachgebrauch führt ſicherer, als Etymologie und Analogie; nur muß er ſelbſt ausſchließend nach den **klaſſiſchen Schriftſtellern** einer Nation feſtgeſetzt werden *).

*) Gloſſarien und Idiotika ſind für die Synonymik nur mit Vorſicht zu gebrauchen. — Was die übrigen Wör=

Hauptſächlich aber muß man das Princip feſthalten, (§. 65.): nicht blos coordinirte, ſondern auch dann ſubordinirte Begriffe zu den Synonymen zu rechnen. Denn wenn es das gemeinſchaftliche Merkmal der Synonymen iſt, daß ſie einen nächſten höchſten Begriff mit einander gemein haben; ſo iſt dies auch der Fall bei Wörtern, welche ſubordinirte Begriffe bezeichnen. Nicht jedes ſynonyme Wort hat gleichen Umfang; mehrere ſind weiter, mehrere ſind enger; demohngeachtet können ſie einem gemeinſchaftlichen Hauptbegriffe untergeordnet ſeyn.

§. 69.

Einfluß der Synonymik auf den Styl.

Wenn die erſte weſentliche Eigenſchaft des Styls: Korrectheit iſt; wenn dieſe aber von der Logik abhängt; ſo muß durch die, vermittelſt der Logik feſtzuſetzende, Geltung der Synonymen der Styl nothwendig an Beſtimmtheit und Deutlichkeit, und folglich an Korrectheit gewinnen. Durch das Studium der Synonymik wird man in den Stand geſetzt werden, für jeden Begriff immer das in dieſen Zuſammenhang einzig paſſende Wort aufzufinden, und zwar nach der Bedeutung, welche ihm in dieſer Verbindung nothwendig eigen ſeyn muß.

Für die Schönheit des Styls, der zweiten weſentlichen Eigenſchaft deſſelben, wird die Synonymik nur dadurch wirken, daß ſie durch ihre Grenzbeſtimmungen den Gebrauch der rhetoriſchen Figuren, und dadurch das poetiſche Leben der Sprache befördert *). —

terbücher betrifft; ſo iſt das Verhältniß derſelben zur Synonymik reciprok. Enthalten die Wörterbücher zu ihren Wortbeſtimmungen Belege aus den Klaſſikern der Nation; ſo dienen dieſe der Synonymik. Aber eben ſo wichtig wird es auch für ein philoſophiſches Wörterbuch der Sprache ſeyn, die Reſultate der iſolirt erſchienenen Sammlungen der Synonymen in ſich aufzunehmen, und dadurch dem Wörterbuche nicht nur größere Vollſtändigkeit, ſondern auch innere Präciſion durch Aufſuchung der einzelnen logiſchen Bedeutungen eines Wortes, und feſtern Zuſammenhang zu geben.

*) A. F. Bernhardi, Sprachlehre, Th. 2. S. 106. ff.

So wird denn auch der Nutzen der Synonymik beſtimmt. Sie weckt vorzüglich den Scharfſinn, der ſich mit der Aufſuchung der verſteckten Verſchiedenheiten zwiſchen verwandten Begriffen beſchäftiget; ſie ſetzt die niedern Geiſteskräfte, beſonders die Phantaſie, in ein freies Spiel; ſie befördert die Richtigkeit im Denken, indem ſie den Umfang unſerer Kenntniſſe und ihre Aufhellung auch in den feinſten Beſtandtheilen befördert; ſie gewährt endlich Vergnügen, da ſie durch die Entdeckungen überraſcht, welche ihr Studium mit ſich führt *).

Das Bedürfniß für den Anbau der Synonymik ſteigt alſo in dem Grade, in welchem ſich die Sprache einer Nation dem Zeitalter ihrer höhern Reife nähert. Denn dann wird es immer nöthiger, die Grenzlinien zwiſchen den verſchiedenartigen, und oft nur durch Anſtrengung aufzufindenden Verſchiedenheiten der Bedeutungen in den einzelnen Wörtern und Begriffen zu ziehen; den vorhandenen Sprachſchatz in ſich ſelbſt mit logiſcher Beſtimmtheit feſtzuſtellen; die neugebildeten Wörter in ihr richtiges Verhältniß zu den bereits vorhandenen zu bringen; den Gebrauch eines jeden Wortes, nachdem ſeine logiſche (formelle) Geltung ausgemittelt iſt, in einer, oder in mehreren der drei Schreibarten des Styls (der niedern, mittlern und höhern) feſtzuſetzen, und, mit einem Worte, die Willkühr des Sprachgebrauchs ſo durch feſte Geſetze und Grenzbeſtimmungen zu binden, daß das Schwankende in der Wahl, in der Verbindung und in dem Gebrauche der einzelnen Wörter ſich allmählig ganz verliert. — Die Nothwendigkeit der Anwendung der logiſchen Principien auf die Synonymik leuchtet daher von ſelbſt ein.

§. 70.

Literatur der Synonymik **).

Verhältnißmäßig iſt das Gebiet der Synonymik noch nicht ſo angebaut, wie andere Fächer der teutſchen Spra-

*) vergl. J. A. Eberhard, ſynonymiſches Handwörterbuch der teutſchen Sprache, Halle 1802, die ganze Einleitung, welche eine Anweiſung zum Gebrauche des Handwörterbuchs enthält.

**) Dieſe Literatur iſt bei Eberhard Th. 1. S. XLIX ff. nicht ganz vollſtändig. Die ausländiſche Synonymik muß man aber daſelbſt vergleichen.

che. Doch haben wir nun in Eberhards größerem Werke ein Product, das ſich mit jedem ähnlichen in andern Sprachen meſſen kann. Neben ihm verdient das noch unvollendete von Heynatz eine ſehr ehrenvolle Erwähnung.

J. Schöpper, Synonyma, d. i. mancherley Gattungen teutſcher Wörter, ſo im Grunde einerley Bedeutung haben. Dortmund 1550.

L. Schwarzenbach, Synonyma, oder Formular, wie man einerley Meinung auf manche Art und Weiſe ſoll ausſprechen. Nürnberg 1554.

J. C. Gottſched, Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch vieler teutſchen Wörter und Redensarten. Straßb. und Leipz. 1758.

S. J. E. Stoſch, Verſuch in richtiger Beſtimmung einiger gleichbedeutenden Wörter der teutſchen Sprache. Frankf. 1 Th. 1770. 2r Th. 1772. 3r Th. 1773.

S. J. E. Stoſch, kritiſche Anmerkungen über die gleichbedeutenden Wörter der teutſchen Sprache (oder der 4te Theil des vorigen Werks) Frankf. 1775.

(Bei allen Mängeln dieſes Werks verdient doch Stoſch, der unter uns in der Synonymik die Bahn brach, Achtung und dankbare Benutzung.)

F. T. Bender, Verzeichniß von gleichbedeutenden Wörtern in alphabetiſcher Ordnung für Schulen. Münſter 1780.

Teutſche Synonymen, oder ſinnverwandte Wörter. 2 Theile. Frankf. und Leipz. 1794. (auch unter dem Titel: Schriften der churfürſtl. teutſchen Geſellſchaft in Mannheim, 9r und 10r Th.), Darin ſind:

a) Sinnverwandte teutſche Wörter, von W. Peterſen.

b) Verſuch in Entwickelung des Begriffes einiger ſinnverwandten Wörter, nebſt einigen allgemeinen Betrachtungen über dieſe Gattung der Wörter und über das Geſchäft ihrer Vergleichung, von C. G. Fiſcher.

c) Kritik verwandter Begriffe, oder Erklärung einiger ähnlich bedeutenden Wörter, von C. L. Sander.

d) Verſuch einer Erklärung teutſcher Synoynmen, von F. Schlöſer.

W. A. Teller, über die Preisaufgabe der churfürſtl. teutſchen Geſellſchaft zu Mannheim, einige Synonymen betreffend, in den Beiträge zur teutſchen Sprachkunde, Th. 1. S. 333. ff.

Sammlung einiger gleichbedeutenden Wörter der teutſchen Sprache und deren richtigen Beſtimmung. Quedlinb. 1793.

W. L. Steinbrenner, Probe einiger Synonymen, oder ſinnverwandten teutſchen Wörter; in der teutſchen Monatsſchrift 1794. Sept. S. 19. ff.

J. A. Eberhard, Verſuch einer allgemeinen teutſchen Synonymik, in einem kritiſch-philoſophiſchen Wörterbuche der ſinnverwandten Wörter der hochteutſchen Mundart. 1r Theil, A—C, nebſt einem Verſuche einer Theorie der Synonymik. Halle und Leipz. 1795. — 2r Theil, 1797, D. E. — 3r Theil, 1798, F. G. — 4r Theil, 1799, H — K. — 5r Theil, 1800, L — R. 6r Th. 1802, S — Z. — (iſt für itzt das wichtigſte und erſchöpfendſte Werk über dieſen Gegenſtand.) — Im Jahre 1802 erſchienen zu Einer Meſſe zwei Auszüge daraus:

J. A. Eberhard, ſynonymiſches Handwörterbuch der teutſchen Sprache für alle, die ſich in dieſer Sprache richtig ausdrücken wollen. Nebſt einer ausführlichen Anweiſung zum nützlichen Gebrauche deſſelben. Halle 1802. — Dieſer Auszug rührt von dem Verf. ſelbſt her, und iſt für die, welche das größere Werk nicht beſitzen, ſehr bequem. Zugleich hat der Verf. manche ganz in dem größern Werke überſehene Wörterfamilien ſowohl, als einzelne Glieder derſelben nachgetragen, und hie und da ein Verſehen, oder eine Nachläſſigkeit verbeſſert (Vorrede S. IV.)

Kurzgefaßtes Handbuch der allgemeinen teutſchen Synonymik, nach Eberhard. Halle 1802; iſt ein Auszug aus dem größern Werke, welchen der Verleger durch einen anonymen Gelehrten veranſtaltete.

Weißhuhn, Beiträge zur Synonymiſtik, in Niethammers philoſophiſchem Journal vom Jahr 1795. 1 B. 1 Heft, S. 46 — 72. Der verſtorbene Verf. hat richtige Begriffe *), hüllt ſich aber in ſeinen philoſophiſchen Erörterungen in zu große Dunkelheit. Beſſer iſt ihm (S. 57. ff.) die Auseinanderſetzung einiger Synonymen ſelbſt gelungen.

*) Er ſagt davon: „Synonymen ſind eigentlich Wörter, die bei verſchiedener Bildung, völlig gleiche Bedeutung haben, aber dergleichen Wörter kann und ſoll es in kultivirten Sprachen gar nicht geben. Denn jedes Wort iſt nur zum Theil ein willkührliches, zum Theil alſo auch ein natürliches Zeichen. Als natürliche Zeichen beziehen ſich die Wörter auf die Gegenſtände unmittelbar, und die Verſchiedenheit ihrer Bildung zeugt von einer Verſchiedenheit der Anſicht des Objects; dieſe Verſchiedenheit ſey übrigens ſo fein, als ſie wolle. Da alſo Synonymen allezeit Mangel an Kultur und Stumpfſinn der Sprachgenoſſen verrathen; ſo kann dieſer Ausdruck hier nur ſinnverwandte Wörter bedeuten.„

J. F. Hernatz, Verſuch eines möglichſt vollſtändigen ſynonymiſchen Wörterbuchs der teutſchen Sprache. Erſter Band, Berlin 1795. 583. S. A. B. — 2ten Bandes 1ſte Abth Berlin 1798. D. E. (noch unvollendet.) Die erſten zehen Bogen des erſten Bandes waren ſchon 15 Jahre vor der Erſcheinung (laut der Vorrede) abgedruckt. Das Ganze iſt ſehr gründlich, aber etwas zu weitſchweifig bearbeitet. — In Hinſicht auf den Gebrauch der Etymologie in der Synonymik erklärt er ſich, mit Beziehung auf ſeine Vorgänger, Stoſch und Eberhard, (deſſen erſter Theil unterdeſſen erſchien) dahin, daß ihm Stoſch zu viel Werth auf Etymologie gelegt habe; er ſey um dieſe Klippe, an der ihm Stoſch ſo oft zu ſcheitern ſchien, aus zu großer Vorſichtigkeit wirklich zu weit hingefahren, (Th. 1. S. 9. f.). „Eberhard hat ſich ihr weit mehr genähert, ohne geſcheitert zu ſeyn, und ich bin wirklich durch ihn (Eberhard) geneigt geworden, der Herleitung, wenn ſie ſonſt nur gewiß iſt, künftig mehr Einfluß auf meine Beſtimmung der Unterſchiede zu geſtatten.„

J. C. Vollbeding, Verſuch in richtiger Beſtimmung der Verhältnißbegriffe der teutſchen Sprache. Berl. 1795.

J. C. Vollbeding, Handwörterbuch zum Behuf einer geſchickten Verbindung teutſcher Wörter und Redeformen, nebſt einer genauen Darſtellung gleichbedeutender Ausdrücke, theils verſtärkender Begriffe. Berlin 1795.

F. Dellbrück, ſinnverwandte teutſche Wörter, verglichen in Hinſicht auf Sprache, Pſychologie und Moral, 1ſte Sammlung Leipz. 1796. 2te Sammlung 1797.

Handwörterbuch der teutſchen Sprache ꝛc. mit Angaben der nächſten ſinnverwandten Wörter. Leipz. 1798.

Von den Synonymen; in Th. Heinſius neuer teutſchen Sprachlehre, Th. 1. S. 240. ff. Berlin 1801.

Synonyme, oder gleichbedeutende Ausdrücke, in L. Hünerkochs praktiſcher teutſcher Sprachlehre, Leipz. 1801. S. 409—429.

Darſtellung der Principien zur Beſtimmung und zum Gebrauche der ſinnverwandten Wörter; in K. H. L. Pölitz, Elementarb. des Wiſſenswürd. ꝛc. Görlitz 1802. S. 162 — 171.

Ueber die ſcheinbare Individualität und Formeln der Synonymik, in A. F. Bernhardi Sprachlehre. Th. 2. Berlin 1803. S. 103 — 110.

Sinnverwandte Wörter, in (des verſtorbenen) J. Löwe, Beitr. zur Kritik der teutſchen Sprache, Berlin und Leipzig 1803 S. 3 — 138.

§. 71.

1) Lehre von denen Eigenſchaften, welche einem ſtyliſtiſchen Ganzen zukommen müſſen, wenn man es korrect nennen ſoll.

Was die Wahrheit innerhalb unſerer Vorſtellungen iſt, das iſt die Korrectheit für die Darſtellung in der Sprache; nur mit dem Unterſchiede, daß, nach der allgemeinen Abhängigkeit der Darſtellung von der Vorſtellung, auch die Korrectheit von der Wahrheit abhängig iſt, und ohne Wahrheit in den Vorſtellungen keine Korrectheit in der Darſtellung ſtatt finden kann. Inwiefern die Korrectheit zugleich von der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft abhängt; inſofern zeigt ſie ſich auch als einen gewiſſen Mechanismus, der aus der empiriſch beſtimmten Rectionslehre reſultirt. Inwiefern aber die Korrectheit die Ordnung und Verbindung der Begriffe betrifft; inſofern iſt ſie ein Reſultat der Logik, und der durch ſie begründeten allgemeinen Geſetze des Denkens.

Der darzuſtellende ſtyliſtiſche Stoff iſt aber in Hinſicht auf die Form der Darſtellung an drei Modifikationen gebunden, welche man die drei Schreibarten *) nennt. Jedes ſtyliſtiſche Product, dem Vollendung zukommen ſoll, muß in einer dieſer drei Schreibarten gehalten ſeyn. Die Wahl der Schreibart ſelbſt aber kann nur durch den Charakter des Stoffes beſtimmt werden; deshalb kann man die drei Schreibarten ſelbſt, die niedere, mittlere und höhere, nicht zu den weſentlichen Eigenſchaften des Styls rechnen, ſondern ſie ſind die allgemeinen Modifikationen aller ſtyliſtiſchen Formen, in deren Haltung die Eigenſchaften des Styls, Korrectheit und Schönheit, ſichtbar werden müſſen. Denn eine jede dieſer drei Schreibarten iſt der formellen Vollendung, d. i. der innigſten Verbindung der Korrectheit und der Schönheit der Form, fähig.

*) Der Charakter derſelben wird §. 100 — 104. aus einander geſetzt werden.

Wenn alſo von **Korrectheit** der Form die Rede iſt; ſo iſt ſie die erſte weſentliche Eigenſchaft **aller drei Schreibarten**. Die Korrectheit faßt aber mehrere **untergeordnete Eigenſchaften** in ſich, ohne welche die Wahrheit in den Vorſtellungen nicht durch die Darſtellung vermittelſt der Wörter möglich iſt, weil nur durch alle dieſe Eigenſchaften, **wenn ſie in der ſtyliſtiſchen Form aufs innigſte verbunden ſind**, das Bild von der Korrectheit in der Seele des Leſers erzeugt werden kann.

§. 72.

Fortſetzung.

Dieſe **untergeordneten** Eigenſchaften der Korrectheit in der Darſtellung ſind:

1) **Deutlichkeit** (oder auch **Verſtändlichkeit**). Sie beſteht in der Fertigkeit, die Worte für die ſtyliſtiſche Form ſo zu **wählen**, und in der Verbindung ſo zu **ſtellen**, daß jeder, der die Sprache verſteht, den Sinn des ſtyliſtiſchen Ganzen ohne Mühe faſſen kann. Das deutliche Schreiben ſetzt voraus, daß man die Vorſtellungen, die man durch Worte darſtellen will, vorher deutlich **gedacht** habe. Die Deutlichkeit befördert den **Wort- und Sachverſtand**, und ihr gegenüber ſtehet der ſtyliſtiſche Fehler: **die Unverſtändlichkeit** *). Mit ihr ſtehet in Verbindung:

2) Die **Klarheit**. Sie iſt die Eigenſchaft des Styls, nach welcher in den einzelnen Begriffen und Sätzen in einem ſtyliſtiſchen Ganzen, die **unterſcheidenden Merkmale eines jeden Begriffes** genau erkannt werden können. Denn da unſer Verſtand die Begriffe, bei der Zergliederung, in ihre einzelnen Merkmale auflöſet; ſo wird er durch die entgegenſtehende Eigenſchaft, durch die **Dunkelheit**, in ſeiner Wirkſamkeit aufgehalten, und ver-

*) Sulzers Theorie der ſchönen Künſte, (neue Aufl. 1792.) Th. 1. S. 603. ff. — Adelung über den teutſchen Styl, Th. 1. S. 122. ff. — Eſchenburgs Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften. (Berl. 1789. neue Aufl.) S. 283. ff. — Voigtel, Lehrbuch der teutſchen proſ. Schreibart. S. 126 ff. — Snells Lehrb. der teutſchen Schreibart, S. 13. ff.

mag weder die einzelnen Begriffe richtig zu faſſen, noch auch ihren innern Zuſammenhang zu überſehen

Sulzers Theorie ꝛc. Th. 3. S. 43. ff.

(Die Deutlichkeit und Klarheit beſteht zum Theile in der Wahl der Wörter. In dieſer Hinſicht hängt ſie von der **empiriſchen** Sprachwiſſenſchaft ab, welche auf **Sprachreinigkeit** dringt, und nur diejenigen Wörter zu gebrauchen verſtattet, die ſowohl richtig gebildet, als auch dem Zeitalter der höhern Reife einer kultivirten Sprache angemeſſen ſind. Sie ſchließt alle unſinnige und zweideutige Ausdrücke von ſich aus.)

3) **Vollſtändigkeit.** Sie zeigt ſich in dem Vorhandenſeyn aller Begriffe, welche zu einem ſtyliſtiſchen Ganzen gehören, ſo daß die Darſtellung des Gegenſtandes durch dieſe Anweſenheit aller zu ihm gehörenden Begriffe formell **erſchöpft** wird.

4) **Einheit.** Sie beſteht in dem innigen Zuſammenhange aller einzelnen Theile, aus welchen ein vollſtändiges Ganze zuſammengeſetzt iſt, ſo daß man durch die wahrgenommene Verbindung der Theile verhindert wird, jeden einzelnen Theil als ein Ganzes anzuſehen.

Sulzers Theorie, Th. 2. S. 26. ff.

5) **Angemeſſenheit.** Sie beſteht in dem Gebrauch des **paſſendſten und befriedigendſten Ausdruckes** für die Bezeichnung der darzuſtellenden Gegenſtände, ſo daß an dieſer Stelle, für dieſen bezeichneten Gegenſtand, und in dieſem Zuſammenhange der ganzen Rede kein anderes, als das gewählte Wort paſſend ſeyn würde. Zu ihr gehören die **Ueblichkeit,** welche das in der Sprache für einen Gegenſtand gebräuchliche und gewöhnliche Wort finden und gebrauchen läßt; die **Schicklichkeit,** nach welcher man diejenigen Ausdrücke wählt, welche theils dem Gegenſtande, theils dem ſprechenden oder ſchreibenden Individuum anpaſſen; und die **Beſtimmtheit,** wornach man diejenigen Ausdrücke wählt, welche die Aufmerkſamkeit auf den dargeſtellten Gegenſtand unmittelbar fixiren.

Sulzers Theorie, Th. 1. S. 142. f. — Adelung über den Styl, Th. 1. S. 162. ff.

6) **Natürlichkeit.** Sie beſteht darin, daß man die einzelnen Begriffe, welche zu einem Ganzen gehören, ſo leicht und in dem Zuſammenhange mit einander verbindet, wie in der Natur ſelbſt alle einzelne Theile zu einem Ganzen verbunden ſind. Sie ſchließt alles Gezwungene und Gewaltſame in der Verbindung der einzelnen Theile von ſich aus.

Sulzers Theorie, Th. 3. S. 511. ff.

7) **Ordnung.** Sie beſteht darin, daß alle einzelne Theile eines ſtyliſtiſchen Ganzen ſo an ihrem rechten Platze ſtehen, daß man das Princip für ihre Vertheilung und Stellung leicht wahrnehmen und überſehen kann. Die Ordnung kann ſehr einfach, aber oft auch ſehr verflochten ſeyn, weil das Geſetz derſelben mehr oder weniger Bedingungen haben kann, denen die Folge der Theile entſprechen muß. Die Ordnung im Allgemeinen wird daher in der völlig beſtimmt **berechneten Folge der einzelnen Theile** eines ſtyliſtiſchen Ganzen beſtehen, woraus die **mechaniſche Harmonie** des Ganzen hervorgehet.

Sulzers Theorie, Th. 3. S. 614. ff.

8) **Präciſion (Kürze).** Sie beſteht darin, daß alles, was nicht zum Weſen der Darſtellung eines Gegenſtandes gehört, in der Darſtellung ſelbſt von demſelben ausgeſchloſſen wird. — Sie kann **Kürze der Gedanken** ſeyn, wenn in wenigen Begriffen viel zuſammengedrängt und dadurch das Gebiet des Stoffes erſchöpft iſt; ſie kann aber auch **Kürze des Ausdrucks** ſeyn, wenn man den Inhalt reicher Begriffe erſchöpfend und befriedigend in wenigen Ausdrücken darſtellen kann. Zu dieſer letzten Art gehört auch die Kürze, welche durch die **Wendungen** im Style hervorgebracht wird. Die Präciſion ſchließt alle Ueberladung, unnöthige Ausdehnung und Weitſchweifigkeit von ſich aus; ſie iſt aber erkünſtelt und zu weit getrieben, wenn durch ſie die Verſtändlichkeit beeinträchtigt wird. Auch muß ſie jedesmal mit dem Wohlklange des Periodenbaues in Verbindung

ſtehen, wenn ſie nicht in Trockenheit und ermüdende Einförmigkeit ausarten ſoll.

Adelung, über den Styl, Th. 1. S. 186 ff. — Sulzers Theorie ꝛc. Th. 3. S. 128. ff. — Snells Lehrb. S. 17. ff.

9) **Treue.** Sie beſteht darin, daß man die einzelnen Theile eines ſtyliſtiſchen Ganzen ſo darſtellet, wie es der Wahrheit der Vorſtellungen völlig entſpricht, welche dargeſtellt werden ſollen. Sie ſchließt alſo alle Verſchönerung und Uebertreibung, ſo wie alle Entſtellung und Herabwürdigung von ſich aus.

10) **Sicherheit.** Sie beſteht in derjenigen Stellung und Verbindung der einzelnen Theile eines ſtyliſtiſchen Ganzen, welche das Reſultat der **völligen Bemächtigung** des dargeſtellten Stoffs iſt, und eben ſo alles Schwankende von ſich in der Darſtellung ausſchließt, wie ſie ſich im Voraus des Erfolges des Eindrucks der Darſtellung zu verſichern weiß. Sie zeigt ſich alſo, in der Darſtellung, in einem feſten, zuverſichtlichen Tone, der unmittelbar zum Verſtande ſpricht und die Ueberzeugung von den dargeſtellten Begriffen hervorbringet.

(Es wird hier nicht am unrechten Orte ſeyn, das Urtheil eines Mannes über Korrectheit des teutſchen Ausdrucks aufzubewahren, der ſich um Grammatik und Styl höchſt verdient gemacht hat, des verewigten Scheller. Nicht blos die lateiniſche Sprache verdankt ihm viel; auch für die teutſche erwarb er ſich durch ſeine Gedanken von den Eigenſchaften der teutſchen Schreibart, Halle 1772, weſentliche Verdienſte. Man darf nicht vergeſſen, daß vor 31 Jahren, wo dieſe Schrift erſchien, die teutſche Sprache theoretiſch noch noch bei weitem nicht ſo begründet war, wie jetzt, und daß Philoſophie der Sprache beinahe noch gar nicht gekannt wurde. Deſto wichtiger iſt es, dieſen Philologen als Apologeten der teutſchen Sprache kennen zu lernen, ob er gleich überall in dieſer Theorie des Styls nur empiriſchen Regeln folgt, und durchgehends die lateiniſche Sprache zur Erläuterung der Regeln für die teutſche gebraucht. Er ſagt S. 15. ff. „Die Richtigkeit des Ausdruckes, oder das richtige Teutſch, in Anſehung der Gedanken beſteht darin, daß jeder Ausdruck juſt den Gedanken, den er ausdrücken ſoll, ausdrückt, und zwar

ſo, daß der Leſer nicht mehr und nicht weniger dabei denke. Iſt der Gedanke erhaben; ſo muß der Ausdruck dies Erhabene fühlen laſſen. Iſt der Gedanke ſchön; ſo muß der Ausdruck dieſe Schönheit unverletzt den Augen des Leſers darbringen. Iſt der Gedanke zärtlich; ſo muß der Ausdruck ſo beſchaffen ſeyn, daß man das Zärtliche empfindet. Dann iſt der Ausdruck richtig. Er ſetzt aber die Richtigkeit des Gedankens ſelbſt, deſſen Gewand er ſeyn ſoll, voraus. Dieſe Richtigkeit des Ausdrucks, worauf man Zeitlebens ſtudiren muß, iſt ſo alt, als die Richtigkeit der Gedanken, das iſt, von jeher; denn ſo lange Menſchen richtig gedacht haben, ſo lange haben ſie auch ſich richtig ausgedrückt. — Und dieſe Richtigkeit des Ausdrucks, die bei den Römern elegantia hieß, iſt es, die die Alten ſo ſehr empfielt, beſonders den Cicero, Terenz, Livius, Virgil, Horaz, Ovid. Ich will damit nicht läugnen, daß in ihnen auch viele unrichtige Ausdrücke ſind, denn ſie waren Menſchen, und ließen ſich von ihrer Phantaſie auch betrügen; da aber die Anzahl der unrichtigen, in Vergleichung der richtigen, ſehr geringe iſt, ſo gebühret ihnen der Ruhm der Richtigkeit des Ausdrucks.„

§. 73.

C) Aeſthetiſche Principien für die Schönheit der Form.

So tief der Sinn fürs Wahre in dem Weſen des Menſchen begründet iſt; ſo tief liegt auch in ihm der Sinn fürs Schöne. So ſehr er, auf einer höhern Stufe ſeiner geiſtigen Entwickelung und Bildung, das Bedürfniß fühlt, das Wahre, das er denkt, durch Worte korrect darzuſtellen; eben ſo dringend verlangt er auch, nach dem ihm einwohnenden Sinne fürs Schöne, von der Darſtellung als Form, daß ſie um ihrer ſelbſt willen, und ohne Rückſicht auf den dargeſtellten Stoff gefalle, daß dieſes Wohlgefallen überhaupt ein unmittelbares, unintereſſirtes, allgemeines und nothwendiges Wohlgefallen ſey. Nur diejenige Form nennen wir ſchön, welche dieſen Forderungen entſpricht.

Ohne hier tiefer in den Streit einzugehen, welcher durch Kants Kritik der Urtheilskraft veranlaßt wurde, ob es überhaupt eine Philoſophie der ſchönen

Künſte geben könne, der nur in einer Aeſthetik ſelbſt völlig genau auseinander geſetzt werden kann, nehmen wir hier, mit Einſchränkung auf den Styl, an, daß, obgleich das Genie ſich oft ſelbſt räthſelhaft bei Hervorbringung von Kunſtwerken wirken mag, dennoch ein Vermögen in uns vorhanden ſey, welches Schönheit der Form nach Begriffen und Einſicht bezeichnet, der Geſchmack. Denn wenn auch jedes wahre Product ſchöner Kunſt von der einen Seite Eigenſchaften enthält, welche man nicht aus allgemeinen Begriffen und Grundſätzen erklären kann, ſondern die blos bei der Auffaſſung ſeiner Form unmittelbar empfunden werden können; ſo enthält es doch auch wieder von der andern Seite Eigenſchaften, welche ſich nach allgemeinen Grundſätzen und Begriffen entwickeln, erklären und prüfen laſſen. Der Inbegriff dieſer allgemeinen Grundſätze und Begriffe iſt in der Aeſthetik, oder der Philoſophie der ſchönen Künſte enthalten. Zwar kann Niemand, wenn er nicht productive Phantaſie beſitzt, blos durch die Kenntniß dieſer Grundſätze und Begriffe Künſtler werden; allein die Analyſis der Werke ſchöner Kunſt, und das Urtheil über die Schönheit der Form muß von gewiſſen allgemeinen Principien abhängen. Sich ſelbſt vielleicht in dem Augenblicke der Darſtellung unbewußt, wirkt der Künſtler auf den Zweck hin, durch die Form der Darſtellung dasjenige äſthetiſche Intereſſe, diejenige Theilnahme und Rührung, in Andern zu bewirken, welche in ſeinem eignen Vorſtellungs und Gefühlsvermögen wirkſam war, als er die Form hervorbrachte. — Dadurch ſcheinen die Kantiſchen Principien mit den Principien der Philoſophen vereinigt werden zu können, welche das Daſeyn einer Philoſophie der ſchönen Künſte annehmen und vertheidigen.

Nach Kants Theorie beruht der Charakter des Wohlgefallens am Schönen darauf, daß es durch bloße Auffaſſung der Form eines Gegenſtandes der Anſchauung, und ohne Beziehung derſelben auf einen Begriff entſtehet. Daraus gehen folgende Reſultate bei ihm für jedes Geſchmacksurtheil hervor:

a) Das Wohlgefallen am Schönen iſt ohne alles Intereſſe; denn nicht der Gedanke des Daſeyns des Gegenſtandes, in deſſelben Beziehung auf das Begehrungsvermögen, beſtimmt das Urtheil, ſondern wir fragen nur, ob die bloße Vorſtellung des Gegenſtandes in uns mit Wohlgefallen begleitet ſey.

b) Schön iſt ferner das, was ohne Begriffe als Object eines allgemeinen Wohlgefallens vorgeſtellt wird.

c) Dem Urtheile über Schönheit liegt blos die Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenſtandes zum Grunde. Schönheit iſt daher Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenſtandes, inwiefern ſie ohne Vorſtellung eines Zweckes an ihm wahrgenommen wird.

d) Eben ſo iſt die Nothwendigkeit der allgemeinen Beiſtimmung ganz ſubjectiv, die in einem Geſchmacksurtheile gedacht wird. Schön iſt alſo, was ohne Begriff als Gegenſtand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird. —

Zur Rettung der Aeſthetik als Wiſſenſchaft gehören hieher zwei treffliche Aufſätze von Heydenreich:

1) Ueber die Möglichkeit einer Philoſophie der ſchönen Künſte, in Rückſicht der Einwürfe, welche Kant in der Kritik der Urtheilskraft dagegen erhoben hat; in deſſen Originalideen über die intereſſanteſten Gegenſtände der Philoſ. Leipz. 1794. 2r Th. S. 3. ff., und 2) Skizze einer philoſophiſchen Theorie der bildenden Kunſt, als eine ſpecielle Anwendung der (in der vorigen Abhandlung enthaltenen) Grundſätze; in deſſen Originalideen ꝛc. Th. 3. 1 Abth. S. 129. ff. Heydenreichs Syſtem der Aeſthetik war nämlich 1790, zu gleicher Zeit mit der Kritik der Urtheilskraft erſchienen; er hatte alſo auf Kants Theorie darin nicht Rückſicht nehmen können.)

§. 74.

Fortſetzung.

So tief auch die Rührung des Gefühlsvermögens ſeyn mag, welche durch die ſchöne Form der Darſtellung hervorgebracht wird; ſo regt ſich doch in dem veredelten Menſchen, der auf der höhern Stufe der Reife ſeiner geſammten geiſtigen Vermögen ſteht, das Verlangen, nicht blos das Schöne allein in der Form wahrzunehmen, er will vielmehr in der Form deſſelben das Wahre und Gute ſehen. Hieraus läßt ſich theils der Zuſammenhang aller drei geiſtigen Vermögen des Menſchen ſelbſt in ihrer har-

moniſchen Wirkſamkeit, theils das **genaue Band** zwiſchen dem **Wahren und Schönen** erklären, das wir beſonders in der ſtyliſtiſchen Darſtellung ſuchen. Denn wenn das **Wahre**, das unſer Vorſtellungsvermögen erkennt, wenn das **Gute**, nach welchem unſer Begehrungsvermögen ſtrebt, in der **Darſtellung durch Worte** *) eine ſchöne **Form** erhält; ſo muß es unwiderſtehlich auf ein Weſen wirken, deſſen höhere Vermögen alle ohne Ausnahme durch dieſe Darſtellung befriedigt werden. In keinen Künſten kann der nothwendige Zuſammenhang des Wahren und Guten mit dem Schönen ſo rein dargeſtellt werden, als in den **redenden**; in **Beredſamkeit** und **Dichtkunſt**. Sey es immer, daß das Gefühl, das dadurch erregt wird, indem es ſeiner Dunkelheit durch die Auflöſung deſſelben in Begriffe entkleidet werden muß, ſich in ſeiner Stärke etwas vermindere; ſo werden doch durch die ſchöne Form in den redenden Künſten alle höhere Kräfte des Menſchen intereſſirt, und das Schöne wird in dieſen Künſten für den Menſchen nicht blos ein **Mittel des Genuſſes**, ſondern auch **der Kultur**.

Der Streit über ſchön und Schönheit iſt ſo alt, als die Philoſophie. Keine philoſophiſche Schule hat dieſe Unterſuchung beendigt. Die Literatur dieſer Begriffe hat Sulzer ziemlich vollſtändig in der Theorie ꝛc. Th. 4. S. 305. ff. — Baumgarten (i. ſ. Aeſthetik) erklärt Schönheit als ſinnliche Vollkommenheit; als Einheit im Mannigfaltigen. Ihm folgten G. F. Meyer, (Anfangsgründe aller ſch. Wiſ. Th. 1. S. 38. f.) und Mendelsſohn (philoſ. Schriften Th. 1. S. 27. ff. und Th. 2. S. 104. ff.) — Riedel (in ſeiner Theorie) erklärt die Schönheit ganz ſubjectiv, als bloßes Wohlgefallen in der Empfindung eines Objects. Gäng (in ſeiner Aeſthetik) erklärt die Schönheit als ſinnliche Mannigfaltigkeit in ſinnlicher Einheit, indem er ſie als eine Eigenſchaft darſtellt, die nicht den Gegenſtänden an ſich betrachtet, ſondern nur in Beziehung auf die wahrnehmenden Subjecte zukommt. — Schott (Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften Th. 1. S. 14.) ſetzt das Schöne in ſinn-

*) Dies iſt der Charakter der redenden Künſte. Etwas anders iſt der Charakter der bildenden ꝛc. Künſte.

lich vorgeſtellte Vollkommenheit — Moritz (Berlin. Monatsſchrift. März 1795) erklärt das Schöne für das in ſich Vollendete. — F. V. Reinhard (in ſeinen ohne ſein Vorwiſſen gedruckten Dictaten über Aeſthetik unter folgendem Titel: Ueber die Grundſätze und die Natur des Schönen, Berl. 1797. S. 27. f.): die Schönheit der Gegenſtände ſey diejenige Eigenſchaft derſelben, nach welcher ſie ſinnlich oder anſchaulich vollkommen ſind. — Heydenreich in den Ideen über Schönheit und Häßlichkeit (Originalideen, 3 B. 1 Abth. S. 211. ff.) folgt größtentheils Kanten. — Eben ſo folgt Heuſinger (Handbuch der Aeſthetik Th. 1. S. 3. ff.) Kanten. — Sehr ausführlich, nach Kantiſchen Begriffen, hat die Lehre von der Schönheit erörtert: Snell Lehrbuch der Kritik des Geſchmacks Leipz. 1795. S. 11. ff. — Krug (Verſuch einer ſyſtematiſchen Encyklop. der ſchönen Künſte S. 31. ff) erklärt ſich dahin: „Obwohl es eigentlich keine Wiſſenſchaft des Schönen gibt, weil das Gefühl der Luſt und Unluſt die oberſte Richtſchnur in Beſtimmung deſſen, was für ſchön gehalten wird, iſt mithin die Schönheit nicht demonſtrirt d. h. durch keine allgemeingültige Regel (weder a priori noch a poſteriori) beſtimmt werden kann, was ſchön ſey, oder allgemein gefallen müſſe; obwohl ferner die ſchöne Kunſt ihre Regeln von der Natur unmittelbar durch das Genie empfängt, welches, wie durch höhere Eingebung geleitet, in ſeinen Productionen regelmäßig wirkt; obwohl endlich der Geſchmack, als ein Beurtheilungsvermögen des Schönen, nicht mitgetheilt und gelehrt, ſondern nur entwickelt und gebildet werden kann: ſo läßt ſich doch eine Wiſſenſchaft denken, welche die urſprünglichen Bedingungen des Geſchmacksurtheils, oder des reinen Wohlgefallens am Schönen der Natur und der Kunſt im menſchlichen Gemüthe kritiſch aufſucht, und zugleich die Regeln aufſtellt, welche die Natur durch das Genie der ſchönen Kunſt gegeben hat, und welche ſich an den allgemein für ſchön gehaltenen Producten des Genies als ſolche ankündigen, die jeder befolgen muß, welcher ſolche Kunſtproducte hervorbringen oder beurtheilen will. — In näherer Beziehung auf den Styl ſtehen folgende Unterſuchungen über das Schöne: Adelung über den teutſchen Styl Th. 2. S. 378. ff) erklärt das Schöne für das, was Wohlgefallen erreget, und theilt das Schöne in das allgemeine oder abſolute, in das conventionelle, und in das relative Schöne. Uebrigens läugnet er (Th. 1. S. 32. f.) daß es allgemeine Grundſätze der Schönheit gebe, und behauptet (S. 34.

f.), daß ſelbſt unter den Begriff der Schönheit: daß ſie Einheit in der Mannigfaltigkeit ſey, ſich nicht alle Arten des Schönen bringen laſſen. — Mit Offenheit ſagt Scheller (Gedanken von den Eigenſchaften der teutſchen Schreibart S. 40.): „was iſt ſchön teutſch? Ich kann dies nicht beantworten„ — und räth, daß dabei jeder ſeinem Geſchmack folgen ſolle. — Eſchenburg (Theorie d. ſchönen Wiſſenſchaften S. 20. f.) ſetzt, in unmittelbarer Beziehung auf die redenden Künſte, das Schöne in ſinnlich dargeſtellte Einheit des Mannigfaltigen, wobei aber mehrere Theile zur Hervorbringung eines gemeinſchaftlich, ohne allen Anſtoß völlig befriedigenden Eindrucks zuſammenſtimmen müſſen. — Voigtel (Lehrbuch der teutſchen proſ. Schreibart S. 143. ff.) ſagt: „Man ſchreibt ſchön, wenn man ſeine Worte ſo wählt und verbindet, daß durch die bloße Betrachtung derſelben ein Wohlgefallen in dem Leſer erregt wird. Dieſes Wohlgefallen entſpringt aus dem Bewußtſeyn, daß unſer Verſtand mit Leichtigkeit gewiſſe Merkmale auffaßt, welche ihm die Worte darbieten, und iſt alſo nur ſubjectiv, denn es liegt blos in dem Gefühle des Leſers, welches dieſer bei der Betrachtung der Worte hat, oder es iſt mit der Betrachtung verknüpft. Die Betrachtung oder Beurtheilung der Worte ſetzt nun entweder einen Begriff von dem voraus, was die Worte darſtellen ſollen, oder nicht. Iſt im letztern Falle ein Wohlgefallen mit der Beurtheilung der Wörter verknüpft; ſo iſt es freie Schönheit, welche in den Wörtern liegt, im erſtern Falle aber anhängende Schönheit, oder mit einer andern Ausdrucke: Vollkommenheit.„ —

§. 75.
Fortſetzung.

Das Wahre, und das Gute dargeſtellt unter der Bedingung des Wahren, ſoll jedesmal der styliſtiſche Stoff ſeyn. Der Form der Darſtellung kommt Korrectheit zu; ſobald ſie jener Bedingungen entſpricht. — Das Wahre und Gute ſoll aber auch intereſſiren, und dieſes Intereſſe kann blos durch die gewählte Form der Darſtellung bewirkt werden. Dieſe Form iſt ſchön, ſobald ſie als Form ein ungetheiltes Wohlgefallen an dem dargeſtellten Stoffe veranlaßt und ſobald dieſe Form, als Hülle der Gedanken, auf die Principien für die Schönheit der Darſtellung ſelbſt zurückgeführt werden kann. — Die Schönheit der Form vol-

lendet daher die ſtyliſtiſche Vollkommenheit. Nie kann aber die Schönheit in den gewählten Worten, in den dargeſtellten Begriffen ſelbſt liegen; ſie iſt ausſchließend der Form der Darſtellung eigen.

Der Inhalt (Stoff) muß ſich dem Verſtande unmittelbar durch ſich ſelbſt empfehlen; aber die ſchöne Form ſpricht zu der Einbildungskraft und ſchmeichelt ihr mit einem Scheine von Freiheit *). Die beiden weſentlichen Eigenſchaften der ſchönen Darſtellung aber ſind: Sinnlichkeit im Ausdrucke, und Freiheit in der Bewegung **). „Um die Einbildungskraft durch die Darſtellung zu befriedigen, muß die Rede einen materiellen Theil, einen Körper haben, und dieſen machen die Anſchauungen aus, von denen der Verſtand die einzelnen Merkmale oder Begriffe abſondert; denn ſo abſtract wir auch denken mögen, ſo iſt es doch zuletzt immer etwas Sinnliches, das unſerm Denken zum Grunde lieget. Nur will die Imagination ungebunden und regellos von Anſchauung zu Anſchauung überſpringen, und ſich an keinen andern Zuſammenhang, als den der Zeitfolge binden. Stehen alſo die Anſchauungen, welche den körperlichen Theil zu der Rede hergeben, in keiner Sachverknüpfung unter einander; ſcheinen ſie vielmehr als unabhängige Glieder und als eigene Ganze für ſich ſelbſt zu beſtehen; ſo hat die Einkleidung äſthetiſche Freiheit, und das Bedürfniß der Phantaſie iſt befriediget. Eine ſolche Darſtellung iſt ein organiſches Product, wo nicht blos das Ganze lebt, ſondern auch die einzelnen Theile ihr eigenthümliches Leben haben; die blos wiſſenſchaftliche Darſtellung hingegen iſt ein mechaniſches Werk, wo die Theile, leblos für ſich ſelbſt, dem Ganzen durch ihre Zuſammenſtimmung ein künſtliches Leben ertheilen. — Um auf der andern Seite dem Verſtande Genüge zu thun und Erkenntniß hervorzubringen, muß die Rede einen geiſtigen Theil, Bedeutung, haben, und dieſe erhält ſie durch die Begriffe, vermittelſt welcher jene Anſchauungen auf einander

*) Schiller, über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche ſchöner Formen, in ſeinen kleinern proſ. Schriften, Th. 2. S. 359. f.

**) Ebendaſ. S. 367. ff.

bezogen, und in ein Ganzes verbunden werden. Findet nun zwiſchen dieſen Begriffen, als dem geiſtigen Theile der Rede, der genaueſte Zuſammenhang ſtatt, während daß ſich die ihnen entſprechenden Anſchauungen, als der ſinnliche Theil der Rede, blos durch ein willkührliches Spiel der Phantaſie zuſammen zu finden ſcheinen; ſo iſt das Problem der ſchönen ſtyliſtiſchen Form gelöſet, und der Verſtand wird durch Geſetzmäßigkeit befriedigt, indem der Phantaſie durch Geſetzloſigkeit geſchmeichelt wird. Unterſucht man die Zauberkraft in der ſchönen Diktion; ſo wird man allemal finden, daß ſie in einem ſolchen glücklichen Verhältniſſe zwiſchen äußerer Freiheit und innerer Nothwendigkeit enthalten iſt. Zu dieſer Freiheit der Einbildungskraft trägt die Individualiſirung der Gegenſtände, und der figürliche, oder uneigentliche Ausdruck das meiſte bei; jener, um die Sinnlichkeit zu erhöhen, dieſer um ſie da, wo ſie nicht iſt, zu erzeugen.„ — Es iſt daher fehlerhaft zu ſagen, daß die Schönheit der Darſtellung in ſchönen Wörtern liege; die Sprache hat an ſich keine ſchönen Wörter, Gedanken, ſo wenig wie die Logik ſchöne Begriffe hat. Selbſt nicht in der einzelnen (grammatiſchen) Wortverbindung und Stellung (nach der Rectionslehre,) liegt die ſtyliſtiſche Schönheit, ſondern in dem harmoniſchen Ganzen der Darſtellung, in dem durch Sinnlichkeit im Ausdrucke und durch Freiheit in der Bewegung hervorgebrachten Verhältniſſe und Gleichgewichte aller einzelnen Theile eines ſtyliſchen Ganzen zu dem Ganzen. Dieſe Schönheit iſt vollendet, und das ſtyliſtiſche Ganze ein Kunſtwerk, ſobald die Darſtellung durchgehends gleiche Haltung hat, und nirgends die Spur der Sinnlichkeit im Ausdrucke und der Freiheit in der Bewegung vermißt wird. Der ſtyliſtiſche Stoff alſo, der aus dem ganzen encyklopädiſchen Gebiete der menſchlichen Erkenntniß und des menſchlichen Wiſſens entlehnt ſeyn kann, kann, als ſolcher, nie ſchön ſeyn; nur die Hülle, die ihn bedeckt, die Form, die ihn umgiebt, kann Schönheit an ſich tragen. Nach dieſem Geſichtspuncte gibt es auch kein Beſtreben, ſchön ſchreiben zu wollen; denn das productive Genie erfindet die ſchöne

Form, ohne ſich in dem Augenblick der Darſtellung der Regeln der ſchönen Form bewußt zu ſeyn; es folgt den Eingebungen ſeiner ſchöpferiſchen Kraft, und das ſtyliſtiſche Ganze ſteht ſo **vollendet** in der Darſtellung dar, wie es nach der geſammten Bildung des producirenden Weſens erſcheinen konnte.

Von einer ſolchen ſtyliſtiſchen Form ſagen wir aus, daß **Geiſt** in derſelben ſey. Der Geiſt im Style bezeichnet nämlich **die vollendete harmoniſche Haltung der ſchönen Form durch das Ganze der Darſtellung.** Er iſt der unſichtbare Hauch, der dieſes Ganze umſchwebt und durchdringt; er kann nicht durch die ſchulgerechte Zergliederung der einzelnen Beſtandtheile des Ganzen gefunden werden, denn er gehört **dem Ganzen** an. Er iſt der **Wiederſchein der innern Vollendung**, und ſtellt dieſe Vollendung im **Aeußern** ſo dar, wie ſie im **Innern**, durch harmoniſche Bildung aller geiſtigen Anlagen, begründet iſt. Er findet ſich in den Producten der vollendeten Styliſten (der Klaſſiker) aus allen Zeiten und Völkern, ſie mögen Dichter oder Proſaiker ſeyn; ſein Wirken iſt nicht an einen gewiſſen Himmelsſtrich, nicht an die eigenthümliche Kultur irgend eines Volkes, nicht an dieſe oder jene Individualität gebunden. Er ſpricht uns überall an, wo bei einem reichen Maaſe natürlicher Anlagen, die Kultur dieſer Anlagen jene Vollkommenheit erreicht hat, daß die Form für die Darſtellung auf **demſelben** unerklärbaren Princip **im Innern des Menſchen** beruht, von welchem die Form der ſubjectiven Vollendung überhaupt abhängt.

Von dieſem Geiſte in der Darſtellung iſt die **Manier** im Style abhängig, welche ſich in **derjenigen** Hervorbringung der Form für die verſchiedenen Stoffe ankündigt, **woran man die Individualität des Styliſten jedesmal wieder erkennt.** Die ganze Summe von geiſtigen Anlagen; das Eigenthümliche in der Richtung, Entwickelung, Ausbildung und Ankündigung dieſer Anlagen; die Art des innern geiſtigen Lebens und der ganzen Individualität liegt in der Manier unverkennbar

vor *) Sobald dieſe Manier eigenthümlich und ſelbſtgeſchaffen iſt, kann man ſelbſt einige kleinere Mängel und Flecken in derſelben ertragen; ſobald ſie aber entlehnt iſt, ſo iſt ſie allezeit das Zeichen des Mangels an ſelbſtthätiger Kraft und Bildung, und verräth, indem die Nachahmung einer fremden Manier beinahe jedesmal hinter dem Original zurückbleibt, das unglückliche Beſtreben, ſich zu einer Höhe emporzuarbeiten, welche die Natur nicht zur Sphäre des nachahmenden Individuums beſtimmte.

§. 76.

Geſchmack in ſtyliſtiſcher Hinſicht.

Der Geſchmack iſt, im Allgemeinen, das Vermögen, das Schöne zu beurtheilen. In ſeinen Aeußerungen liegt der Ausdruck des Wohlgefallens oder Mißfallens an einer äſthetiſchen Form. Da aber das Wohlgefallen an einer äſthetiſchen Form im Allgemeinen von der vollſtändigen und harmoniſchen Entwickelung und Ausbildung des geſammten geiſtigen Anlagen und Vermögen, und im Beſondern von der Ausbildung der Urtheilskraft abhängt; ſo läßt ſich ſchon daraus, daß bei ſo vielen Individuen dieſe

*) Die Manier eines Schriftſtellers wird in der Form bald in gewiſſen wiederkehrenden Wendungen und Anſichten, bald in den Uebergängen und Lieblingsausdrücken, bald in derſelben Stellung des Ganzen, an die man ſich einmal gewöhnt hat, bald in der Gruppirung der einzelnen Theile, in der Bildung der Perioden, in der Rückſicht auf gewiſſe Gegenſtände der Natur, der Wiſſenſchaften und der Kunſt, bald in der Wahl und der Haltung der einen von den drei Schreibarten ꝛc. erkannt. Als unmittelbare Folge der individuellen Bildung kann ſie nicht getadelt werden. — Die entlehnte Manier aber beruht gewöhnlich auf dem Nachahmungstriebe, wo man, aus Mangel an Kraft, ſich eine eigne Form und Manier ſchaffen zu können, ſich in die Manier eines andern hineinarbeitet, ſich blos auf dieſen Schriftſteller einſchränkt, und ſeine Vollkommenheiten und Fehler mit gleicher Aengſtlichkeit kopirt. Daß Einförmigkeit und Einſeitigkeit in der ſubjectiven Bildung, die gewöhnlichen Urſachen, und die Erregung des Ueberdruſſes und des Eckels an ſolchen nachgeahmten Formen die gewöhnlichen Folgen der wahrgenommenen entlehnten Manier ſind, verſteht ſich von ſelbſt.

Vermögen nicht ebenmäßig entwickelt und ausgebildet ſind, die unendliche **Verſchiedenheit** des Geſchmacks erklären, wozu noch kommt, daß, da alles Wohlgefallen am Schönen ſubjectiv iſt, auch der Ausdruck dieſes Wohlgefallens ſubjectiv ſeyn muß. Nur ſo viel kann **überhaupt** feſtgeſetzt werden: daß der Geſchmack um ſo richtiger und feiner ſeyn wird, je vollendeter und umſchließender die Ausbildung und Veredlung der geſammten geiſtigen Vermögen des Menſchen geſchehen iſt. Da aber die **Wirkungen** des Geſchmacks die ſinnlichen und geiſtigen Kräfte des Menſchen in Harmonie bringen, und zu einem innigen Bündniſſe vereinigen ſollen *); ſo muß auch der **Einfluß** des Geſchmacks da ſichtbar werden, wo ein ſolches inniges **Bündniß zwiſchen der Vernunft und den Sinnen** zweckmäßig und rechtmäßig iſt. Wo blos Erkenntniß der Zweck iſt, oder wo es darauf ankommt, einer Pflicht Genüge zu thun; da kann der Geſchmack uns keine Dienſte unmittelbar leiſten. Nur mittelbar wird durch die geſchmackvolle Einkleidung und äſthetiſch ſchöne Darſtellung des Wahren und des Guten, das Wahre und Gute uns ſelbſt näher gebracht, weil jene Darſtellung uns in die günſtige Stimmung verſetzt, dem Wahren und Guten unſre Seele zu öffnen, und weil jene geſchmackvolle Einkleidung die Hinderniſſe in unſerm Gemüthe hinweggräumt, die ſich der ſchwierigen Verfolgung einer langen und ſtrengen Gedankenkette ſonſt würden entgegengeſetzt haben. **In Hinſicht auf den Styl** wird ſich daher der Geſchmack **entweder** in dem reinen Wohlgefallen an wirklich äſthetiſch vollkommenen ſtyliſtiſchen Ganzen zeigen, die den Forderungen der Korrectheit und Schönheit entſprechen; **oder** er wird ſelbſt der Urheber von ſtyliſtiſchen Producten ſeyn, in welchen die Korrectheit und Schönheit der Form im innigſten Zuſammenhange ſtehen. So unverkennbar der Einfluß von Klima, Gewohnheit, Erziehung, Temperament, Charakter, Lebensalter, Nationalbildung,

*) Schiller, in der Abhandl. über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche ſchöner Formen, in ſeinen kleinen proſaiſchen Schriften, Th. 2. S. 356. ff.

Staatsverfaſſung, Sitten, geiſtiger Bildung, Geſchlechtsverſchiedenheit und wiſſenſchaftlicher Kultur auf den Geſchmack ganzer Völker und alſo auch der Individuen iſt; ſo gibt es doch auf einer höhern Stufe der Kultur bei jeder Nation gewiſſe Schriftſteller, die allgemein als klaſſiſch anerkannt werden, und die als ſolche, und mithin als Muſter für die Ausbildung des Geſchmackes, auf die folgenden Generationen übergehen. So ſtimmt z. B. der Geſchmack aller Zeiten darüber überein, daß die Schriften eines **Cicero, Cäſar, Livius** und **Horaz** klaſſiſch ſind.

Ueber den Geſchmack:

J. U. König, Unterſuchung von dem guten Geſchmacke in der Dicht- und Redekunſt. Berl. 1750.

J. J. Bodmer, von dem Einfluſſe und Gebrauch, der Einbildungskraft zur Ausbeſſerung des Geſchmacks. Frankf. und Leipz. 1727. und deſſelben Briefwechſel von der Natur des poetiſchen Geſchmacks. Zürich 1736.

J. A. Schlegel, von der Nothwendigkeit, den Geſchmack zu bilden, und von der frühzeitigen Bildung des Geſchmacks, 2 Abhandl. an ſ. Ausgabe des Batteur.

Die äſthetiſchen Lehrbücher von Riedel, Schott, Meiners, König, Steinbart, Schütz, Gäng, Snell und andern, die weiter unten aufgeführt werden.

De morum vi ad ſenſum pulcritudinis, quam artes ſectantur. von Heyne, in ſeinen Opuſc. T. I. S. 1 — 38.

J. G. Herder, von den Urſachen des geſunken Geſchmacks bei den Völkern, da er geblüht. Berl. 1775.

J. A. Eberhard, über die Verſchiedenheit des Geſchmacks; in der neuen Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften. Th. 26.

Eſſay on Taſte, by Al. Gerard 2te Aufl. Edinburg, 1780 überſ. Breslau 1766. Der Inhalt dieſes Buches bei Sulzer Th. 2. S. 379.

Eſſays on the natûre and principles of taſte, by Arch. Aliſon. Lond. 1790. überſ. in 2 Theilen, und mit Anmerkungen und Abhandl. begleitet von K. H. Heydenreich. Leipz. 1792. Der Inhalt dieſes Werkes bey Sulzer Th. 2. S. 380.

M. Herz, Verſuch über den Geſchmack und die Urſache ſeiner Verſchiedenheit. Berl. 1790. 2te Aufl.

J. Kant, Kritik der Urtheilskraft. Lib. 1790. und alle Aeſthetiken nach Kantiſchem Schnitte.

Von dem Geſchmacke, in C. W. Snells Lehrb der Krit. des Geſchmacks, Leipz. 1795. S. 336 — 350.

W. T. Krug, Verſuch einer ſyſtemat. Encyclopädie der ſchönen Künſte, Leipz. 1802. S. 22 — 38, wo auch Literatur beigebracht iſt; hauptſächlich aber Sulzers Theorie ꝛc. Th. 2. S. 371 — 385, wo der literariſche Theil des Artikels; Geſchmack, beſſer als der theoretiſche bearbeitet iſt. In dem kurzgefaßten Handw. der ſchönen Künſte, Th. 1. Abth. 2. S. 493. ein nur zu kurzer Artikel von Heydenreich.

F. Schiller, über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch ſchöner Formen, in ſeinen kleinern proſaiſchen Schriften, Th. 2. Leipz. 1800. S. 355. ff.

L. Bendavid, Verſuch einer Geſchmackslehre, Berl. 1799. S. 134. ff. S. 211. ff.

§. 77.

Aeſthetik des Styls.

Die äſthetiſche Vollendung des Styls iſt alſo, an ſich betrachtet, ein Werk der Freiheit in der Hervorbringung einer Darſtellung, worin der Stoff unter der ihm mitgetheilten Form, und durch die innigſte Verbindung mit dieſer Form, ein reines, unmittelbares Wohlgefallen erregt, das ſich auf die Anſchauung dieſer Form, als eines in ſich abgeſchloſſenen Ganzen, bezieht. — Sobald aber, in wiſſenſchaftlicher Hinſicht, dieſes Wohlgefallen am Schönen auf Principien zurückgeführt werden ſoll; ſobald müſſen an der styliſtiſchen Form gewiſſe Bedingungen angetroffen werden, durch welche der Geſchmack befriedigt wird. Dieſe Bedingungen werden in der philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft unter folgenden einzelnen Momenten aufgeführt:

a) **Lehre vom Wohlklange;**
b) **Lehre von der Symmetrie;**
c) **Lehre von denjenigen Eigenſchaften der ſchönen styliſtiſchen Darſtellung, durch welche der Begriff von der Schönheit der dargeſtellten Form vermittelt wird.**

§. 78.

a) Der Wohlklang.

Sprache iſt Muſik; denn ſie beſteht aus Tönen. Dieſe Töne ſind aber in der Darſtellung für Vorſtellungen artikulirte Worte, ſtatt daß ſie in der Muſik reine Tö-

ne der Empfindung bleiben. Nur daraus läßt ſich erklären, warum die Poeſie der Muſik näher verwandt iſt, als die Proſa. In der Poeſie liegen nämlich Empfindungen, der Darſtellung durch Worte zum Grunde; in der Proſa ſind es Begriffe, welche die wörtliche Darſtellung ausdrückt. Jene ſtehen mit der Muſik, der Darſtellung des reinen und urſprünglichen Tones der Empfindung, in näherer Verbindung, als die Darſtellung von Begriffen ſtehen kann. Die Sphäre der Einbildungskraft liegt überhaupt der Sphäre der Empfindung näher, als die Sphäre des Verſtandes. Die Bilderſprache der Poeſie iſt Muſik in Worten, iſt wörtliche Darſtellung der innern Empfindung, des innern geiſtigen Lebens; denn alle Bilder der Sprache ſind durch die Phantaſie aus dem Innern des Gefühls entlehnt, und müſſen wenigſtens nach der Umgebung und Einkleidung, welche ſie in der wörtlichen Darſtellung erhalten, nach ihrem Urſprunge zu erkennen ſeyn.

Beruht nun der muſikaliſche Wohlklang auf der Harmonie der unartikulirten Töne; ſo muß der ſtyliſtiſche Wohlklang in der Harmonie der artikulirten Töne beſtehen. — Je muſikaliſcher ein Volk iſt; deſto größer werden die Forderungen deſſelben an ſeine Styliſten in Hinſicht auf den Wohlklang ſeyn. Je früher der Sinn für Muſik bei ihm geweckt wurde; deſto muſikaliſcher werden die Wörter ſeiner Sprache ſeyn. So will es der ewige Zuſammenhang zwiſchen allen Künſten.

Ob nun gleich in einer lebenden Sprache der vorhandene Vorrath von Wörtern, wenn dieſe nicht muſikaliſch gebildet ſeyn ſollten, nicht nach den Principien des Wohlklanges umgeſchaffen werden kann, weil man da höchſtens nur bei neugebildeten Wörtern den Wohlklang berückſichtiget; ſo kann doch der Styliſt in Hinſicht auf die Verbindung und Vertheilung der einzelnen Wörter in den Perioden, den Geſetzen des Wohlklanges folgen. Dieſe Rückſicht wird ſich nun überhaupt bei denen Völkern am meiſten zeigen, welche eine öffentliche Beredſamkeit haben, in welcher die Proſa, durch den allgemei-

nen Antheil des Volkes an derſelben, eben ſo die Forderungen des Wohlklanges befriedigen muß, wie es bei der Poeſie, wegen ihrer allgemeinern Verbreitung, ohnedies faſt bei jedem Volke der Fall iſt. Denn dieſem Wohlklange in den poetiſchen Werken, und dem angebohrnen Sinne des Menſchen für den ſtyliſtiſchen Wohlklang, dürfen wir gewiß größtentheils die ſo weite Verbreitung der Dichterwerke zuſchreiben, während die Proſaiker der Nation verhältnißmäßig weniger geleſen und weniger auswendig gelernt werden.

Vergleichen wir die abendländiſchen Völker der neuern Zeit mit den Griechen und Römern in dieſer Hinſicht; ſo ſtehen die Proſaiker der erſtern, mit wenigen Ausnahmen, den Proſaiken der letztern nach. Denn die Sprache der letztern bildete ſich durch die Redner, welche die Verfaſſung derſelben erzog, die darauf gegründet war, daß die Macht der Beredſamkeit die Meinung und die Herzen der Menge für ſie feſſelte. Nur England und Frankreich haben in neuern Zeiten die politiſche Beredſamkeit durch ihre Verfaſſung befördert; in monarchiſchen Staaten kann ſie nicht ſo gedeihen. Daher iſt ſie auch in dieſen beinahe blos auf die geiſtliche Beredſamkeit eingeſchränkt, die aber, ihrem religiöſen Zwecke und der gewöhnlichen Bildung des geiſtlichen Standes nach, mehr auf Belehrung und Ueberzeugung, als auf Erſchütterung und Rührung hinwirkt. Es liegt überhaupt in dem Charakter eines mehr ruhig denkenden, als frei aufſtrebenden Volkes, daß es im Stillen lieſet, und daß deshalb ſeine Schriftſteller den Wohlklang in der Darſtellung gewöhnlich vernachläſſigen. Bei Völkern, welche durch politiſche und geiſtliche Redner zugleich geleitet werden, würden Schriften, die ſich nur zum ruhigen Leſen in der Stube eigneten, und in denen der Wohlklang vernachläſſigt wäre, wenig Glück machen. — In Beziehung auf Teutſchland ſteht damit die faſt allgemeine Vernachläſſigung des richtigen Leſens und Declamirens in den gewöhnlichen Erziehungsinſtituten in Verbindung. Man legt keinen Werth, ſelbſt für den künftigen Religionslehrer, darauf, weil man auch ohne gehörige Declamation ſeine bürgerliche Laufbahn zu machen glaubt. Daher iſt auch

bei keinem kultivirten Volk das, wo man **Prononciation** nennt, und worauf man bei der franzöſiſchen Sprache beſonders ſo viel Gewicht legt, ſo ſehr vernachläſſiget, als bei dem teutſchen. — Anders iſt es in England. Ohne ſeine hervorſtechenden Rednertalente im Parlamente würde **Pitt** nicht in einem Alter von 22 Jahren Miniſter geworden ſeyn.

§. 79.

Fortſetzung.

Der Wohlklang hängt von zweierlei ab; **vom Klange** und **vom Numerus**. So ſagt ſchon **Cicero**: Duae ſunt res, quae permulceant aures; ſonus et numerus.

Der Klang beruht **theils** auf den einzelnen Sylben und Wörtern; theils auf ihrer **Stellung** in einem ſtyliſtiſchen Ganzen. Die Lehre vom Klange iſt daher weſentlich nöthig für die zur empiriſchen Sprachwiſſenſchaft gehörenden **Proſodie**.

Ob nun gleich der Styliſt (und folglich auch der Redner und Dichter) nicht im Stande iſt, die Wörter ſelbſt, welche einmal in der Sprache vorhanden ſind, zu verändern; ſo ſteht ihm doch nicht ſelten die **Wahl** der Wörter frei. Hier ſoll er nun dasjenige Wort wählen, das an ſich ſchon wohlklingend iſt, und die Eigenſchaft des Wohlklanges auch nicht in ſeiner Verbindung mit andern Wörtern verliert. Hauptſächlich muß er darauf ſehen, daß der declamatoriſche Accent (der zur Bezeichnung des Hauptwortes in einem Satze dient,) nicht auf Wörter zu ſtehen komme, welchen der Wohlklang fehlt. Dies iſt aber bei Wörtern der Fall, die von **harter** und **ſchwerer** Ausſprache ſind.

Die **Härte** iſt alſo das erſte, was gegen den Wohlklang ſtreitet. Sie rührt, in wiefern ſie die einzelnen Töne betrifft, gewöhnlich von der Häufung der Conſonanten in den Wörtern her, beſonders derer, welche ſchwer auszuſprechen ſind. Da nun die **Melodie** der Ausſprache von der Anweſenheit und Menge der Vokale abhängig iſt; ſo muß bei dem Wohlklange hauptſächlich darauf geſehen werden, daß die Vokale und Conſonanten in den gewählten Wörtern

in einem richtigen Verhältniſſe ſtehen. Es dürfen alſo, wo möglich, die **Conſonanten überhaupt** nicht gehäuft werden, beſonders aber darf **ein und derſelbe** Conſonant nicht zu oft hinter einander folgen. Eben ſo wird der Wohlklang unterbrochen durch die zu häufige Stellung **einſylbiger Wörter** nach einander, weil ihre Ausſprache mit Schwierigkeiten verbunden iſt, und durch die **Hinweglaſſung der Vokalen** entweder in der Mitte, oder am Ende der Wörter durch Zuſammenziehungen der Sylben, wenn auch gleich die gemeine Ausſprache darauf hinführen ſollte. Die teutſche Sprache iſt ohnehin an Vokalen nicht reich, und ſteht am Wohlklange hinter den übrigen abendländiſchen europäiſchen Sprachen. Die Härte wird aber auch durch viele **zuſammengeſetzte Wörter** befördert, die für die Ausſprache mit Schwierigkeiten verbunden ſind.

Gegen den Wohlklang ſtreitet ferner der **Gleichklang**, wo mehrere nahe auf einander folgende Wörter, ohne daß es der ſtyliſtiſche Zuſammenhang verlangte, einerlei Klang haben. Dieſer Gleichklang findet ſowohl in der nahen Folge einzelner Buchſtaben und Sylben, als ganzer Wörter ſtatt. In der letztern Hinſicht zeigt er ſich, wenn zu viele Wörter **von gleicher Sylbenlänge** auf einander folgen; oder wenn mehrere Wörter **dieſelben Endſylben** haben; oder wenn **dieſelben** Wörter oft hinter einander gebraucht werden; oder auch, wenn in der Proſa durch Nachläſſigkeit **zufällige Reime** in nahe ſtehenden Wörtern vorkommen.

Gegen den Wohlklang verſtößt aber auch die **Eintönigkeit** (Monotonie), wenn die Wörter einander ſowohl in der Länge, als in dem Sylbenmaaſe zu ſehr ähnlich ſind. Dies iſt aber der Fall, wenn mehrere **vielſylbige** Wörter auf einander folgen; wenn man **dieſelbe Conjunction** (z. B. **und, alſo, auch**) oft wiederholt, und wenn man **einerlei Form in der Perodirung** beſtändig gebraucht. —

Daß übrigens der Klang der Wörter nicht, wie bei der Muſik, blos von dem Schalle abhängt, ſondern auch von dem Sinne derſelben unterſtützt, und durch denſelben

manches Mißverhältniß des erſten gehoben wird, verſteht ſich von ſelbſt.

Man vergl. Sulzers Theorie rc. Th. 4. S. 739. ff. — Adelung über den Styl, Th. 1. S. 222. ff. der für die Art des Wohlklangs, welcher in einzelnen Tönen, Wörtern und Verbindungen beſteht, das Wort: Euphonie gebraucht.

§. 80.

Fortſetzung.

2) Der **Numerus** iſt der Wohlklang, ſobald er auf ganze Sätze und Perioden ausgedehnt wird. Er beruht dann auf dem Ebenmaaſe aller einzelnen Theile einer Rede für die declamatoriſche Darſtellung *). Dahin gehört denn diejenige Stellung und Vertheilung der einzelnen Glieder und Theile einer Rede, nach welcher dieſelbe, in Hinſicht auf das Ebenmaas aller ihre Abſchnitte, für das Ohr ein wohlklingendes Ganze bildet. Beſonders muß in den Perioden der Numerus ſorgfältig für die Schlußworte berechnet werden.

In wiefern durch den Numerus der äſthetiſche Periodenbau begründet wird; inſofern ſtehet er dem grammatiſchen und logiſchen gegen über. Denn es können die einzelnen Wörter und Glieder einer Rede ſehr richtig nach der Rectionslehre, (welche zur empiriſchen Sprachwiſſenſchaft gehört,) und nach der logiſchen Conſtructionslehre auf einander folgen, und doch kann das Ganze nicht wohlklingend ſeyn. So wenig nun auch die grammatiſche und logiſche Richtigkeit dem Numerus aufgeopfert werden darf; ſo gewiß hat es doch der geſchickte Styliſt in den meiſten Fällen in ſeiner Gewalt, den äſthetiſchen Periodenbau mit dem grammatiſchen und logiſchen in Verbindung zu bringen.

Der Numerus betrifft aber nicht allein den Wohlklang in den einzelnen Perioden; er muß auch auf dem Ebenmaaſe in der Verbindung und dem Zuſammenhange aller

*) Cicero erklärt den Numerus für das, was die Griechen Rhythmus nennen.

der Perioden beruhen, welche das Ganze einer Rede ausmachen. „Dem Redner könnte die Einrichtung eines vollkommnen Tonſtückes *) zum beſten Beiſpiele einer Rede dienen, um ihr ſowohl in einzelnen Theilen, als im Ganzen einen guten Numerus zu geben. Das ganze Tonſtück beſteht aus wenig Haupttheilen, oder Hauptabſchnitten, die in Anſehung der Länge ein gutes Verhältniß unter ſich haben. Jeder Haupttheil beſtehet aus etlichen Abſchnitten, deren einige mehr, andere weniger Takte begreiſen, ebenfalls in guten Verhältniſſen der Länge oder Größe; die Abſchnitte beſtehen aus kleinen Einſchnitten, bald von zwei, bald von drei und vier Takten. Dieſes dient zum Muſter des Ebenmaaſes. Dann herrſcht im Ganzen ein Hauptton, der gleich vom Anfange dem Gehöre eingeprägt wird. Jeder Haupttheil hat wieder ſeinen beſondern Ton, der aber gegen den Hauptton nicht zu ſtark abſtechen muß; in kleinen Abſchnitten geht auch dieſer, aber nur auf kurze Zeit, in andere Töne, davon die, welche ſich vom Hauptone am meiſten entfernen, nur kurz und vorübergehend vorkommen, ſo daß bei dieſer Mannigfaltigkeit der Töne der Hauptton doch immer herrſchend bleibt. — Man hat über den Numerus nirgends mehr raffinirt, als in der Muſik. Darum würde dem Redner die genaue Kenntniß der beſten Einrichtung eines Tonſtücks die Beobachtung deſſelben ſehr erleichtern.„

Hauptſächlich muß man aber den proſaiſchen Numerus von dem poetiſchen Rhythmus unterſcheiden, der unter ähnlichen Verhältniſſen in den folgenden Zeilen (es mögen Reime, oder Hexameter, oder Jamben ꝛc. ſeyn,) wiederkommt, ſtatt daß beim Numerus in der Proſa eine beſtändige Abwechslung zwiſchen langen und kurzen Wörtern und zwiſchen den einzelnen Theilen einer Periode herrſchen muß. — Der Fluß der Rede, der eines Theils von der natürlichen und leichten Aufeinanderfolge der verbundenen Begriffe abhängt, hängt andern Theils auch von der gleichförmigen Bewegung der einzelnen, zu einem ſtyliſtiſchen Gan-

*) Sulzers Theorie ꝛc. Th. 3. S. 534.

zen verbundenen, Glieder einer Rede ab, welche in dem Numerus beſteht. Nur diejenige Diction im Style iſt fließend, wo man, ohne Anſtoß, fortlieſet, und weder durch Härte, durch Gleichklänge und Monotonie, noch durch einen langweiligen und matten Periodenbau unterbrochen wird.

Außer Sulzers Theorie ꝛc. Th. 3. S. 531. ff. — Adelung über den teutſchen Styl, Th. 1. S. 221. ff. — Eſchenburg Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften. S. 298. ff. — Snells Lehrb. der teutſchen Schreibart. S. 26. ff. — K. Reinhard erſte Linien eines Entwurfs der Theorie und Lit. des teutſchen Styls, Götting. 1796. S. 116. ff.

§. 81.
Declamation.

Mit der Lehre von dem Wohlklange ſteht eine Lehre in Verbindung, welche die Regeln umſchließt, wie Ideen und Empfindungen durch Redetöne ſinnlich vollkommen dargeſtellt werden können. Erwirbt ſich ein Individuum, in Angemeſſenheit zu dieſer Theorie, die Fertigkeit, ſtyliſtiſche Producte im mündlichen Vortrage ſinnlich vollkommen darzuſtellen; ſo ſagen wir von ihm, es verſtehe zu declamiren. Da nun die Declamation an ſich zur Rhetorik gehört, inwiefern dieſe die äußere oder körperliche Beredſamkeit in ſich faßt, die Rhetorik aber, als Kunſt, ihre Principien aus der Aeſthetik entlehnt; ſo gehört auch die Theorie der Declamation, vermittelſt der Rhetorik, aus welcher ſie reſultirt, unter die Principien der Aeſthetik. Zur Declamation aber werden zwei Theile gerechnet: theils der richtige und ſinnlich vollkommene mündliche Ausdruck des ſtyliſtiſchen Products; theils eine dieſen Ausdruck begleitende angemeſſene und den mündlichen Ausdruck unterſtützende und erhöhende Geſticulation.

§. 82.
Fortſetzung.

Zur Declamation im engern Sinne, d. h. zum ſinnlich vollkommenen mündlichen Ausdrucke des ſtyliſtiſchen Products, gehört zunächſt eine Darſtellung, welche dem

Inhalte der Rede, d. i. dem Charakter des ganzen ſtyliſtiſchen Products, völlig angemeſſen iſt. Jede Rede ſoll nämlich entweder unmittelbar auf ein, oder mittelbar auf mehrere geiſtige Vermögen wirken. Nach dieſer im voraus berechneten Wirkung muß ſowohl der Ton der Stimme ſelbſt, als die Folge der Töne gewählt werden. Man kann diejenige Schönheit, welche der mündlichen Darſtellung, als ſolcher, ohne Rückſicht auf den Inhalt der Rede, zukommt, die abſolute, diejenige aber, welche ihr in Beziehung auf den Inhalt der Rede beigelegt wird, die relative nennen *).

Zur guten Declamation, inwiefern dieſe unabhängig von dem darzuſtellenden Stoffe betrachtet wird, gehört zuerſt ein vielſeitiges und geſchmeidiges Organ, und ein Umfang der Stimme, durch welchen man im Stande iſt, hohe und tiefe, ſtarke und ſchwache, ſanfte und rauhe, feſte und ſchwankende Töne hervorzubringen. So gewiß nun dieſes glückliche Organ ein Geſchenk der Natur iſt; ſo gewiß kann doch auch durch ſorgfältige Anſtrengung, durch Uebung und Gewöhnung, ein an ſich unbiegſames, rauhes und fehlerhaftes Organ allmählig verbeſſert und veredelt werden. — Doch ſelbſt das glücklichſte Organ würde nicht für die declamatoriſche Darſtellung taugen, wenn nicht eine ununterbrochene und zweckmäßige Uebung und Bildung deſſelben die natürlichen Anlagen unterſtützet. Zu dieſer Uebung und Bildung des Organs gehört aber eine laute, deutliche und reine Ausſprache, wo man die einzelnen Sylben und Wörter genau unterſcheiden kann, wo nichts verſchluckt, nichts durch die Ausſprache verdunkelt wird, ſondern jedes Wort, genau von allen übrigen unterſchieden, dennoch in ſeiner ſtyliſtiſchen Geltung und Bedeutung beſtimmt erſcheint, ſo daß weder eine zu große Eilfertigkeit, noch eine zu gedehnte Langſamkeit den Eindruck des Ganzen unterbricht. Nur dieſes laute, deutliche und reine Ausſprechen befördert die Verſtändlichkeit und das Auffaſſen des Sinnes. Aber eben ſo richtig iſt für dieſes letztere eine natürliche

*) Maaß Rhetorik, S. 100. ff.

Declamation, die alles Gezwungene, Affectirte und Uebertriebene von ſich entfernt, und ſich genau an den Gegenſtand anſchmiegt, der dargeſtellt werden ſoll. — Dazu muß die **Belebung** des Vortrages kommen, wo man die Töne der Stimme ſo abwechſeln läßt, und den **Accent** jedesmal nach dem Sinne der Rede ſo legt, daß bei dem Zuhörer das Intereſſe für die Darſtellung nicht nur geweckt, ſondern bis ans Ende derſelben ungetheilt erhalten wird. — An alle dieſe Eigenſchaften der Darſtellung ſchließt ſich der **gefühlvolle** Vortrag an, der durch die Stimme die innere Theilnahme des Darſtellenden an dem Gegenſtande errathen läßt, und um ſo unwiderſtehlicher auf die Zuhörer wirkt, je weniger ein Anſtrich von erkünſteltem Gefühle, oder von Affectation und Uebertreibung ſich in denſelben miſcht.

In Hinſicht auf den darzuſtellenden Stoff ſelbſt aber muß der Declamator die angemeſſene Form zu finden wiſſen. So wie in der Muſik für die Darſtellung eines Gegenſtandes immer nur **eine gewiſſe Tonart** ausſchließend ſich eignet, wo durch das Transponiren in eine andere der Effect ſelbſt größtentheils verloren geht, und wieder für die Darſtellung nur eine gewiſſe **Tactart** (Menſur) paſſend iſt; ſo iſt es auch in der Declamation. Die große Kunſt des Declamators beſteht in der Sicherheit, mit welcher er den ſchicklichſten Ton für die Darſtellung findet, und dieſen, als **Haupt- und Grundton**, beibehält, und gleichſam muſikaliſch durchführet. Von dieſem Grundtone muß die ganze Melodie für die Darſtellung ausgehen, und das **Zeitmaas** für die Darſtellung, die geſchwindere oder langſamere Bewegung der Stimme in der Folge der Worte und Sätze auf einander, muß dem Gegenſtande der Darſtellung angemeſſen ſeyn. Hauptſächlich muß der **declamatoriſche Accent**, welcher die Hauptbegriffe in der Darſtellung bezeichnet, gehalten werden, weil nur dadurch die Nebenbegriffe (in der Muſik würden es die **durchgehenden Noten** ſeyn,) von den Hauptbegriffen gehörig unterſchieden werden können.

Iſt es nun ſchon mit Schwierigkeiten verbunden, die jedesmal in der Seele **unmittelbar vorhandene** Em-

pfindung durch diejenigen Redetöne darzuſtellen, welche derſelben am angemeſſenſten ſind, da ſo oft Erziehung und Gewohnheit entweder gewiſſe Fehler der Sprachorgane nicht ablegen, oder ſogar gewiſſe fehlerhafte Manieren, für den Vortrag (z. B. einen ſingenden Ton; das Verſchlucken gewiſſer Sylben; das ſchnelle Sinken der Stimme gegen den Schluß der Perioden ꝛc.) annehmen laſſen; ſo muß es noch ſchwieriger ſeyn, ſich für den Vortrag eines ſtyliſtiſchen Products, deſſen Charakter eine in uns itzt nicht vorhandene Stimmung und Empfindung ausſpricht, in diejenige Stimmung zu verſetzen, welche demſelben anpaßt. Freilich enthält jedes durch Declamation darzuſtellende Product den Ausdruck der Vorſtellungen und Empfindungen einer menſchlichen Seele; aber wer vermag es, ſogleich ſich in die ganze Umgebung der Verhältniſſe zu verſetzen, durch welche jener Ausdruck im ſtyliſtiſchen Producte veranlaßt wurde! Allerdings iſt es entweder die Sprache der Ueberzeugung, oder der Empfindung, oder der Leidenſchaften, welche in dem darzuſtellenden Producte enthalten iſt; aber wie ſchwer iſt es, einem andern Weſen nachzuempfinden, und in der Darſtellung durch Redetöne eben den Ausdruck zu treffen, welcher der einzig paſſende für dieſes Product iſt! Und doch iſt es nur dieſe Belebung des todten Buchſtabens, wodurch Geiſt, Kraft und Haltung in die Darſtellung kommt.

Daß man in der Anwendung der Theorie der Muſik auf die Declamation nicht zu weit gehen müſſe, verſteht ſich faſt von ſelbſt; denn allerdings iſt die Tonleiter der Declamation, von der muſikaliſchen verſchieden, obgleich derſelben analog. Sehr richtig ſagt Wedag (in dem kurzgefaßten Handwörterbuche über die ſchönen Künſte, Leipzig, 1794. Th. 1. S. 249. ff. unter dem Artikel: Charakter) von der erſtern: „Sie hat weder einen ſo weiten Umfang, noch erlaubet ſie auch ein ſo plötzliches Ueberſpringen aus einem muſikaliſchen Tone in den andern, wie z. B. das Singen. Ihre Töne grenzen ungemein nahe und unmerklich an einander, und unterſcheiden ſich mehr durch die Gegend des Mundes und der Zunge, durch den Punct der Kehle, wo man anſchlägt, als durch den höhern und oder niedrigern Ton, worauf es im Geſange ankommt.„ — Eine Scala der Declamation hat Schocher in der Ab-

handlung aufgeſtellt: Soll die Rede auf immer ein dunkler Geſang bleiben? Leipz. 1791. Er behauptet, daß in den fünf Vocalen, und zwar in folgender Ordnung derſelben: u, o, e, a, i, die Tonleiter der menſchlichen Sprachſtimme enthalten ſey. v. Kempelen, in dem Mechanismus der menſchlichen Sprache, behauptet daſſelbe; nur läßt er die Vocale anders auf einander folgen, u, o, a, e, i. Löbel (kurzgefaßtes Handwörterbuch, Th. 1. S. 294. ff. unter dem Artikel: Declamation) erinnert ſehr wahr, daß ſich, vermittelſt einer ſolchen Scala, 1) für das Gebiet, oder die Regionen der menſchlichen Sprachſtimme, innerhalb welcher ſich dieſelbe während der Rede halten muß; 2) für die Natur der verſchiedenen Glieder einer Periode, welche bald einen unvollkommnen, bald einen halbvollkommenen, bald einen vollkommenen Sinn enthalten; 3) für die Gradationen, der wahre Ausdruck mit Sicherheit und Gewißheit finden laſſe. — Fr. Rambach in ſeinen Fragmenten über Declamationen folgt ebenfalls den Schocherſchen Grundſätzen ſehr brauchbar für Declamati.

§. 83.

Fortſetzung.

Wenn es das Hauptprincip der Declamation bleibt, daß ſie mit dem in dem ſtyliſtiſchen Producte dargeſtellten Gegenſtande ſo viel als möglich übereinſtimmen müſſe; ſo ſetzt ſie eine ſorgfältige Kenntniß der ſtyliſtiſchen Stoffe voraus, um für jeden derſelben den rechten Ton zu treffen. Anderes muß nämlich eine Fabel, anderes eine Ode, anders eine Predigt ꝛc. declamirt werden. In jeder Hinſicht muß aber durch die Declamation der Eindruck des darzuſtellenden Gegenſtandes nicht vermindert, ſondern erhöhet werden. Deshalb muß man das zu declamirende Fragment vorher ſorgfältig leſen und ſtudiren, um theils zu wiſſen, welche Modulation der Stimme demſelben am anpaſſendſten ſey, theils aber auch die Haltung des Ganzen, und die Vertheilung von Licht und Schatten im voraus genau zu berechnen, und die Pauſen, ſo wie das Steigen und Sinken der Stimme darnach gehörig zu vertheilen. — Hauptſächlich muß man ſich vor Verirrungen in der declamatoriſchen Malerei bewahren. Es giebt allerdings eine Nachahmung hörbarer Objecte durch die Stimme, welche nicht ſelten von

Wirkung iſt; allein ſie hat ihre Grenzen nicht nur innerhalb der Bedingungen des Darſtellbaren ſelbſt, ſondern auch innerhalb der Bedingungen der Würde und des Anſtandes, welcher von keiner declamatoriſchen Darſtellung getrennt werden dürfen. Das Hauptgeſetz für alle maleriſche Declamation iſt **Natürlichkeit** *). —

Hauptſächlich aber muß der Declamator den Unterſchied berückſichtigen, ob er in ſeiner **eignen**, oder in einer **fremden Perſon** auftritt. In dem **letztern** Falle iſt er **Schauſpieler**, er ſtehe auf der Bühne, oder nicht, und er muß den fremden Charakter mit der größten Wahrheit, Stärke und Lebhaftigkeit zeichnen. In dem **erſtern** Falle, wenn er in ſeiner eignen Perſon auftritt, ſind es entweder auch ſeine **eignen** Gedanken, welche er einer Verſammlung mittheilt, dann iſt er **Redner**; oder es ſind **fremde**, welche er derſelben gleichſam erzählt, um ſie damit zu unterhalten, dann iſt er **Vorleſer**. — So ſehr der Schauſpieler bemüht ſeyn muß, ſeine **Perſönlichkeit** zu verläugnen; ſo ſehr muß ſich hingegen der **Redner** beſtreben, ſie überall rein und von allem Fremdartigen abgeſondert zu erhalten. Das Uebrige hängt von der Beſchaffenheit der Zuhörer und von der Beſchaffenheit und dem Zwecke der Rede ab. Da aber jeder Redner als Mann von Bildung und Geſchmack und mit einem gewiſſen Grade von Achtung gegen ſeine Zuhörer auftritt; ſo darf er ſich ſelbſt den Ausbrüchen ſeiner eignen Leidenſchaft nur inſofern überlaſſen, inwiefern ſich dieſelben mit ſeinem eignen Charakter vertragen. Der **Vorleſer** endlich muß ſich ſchon deswegen, weil er ſich nicht der vollen Geberdenſprache bedienen

*) Ein trefflich ausgearbeiteter Abſchnitt iſt die Lehre von der Declamation in **Maaß** Rhetorik S. 100—184. Er handelt zuerſt von der abſoluten, dann von der relativen Schönheit (S. 113. ff.) der Declamation. Er ſtellt eine objective und ſubjective Semiotik der Declamation auf, wo beſonders die letztere ſtudirt werden muß, und ſchließt mit ſeinem Urtheile über die Idee eines declamatoriſchen Zeichenſyſtems (S. 181. ff.), welche er, nach der Analogie der **Muſik**, für ausführbar hält, ob ſie gleich noch nicht ausgeführt worden iſt.

kann, mehr auf Skizzirung der Empfindungen einſchränken, als vollkommene Darſtellungen liefern, obwohl der Grad der Lebhaftigkeit ſeines Ausdruckes im Allgemeinen nicht beſtimmt werden kann, da er ganz von individuellen Verhältniſſen abhängt *).

§. 84.

Fortſetzung. Geſticulation.

Unter Geberdenſprache verſteht man die verſchiedenen Bewegungen des menſchlichen Körpers, inwiefern ſie Wirkungen der innern Thätigkeit des Gemüths und der ſichtbare Ausdruck dieſer Thätigkeit ſind. Da ſchon im alltäglichen Leben dieſer Ausdruck der innern Vorgänge durch die Geberden beinahe unwillkührlich iſt; ſo muß er nothwendig in der höhern Beziehung, zu welcher ihn die Rhetorik anwendet, unter gewiſſen Geſetzen ſtehen, wodurch theils das natürliche Bedürfniß, durch den Körper ſeine innern Zuſtände auszudrücken, veredelt, theils dieſe Geberdenſprache genau dem darzuſtellenden Gegenſtande angepaßt wird. Je richtiger gewöhnlich die natürliche Geberdenſprache iſt; deſto mehr Sorgfalt verdient die künſtliche, weil wir dann uns erſt in einen Zuſtand verſetzen müſſen, der uns in dieſem Augenblicke nicht eigenthümlich iſt.

Die Geberdenſprache überhaupt betrifft theils die Stellung und Haltung des ganzen Körpers; theils den Ausdruck in den Geſichtszügen, theils die Bewegung der Hände. In der Stellung und Haltung des ganzen Körpers muß man alles Unſchickliche und Anſtößige vermeiden, und durch ſie gleichſam den Umriß der ganzen declamatoriſchen Darſtellung ankündigen. Der Ausdruck in den Geſichtszügen muß die Theilnahme an dem dargeſtellten Gegenſtande enthalten, und alſo den Affecten entſprechen, welche in dem Schauſpieler oder Redner angeregt ſind. Die Bewegung der Hände muß das Detail der Darſtellung begleiten, und deshalb genau der Bezeichnung, welche den

*) Vergl Löbel, unter dem Artikel Declamation, im kurzgefaßten Handwörterbuche.

Gegenſtänden der Darſtellung zukommen ſoll, angemeſſen ſeyn.

Als **Eigenſchaften**, welche bei der guten Geſticulation getroffen werden müſſen, gehören hieher: die **Klarheit** und **Deutlichkeit** der Geberden, daß man ſie leicht bemerken und von einander unterſcheiden kann; die **Lebhaftigkeit** derſelben, welche der Theilnahme des Declamators an dem Gegenſtande entſpricht, und alles Schleppende, Matte und Schläfrige von ſich ausſchließt; die **Natürlichkeit** derſelben, welche alles Affectirte, Erkünſtelte und Gezwungene zu vermeiden ſucht; die **Grazie** in denſelben, welche für die Geberden dasjenige leiſtet, was der Wohlklang, in der Ausſprache iſt; der **Anſtand** und die **Würde** in denſelben, wodurch das Schickliche und Sittliche ausgedrückt, und alles Gemeine und Pöbelhafte von denſelben entfernt wird; das **Fließende** in denſelben, wo ſie mit bemerkbarer Leichtigkeit auf einander folgen; die **Mannigfaltigkeit** in denſelben, wo durch die ſorgfältig berechnete Abwechslung, Geſchwindigkeit oder Langſamkeit und Gradation derſelben die Einförmigkeit vermieden wird.

Ueberhaupt müſſen aber die Geberden mit dem **Inhalte des darzuſtellenden ſtyliſtiſchen Products** genau zuſammenſtimmen. Anders iſt daher die theatraliſche Action, andres die Geſtikulation des Kanzelredners.

Man vergleiche über die Geſtikulation die gedachte und reichhaltige Theorie derſelben in Maaß Rhetorik, S. 185—272. und beſonders ſeine Anſicht des mimiſchen Accentes (S. 215. ff.), unter welchem er jede Modifikation einer Geberde verſteht, wodurch dieſelbe von den übrigen bemerkbar ausgezeichnet wird, und deſſen Gebrauch aus denſelben Gründen und zu demſelben Zwecke entſtehet, wie der Gebrauch des declamatoriſchen Accents. — Dann: J. J. Engel, Ideen zu einer Mimik, 2 Theile Berlin 1785; trefflich bearbeitet, aber unvollendet. Nach Engel zerfallen alle Geberden in ausdrückende, mahlende und deutende. — Von der äußerlichen Beredſamkeit, in C. F. Bahrdts Rhetorik für geiſtliche Redner (2te Aufl. Halle 1798, von J. D. Büchling) S. 207. ff. — Sulzers Theorie unter dem Artikel: Geberden, Th. 2, S. 314. ff. unter dem Artikel: Anſtand Th. 1. S. 175. ff.

unter dem Artikel: Stellung, Th. 4. S. 461. ff; unter dem Artikel: Vortrag, Th. 4. S. 691. ff. — J. A. B. Bergſträßer, von der Stellung des Redners. Hanau 1771. — J. F. Löwe, Grundſätze von der Beredſamkeit des Leibes, Hamb. 1755. — Regeln von dem äußerlichen Vortrage in der Redekunſt, in dem Brem. Mag. 1 B. 2 St. S. 349. ff. — Ueber die Action angehender Prediger auf der Kanzel. Wittenb. 1791. — K. A. Böttiger, Entwickelung des Ifflandiſchen Spiels in 14 Darſtellungen auf dem Weimariſchen Hoftheater. Leipz. 1797. — Kurzgefaßtes Handwörterbuch über die ſchönen Künſte, die Artikel: Action (Th. 1. S. 14. f.); Affect (Th. 1. S. 25. ff.); Geberden, (Th. 1. 2te Abth. S. 469 f) und viele andere Schriften, welche unter der Literatur der Declamation aufgeführt werden, weil Declamation und Geſtikulation gewöhnlich gemeinſchaftlich bearbeitet worden ſind.

§. 85.
Literatur der Declamation.

Außer den Schriften, welche in Sulzers Theorie unter dem Artikel: Vortrag, Th. 4, S. 699 aufgeführt ſind, gehören hieher:

S. J. E. Stoſch, etwas von der reinen teutſchen Ausſprache. Lemgo 1770.

W. v. Kempelen, Mechanismus der teutſchen Sprache, nebſt Beſchreibung ſeiner Maſchine. Wien 1791.

F. H. Lindemann, Accentuationsſyſtem der teutſchen Sprache, Hannov. 1797.

Klopſtock, über Sprache und Dichtkunſt. Hamb. 1779,

H. W. von Gerſtenberg, ob die Accentuation der Ausſprache vom Sylbenmaaſe abhängen könne? im Gen. der Zeit, 1795, St. 6. S. 177. ff.

Ueber die Declamation, oder den mündlichen Vortrag in Proſa und in Verſen, nach dem Engl. des Th. Sheridan, mit Zuſätzen von R. G. Löbel, 2 Theile. Leipz. 1793.

(R. G. Löbel,) Anleitung zur Bildung des mündlichen Vortrages für geiſtliche und weltliche Redner. Leipz. 1793.

Von Löbel ſind auch in dem kurzgefaßten Handwörterbuche über die ſchönen Künſte, die Artikel: Affect (Th. 1. S. 23. ff.); Ausdruck (Th. 1. S. 86. ff.); Declamation (Th. 1. S. 294. ff.); Accent (Th. 1. S. 10. ff.); — von Wedag iſt der Artikel: Charakter in der Declamation, (Th. 1. S. 248. ff.)

J. C. F. Rellſtab, Verſuch über die Vereinigung der muſikaliſchen und oratoriſchen Declamation. Berl. 1786.

M

H. G. B. Franke, über Declamation, 2 Theile, Göttingen 1789 und 1794. iſt etwas zu weitſchweifig.

C. G. Schocher, ſoll die Rede auf immer ein dunkler Geſang bleiben, oder können ihre Arten, Gänge und Beugungen nicht anſchaulich gemacht, und nach Art der Tonkunſt gezeichnet werden? Leipz. 1791.

Von der Declamation, in C. F. Bahrdts Rhetorik für geiſtliche Redner, (2te Aufl. von J. D. Büchling) S. 222. ff. — u. Steinbarts Anleit. zur Kanzelberedſamkeit S. 156. ff. Züllich. 1779.

(C. H. Cludius,) Grundriß der körperlichen Beredſamkeit, für Liebhaber der ſchönen Künſte, Redner und Schauſpieler, Hamb. 1792.

J. G. D. Schmiedtgen, Verſuch über die Euphonie, oder den Wohllaut auf der Kanzel. Leipz. 1794.

J. G. Pfannenberg, über redneriſche Action mit Beiſpielen. Leipz. 1798.

Fr. Rambach, Fragmente über Declamation, 2 Stücke, Berlin. 1800.

D. F. Bielfeld, über die Declamation als Wiſſenſchaft, mit Beiſpielen, oder pſychologiſche Entwickelung der Laute und Töne, nebſt ihrer praktiſchen Anwendung. Hamb. 1801.

C. R. R(oſe,) Kritik der äußerlichen Beredſamkeit mit Beiſpielen belegt. Elberfeld 1800.

Pureberl, über den mündlichen Vortrag des Redners, Salzburg 1802.

G. F. Ballhorn, über Declamation in mediciniſcher und diätetiſcher Hinſicht. Hannov 1802.

Sprache, als reiner Ton und Näherung zur Muſik betrachtet, in Bernhardi Sprachlehre, Th. 2, S. 243. ff. ein ſehr wichtiger Abſchnitt.

C. G. Köhler, über äſthetiſche Kultur des Predigers, in Schuderoffs Journal f. Veredl. des Prediger- und Schullehrenſtandes, Jahrg. 1803. 2 B. 2 St. S. 178 ff. von S. 195. an ſtellt er 4 Geſetze der Declamation, von S. 207. an Principien für Geſticulation auf.

Kurze Theorie der Declamation, in Pölitz Elementarb. des Wiſſenſch. S. 444. ff.

In practiſch-pädagogiſcher Hinſicht:

Fr. Gedicke, einige Gedanken über die Uebungen im Leſen, in deſſen Schulſchriften, Th. 1. S. 368 ff

F. P. Wilmſen, Sammlung auserleſener poetiſcher Fabeln und Erzählungen für Leſe- und Declamationsübungen. Berl. 1799.

L. Hörſtel, Auswahl teutſcher Gedichte zur Erweckung und Beförderung des Gefühls am Schönen und Guten, für Schulen zum Vorleſen und Declamiren. Braunſchw 1800.

Fr. Manitius, Verſuch einer nach den Hauptklaſſen der Poe-

ſie und Proſa geordneten Sammlung von Materialien für Declamation und Geſticulation. Halle 1800.

W. J. Wiedemann, Uebungen im Declamiren für Knaben und Jünglinge; eine Sammlung teutſcher Gedichte und proſaiſcher Aufſätze, mit vorausgeſchickten und begleitenden Hülfsregeln, Magdeb. 1800. ff. 2 Theile.

J. F. Arendt, Grundſätze und Declamationsübungen für Schulen, 2te Ausg. Berl. 1801.

Th. Heinſius, theoretiſche und practiſche Anleitung zur Bildung des mündlichen Vortrags. Berl. 1802; auch der dritte Theil ſeiner neuen teutſchen Sprachlehre. Die Theorie der Declamation von S. 1 — 50; die Mimik, von S. 51 — 79; die Beiſpielſammlung von S. 80. ff.

W. C. Müller, Meiſterſtücke der höhern teutſchen lyriſchen Poeſie, zu Uebungen im Declamiren geſammlet. Bremen 1803.

(Uebrigens verdienen Ramlers Batteux, Campbells Phil. der Rhetorik, Home's Grundſätze, und Blairs Vorleſungen verglichen zu werden.)

§. 86.

b) Die Symmetrie.

Die Symmetrie (Ebenmaas) beruht auf demjenigen Verhältniſſe der Theile eines Gegenſtandes, nach welchem dieſelben, in Hinſicht auf ihre Größe, ſo völlig unter ſich übereinſtimmen, daß die Wahrnehmung dieſer Uebereinſtimmung ein reines Wohlgefallen erregt. Die Symmetrie iſt daher ein weſentliches Erforderniß der Schönheit der Form. — Dieſe Symmetrie wird in allen Theilen der Natur und beſonders in den organiſirten Weſen getroffen. Objectiv bewirkt ſie in den Gegenſtänden ſelbſt ein Gleichgewicht aller einzelnen Theile, und zeigt ſich alſo in der Uebereinſtimmung dieſer einzelnen Theile unter ſich zu einem Ganzen. Dieſe Symmetrie verlangt daher nicht nur, daß jeder Theil eines Ganzen an dem einzigen für ihn paſſenden Orte ſtehe, ſondern daß er auch in ſich ſo ausgearbeitet und vollendet ſey, daß er, nicht nur ſeiner Stellung, ſondern auch ſeiner Ausarbeitung und Vollendung nach, die Harmonie des Ganzen begründe. Durch Verrückung der Theile aus ihrer eigenthümlichen Stelle, und durch den Mangel an Bearbeitung und zweckmäßiger Geſtaltung derſelben würde daher das Ebenmaas zerſtört werden, welches

von allen angeſchauten Formen die teleologiſche Urtheilskraft verlangt. In der Beurtheilung der Symmetrie zeigt ſich aber die gereifte Urtheilskraft und der gebildete Geſchmack am meiſten, weil dabei nicht allein die Betrachtung des Ganzen, als eines Ganzen, ſondern auch hauptſächlich der richtige Tact in der Behandlung der einzelnen Theile und in der Beſtimmung des Verhältniſſes der einzelnen Theile zu einem Totaleindrucke in Anſchlag kommt.

Die Symmetrie darf aber nicht ängſtlich geſucht und ins Kleinliche verarbeitet ſeyn, weil ſonſt der Zwang in der Anordnung des Ganzen, der Mangel an genialiſcher Behandlung und die übertriebene Zerſplitterung der einzelnen Theile dem reinen Wohlgefallen nachtheilig iſt, das auf dem Ganzen haften und durch daſſelbe unwiderſtehlich gefeſſelt werden ſoll. Die Symmetrie beruht hauptſächlich auf Einfachheit, Natürlichkeit, richtiger Berechnung und Anordnung der Theile, und auf der Zuſtimmung aller Theile zum Ganzen.

Sulzers Theorie, Th. 2, S. 1. ff. und Th. 4, S. 477. f.

§. 87.

Fortſetzung.

Wenden wir dies auf den Styl an; ſo beſteht die Symmetrie des Styls auf demjenigen **Verhältniſſe** aller einzelnen Theile zur **Harmonie** des Ganzen, nach welchem durch dieſe **Harmonie** der Form ein reines **Wohlgefallen** an derſelben hervorgebracht wird. — Sollen aber die einzelnen Theile eines ſtyliſtiſchen Products die Harmonie des Ganzen befördern; ſo muß ſowohl zwiſchen den einzelnen Gliedern einer Periode, als auch zwiſchen allen Perioden eines ſtyliſtiſchen Ganzen ein Gleichgewicht herrſchen, wodurch die Anſicht des Ganzen als eines Ganzen befördert und erleichtert wird. In den einzelnen Perioden müſſen alſo die Vorder- und Nachſätze in einem ſolchen Ebenmaaſe ſtehen, und aus dieſem Ebenmaaſe muß die Schönheit der ſtyliſtiſchen Form ſo hervorleuchten, daß man mit Wohlgefallen dabei verweilt. Dieſes Ebenmaas wird aber durch zu viele eingeſchobene Sätze, durch die Dunkel-

heit und Schwerfälligkeit des Periodenbaues, durch die Ausdehnung der einzelnen Glieder der Perioden, oder auch durch die geſuchte Verkürzung derſelben unterbrochen. Befördert wird aber die Symmetrie des Styls, wenn man jeden Hauptbegriff ſo in ſeiner Verbindung mit den Prädicaten, und ſo in ſein Verhältniß zu den übrigen Begriffen ſtellt, daß zwiſchen ihnen ein natürlicher, leicht zu überſehender, und nothwendiger Zuſammenhang ſtatt findet. Durch dieſen ſcheinbaren Mechanismus nähert ſich die Ausbildung der ſtyliſtiſchen Form der allmähligen Entwickelung der organiſchen Formen. So wie in den letztern die vollendetſte Proportion herrſcht; ſo muß durch das Hervorbringen des Ebenmaaſes in einer ſtyliſtiſchen Form den äſthetiſchen Principien für die Schönheit ſtyliſtiſcher Formen überhaupt Genüge geſchehen. — Nach den Principien der Symmetrie erſcheint alſo in einer ſtyliſtiſchen Form jeder dargeſtellte Gedanke an ſeinem rechten Orte; er iſt der nothwendige Theil eines Ganzen, und bleibt, nach allen ſeinen Umgebungen, (welche aus den zur Bezeichnung der Verhältniſſe eines Subjectsbegriffs nöthigen Redetheilen beſtehen,) in dem richtigen Verhältniſſe zum Ganzen, das man mit einem Blicke zu überſehen, und nach der Ausführung und Vollendung aller ſeiner Theile, mit reinem Wohlgefallen zu umſchließen vermag.

Maaß Rhetorik, S. 68. ff.

§. 88.

c) Eigenſchaften der ſchönen Darſtellung, durch welche der Begriff von der Schönheit der dargeſtellten Form vermittelt wird.

α) Rhetoriſche Figuren.

Der Anbau der Sprache ging von der Bezeichnung des Sinnlichen aus; das Bild der Imagination erhielt ein Wort in der Sprache. An dieſem Worte hielten das Gedächtniß und die Phantaſie das Bild feſt, ſelbſt wenn der Gegenſtand deſſelben den Sinnen nicht mehr vorſchwebte, und

vermittelſt dieſes Wortes erſchien das Bild von neuem der Phantaſie. — Mit dem erſten Wirken des abſtrahirenden Verſtandes aber entſtand eine neue Welt. Das Nicht-Sinnliche ſtand vor dem innern Sinne als Bild, wie das Sinnliche dem äußern Sinne erſchienen war. Die arme Sprache reichte noch nicht hin, der neuentſtandenen Welt neue Bezeichnungen zu geben. So wie nun in der ſinnlichen und überſinnlichen Sphäre von dem Menſchen, in der Kindheit ſeiner Entwickelung, die Grenzlinien noch nicht genau gezogen werden können, weil ihm, der ſich in dem Reichthume ſeiner Schöpfung ſelbſt noch nicht zu begreifen vermag, das Sinnliche und Nicht-Sinnliche als Eine Totalität erſcheint; ſo iſt auch ſeine frühere Sprache ein Cento von Bildern und Wörtern, wo das Eigentliche und Uneigentliche in der Bedeutung nicht unterſchieden werden kann. Die eigentliche Bedeutung geht in die uneigentliche über; ein und daſſelbe Wort wird in verſchiedener Beziehung gebraucht. Daraus entſteht die figürliche (uneigentliche) Bedeutung eines Wortes; aber, nach dem weſentlichen Zuſammenhange zwiſchen Vorſtellung und Darſtellung, wird auch, unter dem Einfluſſe der Phantaſie, vermittelſt des figürlichen Wortes die einzelne **Vorſtellung ſelbſt figürlich gedacht**, indem die urſprüngliche oder eigentliche Form derſelben abgeändert wird, und die **Vorſtellung** gleichſam eine neue **Geſtalt** (oder **Figur**) erhält. Zwar darf die Figur den **Inhalt** einer Vorſtellung nicht verändern, denn ſonſt würde dadurch eine andere Vorſtellung hervorgebracht werden; aber durch die figürliche Form, welche die Vorſtellung in der Darſtellung erhält, erſcheint uns die Vorſtellung ſelbſt unter einer andern Modifikation. — Die **Figuren** in der Sprache ſind daher diejenigen **Formen** in der **Darſtellung**, wodurch die **dargeſtellte Vorſtellung ſelbſt unter einem veränderten Verhältniſſe** erſcheint. Ob nun gleich der **Urſprung** der Figuren, (d. h. der uneigentlichen Bezeichnung der vorgeſtellten Objecte) an das Zeitalter der Sprache erinnert, wo ſie noch arm an Wörtern und ganz ſinnlich, in der Bezeichnung, ſelbſt des Nicht-Sinnlichen, war; ſo haben ſich doch dieſe uneigentlichen Formen in der

Darſtellung ſelbſt in dem Zeitalter ihrer höhern Ausbildung erhalten, theils weil der Sprachgebrauch ſich einmal nicht mehr von ihnen trennen konnte; theils weil ſie in der Folge zum Reichthume und zum Luxus der Sprache gehörten, indem durch ſie das, was der Verſtand allmählig in neugebildeten Worten als abſtracte Begriffe darſtellen lernte, durch Bilder für die Phantaſie verſinnlicht dargeſtellt werden konnte. Der Umfang des Gebiets der Figuren in einer rohen und ausgebildeten Sprache iſt alſo in derſelben ein eigentlicher ſtatus in ſtatu. Sie ſind in einer gebildeten Sprache nicht mehr die Mittel der Noth, um das Abſtracte deshalb uneigentlich darzuſtellen; weil es an eigentlichen Bezeichnungen für das Abſtracte fehlte; ſondern ſie ſind, neben den Bezeichnungsformen des Verſtandes, die Dichterſprache der Phantaſie, um eben daſſelbe, was der Verſtand durch Begriffe denkt, in Bildern für die Imagination darzuſtellen. Wären die Figuren in der Sprache noch jener allgemeine Nothbedarf, deſſen Gebrauche man, aus Mangel an Wörtern für die Bezeichnung nicht-ſinnlicher Gegenſtände, nicht ausweichen könnte; ſo würden ſie nicht, durch Verwandlung in deutliche Bezeichnungen, aufgelöſet werden können. Da aber in einer reichen und ausgebildeten Sprache jede Figur, und jedes Ganze von Figuren in deutliche Begriffe, doch mit Verluſt des darin für die Phantaſie enthaltenen Bildes, aufgelöſet und wörtlich umſchrieben werden kann; ſo ſind ſie, in dem Zeitalter der höhern Reiſe einer Sprache, das eigentliche Gebiet der Poeſie und Beredſamkeit, und dienen zum Reichthume und Luxus der Darſtellung.

Gibt es irgend eine verwickelte Lehre in der Rhetorik; ſo iſt es das Kapitel von den Figuren. Die verſchiedenen Urtheile über dieſelben rühren aber zunächſt wohl von dem verſchiedenartigen Geſichtspuncte her, aus welchem man ſie betrachtet. Sie mußten in der Anſicht verlieren, wenn man in das Zeitalter ihres Urſprungs zurückging, und aus den dürftigen Ueberreſten der erſten Bildung der Sprache ihr Weſen und ihren Gebrauch erklären wollte. Sie

mußten aber auch zu viel gewinnen, wenn man ſie in ihrer Totalität bei den Dichtern und Rednern aus dem Zeitalter der Reife einer Sprache iſolirt betrachtete, ohne ſie mit dem ebenfalls nur erſt ſpäterhin in einer Sprache erworbenen Reichthume für die Bezeichnung überſinnlicher Begriffe zuſammen zu halten. Ihr Werth muß ſinken, und das Studium der Rhetorik muß dem Jüngling ganz verleidet werden, wenn man ſie als die nothwendigen Bedingungen der Beredſamkeit und Dichtkunſt aufſtellt, und den Jüngling mit dem Auswendiglernen derſelben plaget. Stellt man ſie aber nach ihrer rhetoriſchen und dichteriſchen Geltung, unterſtützt von Belegen aus den beſten Rednern und Dichtern einer Nation, auf; überläßt man ihren Gebrauch dem productiven Genie ſelbſt; warnet man höchſtens nur vor den dabei möglichen Verirrungen; machet man bei dem Studium der Klaſſiker, (es mögen griechiſche, römiſche oder teutſche ſeyn,) auf ihr Daſeyn aufmerkſam, und zeigt man, wie durch ſie eine eigne Dichter- und Bilderſprache begründet werde, die aber in einfache Proſa verwandelt und aufgelöſet werden kann, ſobald man den Charakter des Bildes, als Bildes, aufopfern will; ſo können ſie für das Eindringen in den innern Geiſt einer Sprache ſehr nützlich werden, da ſich das darſtellende Subject in ihnen nach einer neuen von ihm ſelbſt geſchaffenen Welt (der Dichterwelt) kennen und begreifen lernt.

Bei einer Lehre, die ſeit des Ariſtoteles Zeiten durch alle Rhetoriken hindurchgehet, iſt es nicht gleichgültig, wie ſich denkende Sprachforſcher und Aeſthetiker darüber erklärt haben. Außer dem Ariſtoteles in ſeiner Rhetorik, und Quinctilian (Inſtit. orator. lib. IX. cap. 1 - 3) hauptſächlich *Voſſius* (inſt. orat. l. IV und V); *Marſais* (*des tropes, ou des différens ſens, dans lesquels on peut prendre un même mot dans une même langue*, Par. 1730); Campbell in ſeiner Phil. der Rhetorik, überſ. von Jeniſch; Batteux von Ramler, Th. 4, S. 92. ff; Home (Elements of Criticiſm. Th. 2. S. 227. ff. und Th. 3. S. 62. ff.); Blair, der ſie in Figuren der Einbildungskraft und der Leidenſchaft eintheilt; *Baumgarten, Aeſth.* T. 1. §. 27. T. 2. §. 782; Riedel, (Theorie der ſchönen Künſte, S. 352. ff.); Sulzers Theorie unter dem Artikel: Figur (Th. 2. S. 230. ff.), wo aber der Begriff derſelben nicht erſchöpft iſt, wenn es heißt: „Figur iſt eine ſich beſonders auszeichnende, eine eigne Form annehmende, Art ſich auszudrücken, der Ausdruck beſtehe in einem einzigen Worte, oder einer ganzen Redensart.„ — Beſſer bearbeitet iſt der Artikel: Trope, ebendaſelbſt Th. 4. S. 605.

ff. — Adelung (über den Styl, Th. 1. S. 270. ff.) bringt ſie unter den Abſchnitt von der Lebhaftigkeit des Styls und erklärt ſie für Hülfsmittel, die untern Kräfte der Seele in Bewegung zu ſetzen. Nach ihm gibt es Figuren für die Einbildungskraft, für die Gemüthsbewegungen und Leidenſchaften, und für Witz und Scharfſinn. Sehr gründlich und deutlich iſt dieſer Abſchnitt von ihm bearbeitet, doch wird mehr ihr Gebrauch, als ihr Weſen dadurch befriedigend erklärt. Verglichen kann damit werden: Th. Heinſius Auszug aus Adelungs Werke, (Berl. 1800), S. 89. ff. — Snell (Lehrb. der teutſchen Schreibart, 2te Aufl. Frankf. 1801. S. 54. ff.) theilt die Figuren ebenfalls nach den Seelenkräften ein, auf welche ſie zunächſt wirken, in Figuren für die Aufmerkſamkeit, für die Einbildungskraft, für die Empfindungen und für den Witz. — Eſchenburg (Theorie und Lit. der ſchönen Wiſſenſchaften S. 287. ff.) folgt Adelung, und theilt ſie in Figuren für Witz, Einbildungskraft und Gemüthsbewegungen, und verwirft die Eintheilung in Wortfiguren und Sachfiguren. Die vornehmſten Vortheile, welche der Gebrauch der Figuren dem Style verſchafft, beſtehen, nach ihm: „theils in der Bereicherung der Sprache; theils in der Beförderung ihrer Würde; theils in der Unterhaltung der Phantaſie und des Witzes; theils in der Verſtärkung der Lebhaftigkeit und Eindringlichkeit der Gedanken ſelbſt„. — R. Reinhard (erſte Linien eines Entw. der Theor. und Lit. des teutſchen Styls) S. 148. ff.) erläutert die Figuren unter dem Style für die Sinnlichkeit, und hält ſich genau an Adelung. — Von den Tropen und Figuren, ſ. C. F. Bahrdts Rhetorik für geiſtliche Redner, S. 163. ff, wo der Herausgeber der zweiten Ausgabe, Büchling, viele Beiſpiele für den Gebrauch der Figuren beigebracht hat. — Heydenreich unter dem Artikel: Figur (kurzgef. Handwörterbuch über die ſchönen Künſte, 1 Th. 2 Abth. S. 648.) ſagt: „Figur im weitern Sinne nennt man eine jede von der gemeinen Darſtellungsweiſe verſchiedene Art ſich auszudrücken; im engern eine jede ſolche Art ſich auszudrücken, durch welche man eine beſondere Wirkung auf Leidenſchaften, Empfindſamkeit und Geſchmack beabſichtiget. Man kann die Figuren theilen: 1) in Hinſicht der Seelenkräfte, auf welche ſie vorzüglich und zunächſt wirken ſollen; Figuren der Leidenſchaft, des Abſcheus, der Liebe, der Bewunderung, des Witzes ꝛc. 2) in Hinſicht der Vorſtellungen, die ſie enthalten; Figuren der Sachen, (Vergleichung; Gleichniſſe; Beiſpiel;) Figuren des Ausdruckes, welche das Mechaniſche einzelner Wörter, oder der ganzen Zuſammenſe-

ſtzung derſelben, aber auch den Sinn und die Bedeutung der Worter betreffen.„ — Scheller (Gedanken von den Eigenſchaften der teutſchen Schreibart) S. 27. ff.) rechnet die Kenntniß der Tropen theils zur Richtigkeit, theils zur Feinheit des Ausdrucks: Er ſagt: „ Anfänglich haben die Menſchen allen Dingen, und körperlichen zuerſt, ihre eigenen Benennungen gegeben. Kein Wort hatte damals zwei, geſchweigen mehrere Bedeutungen. Man fand zwiſchen gewiſſen Handlungen der Seele und des Körpers eine große Aehnlichkeit; daher legte man die Benennung der letztern den erſtern bei, weil man auf keine neuen vor der Hand ſinnen wollte, (richtiger: konnte). Weil man aber immer eine Sache mit einem Namen belegen mußte; ſo wurde dieſe Einförmigkeit nach und nach ekelhaft. Und wie der Menſch in Speiſen und Kleidung gern abwechſelt; ſo ſuchte man auch eine Abwechslung in Worten. Dieſe fand ſich von ohngefähr; nämlich die Unachtſamkeit vieler Redenden, dieſe reiche Mutter der grammaticaliſchen Figure,n, ließ Worte ſich entfallen, darin ein Theil für das Ganze, das Ganze für einen Theil, eine Species für ein Ganzes und umgekehrt geſetzt war. Man fand, daß andere dies verſtanden, und dadurch wurde dieſe Art zu reden geläufiger und ausgebreiteter. Man fuhr weiter fort, und ſetzte das Vorhergehende für das Nachfolgende und umgekehrt, u. ſ. w. Die Gelehrten, beſonders Dichter, Redner, Philoſophen, die von jeher auf den Sprachgebrauch aufmerkſam waren, bemerkten, daß dieſe tropiſchen Benennungen eine Quelle der Abwechſelung im Reden, folglich der Annehmlichkeit wären, u. machten mehr dergleichen gleichgültige Redensarten, die, der Deutlichkeit unbeſchadet, einander ſubſtituirt werden konnten. Sie bemerkten, daß in den Tropen eine Feinheit wäre, d. i. daß ſie nicht ſo leicht, als die eigentlichen Wörter, verſtanden würden. Und da ſie ohnedem durch den Ausdruck vor dem Pöbel einen Vorrang ſuchten; ſo ſtudirten ſie die Tropen, als die Quellen der Feinheit, zumal da ſie ſahen, daß dadurch die unſaubern und ſchmutzigen Ideen, die ſie doch auch auszudrücken genöthiget waren, verborgen und in ein ſauberes Gewand gekleidet wurden.„ — Mit zweckmäßigen Beiſpielen hat den Gebrauch der Figuren im Style beleget: **Moritz**, Vorleſungen über den Styl, Th. 1. S. 97. ff. — **Voigtel**, (Lehrbuch der teutſchen proſaiſchen Schreibart S. 154. ff.) verſteht unter Figur: „eine jede Form des Ausdruckes, wodurch der letztere verſchönert wird, d, i. mit deren Betrachtung ein größeres Wohlgefallen verbunden iſt.„ Nach ihm liegen die Figuren entweder mehr in den **Worten**, oder mehr in den **Vorſtellungen**, welche durch die Wor-

te bezeichnet werden. — Kurz, aber gründlich behandelt die Figuren Maaß (Rhetorik, S. 46. ff.) Er unterſcheidet zuerſt zwiſchen den grammatiſchen und rhetoriſchen Figuren. In den erſtern liegt die Redefigur blos in dem Ausdrucke, in den letztern, in der Vorſtellung. Die rhetoriſchen Figuren theilt er wieder in objective und ſubjective; objective (Sachfiguren), ſofern die Gegenſtände ſelbſt in einem veränderten Verhältniſſe vorgeſtellt werden; ſubjective (Wortfiguren), ſofern das nicht iſt. Zu den erſtern rechnet er die Apoſtrophe, die Sermonication, die Proſopopöie; zu den letztern die Redefiguren im engern Sinne (Climax, Anapher, Epiphora ꝛc.), die Gleichniſſe und die Tropen. — Ueber die Tropen: Fülleborns Rhetorik (Bresl. 1802), S. 53. ff. — Vollbeding (teutſche Sprachlehre, Leipz. 1802. S. 315. ff.) ſagt: „Trope iſt die Darſtellung eines Begriffes unter einem verwandten anſchaulichen Bilde; kurz, jedes Wort in einer uneigentlichen Bedeutung genommen, iſt ein Trope. — Tropen hat theils der Mangel an eigentlichen Wörtern veranlaſſet, da man es beſonders ſchwer fand, geiſtige Dinge anders, als durch Aehnlichkeiten von körperlichen zu bezeichnen; theils die Liebe zur Abwechslung; theils die Stärke des Affects, der etwas kürzer ausdrückt und die kühnſten Figuren häuft.„ Heinſius (neue teutſche Sprachlehre, Berl. 1801, Th. 1. S. 244. ff.) erklärt ſie, nach Adelung, als Mittel, durch welche der Schreibende auf die niedern Seelenkräfte einwirkt. — In einer eignen Schrift hat ſie ſehr ausführlich behandelt: J. Steiner, Abhandlung über die wichtigſten Redefiguren, Münſter 1802. Seine Abſicht war, die Redefiguren und die Regeln bei ihrer Anwendung auf wenige einzuſchränken; den Figuren eine ausgedehntere Bedeutung zu geben, und ſie durch Beiſpiele für den pädagogiſchen Gebrauch zu erläutern. — Unter einer eigenthümlichen philoſophiſ. Anſicht hat ſie Bernhardi, Sprachlehre Th. 2. S. 100. ff. (Berl. 1803.) dargeſtellt. — Im Gegenſatze gegen die Forderungen der höhern geiſtigen Vermögen (des Vorſtellungs- Gefühls- und Begehrungsvermögens) an den Styl, ſind die Figuren als die Forderungen in Beziehung auf die niedern geiſtigen Vermögen (Gedächtniß, Phantaſie, Witz und Scharfſinn) an den Styl dargeſtellt in Pölitz Theorie des teutſch. Styls Th. 1. S. 304 — 357, und in deſſen Elementarbuche des Wiſſenswürd. ꝛc. S. 236. ff. *). Zu vergl. W. Mackenſen, über die Entſtehung der Figuren, in ſ. Beitr. zur Krit. der Sprache. S. 109. ff. — Pörſchke Gedanken ꝛc. Th. 1. S. 172. ff.

*) Sulzer ſagt (Theorie Th. 2. S. 232.) ſehr wahr von den Figuren: „Es iſt zu wünſchen, daß die mühſame und

§. 89.

Fortſetzung.

Da in jedem, ſelbſt in dem minder gebildeten Menſchen die Phantaſie, als natürliche Anlage, vorhanden iſt; ſo darf es nicht befremden, wenn der dichteriſche Anklang und diejenige Sprache des Gefühls, welche in den Redefiguren ſichtbar werden, ſchon die Sprache der Völker in dem frühern Zeitalter ihrer Bildung bezeichnen, ja, daß in einem Zeitalter, wo die Phantaſie um ſo ſtärker wirken kann, je weniger ſie von Regeln geleitet und von einem ausgebildeten Verſtand regiert wird, der Gebrauch dieſer Redefiguren ſelbſt in der Sprache des gemeinen Lebens angetroffen wird.

In die Mittelzeit zwiſchen den Zeitpunct der erſten Roheit und Mangelhaftigkeit der Sprache und den Zeitpunct der höhern Verſtandsthätigkeit und intellectuellen Reife fällt gewöhnlich bei den Völkern die Epoche ihrer Dichter. Die Phantaſie hat ſich von der erſten Unbehülflichkeit befreit, und wirkt um ſo kühner und freier, je weniger ſie noch von dem ruhig berechnenden Verſtande gezügelt wird. Ihre Formen treten als freie Producte eines zur höhern Kultur emporſtrebenden Weſens hervor, und eine Glut des Gefühls, eine Energie des Ausdrucks, eine Gruppirung von Dichterbildern, charakteriſirt dieſe Formen während dieſer Epoche, von welcher in den Dichterwerken eines ſpätern Zeitalters ſich ſelten noch eine ähnliche Spur, höchſtens nur ein Wiederklang, findet.

ſchwerfällige Aufzählung und Erklärung ſo ſehr vieler Arten der Figuren aus den für die Jugend geſchriebenen Rhetoriken einmal wieder verbannt werden möchte. Dieſe Materie dient zur Beredſamkeit gerade ſo viel, als eine ſcholaſtiſche Nomenclatur der Ontologie zur Erweiterung der Philoſophie dient. In der That ſind die Rhetoren, die Griechenland nach dem Verfalle der wahren Beredſamkeit in ſo großer Menge hervorgebracht hat, in Abſicht auf die Beredſamkeit gerade das, was die Scholaſtiker der mittlern Zeiten in Abſicht auf die Weltweisheit. Der gute Kopf bekommt einen Ekel vor der Beredſamkeit, wenn man ihn zwingt, die verzweifelten Namen und Erklärungen aller Figuren auswendig zu lernen.„

In dieſer Epoche der ſchöpferiſchen Phantaſie werden die Formen der Darſtellung vermehrt, man mag nun entweder auf die Summe der Wörter ſelbſt, oder auf die Verbindung derſelben im ſtyliſtiſchen Zuſammenhange ſehen. Je freier itzt die Phantaſie wirkt; deſto ſicherer arbeitet ſie an ihrer eigenthümlichen Dichterſprache. Die Dichterſprache erhält Totalität, noch ehe der Verſtand ſie vor ſein Forum ziehen kann. Sie ſteht bereits als ein in ſich, für die Bedürfniſſe der Phantaſie, abgeſchloſſenes Ganze da, ehe noch der Verſtand den Reichthum der in der Sprache vorhandenen Wörter für ſcientifiſche Zwecke völlig ordnen, berichtigen und ergänzen konnte. Zwar kann die Dichterſprache, ſobald die Sprache des Verſtandes nach Inhalt und Form beſtimmter und korrecter wird, dem Einfluſſe dieſer höhern Beſtimmtheit und Korrectheit nicht ganz widerſtehen; allein da ihre Totalität früher exiſtirte, als die Totalität der Sprache des Verſtandes, ſo erhält ſie ſich auch neben der Sprache des Verſtandes in ihrer abgeſchloſſenen Vollkommenheit, wenn nicht die Dichter und Redner eines Volkes einen langen Zeitraum hindurch ganz verſtummen. Aber bei der fortdauernden Wechſelwirkung zwiſchen der Sprache des Verſtandes und der Sprache der Phantaſie nimmt auch die erſtere nicht ſelten Formen der Darſtellung von der letztern an, die der erſtern an ſich nicht zukommen. Hauptſächlich iſt dies der Fall bei dem Redner, der in der Mitte zwiſchen beiden Gebieten ſtehet. Der vollendete Dichter lebt und wirkt ganz in ſeiner Dichterſprache; der vollendete Proſaiker in der Sprache des Verſtandes. Nur der Redner hat die ſchwere Aufgabe zu löſen, ſich mit Sicherheit auf der Grenzlinie beider zu behaupten, und von beiden ſo viel zu entlehnen, als ein innerer Tact ihm von jeder zu entlehnen erlaubt.

Nur wenn man das ganze Gebiet der rhetoriſchen Figuren als die Totalität der Sprache der Phantaſie und Empfindung betrachtet, wo jede einzelne Figur im eigentlichen Sinne; Figur, d. i. iſolirter Theil eines größern Ganzen, iſt; nur dann kann man ſich es erklären, wie der Dichter in der Sphäre ſeiner Sprache ſeine

Schöpfungen vollenden kann; wie aus der Dichterſprache, nach der jedem Menſchen einwohnenden Phantaſie, Worte und ganze Formen in die Sprache des gemeinen Lebens übergehen konnten; und wie endlich die Beredſamkeit beide Darſtellungsarten in ſich zu einem äſthetiſchen Ganzen, zu der Sprache des Redners, combiniren kann. —

Wenn daher die Totalität der rhetoriſchen Figuren die Dichterſprache als ein in ſich vollendetes Ganze (in dem Zeitalter der höhern Reiſe einer Sprache) begründet; ſo muß der Gebrauch der einzelnen Figuren nicht ſchulgerecht von dem Dichter und Redner einſtudirt, ſondern ihm von dem innern Genius eingegeben werden, dem die Sphären des Verſtandes und der Phantaſie nicht als ein getrenntes, ſondern als ein feſtverbundenes Ganze erſcheinen, und der in ſeinen Producten mit gleicher Freiheit und Kraft in dem Kreiſe beider gebietet. Wer ſich hinſetzen und die rhetoriſche Figur ſuchen kann, welche ſein ſtyliſtiſches Product beleben und verſchönern ſoll; der wird ein künſtliches und ſchulgerechtes, aber nie ein äſthetiſches Ganze hervorbringen. Nur wenn das Genie ſeinem innern Zuge folgt; nur wenn der Drang des Genies durch Kultur gemildert, nicht aber durch ſcholaſtiſche Diſciplin und todte Regeln gelähmt, unterdrückt, oder einſeitig geleitet wird; nur dann wird das Product, das ſeine Freiheit zum Daſeyn ruft, den Forderungen angemeſſen ſeyn, welche die Aeſthetik an die Formen in Hinſicht auf Schönheit macht.

§. 90.

Fortſetzung.

Nicht alſo als einzelne losgeriſſene Theile, wie ſie wohl die Wiſſenſchaft betrachten muß, ſondern als Glieder eines innig verſchlungenen Ganzen, der Dichterſprache, muß man die rhetoriſchen Figuren in dem Zeitalter der höhern Sprachbildung betrachten. Mag immer die Noth, oder die Sinnlichkeit ſie gebildet haben; ihre freiere und vollendetere ſpätere Form (wie ſie bey den klaſſiſchen Dichtern jedes Volkes erſcheint,) iſt das Werk der ſchaffenden Phantaſie und der überſtrömenden Empfindung. So, wie

nun die Phantaſie und die Empfindung ihre eigne Sphäre im Weſen des Menſchen, unabhängig von der Sphäre des Verſtandes, haben; ſo iſt auch die Sphäre der Phantaſie und der Empfindung in der Darſtellung eine **Welt der Bilder durch Worte**, wenn dagegen die Sphäre des Verſtandes in der Darſtellung eine **Welt der Begriffe durch Worte** iſt. — Für den ſcientiſiſchen Gebrauch mag es gut ſeyn, die rhetoriſche Figuren unter einzelnen Rubriken: als Figuren für die Aufmerkſamkeit, für Phantaſie, für Empfindung und Leidenſchaften, aufzuführen; in der Sphäre der Dichtung greifen ſie alle, nach einem freien Spiele der Phantaſie, in einander ein, um einen Totaleindruck zu bewirken.

Wenn nun (§. 75.) **Sinnlichkeit im Ausdrucke**, und **Freiheit in der Bewegung**, die beiden weſentlichen Eigenſchaften der ſchönen ſtyliſtiſchen Form ſind; ſo befördern die **Figuren** entſchieden die Schönheit der Form in der Darſtellung. Sie umgeben den abſtracten Begriff mit einer Hülle, der ihn ſelbſt, durch die Verſchönerung, Verſtärkung, Erweiterung und Verähnlichung mit andern, welche er dieſer Hülle verdankt, der Phantaſie durch die Anſchauung näher bringt; und während der Verſtand ſich durch die Wahrheit befriedigt fühlt, welche er unter der äſthetiſchen Hülle entdeckt und wahrnimmt, findet die Phantaſie völlige Nahrung an der Betrachtung dieſer Hülle. Der **figürliche**, oder **uneigentliche** Ausdruck, der in der dichteriſchen Sprachdarſtellung herrſcht, gibt daher der Sprache ſelbſt ein neues Leben; das blos mechaniſche Leben der Begriffe geht für die Phantaſie in ein **organiſches** Leben (§. 75.) über, und indem ſich dem Verſtande die dargeſtellten Begriffe nach dem **Geſetze der Nothwendigkeit** entwickeln, **erſcheinen** ſie der Einbildungskraft **nach dem Geſetze der Freiheit**. Der Gedanke bleibt, im figürlichen Ausdrucke, derſelbe; nur wechſelt das **Medium**, das ihn darſtellt, und die **Umgebung**, welche ihn begleitet.

§. 91.

Unterſchied zwiſchen Figuren und Tropen.

Figuren und Tropen gemeinſchaftlich bilden die Dichterſprache eines Volks. Sie ſind Kinder der Sinnlichkeit, und erhalten und behaupten ſich in dem Zeitalter der höhern Sprachbildung als Mittel einer veredelten und vollendeten Sinnlichkeit der Darſtellung, wodurch zwiſchen der ernſten Nothwendigkeit der Begriffe und dem Bedürfniſſe für eine freie ſchöne Form ein inniger Zuſammenhang ausgemittelt wird. Mögen ſie immer, ihrem Urſprunge nach, an die Jugend der Völker und an die Jugendzeit einer Sprache erinnern; ſo geben ſie doch, indem ſie ſich für die Sprachdarſtellung erhielten, und mit der höhern Ausbildung der Sprache, das Gepräge einer höhern Vollkommenheit annahmen, der Darſtellung ſelbſt die Farbe der Jugend und des kräftigen Lebens. Der ernſte Verſtand kann die jugendliche ſchöne Hülle, in welcher er ſeine Begriffe wieder erkennt, nicht tadeln und verwerfen, ſobald die Betrachtung der Entwickelung dieſer Begriffe durch die Hülle nicht gehindert und entſtellt wird. Denn, wenn Korrectheit und Schönheit im innigſten Zuſammenhange der Triumph der ſtyliſtiſchen Darſtellung ſind, eben weil dann die Geſetze der Nothwendigkeit (in der Anordnung, Verbindung und Vertheilung der Begriffe,) mit den Geſetzen der Schönheit, (in der ſinnlich vollkommenen und freien Darſtellung der Form) aufs genaueſte verbunden erſcheinen; ſo muß der Geiſt, welcher im Stande iſt, ſeine Begriffe in einer ſchönen Form darzuſtellen, und dadurch ihrer Wahrheit ſo wenig zu entziehen, daß dieſe Wahrheit nur noch mehr (obgleich nicht dem Inhalte nach) dadurch gewinnt, ein ſehr gebildeter Geiſt ſeyn, denn es gehört ein hoher Grad von ſubjectiver Bildung dazu, um in dem freien Spiele der Imagination das Object der Wiſſenſchaft nicht zu verlieren.

Der figürliche Ausdruck aber kann ſich in der freien Form der Darſtellung auf verſchiedene Weiſe zeigen. Er kann den Subjectsbegriff unverändert ſtehen laſſen, und

nur die Prädicatsbegriffe deſſelben verändern, wodurch das Unſelbſtſtändige an demſelben modificirt und verſinnlicht wird. Die Veränderung der Form der Darſtellung für die Bedürfniſſe der Phantaſie betrifft alſo dann nur die ſtyliſtiſche Umgebung des Subjects, welche entweder ſich blos auf die Verwandlung und Verſinnlichung des Prädicats bezieht, oder die ganze Umgebung in ſtyliſtiſcher Hinſicht anders geſtaltet. In dieſer Modifikation für die Verſinnlichung der ſchönen Form in der ſtyliſtiſchen Darſtellung liegt das Princip für die Geltung und die Klaſſifikation der Figuren, deren weſentlicher Charakter, zum Unterſchiede von den Tropen, darin beſteht, daß der Subjectsbegriff an ſich unverändert bleibt.

Bei den Tropen aber tritt an die Stelle des eigentlich ausgedrückten Subjects eine uneigentliche bildliche Bezeichnung deſſelben, wodurch zwar der Subjectsbegriff keinesweges aufgehoben wird, doch aber ſo verändert erſcheint, daß nothwendig auch ſeine ſtyliſtiſche Umgebung in der freien ſchönen Form die Farbe des bildlichen Begriffes in der Darſtellung annehmen muß. Bei den Tropen vermiſchen ſich zwei Sphären in der Darſtellung; die Sphäre des Hauptbildes und des Gegenbildes *).

So enthält z. B. der Begriff: der blühende Jüngling, eine Figur, weil nur das Epitheton: blühend ein figürlicher Ausdruck iſt, übrigens aber die eigenthümliche Geltung des Subjectsbegriffs: Jüngling dieſelbe bleibt. Wird aber der Subjectsbegriff weiter dargeſtellt; ſo muß ſich die ſtyliſtiſche Umgebung nach der figürlichen Bezeichnung des Prädicatsbegriffes geſtalten. — Sagt aber Schiller in der Reſignation:

Des Lebens Lenz blüht einmal und nicht wieder,
Mir hat er abgeblüht; ꝛc.

ſo iſt der Ausdruck tropiſch, weil ſtatt des eigentlichen Begriffes: die Jugend des Lebens, der uneigentliche Ausdruck: der Lenz des Lebens (mit

*) Vergl. Bernhards Sprachlehre, Th. 2. S. 88.

Hinweglaſſung des eigentlichen) geſetzt, und dieſes Bild durch die ganze ſtyliſtiſche Umgebung — blüht — abgeblüht — fortgeführt wird.)

(Bei der Klaſſifikation der Figuren müſſen theils alle ſogenannten grammatiſchen Figuren, theils auch diejenigen Figuren von denſelben ausgeſchloſſen werden, welche entweder nur der unechte Geſchmack gebrauchen kann (Onomatopöie, Alliteration ꝛc.), oder welche man nur fehlerhaft zu den Figuren rechnen kann, da ſie an ſich eine ſcientifiſche Geltung und Bezeichnung in der ſtyliſtiſchen Form haben (z. B. die Definition, die Diſtinction ꝛc.).

§. 92.

Klaſſification der Figuren.

Durch die Figur erhält der Prädicatsbegriff ein anderes und zwar verſinnlichendes Verhältniß zum Subjectsbegriffe in der Darſtellung. Die Darſtellung ſelbſt wird alſo durch die Figur modificirt:

a) daß entweder ein verſinnlichendes Prädicat in die Darſtellung des Subjects aufgenommen wird;

b) oder daß durch die Figur die ganze ſtyliſtiſche Umgebung um den Subjectsbegriff, der übrigens an ſich in ſeiner eigentlichen Geltung bleibt, verändert wird. *)

*) Die hier verſuchte Klaſſification und neue Eintheilung der Figuren und Tropen iſt nur ein Verſuch neben mehrern Verſuchen. Mir genügte immer die Eintheilung derſelben, als Figuren für Aufmerkſamkeit, Phantaſie, Witz und Scharfſinn ꝛc. nicht, weil dieſelbe Figur, welche den Witz unterhält, ſehr oft auch die Phantaſie beſchäftiget, und ſämtliche Figuren die Aufmerkſamkeit erregen ſollen. — Mit Beziehung alſo auf das in der philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft begründete Verhältniß der Redetheile unter ſich und zu einem ſtyliſtiſchen Ganzen, habe ich hier die Eintheilung und Klaſſification der Figuren und Tropen verſucht.

§. 93.

a) Figuren, welche dem Subjecte in der Darſtellung ein verſinnlichendes Prädicat beilegen.

Die Figuren, welche ſich in verſinnlichenden Prädicaten zeigen, verſchönern, verſtärken, erweitern, oder verähnlichen das Subject mit Naturgegenſtänden.

1) Das Epitheton verſchönert durch das Prädicat den Subjectsbegriff in der Darſtellung; z. B. die ſchierloſe Wahrheit. —

Unſer Leben rinnt melodiſch, wie die flötende Quelle zum Schöpfer. (Schiller im Fiesko).

Durch die Verſchönerung iſt das Epitheton von dem nothwendigen Beiwort verſchieden; z. B.

Der ehrliche Diener; das neugebaute Haus ꝛc.

2) Die Emphaſis verſtärkt durch das Prädicat den Subjectsbegriff in der Darſtellung; z. B.

Der Frühlingslandſchaft zitternd Bildniß ſchwebt
Hell im des Stromes Blau. (Matthiſon.)

Oder von Schiller, (Geſch. des Abf. der Niederl.)

„Ohnmöglich konnte er (Philipp 2) ſich in die langwierige Mechanik ihres innern bürgerlichen Lebens (der Niederländer) verwickeln. Mit einem kühnen Monarchenſchritt trat er den künſtlichen Bau einer Würmerwelt nieder.“

3) Die Exergaſie erweitert den Subjectsbegriff durch ſynonymiſche Wörter, die ihm gegen über geſtellt werden, und ſtellt dadurch denſelben von mehrern Seiten dar. — So ſagt Roſegarten in der Hymne an die Tugend:

Siehe, du biſt der Saiten der Seele lauterſte Stimmung,
Ihr harmoniſcher Einklang in das Tönen der Schöpfung,
Ihr Einfügen im Gliederbau der ewigen Ordnung ꝛc.

4) Die Congruenz verähnlicht das Subject in der Darſtellung mit Naturgegenſtänden, und heißt Harmonie, wenn man in der ſtyliſtiſchen Verbindung den Gegenſtand durch Wörter darſtellt, welche der ſinnlichen Wahrnehmung deſſelben entſprechen; z. B. in Roſegartens Gewitterabend:

Doch ſchwüler wird die Luft. Die Kreaturen ächzen.
Die matte Schöpfung ſtöhnt. Die welken Fluren lechzen,
Allvater winkt, und ſchnell klimmt ſchwarze Wetternacht
Herauf aus Süd' und Weſt. Des Sturmes Kraft erwacht.
Es blitzt. Der Donner grollt. Das Bodenfeſte zittert.
Das wilde Weltmeer tobt. Der Eichwald dampft und ſplittert.
Der Haingeſang erſtummt. Das ſcheue Roß entfleucht,
Und Held und Memm' erbleicht.

§. 94.

b) Figuren, durch welche die ſtyliſtiſche Umgebung des Subjectsbegriffes verändert wird.

Dieſe betreffen entweder blos die Form, oder Stoff und Form zugleich.

a. Die Form allein betreffen:

1) Die Frage. Redner und Dichter bedienen ſich derſelben, theils um die Aufmerkſamkeit auf den vorgetragnen Gegenſtand zu erhöhen; theils um einem möglichen Einwurfe zu begegnen; theils um Theilnahme und Verwunderung zu erregen; z. B.

Seht ihr den Regenbogen in der Luft?
Der Himmel öffnet ſeine goldnen Thore.
(Schillers Jungfr. v. Orleans.)

2) Die Anrede (Apoſtrophe), wo man gewiſſen Individuen einen Gegenſtand näher bringen will; z. B.

Reinhard in der Predigt: wie man ſich zu verhalten hat, wenn man in ſeiner Religionserkenntniß auf befremdende Meinungen geführt wird (Pred. Th. 1. Wittenberg, S. 170. f); „Möchten inſonderheit Sie, theuerſte Jünglinge, die Sie den Wiſſenſchaften obliegen, die Sie mit ſo vielen neuen kühnen, gefährlichen Meinungen bekannt werden, jene jugendliche Haſtigkeit mäßigen, die das, wovon ſie überzeugt iſt, und was ihr wahrer und beſſer ſcheint, als das Gewöhnliche und Alte, ſo gern und mit ſo vieler Vorliebe mittheilt ꝛc.„

3) Der Ausruf (Exclamatio), wo man eine angenehme oder unangenehme Empfindung in Worten ausdrückt; z. B.

Der Marquis Poſa im Dom Carlos, (Leipz. 1802. S. 346) als er von der Königin Abſchied nimmt:
O Gott, das Leben iſt doch ſchön!

4) **Die Wiederhohlung.** Sie heißt a) **Epizeuxis**, wenn man daſſelbe Wort wiederhohlt, um den Eindruck zu verſtärken; z. B.

Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du,
Mein Staub nach kurzer Ruh. **Klopſtock.**

Sie heißt b) **Anaphora**, wenn mehrere auf einander folgende Sätze mit einem und demſelben Worte anfangen; z. B.

Und was wegwelkt aus den Erdenthalen
Schwindet darum nicht aus Gottes Welt,
Nicht des Morgenroths verſtralte Stralen,
Nicht die Blume, die zu Staub zerfällt,
Nicht die Aſche ausgebrannter Sonnen,
Nicht die Düfte, die der Roſ' entwehn;
Nicht das Fädchen, das, vom Wurm geſponnen,
In der Luft verflattert, mag vergehn. **Koſegarten.**

Sie heißt c) **Epiphora**, wenn ſich mehrere Sätze auf eine und dieſelbe Art endigen:

Er iſt nicht mehr!
So ſage,
Ein Tag dem andern Tage!
Er iſt nicht mehr!
Der Ewigkeiten Nachhall klage:
Er iſt nicht mehr! **Ramlers Tod Jeſu.**

5) **Die Inverſion (Verſetzung)**, wo man die gewöhnliche Folge der Wörter verändert, um die Aufmerkſamkeit auf einen hervorſtechenden Begriff zu leiten, doch ſo, daß der Sinn dadurch nicht verändert wird; z. B.

Errungen, früh errungen hat er ſeine Palme
Der treue Streiter ꝛc. — **Koſegarten.**

ſtatt: der treue Streiter hat ſeine Palme ꝛc. —

oder:

Unter dem zahlloſen Heere von Millionen, die ſchon auf Erden gelebt haben, unter dieſer durch ſo viele Jahrhunderte verbreiteten Menge; wie viele gab es, deren Andenken übrig blieb, denen die gerührte Nachwelt frohe Feſte widmet? **Reinhard.**

Die Inverſion darf nie ohne Grund und nie zu häufig gebraucht werden; auch darf ſie weder der Sprache Gewalt anthun, noch Dunkelheit in dem ſtyliſtiſchen Zuſammenhange veranlaſſen.

6) Die Parentheſe, wo man, um eine Vorſtellung deutlicher zu machen, einen mit derſelben verwandten oder dieſelbe erläuternden Begriff in die Mitte der Periode aufnimmt; z. B.

Wenn ich einſt von jenem Schlummer,
Welcher Tod heißt, auferſteht ꝛc. Klopſtock.

7) Die Deſcriptio zeigt ſich bei Rednern und Dichtern gewöhnlich in einer mahleriſchen und ſchildernden Darſtellung des Subjets.

Die Menſchheit hofft, in ſüßen Träumen,
Empfindet ſie ſich ſtark und groß,
Erblicket Blüthen in den Keimen,
Und Freiheit in des Dranges Schoos. Starke.

oder:

Ein geſelliger Menſch iſt leicht- und wohlgeſtimmt, er ſtimmt ſich ſelbſt leicht zu jeder Geſellſchaft, und ſo ſtimmt ſich auch dieſe leicht zu ihm. Er drückt Niemand mit ſeinem Daſeyn; er verengt keinen, und ſo iſt jedermann gern um ihn; man iſt auch auf einen gewiſſen Grad mit ihm vertraut, weil man fühlt, der Menſch habe nichts Arges.

Herder.

8) Der Dialog, wo für die Darſtellung der handelnden Weſen in der Gegenwart die Form des Geſprächs gewählt und die Darſtellung dadurch mehr verſinnlicht wird, als es der bloße Referent vermag.

9) Die Ellipſe, wo man, wegen der Heftigkeit der Empfindung, ein Wort, oder mehrere aus dem Zuſammenhange der Rede hinwegläßt, die man aber ohne Schwierigkeit hinzudenken kann; z. B.

Nicht weiter! ich habe genug! —

Sie heißt: Interruptio, wenn man die Ellipſe gleichſam verlängert, ſo daß die Rede der innern Verbindung ermangelt, und man des Affects wegen nicht weiter fortſprechen kann; und Apoſiopeſis, wenn man den Faden der gewählten Wortfolge ganz fallen läßt, ohne den Sinn zu vollenden, und einen andern Gedanken auffaßt, z. B.

Karl Moors Monolog in den Räubern.

„Wer mir Bürge wäre? — Es iſt alles ſo finſter — verworrene Labyrinthe — kein Ausgang — kein leiten-

des Geſtirn — wenns aus wäre mit dieſem letzten Odemzuge, — aus, wie ein ſchales Marionettenſpiel.„

10) Das Aſyndeton, wo man, wegen der Stärke der Empfindung, blos die in kurzen Sätzen beſtehenden Hauptbegriffe, mit Uebergehung der zwiſchen ſie gehörenden Conjunctionen, aufführt; z. B. aus Klopſtocks Meſſias:

— Er ruft mit lechzender Zunge: mich dürſtet!
Rufts, trank, dürſtete, bebte, ward bleicher, blutete, rufte ꝛc.

11) Das Polyſyndeton, wo man die Bindewörter häuft, um gleichſam den raſchen Gang der Vorſtellungen und Gefühle zu hemmen; — z. B. aus Klopſtocks Meſſias:

Und, o wie bebt mir mein Herz von ſüßen wallenden Freuden,
Daß ich ſo lange ſchon Menſch bin, daß ſchon ſo viele Gerechte
Sich mir ſammlen, und nun bald alle Geſchlechter der Menſchen
Mir ſich heiligen werden!

12) Die Epanortheſis (Correctio; Verbeſſerung,) wenn man das, was man geſagt hat, ſogleich näher beſtimmt und verbeſſert. z. B.

Ganz Teutſchland — doch was ſage ich — ganz Europa war auf den Ausgang des Krieges gerichtet.

13) Die Präoccupatio (Prolepſis), wenn man gegen ſeine eignen Behauptungen Zweifel aufſtellt und dieſe beantwortet. (Verwandtſchaft dieſer Figur mit der Frage.) z. B. aus den Tempeln von Jacobi:

Blickt hin, wo ſich zum Heiligthum
Sein Himmel wölbet, wo ſein Ruhm
Durch die geſtirnten Hallen ſchimmert!
Was ſollen dem, der ewig war
Und ſeyn wird, Tempel und Altar,
Die einſt der Zeiten Gang zertrümmert?

Wir blicken hin: allwaltend ſchwebt
Er auf Gewittern, dennoch hebt
Sich unſer Tempel dem zur Ehre,
Der auch den niedern Schleedorn liebt,
Die Blume ſchmückt, und Waſſer gibt
Dem Wieſenbächlein, wie dem Meere.

14) Die Conceſſio, wenn man etwas zugeſteht, davon aber unvermerkt zu einer andern Vorſtellung übergeht. z. B.

Die Welt, wie ich ſie hier mahle, iſt zwar vielleicht nirgends, als in meinem Verſtande wirklich; aber gewiß, wenn die Wirklichkeit auch meinem Traume nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um ſo entzückender, um ſo majeſtätischer überraſchen. Schiller.

15) Die Präteritio, wenn man durch einen unvorbereiteten Uebergang eine andere Vorſtellung an die vorhergehende anknüpft; z. B.

Keiner, der nur das Gepräge der Vernunft, ſei es auch noch ſo roh ausgedrückt, auf ſeinem Geſichte trägt, iſt vergebens für mich da. Aber ich kenne dich nicht; noch kennſt du mich nicht. O, ſo gewiß wir den gemeinſchaftlichen Ruf haben, gut zu ſeyn, und immer beſſer zu werden, ſo gewiß wird eine Zeit kommen ꝛc. Fichte.

11) Die Cumulatio, (Amplificatio), wenn man einen Gegenſtand durch die Erweiterung ſeiner Merkmale ſtärker verſinnlicht. Sie heißt Diſtributio (Individualiſirung), wenn man durch die Angabe der einzelnen Merkmale eines Begriffes das Ganze gleichſam in ſeine Theile auflöſet. z. B. in Roſegartens Hymne auf die Tugend:

Tugend, Himmelgebohrne, der Gottheit köſtlichſte Gabe,
Sehnſucht ewiger Geiſter, dem Helden Schlachtruf, dem Jüngling
Weckerin mächtiger Thaten, des Weiſen theuer errungene
höchſte Schöne, — —

Hieher gehören auch noch: a) der Wunſch, wodurch man den Zuſtand des innern Verlangens nach einem Gegenſtande ausdrückt; z. B. bei Matthiſon:

O denke mein,
Bis zum Verein,
Auf beſſerm Sterne!

b) Die Betheurung und Beſchwörung, zur feierlichen Beſtätigung einer Sache; z. B. aus Klopſtocks Meſſias:

Weiter ſagt er und ſprach: Ich hebe gen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und ſchwöre dir bei mir ſelber,
Der ich Gott bin, wie du: ich will die Menſchen erlöſen!

c) Die Verwünſchung; z. B. aus Schillers Fiesko:

Ach, daß ich ſtünde am Thore der Verdammniß, hinunterſchauern dürfte mein Auge auf die mancherlei Folterſchrauben der ſinnreichen Hölle, saugen mein Ohr zerknirſchter Sünder Gewinſel. Könnte ich ſie ſehen meine Quaal, wer weiß? ich trüge ſie nicht! Mein Weib liegt hier ermordet!

β) Stoff und Form zugleich betreffen:

1) Die Alluſion (Anſpielung), wo man einen Begriff oder Gegenſtand, durch die Anſpielung auf einen ähnlichen bereits bekannten, in der Verſinnlichung verſtärken will; z. B.

Nicht jeder Held iſt ein Buonaparte.

2) Das Beiſpiel, wo man den dargeſtellten Begriff oder Gegenſtand durch eine ähnlichen erläutert und anſchaulicher macht. z. B:

Noch immer verfolgt der Fanatismus die Weiſen, wie einſt den Sokrates.

3) Das Gleichniß, wo man zwei Gegenſtände einander in der Vergleichung gegen über ſtellt, um das Subject der Darſtellung durch die Vergleichung mehr hervorzuheben; z. B. aus Ramlers Tod Jeſu:

So ſtehet ein Berg Gottes,
Den Fuß in Ungewittern,
Das Haupt in Sonnenſtralen;
So ſteht der Held aus Canaan.

4) Die Parallele, wo man die Vergleichung zwiſchen zweien und mehreren Subjecten, nach den einzelnen Eigenſchaften und Verhältniſſen derſelben, durchführt, um die Aehnlichkeit oder Verſchiedenheit zwiſchen denſelben aufzufinden. Die Parallele unterſcheidet ſich dadurch weſentlich von dem Gleichniſſe, daß in dem letztern nur Ein Punct der Vergleichung, und gewöhnlich in einem Bilde, aufgeſtellt wird. (Parallelen zwiſchen Marc-Aurel und Friedrich II; zwiſchen Julius Cäſar und Buonaparte; zwiſchen Shakeſpear und Schiller ꝛc.)

5) Das Antitheton, (der Contraſt,) wo man zwei Gegenſtände vergleicht, die nur in einigen Merkmalen ſich ähnlich ſind, in den andern aber contraſtiren; z. B. das be-

kannte Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit Ringenden von Blumauer — —

Ich glaube, daß du auf geweihte Tempel
Und auf Altäre gnädig niederſiehſt;
Allein ich weiß, daß nur die Welt dein Tempel,
Und unſer Herz dein liebſter Altar iſt.

6) Die Antitheſe (Gegenſatz,) wo die mit einander verglichenen Begriffe und Gegenſtände wirklich entgegengeſetzt ſind; z. B. wenn einem Subjecte ein widerſprechendes Merkmal beigelegt wird (ein zahmer Tiger); oder wenn einem Subjecte zwei und mehrere entgegengeſetzte Prädicate beigelegt werden, die ihm beide zukommen (der kriechend-ſtolze Menſch) — Sie heißt: Paranomaſie, wenn verſchiedenartige Begriffe mit denſelben Wörtern ausgedrückt werden. Die Paranomaſie heißt:

a) Antanaklaſis, wenn man verſchiedene gleichlautende, oder beinahe gleichlautende Wörter mit einander verbindet; z. B. das friedliche Thal nährte den Frieden in ſeinem Innern.
b) Ploce, wenn man ein und daſſelbe Wort in ganz verſchiedener Bedeutung gebraucht; z. B. er zerſtörte ſeine innere Ruhe mit der Ruhe in ſeinem Hauſe.
c) Antimetabole (Commutatio), wenn derſelbe Ausdruck zwar ſeine wörtliche Bedeutung behält, aber doch in dem Folgeſatze ein anderes Verhältniß bezeichnet; z. B. der Menſch kann, was er will; und er will, was er kann.

Die Antitheſe wird fehlerhaft, ſobald ſie zum bloßen Wortſpiele herabgewürdiget wird.

7) Die Gradation, (Klimax und Antiklimax,) wo man entweder aufwärts, oder abwärts die Begriffe ſteigert. So z. B. in Matthiſons Genferſee:

Schön iſts, von Aetna's Haupt des Meeres Plan,
Voll grüner Eiland, und die Fabelauen
Siciliens und Stromboli's Vulkan
Beglänzt von Phöbus erſtem Stral zu ſchauen;
Doch ſchöner, wenn der Sommertag ſich neigt,
Den Zauberſee, hoch von der Dole Rücken,
Wie Luna's Silberhörner ſanft gebeugt,
Umragt von Rieſengipfeln, zu erblicken.

8) Die Hyperbel, wo man, in der Stärke der Empfindung und Leidenſchaft, einen Gegenſtand entweder größer oder kleiner darſtellt, als er wirklich iſt; z. B. Ferdinand in Schillers Kabale und Liebe:

Ein Lächeln meiner Luiſe iſt Stoff für Jahrhunderte, und der Traum des Lebens iſt aus, bis ich dieſe Thräne ergründe.

Stellet man einen Gegenſtand aus Beſcheidenheit kleiner dar, als er wirklich iſt; ſo heißt die Figur: Litotis; z. B. Luiſe in Kabale und Liebe:

Dies Blümchen Jugend — wäre es ein Veilchen, und er träte darauf, und es dürfte beſcheiden unter ihm ſterben! Damit genügte mir Vater. Wenn die Mücke in ihren Stralen ſich ſonnet; kann ſie das ſtrafen, die ſtolze majeſtätiſche Sonne? —

9) Die Parodie und Traveſtirung. Die erſte zeigt ſich in der ſcherzhaften Nachahmung ernſthafter Gegenſtände, ſowohl in einzelnen Ausdrücken, als in Wendungen und in der ganzen Haltung derſelben; die zweite hingegen beſteht in der Durchführung eines ganzen äſthetiſchen Products für den Zweck der Unterhaltung in einer andern Manier, als in welcher der Gegenſtand bisher behandelt worden war. (z. B. Blumauers traveſtirte Aeneide; — Kotzebues traveſtirte Kleopatra; — Herodes vor Bethlehem, oder der triumphirende Viertelsmeiſter.)

10) Das Komiſche (und Lächerliche) zeigt ſich im Allgemeinen in derjenigen Wahl und Verbindung der Wörter und Ausdrücke für die Darſtellung eines Gegenſtandes, durch welche der Witz beſchäftigt und der Gegenſtand entweder bei ſeiner Kleinheit und Unbedeutenheit ſcheinbar gehoben, oder bei ſeiner Größe ſcheinbar herabgeſetzt, oder nach gewiſſen weſentlichen oder zufälligen Merkmalen mit andern ſo in Vergleichung gebracht wird, daß die Darſtellung das Lachen unwillkührlich erregt. Aehnlichkeit und Contraſt müſſen dem Komiſchen zum Grunde liegen, und zugleich muß durch die Darſtellung in uns ein Gefühl der Ueberlegenheit über den dargeſtellten Gegenſtand veranlaßt werden, das unſrer Selbſtliebe ſchmeichelt. Eben ſo muß ſich das Komiſche durch Neuheit ankündigen, um den Witz anzuregen; dies

Neue beſtehe nun in dem Auffallenden in Sitten, Gewohnheiten oder Wendungen. — Man kann ſich auch ſelbſt perſifliren, und dadurch zum Gegenſtande des Lachens machen, und bisweilen das Tadelhafte ſcheinbar loben und das Lobenswürdige ſcheinbar tadeln. (Beiſpiele dafür in mehrern guten Luſtſpielen von Jünger, Kotzebue, ꝛc. in dem Herodes vor Bethlehem.)

11) Verwandt mit dem Komiſchen, wenigſtens im Effecte, iſt die Ironie, wo man das entgegengeſetzte Verhältniß von dem aufſtellt, das man eigentlich meint, um die Unvollkommenheiten und Thorheiten der Menſchen fühlbar zu machen.

Hieher gehören auch:

a) der Sarkasmus, der beißende Spott gegen einen Sterbenden — z. B. Schweizer zu Franz Moor in den Räubern; —

„Todt, — erlo eu ſag ich — gebt Acht, wie hurtig er auf die Beine ſpringt! — he du! es gibt einen Vater zu ermorden!„

b) Diaſyrmus, wenn man Lebende verſpottet;

c) Mimeſis, wenn man die Worte eines andern ſpöttiſch wiederhohlt.

§. 95.

Klaſſification der Tropen.

Durch die Tropen werden die Subjectsbegriffe in der Darſtellung in ſofern verändert, daß man eine uneigentliche, bildliche Bezeichnung an die Stelle der eigentlichen ſetzt, und den eigentlichen Subjectsbegriff in der Darſtellung ganz hinwegläßt. - Ob nun gleich die ſtyliſtiſche Umgebung jedesmal von der Darſtellung des Subjects abhängt; ſo wird ſie doch nur in einigen Tropen ganz verändert. Wir theilen daher die Tropen in ſolche ein,

a) wo, durch die Aufnahme der uneigentlichen Bezeichnung eines Gegenſtandes, blos der Subjectsbegriff verändert, und die eigentliche Bezeichnung deſſelben aus der ſtyliſtiſchen Darſtellung weggelaſſen wird;

b) und in ſolche, wo mit der Aufnahme der uneigentlichen Bezeichnung eines Gegenſtandes zugleich die ganze ſtyliſtiſche Umgebung um denſelben verändert wird.

§. 96.

a) Tropen, wodurch der Subjectsbegriff verändert wird.

Die Veränderung des eigentlichen Subjectsbegriffs in einen uneigentlichen muß allezeit ſo ſeyn, daß Witz und Scharfſinn unter der Hülle der uneigentlichen Bezeichnung die eigentliche erkennen können. Dann dienen die Tropen zu einer noch höhern und ſtärkern Verſinnlichung, als die Figuren, und wirken nachdrücklich auf die Phantaſie und das Gefühlsvermögen. — Hieher gehören:

1) die **Metonymie** (Namensverwechſelung), wenn man verwandte und ähnliche Subjectsbegriffe wechſelſeitig gebraucht. *) Dies geſchieht:

a) wenn man die Wirkung ſtatt der Urſache ſetzt; z. B. **Poſa im Dom Karlos**, wenn er die Wirkungen der Inquiſition in den Niederlanden ſchildert:

— Da ſtieß ich auf verbrannte menſchliche Gebeine —

b) wenn man die Urſache ſtatt der Wirkung ſetzt; z. B.

Bacchus hat ihn begeiſtert (ſt. der Wein ꝛc.)

c) wenn man das Vorhergehende ſtatt des Nachfolgenden ſetzt, z. B.

Die letzte Umarmung (ſt. Trennung.)

d) wenn man das Nachfolgende ſtatt des Vorhergehenden ſetzt; z. B. von einem Erblichenen:

er iſt eine Beute der Würmer.

(In dieſen beiden Fällen heißt die Metonymie: Metalepſis.)

e) wenn man die Eigenſchaften des Subjects an die Stelle des Subjects ſelbſt ſetzt; z. B.

die weinende Unſchuld ſtand vor ihm. — Die Seufzer der Angſt (ſt. der Geängſtigten.)

*) Bernhardi (Sprachlehre Th. 2. S. 91. ff.) hält die Metonymie für den Tropus, durch welchen der Zuſammenhang der Succeſſion dargeſtellt wird.

f) wenn man das Zeichen an die Stelle der bezeichneten Sache ſetzt; z. B.

die dreifarbige Flagge (ſt. die franzöſiſche).

g) wenn man den Ort ſtatt der darin befindlichen Gegenſtände ſetzt; z. B.

Ganz Paris zitterte vor dem Convente.

h) wenn man die Gegenſtände ſtatt des Ortes ſetzt; z. B.

ich ſchritt über aufgethürmte Leichname.

i) wenn man die Zeit ſtatt der Begebenheiten ſetzt; z. B.

das Zeitalter der philoſophirenden Vernunft — oder der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften.

k) wenn man die Wirkungen eines Gegenſtandes demſelben unmittelbar ſelbſt beilegt; z. B.

die geläufige Zunge.

Vergl. Sulzers Theorie ꝛc. Th. 3. S. 392. f.

Soll die Metonymie, die ohnedies unter allen Tropen die ſchwächſte Wirkung hervorbringt, nicht fehlerhaft werden; ſo darf ſie nicht die Folge eines Mangels an Formen für den Ausdruck ſeyn, und nicht zu oft gebraucht werden. Ein richtiger Geſchmack und ein Studium der Sprache nach den beſten Schriftſtellern der Nation führt beim Gebrauche der Tropen am ſicherſten.

2) Die Synekdoche (Zuſammenfaſſung,) wenn man Begriffe an die Stelle der andern ſetzt, die entweder als Theile in einen andern Begriffe enthalten ſind, oder die ſich gegenſeitig wie Gattung und Art verhalten. Dieſe Verwechslung der Verhältnißbegriffe: Theile, Ganzes, Geſchlecht, Gattung und Jndividuum iſt allerdings poetiſch *). Dieſe Verwechslung tritt ein:

a) wenn man das Ganze ſtatt der Theile ſetzt; z. B.

Ganz Teutſchland erwartete mit Begierde die Reſultate des Friedens von Lüneville.

b) wenn man den Theil ſtatt des Ganzen ſetzt; z. B.

er hat keinen Pfennig mehr.

c) wenn man das genus ſtatt der ſpecies ſetzt; z. B.

der Sterbliche, ſt. der Menſch.

*) Bernhardi Sprachlehre, Th. 2. S. 90, f.

d) wenn man die ſpecies ſtatt des genus ſetzt; z. B.
Gott hat den Planeten ihre Bahnen vorgezeichnet; ſt. den Sternen.

e) wenn man die ſpecies ſtatt des Individuums ſetzt; z. B.
der Philoſoph behauptete (ſt. Kant behauptete.)

f) wenn man das Individuum ſtatt der ſpecies ſetzt; z. B.
es iſt ein wahres Tempe; ſt. es iſt eine ſchöne Gegend.
(In dieſen beiden letzten Fällen heißt die Synekdoche: Antonomaſie.)

g) wenn man die einzelne Zahl ſt. der Mehrheit ſetzt; z. B.
der Krieger kehrte heim.

h) Wenn man eine beſtimmte Zahl (einen numerum rotundum) ſtatt der unbeſtimmten ſetzt; z. B.
die Jubel von Tauſenden erfüllten die Luft.

2) Die **Metapher** (Translatio, Uebertragung), wenn man einen Begriff durch einen Ausdruck bezeichnet, der die Beſchaffenheit eines dargeſtellten Subjects durch eine Aehnlichkeit verſinnlicht, welche dem Subjecte mit einem andern zukommt. Die Metapher ſetzt alſo das dargeſtellte Subject in das Verhältniß der Aehnlichkeit zu einem andern, das in der Darſtellung mit demſelben gebunden wird, und enthält **Bild und Gegenbild neben einander**, ſo daß die Prädicate der Sphäre des Gegenbildes an die Stelle der Prädicate des Hauptbildes treten *). z. B. die **Innigkeit** des Gefühls; das **Feuer** der Rede; die **Seele** eines Volkes iſt ſeine intellectuelle und moraliſche Kultur; das Auge iſt des Leibes **Licht** ꝛc. — Von der **Vergleichung** iſt die Metapher durch die Kürze der Darſtellung und die Energie des Ausdrucks verſchieden; zur Allegorie verhält ſie ſich **nicht** ſo, daß die Allegorie eine weiter ausgedehnte und fortgeſetzte Metapher ſey, **ſondern vielmehr iſt die Metapher eine abgekürzte Allegorie.** Allegorie und Metapher ſind in den frühern Epochen der Sprachbildung bereits vorhanden, da Gefühl und Phantaſie von jeher die Dichterſprache bildeten und bereicherten.

*) Bernhardi Sprachlehre, Th. 2. S. 93. ff.

Sulzers Theorie ꝛc. Th. 3. S. 389. ff. und Eberhard über einige Schwierigkeiten der korrecten Schreibart, in der N. Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften 25r Band.

4) Die Periphraſis, wenn man einen Gegenſtand ſtatt ihn bei ſeinem eigentlichen Namen zu nennen, nach ſeinen Eigenſchaften und Wirkungen darſtellt. Sie iſt weſentlich von der Paraphraſe (einer der Deutlichkeit wegen gemachten Umſchreibung eines Begriffes) verſchieden. z. B. ſo ſchildert Matthiſon das Elyſium, ohne es zu nennen:

Hain, der von der Götter Frieden,
Wie vom Thau die Roſe, träuft;
Wo die Frucht der Heſperiden
Zwiſchen Silberblüthen reift;
Den ein roſenfarbner Aether
Ewig unbewölkt umfleußt,
Der den Klageton verſchmähter
Zärtlichkeit verſtummen heißt.

Die Periphraſis wirkt blos als Figur, wenn ſie Euphemismus heißt, wo man an die Stelle eines unanſtändigen Wortes ein anſtändiges, an die Stelle eines matten Wortes, ein lebhaftes, an die Stelle eines gemeinen und gewöhnlichen ein verſchönerndes ſetzt.

5) Perſonifikation, Proſopopöie (Perſonendichtung *), wenn man lebloſen Gegenſtänden, Eigenſchaften von belebten und vernünftigen Weſen beilegt, oder ſie ſelbſt als wirkend darſtellt und anredet.

So führt Voß (in dem Herbſtgange) die Natur als wirkend auf:

Natur, wie ſchön in jedem Kleide!
Auch noch im Sterbekleid wie ſchön!
Sie miſcht in Wehmuth ſanfte Freude
Und lächelt thränend noch im Gehn.

Manſo, in ſeinen Inſeln der Seligen, (deſſen vermiſchte Schriften, Th. 1. S. 29. ff.) redet dieſe Inſeln an:

Inſeln, die kein Sturm zerwühlet,
Und kein feuchter Nebel drückt,
Die der reinſte Zephyr fühlet,
Und ein ewger Frühling ſchmückt.

6) Sermonication iſt nur der höchſte Grad der Perſonification, wenn man lebloſe Dinge oder abweſende Per-

*) Man vergleiche Bernhards Sprachlehre, Th. 2. S. 120. ff

ſonen, Verſtorbene, Geiſter ꝛc. als redend einführt. — So führt Voß, in ſeinem Gedichte: die Sterne, dieſe, durch mehrere Strophen hin, redend ein:

„O Vater, „preißt ihr hohes Klanges,
„Du hüllteſt uns in Glanz,
„Du lehrteſt, froh des Preisgeſanges,
„Uns Harmonie und Tanz, ꝛc.“

(Sobald die **Ironie** das Subject ganz verſchweigt, das ſie nach den Geſetzen des Contraſtes darſtellt, gehört ſie zu den **Tropen**, und nicht mehr zu den Figuren.)

§. 97.

b) Tropen, wo durch die Veränderung des Subjectsbegriffes auch die ganze ſtyliſtiſche Umgebung verändert wird.

Hieher gehören:

1) **Die Allegorie.** Sie ſtellt einen Gegenſtand unter einem Bilde dar, welches den in der Darſtellung fehlenden eigentlichen Subjectsbegriff ſo verſinnlicht, daß man ihn ohne Schwierigkeit aufzufinden vermag. Beſteht ſie blos in der Verwandlung eines **einzigen** Begriffs in ein Bild, (z. B. des Menſchen als einer **Welt im Kleinen**); ſo dient ſie als Figur. Sie hat aber noch eine höhere Beziehung, wodurch ſie in der Dichtkunſt und Beredſamkeit ſich dem nähert, was die allegoriſchen Darſtellungen in den Werken der bildenden Kunſt ſind. Dann iſt ſie ein Ganzes voller Leben, Kraft und Haltung; dann ſtellt ſie vor die Phantaſie ein Bild, das in der Wirklichkeit nicht exiſtirt, ſie **idealiſirt**; dann bringt ſie den wirklichen Gegenſtand, den ſie **ſymboliſch** darſtellt, durch die Darſtellung und durch die verſinnlichende Hülle der Phantaſie und der Empfindung näher. Die vielen **verunglückten** Allegorien können der wahren und vollendeten Allegorie nicht Eintrag thun. (**Jean Paul** hat einige derſelben geliefert.) — Die **Fabeln** und **Parabeln** gehören hieher, wenn in dem Bilde, das ſie enthalten, entweder practiſche Wahrheiten, oder Vorgänge der wirklichen Welt unter einer verſinnlichenden Hülle dargeſtellt werden. — Das **Sinnbild** (Em-

blema) iſt nur ein Wiederſchein derſelben, da es zunächſt einen Begriff, eine Wahrheit durch ein Bild anſchaulich machen will, das an ſich einen uneigentlichen Sinn gibt.

(Ueber die Allegorie Sulzers Theorie, Th. 1. S. 73 — 94, wo auch die Literatur derſelben beigebracht iſt. — Heydenreich in dem kurzgefaßten Handwörterbuch. Th. 1. S. 36. ff. Heydenreich äſthetiſche Grundſätze über die Allegorie der ſchönen Kunſt, vorzüglich der bildenden und der Dichtkunſt, in ſeinen Originalideen, Th. 2. S. 39. ff. Er ſagt, S. 47. f. ſehr richtig: die Allegorie iſt ſich im Allgemeinen in allen Künſten gleich, in beſondern unterſcheidet ſie ſich: a) nach dem größern oder geringern Umfange des Ideenkreiſes, aus welchem eine Kunſt, nach dem Zeichen, durch welches ſie darſtellt, ihre allegoriſchen Stoffe nehmen kann. Die Dichtkunſt hat von dieſer Seite den unbeſtreitbaren Vorrang vor jeder andern Kunſt; b) nach dem Umfange der Sphäre von Vorſtellungen für Sinn und Einbildungskraft, welche jede Kunſt durch ihre Zeichen eröffnen kann. Die Dichtkunſt ſtellt unmittelbar keinem Sinne etwas dar; allein ſie hat unter allen Künſten das ausgebreitetſte Vermögen, die Einbildungskraft durch Bilder von Gegenſtänden eines jeden Sinnes zu beſchäftigen. Sehr natürlich, daß ſie ihre allegoriſchen Gegenſtände durch mannigfaltigere und mehrere Attribute beſtimmen, erhöhen und verſchönern kann, als jede andere Kunſt. Die Dichtkunſt und die Tanzkunſt haben aber auch noch für die Allegorie den Vortheil vor den übrigen Künſten voraus, daß ſie ihre allegoriſchen Weſen in Handlung verſetzen, und eben dadurch ihre Ideen vollſtändiger und mannigfaltiger ausdrücken können. Die bildende Kunſt kann uns nur ein einziges Moment für den Anblick geben, und höchſtens der Phantaſie die Richtung mittheilen, Handlung hinzu zu dichten, indem ſie ein allegoriſches Weſen in einer ſolchen Situation, Attitude, Richtung der Glieder darſtellt, welche mit Handlung als Urſache oder Wirkung weſentlich zuſammenhängt; c) nach dem mehr oder weniger eingeſchränkten Vermögen einer Kunſt, ihre allegoriſchen Ideen auszuführen. Auch hierin behauptet die Dichtkunſt den Vorrang, indem ſie ganze Syſteme von Ideen allegoriſch darſtellen und entwickeln kann; d) nach der mehreren oder wenigern Einheit, der jede Kunſt in ihren allegoriſchen Darſtellungen fähig iſt. Die bildende Kunſt hat hierin den Vorrang vor den übrigen. e) nach der größern oder geringern Evidenz, welche jede Kunſt ihren allegoriſchen Darſtellungen ertheilen kann. Die Dichtkunſt hat von dieſer Seite vor den übrigen Künſten den großen Vortheil, daß ſie

fähig iſt, mit ihren allegoriſchen Gemälden zugleich die beſtimmte Andeutung der Idee zu verknüpfen.„

2) Die **Viſion**. In ihr werden abweſende Gegenſtände, Perſonen, Verſtorbene und Geiſter als gegenwärtig dargeſtellt, und zwar ſo, daß ſie in der Darſtellung entweder ſelbſt als wirkend und redend eingeführt werden, oder daß der Darſtellende in ſeiner oder einer fremden Perſon ſie zu blicken glaubt. — So ſchildert **Johanna d'Arc** die Erſcheinung, die ſie unter der Wundereiche gehabt hatt:

Und einſtmals, als ich eine lange Nacht
In frommer Andacht unter dieſem Baum
Geſeſſen und dem Schlafe widerſtand,
Da trat die Heilige zu mir, ein Schwert
Und Fahne tragend, aber ſonſt wie ich
Als Schäferin gekleidet, und ſie ſprach zu mir:
„Ich bins. Steh auf Johanna. Laß die Heerde.
„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geſchäft,
„Nimm dieſe Fahne; dieſes Schwert umgürte dir.
„Damit vertilge meines Volkes Feinde,
„Und führe deines Herren Sohn nach Rheims,
„Und krön' ihn mit der königlichen Krone!“
Ich aber ſprach: wie kann ich ſolcher That
Mich unterwinden eine zarte Magd,
Unkundig des verderblichen Gefechts!
Und ſie verſetzte: „Eine reine Jungfrau
„Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,
„Wenn ſie der ird'ſchen Liebe widerſteht.
„Sieh mich an! Eine keuſche Magd wie du
„Hab' ich den Herrn, den Göttlichen, geboren,
„Und göttlich bin ich ſelbſt!„ — Und ſie berührte
Mein Augenlied, und als ich aufwärts ſah,
Da war der Himmel voll von Engelknaben,
Die trugen weiße Lilien in der Hand,
Und ſüßer Ton verſchwebte in den Lüften.
— Und ſo die Nächte nach einander ließ
Die Heilige ſich ſehn, und rief: „Steh auf Johanna
„Dich ruft der Herr zu einem anderen Geſchäft!„
Und als ſie in der dritten Nacht erſchien,
Da zürnte ſie und ſcheltend ſprach ſie dieſes Wort:
„Gehorſam iſt des Weibes Pflicht auf Erden,
„Das harte Dulden iſt ihr ſchweres Loos,
„Durch ſtrengen Dienſt muß ſie geläutert werden,
„Die hier gedienet, iſt dort oben groß!“

Und alſo ſprechend ließ ſie das Gewand
Der Hirtin fallen, und als Königin
Der Himmel ſtand ſie da im Glanz der Sonnen,
Und goldne Wolken trugen ſie hinauf,
Langſam verſchwindend in das Land der Wonnen.

§. 98.

Anhang zu der Lehre von den Figuren und Tropen.

Man iſt gewohnt, zu den rhetoriſchen Figuren bisweilen auch bloße **Wortſpiele** zu rechnen, die aber theils gar nicht zu der eigentlichen Dichterſprache gehören, welche ein lebensvolles und in ſich abgeſchloſſenes Ganze bildet, theils oft nur durch Nachläſſigkeit in der Wahl des Ausdrucks entſtehen, und bei ihrer Wiederholung **wahre Fehler**, und keine Schönheiten in der Darſtellung ſind. Dahin gehören:

1) Die **Aliteration**, wo die unmittelbar auf einander folgenden Wörter gleiche Anfangsbuchſtaben oder Anfangsſylben haben; z. B. Er flechte, flachte und entfleh.

2) Die **Annomination**, wo man durch den Gleichklang der Wörter, die von einerlei Abſtammung ſind, den Hauptbegriff verſtärken will; z. B. in frühester Frühe; — das Dunkle ward dunkler.

3) Die **Onomatopöie**, oder Nachbildung der Naturtöne durch Wörter, iſt ganz fehlerhaft; z. B. die Töne der Lerche, der Fröſche ꝛc.

4) Die **Echo**, wo in den Endſylben eines zuſammengeſetzten Wortes ein anderes von denſelben verſchiedenes Wort enthalten iſt, das man, als Wiederhall des vorigen, hören läßt; z. B. geheſt du hinein? — **Nein!**

5) Die **Aenigmata** (Räthſel), wenn man verſchiedene auffallende und ſich ſcheinbar widerſprechende Merkmale gruppirt, und den Begriff, welchem ſie zukommen ſollen, errathen läßt.

6) Das **Anagramm**, wenn man die Buchſtaben eines Wortes, oder eines kurzen Satzes, oder auch einer Zahl verſetzt, um ein anderes Wort und einen andern Sinn herauszubringen.

Die eigentlichen logiſchen Deſcriptionen (unterſchi

den von der mahleriſchen Schilderung des Dichters); die **Sentenzen** (Maximen); die **Sprüchwörter** (Proverbien ꝛc.) gehören zu dem didactiſchen Style.

Anders verhält es ſich mit der **Mythologie**. Sie enthält die Ueberreſte der früheſten Geſchichte der älteſten Völker. In ihr herrſcht ein eignes jugendliches Leben, deſſen Anſicht dann an Reiz gewinnt, wenn alle Mythen von noch ſo verſchiedenem Urſprunge und aus noch ſo verſchiedenen Perioden der Bildung eines Volkes zu Einem Ganzen zuſammengeſtellt werden, das dem Dichter einen beträchtlichen Stoff für ſeine Darſtellungen darbietet. Ohnmöglich aber kann es dem Genius der **teutſchen** Dichtkunſt angemeſſen ſeyn, wenn die Producte derſelben beſtändig mit Anſpielungen, Rückſichten und Beziehungen auf die ältere griechiſche und römiſche Mythologie ausgeſchmückt werden. Die Sphäre der teutſchen Dichtkunſt und der teutſchen Nationalbildung liegt jenem Zeitalter zu fern, um bei den Zeitgenoſſen ein hohes Intereſſe dafür zu erregen. Ganz etwas anders aber iſt es, wenn man dieſe Mythologie ſelbſt zum Stoffe eines Gedichts erhebt, wie **Schiller** in den **Göttern Griechenlands**, **Matthiſon** in dem **Elyſium** ꝛc. Dann erſcheint ſie als ein großes, ſeelenvolle Ganze unter der Thätigkeit der productiven Phantaſie. —

§. 99.

β) Eigenſchaften des Styls in Betreff der ſchönen ſtyliſtiſchen Form.

1) Die **Lebhaftigkeit** des Styls. Sie beſteht in derjenigen Verſinnlichung des dargeſtellten Gegenſtandes, wodurch die Phantaſie eine vollſtändige Anſchauung von demſelben, vermittelſt der Form, erhält. Lebhaft überhaupt iſt das, worin ſich Leben zeigt. Alles Leben aber kündigt ſich für die Anſchauung durch Wirkſamkeit an. Der Styl iſt daher lebhaft, wenn das Gemüth des Andern durch die Darſtellung in eine Art von angenehmer Thätigkeit verſetzt wird. Dies geſchieht theils durch den raſchern Gang in der Darſtellung; theils durch gewiſſe Wendungen, Gleichniſſe und Anſpielungen (wobei die rhetoriſchen Figuren

hauptſächlich zur Lebhaftigkeit beitragen); theils durch die Klarheit und Deutlichkeit, die in der Darſtellung herrſcht.

Adelung (über den Styl, Th. 1. S. 210. ff.) bezieht die Lebhaftigkeit des Styls blos auf die untern Seelenkräfte, und handelt daher von den Figuren unter dem Kapitel von der Lebhaftigkeit des Styls. — Eſchenburg (Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften S. 286. f.) folgt Adelung, wenn er ſagt: „Die Lebhaftigkeit der Schreibart entſtehet ſchon zum Theil aus ihrer Klarheit und Deutlichkeit; ſie wirkt aber nicht ſowohl, gleich dieſer, blos auf den Verſtand, ſondern mehr auf die Einbildungskraft und auf die Gemüthsbewegungen. Ihre vornehmſte Quelle iſt die Aehnlichkeit zwiſchen der Bezeichnung und dem Bezeichneten, zwiſchen den Worten und Vorſtellungen, inſoweit die Rede ſolch eine Aehnlichkeit zu erreichen fähig iſt. Sowohl die Wahl der Wörter, als ihre Anordnung und ihr Wohlklang ſind Beförderungsmittel dieſer Lebhaftigkeit.„ — Eben ſo folgt C. Reinhard in den erſten Linien eines Entwurfs der Theorie des Styls S. 150. f. Adelung. — Man vergleiche: Maaß Rhetorik S. 28. ff. — Jeniſch in der Fortſ. von Moritz Vorleſ. über den Styl, Th. 2, S. 132. ff. — Pörſchke Ged. über Phil. des Sch. Th. 1, S. 149 ff. und den Artikel: lebhaft, in Sulzers Theorie ꝛc. Th. 3, S. 164. ff.

2) Das Feuer in der Darſtellung iſt eine höhere Stufe der Lebhaftigkeit. In der feurigen Darſtellung iſt der Darſtellende ſelbſt in dem Grade von dem dargeſtellten Gegenſtande ergriffen, daß er durch die Darſtellung deſſelben das Gefühl und die Phantaſie Anderer mächtig erſchüttert, weil durch die feurige Darſtellung nicht blos eine Anſchauung von dem dargeſtellten Gegenſtande vermittelt, ſondern derſelbe auch zugleich ihrem Begehrungsvermögen näher gebracht wird.

Sulzers Theorie ꝛc. Th. 2, S. 227. f.

3) Das Intereſſante im Style beſtehet in derjenigen Darſtellung der Gedanken, Gefühle oder Begebenheiten, wodurch eine ſolche erhöhte Theilnahme an dem Dargeſtellten hervorgebracht wird, daß man ſich darüber gewiſſermaßen ſelbſt vergißt, und gleichſam ſich mit dem dargeſtellten Gegenſtande aufs innigſte verbunden fühlt.

So belehrend auch die in zwei Abtheilungen bearbeitete Abhandlung von C. Garve: einige Gedanken über das Intereſſirende (zuerſt im 12 und 13 Th. der N. Bibl der ſch. Wiſſenſch. dann in der Samml. einiger Abhandl. Th. 1, S. 210. ff.) iſt; ſo war doch Garve ſelbſt in der Folge nicht ganz damit (nach der Vorrede zu der Samml. ꝛc. S. IX. ff.) zufrieden, und hielt folgende Ideenreihe für die richtigſte: „Intereſſe, im eigentlichen Verſtande, iſt die Theilnehmung an dem Gewinnſte oder Verluſte eines andern. Intereſſe, im figürlichen Verſtande, iſt die Theilnehmung der Seele an den Handlungen oder Eindrücken eines Andern. So vielerlei Arten die Beſchäftigungen der Seele es gibt, wenn Gegenſtände auf uns ſelbſt wirken; eben ſo viele Arten der Theilnehmung oder des Intereſſe gibt es auch, wenn dieſe Gegenſtände auf Andere wirken. So wie die Vorſtellungen unſers Verſtandes, unſre Gemüthsbewegungen und unſre Schickſale uns unmittelbar einnehmen; ſo können die Gedanken, die Empfindungen, die Begebenheiten eines Andern uns durch die Theilnehmung beſchäftigen, d. h. uns intereſſiren. Wir nehmen aber an den Gedanken eines Andern alsdann am erſten Theil, wenn ſie ſo klar, ſo einleuchtend, und von ſo begreiflichem Nutzen ſind, daß wir ſie leicht zu unſern eignen Gedanken machen können. Wir nehmen an den Gemüthsbewegungen eines andern Theil, wenn wir die Wahrheit und die Billigkeit derſelben, in ihren Ausbrüchen oder in ihrer Schilderung, erkennen. Wir nehmen an den erzählten Begebenheiten Anderer Theil, wenn dieſe wahrſcheinlich, anſchaulich, deutlich und erheblich ſind; jenes, um uns leicht in die Stelle der handelnden Perſonen verſetzen zu können; dieſes, um in dieſer Stelle einen merklichen Einfluß der Begebenheiten, auf uns gewahr zu werden. — In einigen Werken des Genies ſind alle dieſe Arten von Intereſſe vereinigt, z. B. im Drama; faſt in allen ſind einige derſelben vermiſcht. Ueberhaupt aber gehört zu dieſer Theilnehmung eben ſo wohl eine Empfänglichkeit von Seiten des Zuhöres, als ein Grad von Wirkſamkeit von Seiten des Redners oder Dichters. Diejenigen Gegenſtände intereſſiren allgemein, die, um an ſich und nach ihrer Brauchbarkeit verſtanden zu werden, keine andern Fähigkeiten und Kenntniſſe erfordern, als die allen wohlerzogenen Menſchen gemein ſind. Diejenigen intereſſiren nur eine gewiſſe Klaſſe, die Erfahrungen oder Neigungen einer beſondern Art vorausſetzen.„ — Vergl. den Artikel: Intereſſant, in Sulzers Theorie Th. 2; S. 691. ff. — Mo-

ritz Vorleſung über den Styl, Th. 1, S. 178. ff. — K. L. Pörſchke Gedanken über einige Gegenſtände der Phil. des Schönen, Th. 1, S. 144. ff.

4) Die **Anmuth** in der ſtyliſtiſchen Darſtellung zeigt ſich in der Freiheit, womit der Darſtellende das **Zufällige des Stoffes** behandelt, mithin in derjenigen Anordnung und Manier der Form, wodurch dieſelbe ein unmittelbares Wohlgefallen erregt. Der höchſte Grad der Anmuth iſt das **Bezaubernde**, wo wir uns gleichſam ſelbſt verlieren, und in den dargeſtellten Gegenſtand hinüberfließen.

Bei den meiſten äſthetiſchen Schriftſtellern wird Anmuth mit Grazie verwechſelt. (So z. B. v. Hagedorn in den Betr. über die Malerei S. 29.) Heydenreich (kurzgef. Handwörterbuch über die ſchönen Künſte, Th. 1. S. 52. ff.) rügt mit Recht dieſe Verwechslung. Er charakteriſirt den ganzen Reichthum unſrer Sprache für die Darſtellung mannigfaltiger Nüancen des Vergnügens an der Form alſo: „Unſre Sprache bietet uns die Wörter: Reiz, Anmuth, Lieblichkeit, Liebreiz, Holdſeligkeit, als eine Stufenfolge von Ausdrücken verwandter Empfindungen dar, deren die eine ſich über die andere erhebt. Reiz ſcheint das generiſche Wort zu ſeyn; die übrigen Wörter drücken beſondere Arten des Reizes aus. Nur das Schöne kann reizend ſeyn; das Schöne wird aber reizend, wenn es nicht blos das Vergnügen der Kontemplation erregt, ſondern zugleich auch eine ſchwärmeriſche Begier, ſich innig mit ihm zu vereinigen, es ſeiner Phantaſie zu fortdauerndem Genuſſe zu übergeben. — Anmuth und Lieblichkeit ſind von Liebreiz und Holdſeligkeit dadurch unterſchieden, daß jene auch von lebloſen und thieriſchen Weſen, dieſe blos von Menſchen und höhern Weſen gebraucht werden können; jene ein durch die Auffaſſung einer Form erregtes angenehmes Lebensgefühl, dieſe ein höheres, mit der Sittlichkeit nahe verwandtes, Gefühl ausdrücken; jene in Werken der Kunſt in der Anordnung und Manier, dieſe im Ausdrucke ihren Grund haben. Ich kann einer Flur, der Geſtalt eines Thieres, Anmuth, Lieblichkeit zueignen, ich kann in einer Behandlung des Helldunkels, des Colorits, Anmuth, Lieblichkeit finden; allezeit drücke ich damit aus, daß eine gewiſſe Form mich unmittelbar in den Zuſtand eines lebhaftern, harmoniſchen und ſanften Spiels der Lebensgeiſter verſetzt; die Anmuth hat mehr den Charakter der Lebhaftigkeit, denn die Lieblichkeit; die Lieblichkeit mehr den

Charakter der Sanftheit, als die Anmuth. — Holdſeligkeit iſt nur überirdiſchen, idealiſchen, weiblichen Geſtalten eigen; ſie iſt der Ausdruck vollendeter Reinheit der Seele." Ungleich weniger befriedigend iſt der Artikel: Anmuthigkeit, in Sulzers Theorie ꝛc. Th. 1, S. 150. f. — Das Wichtigſte, das über Anmuth geſchrieben worden iſt, iſt Schillers Aufſatz über Anmuth und Würde (zuerſt in der Thalia; dann in ſeinen kleinen proſaiſchen Schriften, Th. 2, S. 217. ff.). Nach ihm iſt Anmuth eine bewegliche Schönheit, d. i. eine ſolche, die an ihrem Subjecte zufällig entſtehen, und eben ſo aufhören kann. Dadurch unterſcheidet ſie ſich von der fixen Schönheit, die mit dem Subjecte ſelbſt nothwendig gegeben iſt. Sie iſt mit dem Schönen zwar am liebſten, aber doch nicht ausſchließend verbunden; ſie ſtammt von dem Schönen her, offenbaret aber die Wirkungen deſſelben auch an dem Nichtſchönen; die Schönheit kann zwar ohne ſie beſtehen, aber durch ſie allein Neigung einflößen. An einem Ideale der Schönheit müſſen alle nothwendigen Bewegungen ſchön ſeyn, weil ſie als nothwendig zu ſeiner Natur gehören; die Anmuth aber, als etwas Zufälliges am Subjecte, kann nur zufälligen Bewegungen des Subjects zukommen. Im Gegenſatze gegen die Würde (S. 327. f.), liegt die Anmuth in der Freiheit der willkührlichen Bewegungen, Würde aber in der Beherrſchung der unwillkührlichen. Die Anmuth läßt der Natur da, wo ſie die Befehle des Geiſtes ausrichtet, einen Schein von Freiwilligkeit; die Würde hingegen unterwirft ſie da, wo ſie herrſchen will, dem Geiſte. — Ueber das Bezaubernde. Ebend. S. 348.

5) Die **Leichtigkeit** im Style beſteht theils in der Leichtigkeit der **Gedanken**, welche ſo einfach und natürlich auf einander folgen und mit einander verbunden ſind, daß man das Ganze derſelben ohne Schwierigkeit im Bewußtſeyn aufnehmen und feſthalten kann; theils in der **Leichtigkeit des Ausdrucks**, der ſo klar, anſchaulich und lebendig iſt, daß man mit Wohlgefallen bei demſelben verweilt. Von dieſer Leichtigkeit hängt der **Fluß der Rede** ab.

Sulzers Theorie ꝛc. Th. 3, S. 221. ff.

6) Die **Natürlichkeit**, nach ihrer Wirkung aufs **Gefühlsvermögen**, beſteht in der ſtyliſtiſchen Darſtellung in derjenigen Einfachheit und innigen Verbindung aller einzel-

nen Theile zu einem Ganzen, wodurch es einem Producte der Natur ähnlich wird. Die Natürlichkeit ſchließt allen Zwang, alles Erkünſtelte, alles Hindurchſchimmern der Regeln, nach welchen es gearbeitet iſt, von ſich aus.

Sehr wahr ſagt Schiller in der Abh. über naive und ſentimentaliſche Dichtung (kleiner proſaiſchen Schriften, Th. 2, S. 57. ff.) „Der Dichter iſt entweder Natur, oder er wird ſie ſuchen. Der dichteriſche Geiſt iſt unſterblich und unverkennbar in der Menſchheit. Denn entfernt ſich gleich der Menſch durch die Freiheit ſeiner Phantaſie und ſeines Verſtandes von der Einfalt, Wahrheit und Nothwendigkeit der Natur; ſo ſtehet ihm doch nicht nur der Pfad zu derſelben immer offen, ſondern ein mächtiger und unvertilgbarer Trieb, der moraliſche, treibt ihn auch unaufhörlich zu ihr zurück, und eben mit dieſem Triebe ſtehet das Dichtungsvermögen in der engſten Verwandtſchaft. — Auch itzt iſt die Natur die einzige Flamme, an der ſich der Dichtergeiſt nähret; aus ihr allein ſchöpft er ſeine ganze Macht; zu ihr allein ſpricht er auch in dem künſtlichen, in der Kultur begriffenen Menſchen „ — Vergl. den Artikel: natürlich, in Sulzers Theorie ꝛc. Th. 3, S. 511. ff.

7) Das **Naive** des Styls beſteht in dem Ausdrucke und in der Darſtellung einer Kindlichkeit, durch welche man überraſcht wird, weil man ſie in dieſem Zuſammenhange und in dieſer Verbindung der Begriffe nicht erwartet hatte. Das Naive ſteht mit der Kunſt und der Konvenienz im Kontraſte, und erhält den Sieg über ſie. Dies kann geſchehen wider Wiſſen und Willen der Perſon, oder mit völligem Bewußtſeyn derſelben. In dem erſten Falle iſt es das Naive der **Ueberraſchung**, und beluſtiget; in dem andern iſt es das Naive der **Geſinnung**, und **rühret**. In beiden Fällen aber muß die Natur Recht, die Kunſt Unrecht haben.

So erklärt ſich Schiller darüber in der Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung (kleinere proſaiſche Schriften, Th. 2, S. 1. ff.), dem beſten, was über das Naive geſchrieben worden iſt. Nach ihm iſt der naive Ausdruck nur die Folge der naiven Denkart. Mit naiver Anmuth drückt das Genie ſeine erhabenſten und tiefſten Gedanken aus (S. 33); denn naiv muß jedes wahre Genie ſeyn (S. 26), oder es iſt keines. Seine Naivetät allein

macht es zum Genie, und was es im Intellectuellen und Aeſthetiſchen iſt, kann es im Moraliſchen nicht verläugnen. Unbekannt mit den Regeln, den Kindern der Schwachheit und den Zuchtmeiſtern der Verkehrtheit, blos von der Natur, oder dem Inſtincte geleitet, gehet es ruhig und ſicher durch alle Schlingen des falſchen Geſchmackes. Nur dem Genie iſt es gegeben, die Natur zu erweitern, ohne über ſie hinauszugehen. Wenn der Schulverſtand (S. 33) immer vor Irrthum bange, ſeine Worte, wie ſeine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik ſchlagt, hart und ſteif, um ja nicht unbeſtimmt zu ſeyn; ſo giebt das Genie ſeinem Gedanken mit einem einzigen glücklichen Pinſelſtriche einen ewig beſtimmten, feſten, und dennoch ganz freien Umriß. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig heterogen und fremd bleibt; ſo ſpringt hier, wie durch innere Nothwendigkeit, die Sprache aus dem Gedanken hervor, und iſt ſo ſehr eins mit denſelben, daß ſelbſt unter der körperlichen Hülle der Geiſt wie entblößt erſcheint. Eine ſolche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verſchwindet, und wo die Sprache den Gedanken, den ſie ausdrückt, noch gleichſam nackend läßt, da ihr die andere nie darſtellen kann, ohne ihn zugleich zu verhüllen, iſt es, was man in der Schreibart vorzugsweiſe genialiſch und geiſtreich nennt. — Vergl. Moſ. Mendelſohn, von dem Erhabenen und Naiven, im 2ten Theile ſeiner phil. Schriften, S. 121. ff. — Adelung über den teutſchen Styl, Th. 1, S. 483. ff. — Eſchenburg Theorie der ſchönen Wiſſenſ. S. 28. ff. — Sulzers Theorie rc. Th. 3, S. 499. ff.

8) Die **Aehnlichkeit**, als Eigenſchaft des ſchönen Styls, beſteht in der ebenmäßigen Vertheilung, Haltung und Behandlung der einzelnen Theile der ſtyliſtiſchen Form, wodurch ein Wohlgefallen an derſelben angeregt wird. Von ihr hängt die **Proportion** (Verhältnißmäßigkeit) des Styls ab.

Sulzers Theorie rc. Th. 1, S. 24. ff.

9) Die **Ueblichkeit** beſteht darin, daß man in der ſtyliſtiſchen Darſtellung diejenigen Wörter und Ausdrücke wählt, wodurch die Form dem gegenwärtigen Grade der Reife und Ausbildung einer Sprache völlig entſpricht und angemeſſen iſt. Mit derſelben ſteht

10) die **Schicklichkeit** in Verbindung, nach welcher

nur diejenigen Wörter in die ſtyliſtiſche Form aufgenommen werden, welche in der Sprache der civiliſirten Stände dem darzuſtellenden Gegenſtande genau entſprechen. — Von dieſen beiden Eigenſchaften hängt die **Feinheit und Zartheit** im Style ab.

11) Die **Mannigfaltigkeit** iſt diejenige Eigenſchaft, nach welcher man, unbeſchadet der Einheit der ſtyliſtiſchen Form, die Theile der Form ſelbſt, als Theile, mit Wohlgefallen wahrnimmt, wo alſo nicht nur das Ganze, als Ganzes, gefällt, ſondern auch die einzelnen Theile deſſelben Vergnügen veranlaſſen.

12) Die **Farbengebung**, oder die **Vertheilung von Licht und Schatten** im Style, beſteht in der zweckmäßigen und auf das Gefühl der Luſt berechneten Miſchung des Mannigfaltigen im Stoffe, nach welcher das vollkommenſte Verhältniß zwiſchen den Haupt- und Nebengedanken in der Darſtellung vermittelt wird. — Das **Licht** in der ſtyliſtiſchen Darſtellung zeigt ſich in der hervorſtechenden und hervorgehobenen Behandlung der Hauptmomente des Stoffes; der **Schatten** hingegen in der künſtlichen Verdunkelung derjenigen Theile des Ganzen, welche den Hauptgedanken blos unterſtützen und leiten. Die ſtyliſtiſche Fertigkeit beſteht in der ebenmäßigen Vertheilung und Vermiſchung beider zu dem Totaleindrucke eines reinen Wohlgefallens an der Form ſelbſt.

13) Die **Nüance** im Style bezeichnet den in der Darſtellung ausgedrückten, und nur von der genaueſten Beobachtung zu bemerkenden, feinern Unterſchied zwiſchen zweien und mehreren Begriffen, die ſcheinbar ganz innig mit einander zuſammenhängen, und zwiſchen welchen, in der Darſtellung, ein beinahe unmerklicher Uebergang ſtatt findet.

Vergl. **Moritz** Vorleſungen über den Styl, Th. 1, S. 176. ff.

14) Die **Kraft** (Energie) der Darſtellung beſteht in der nachdrucksvollen und gleichmäßigen Haltung der einzelnen Parthien und des Ganzen in einer ſtyliſtiſchen Form. Sie zeigt ſich in der Wahl und dem Gebrauche der angemeſſenſten Wörter; in der richtigſten Stellung derſelben,

und in ihrem Zuſammenhange zur Hervorbringung eines Totaleindruckes.

15) Das Edle im Style beſteht in dem unbefangnen und natürlichen Ausdrucke moraliſcher Gefühle und Geſinnungen, wodurch die Herrſchaft der Vernunft über die ſinnlichen Neigungen und Triebe bezeichnet wird. Das Edle ſteht dem Gemeinen entgegen, in welchem man die Spuren der wirkſamen Vernunft nicht wahrzunehmen vermag, dahingegen der edle Ausdruck nicht nur auf das Daſeyn, ſondern auch auf die Thätigkeit einer ausgebildeten, gereiſten und herrſchenden Vernunft ſchließen läßt, die ſich allezeit in der Darſtellung von Ideen ankündiget, und in ihrem Ausdrucke Bewunderung, Theilnahme und Liebe erregt.

Vergl. Schillers Abh. über das Pathetiſche, in ſeinen kleinern proſaiſchen Schriften, Th. 3, S. 323. ff. — Pörſchke, Gedanken über einige Gegenſt. der Phil. des Schönen, Th. 1, S. 205. ff. — Adelung über den teutſchen Styl, Th. 1, S. 206. ff. Klopſtock, Fragmente über Sprache und Dichtkunſt, 1ſte Fortſ. S. 9. ff. — A. v. Klein, vom Edlen u. Niedrigen im Ausdrucke. Mannh. 1781. — Minder wichtig iſt der Artikel: Edel, in Sulzers Theorie ꝛc. Th. 2, S. 5. ff. — Sehr ſcharfſinnig hingegen iſt dieſer Artikel von Heydenreich in dem kurzgefaßten Handwörterbuch der ſchönen Künſte, Th. 1, S. 351. ff. bearbeitet. Seine Reſultate ſind: „Das Aeſthetiſch-Edle (von dem Moraliſch-Edlen verſchieden) in einem Kunſtwerke gehört entweder den Gegenſtänden an, welche den Stoff ausmachen, oder der Form, der Art der Darſtellung, Anordnung und Bezeichnung. Im erſten Falle können die Gegenſtände nur Menſchen ſeyn. Im zweiten kann man das Edle einem jeden Werke der bildenden Kunſt zueignen, zu welcher Gattung es auch gehöre. — Das Edle der Form zeigt ſich am einleuchtendſten und auf das Liebenswürdigſte in dem Ausdrucke der Leidenſchaften, der ſich an den Perſonen, die in einem Werke der ſchönen Kunſt vorkommen, zeigt. Der Ausdruck der Leidenſchaften iſt dann edel, wenn die Leidenſchaft, obwohl ſie im Spiel iſt, doch als der Vernunft untergeordnet erſcheint, und der Grad, in welchem ſie erregt, die Art, wie ſie geäußert wird, die Würde der menſchlichen Natur auf keine Weiſe beleidigt. — Das Edle des Styls in der poetiſchen und proſaiſchen Literatur betrifft

eben ſowohl die Darſtellung der Gegenſtände, als den Ausdruck von Leidenſchaften und Gefühlen, als endlich auch den Gebrauch der Worte und Redensarten ſelbſt. Darſtellung von Gegenſtänden bekommt durch den Styl Adel, wenn das Große und Erhabene derſelben nicht etwa durch müßige Züge und leere Ausdehnung geſchwächt, durch gemeine oder wohl gar niedrige Züge herabgewürdigt wird, wenn vielmehr Präciſion, Harmonie und Einfalt in der Darſtellung herrſchen; wenn das Schöne und Rührende derſelben ohne alle Beimiſchung fremder, dem beabſichtigten Gegenſtande widerſtreitender, oder gleichgültiger Züge mit Homogeneität und Reinheit geſchildert wird; wenn das weſentlich Widrige derſelben durch Delicateſſe gemildert, nicht bis auf den Grad ausgemahlt wird, wo es Abſcheu und Ekel erregen müßte; wenn das Lächerliche derſelben nicht übertrieben geſchildert, nicht mit grobem Egoismus hervorſtechend gemacht wird, überhaupt, wenn der Geſchmack des Redenden oder Schreibenden jede Verſuchung überwindet, bei ſeinen Beſchreibungen ſich ins Zwecklose zu verlieren, oder, zur Begünſtigung eines individuellen zufälligen Intereſſe, Saiten des Gegenſtandes zu berühren, deren Beſchaffenheiten eine mit der Hauptempfindung nicht zuſammenſtimmende Wirkung verurſachen. Der Ausdruck von Leidenſchaften und Gefühlen durch Styl iſt edel, wenn ſich in ihm kein Zug von Egoismus findet; wenn der Enthuſiasm nicht über die Grenzen, einer des Menſchen würdigen Schwärmerei in Fanatismus übergeht, und wenn der Leidenſchaftliche oder Fühlende bei aller Bewegung ſeiner Seele doch noch eine gewiſſe Stärke und Selbſtbeherrſchung verräth. Auch im Gebrauche der Worte und Redensarten liegt ein gewiſſes eigenthümliches Edles, welches ſich vorzüglich durch Vermeidung alles Gemeinen, Trivialen und niedriger Nebenideen ankündigt, welche mit gewiſſen Worten, Redensarten und Wendungen verknüpft ſind. Das Edle im Style iſt unſtreitig ein weſentliches Erforderniß, um einen Schriftſteller für klaſſiſch zu halten." Dieſelbe Anſicht hat Heydenreich auch in der Abhandl. über den Zuſammenhang des Aeſthetiſchen Edeln mit dem Moraliſch-Edeln in den Originalideen, 3 B. 1 Abth. S. 181. ff.

16 Das Große. Die Größe eines Gegenſtandes iſt entweder extenſiv, oder intenſiv. Zu der leztern gehört auch die moraliſche Größe. – Bei jeder Gr... denkt man ſich eine Einheit, zu welcher mehrere gleichar

tige Theile

verbunden ſind. Soll alſo ein Unterſchied zwiſchen Größe und Größe ſtatt finden; ſo kann er nur darin liegen, daß in der einen mehr, in der andern weniger Theile zur Einheit verbunden ſind. Daraus entſteht die Größenmeſſung, welche aber nur auf comparative, und nie auf abſolute Größe führt. Wird die Größe logiſch beurtheilt; ſo bezieht ſie ſich auf das Erkenntnißvermögen. Wird ſie äſthetiſch geſchätzt; ſo beziehht ſie ſich auf das Gefühlsvermögen. Dort wird durch ſie eine Erkenntniß von dem Gegenſtande außer uns vermittelt; hier erblicken wir, auf Veranlaſſung der vorgeſtellten Größe des Gegenſtandes, etwas in uns ſelbſt. Wird nun das Größte für die äſthetiſche Größenſchätzung als abſolutes Maas beurtheilt, über welches hinaus dem beurtheilenden Subjecte kein Größeres möglich iſt; ſo führt es die Idee des Erhabenen bei ſich, und verurſacht diejenige Rührung, welche keine blos mathematiſche Schätzung der Größen durch Zahlen bewirken kann. — Die Größe in der ſtyliſtiſchen Darſtellung iſt von der letztern Art, und iſt ganz ſubjectiv, d. h. ſie erregt in dem Gefühlsvermögen eine Erſchütterung, welche von der richtigen Wahl der Wörter, und von der Kraft und Kürze der Bezeichnung für den objectiv großen Gegenſtand, der dargeſtellt werden ſoll, abhängt.

Schillers zerſtreute Bemerkungen über äſthetiſche Gegenſtände (in den kleinern proſaiſchen Schriften, Th. 4, S. 48 — 60). — Sulzers Theorie ꝛc. unter dem Artikel: groß, Th. 2, S. 436. ff. — Im Zuſammenhange damit ſtehet die Lehre vom Erhabenen. — Maaß Rhetorik, S. 33. ff. — Nach Pörſchke, Gedanken, ꝛc. Th. 1, S. 200. ff. iſt äſthetiſche Größe „ſinnlich dargeſtellte moraliſcher Kraft.„

17. Das Erhabene. Es iſt die Wirkung unſers Subjects auf Veranlaſſung eines großen Gegenſtandes. Es entſpringt eines Theils aus dem vorgeſtellten Unvermögen der Einbildungskraft, die von der Vernunft als Forderung aufgeſtellte Totalität in Darſtellung der Größe zu erreichen; andern Theils aber aus dem vorgeſtellten Vermögen der Vernunft, eine ſolche Forderung aufſtellen zu können. Das (mathematiſch- und dynamiſch-) Erhabene in der Natur

gehört nicht hieher. — In dem Gebiete der Kunſt findet ſich das Erhabene entweder in dem Stoffe eines Werks ſelbſt, oder in der Art ſeiner Behandlung. In der Darſtellung des Erhabenen wird die Luſt durch Unluſt hervorgebracht, indem ſie uns eine Zweckmäßigkeit zu empfinden gibt, die eine Zweckwidrigkeit vorausſetzt. Der Gegenſtand des Erhabenen, widerſtreitet nämlich unſerm ſinnlichen Vermögen, und dieſe Unzweckmäßigkeit muß uns nothwendig Unluſt erwecken; aber ſie wird zugleich eine Veranlaſſung, ein anderes Vermögen in uns zu unſerm Bewußtſeyn zu bringen, welches demjenigen, woran die Einbildungskraft erliegt, überlegen iſt. Ein erhabener Gegenſtand iſt alſo eben dadurch, daß er der Sinnlichkeit widerſtreitet, zweckmäßig für die Vernunft, und ergötzt durch das höhere Vermögen, indem er durch das niedrige ſchmerzt. Die Erhebung, die wir dabei empfinden, rührt von dem Bewußtſeyn der Freiheit her; denn wir fühlen uns beim Erhabenen frei, weil die ſinnlichen Triebe auf die Geſetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben. — Die ſtyliſtiſche Darſtellung des Erhabenen ſetzt alſo eine gereifte und ſiegende Vernunft voraus, deren freie Wirkſamkeit ſich in derjenigen Verbindung und Entwickelung der Begriffe ankündiget, durch welche das Uebergewicht des Gefühls der Luſt über das Gefühl der Unluſt an dem dargeſtellten abſolut großen Gegenſtande vermittelt wird.

Hieher gehören die meiſterhaften Abhandlungen von Schiller, dem ich gefolgt bin: über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden, in den kleinern proſaiſchen Schriften, Th. 4, S. 85. ff. — Uber das Erhabene, in den kleinen proſ. Schrift. Th. 3, S. 1. ff. — Der Artikel : erhaben, von Heydenreich, in dem kurzgef. Handwörterb. Th. 1, S. 389. ff. (nach Kant.) — Derſelbe Artikel bei Sulzer, Th. 2, S. 97. ff. — Kant, Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, Königsb. 1764. u. deſſen Kritik der Urtheilskraft. Ihm folgen: C. W. Snell, in dem Lehrb. der Kritik des Geſchmaks, S. 76 — 138. — Heuſinger, Handbuch der Aeſthetik, Th. 1, S. 57. ff. — Man kann vergleichen: Adelung über den teutſchen Styl, Th. 2, S. 158. ff. — Moſes Mendelsſohn, über das Erhabene und Naive in den ſchönen Wiſſenſch. im 2ten Theil

ſeiner philoſ. Schriften. — J. G. Schloſſer, Verſuch über das Erhabene, an ſeiner Ueberſ. des Longin, S. 266. ff. — Eberhards Theorie der ſchönen Wiſſenſch. S. 53. ff. — Königs Phil. der ſchönen Künſte, S. 283. ff. — Riedels Theorie der ſchönen Künſte, S. 37. ff. — Gängs Aeſthetik, S. 208. ff. — Schotts Theorie der ſch. Wiſſenſch. S. 230. ff. — Pörſchke Gedanken über einige Gegenſtände der Phil. des Schönen, Th. 1, S. 207. ff. — Bendavids Geſchmackslehre, S, 73. ff. — Heydenreich in den Zuſätzen zur Ueberſ. des Aliſon, Th. 2, S. 319. ff. — Michaelis Entwurf der Aeſthetik, S. 29. ff. —

18) Das **Rührende** (Sentimentale). Rührung, in der ſtrengſten Bedeutung, bezeichnet die gemiſchte Empfindung des Leidens und der Luſt an dem Leiden. Rührung enthält alſo eben ſo, wie das Gefühl des Erhabenen, zwei Beſtandtheile, **Schmerz** und **Vergnügen**; hier, wie dort, liegt der Zweckmäßigkeit eine Zweckwidrigkeit zum Grunde. In der Rührung iſt daher die Unluſt über eine Zweckwidrigkeit das erſte, und die Luſt über die Zweckmäßigkeit das zweite. Keine Zweckmäßigkeit geht uns aber ſo nah an, als die moraliſche, und nichts geht über die Luſt, die wir über dieſe empfinden. Sie ſteht mit der Vernunft und der Freiheit des Willens in genauer Verbindung. In der ſtyliſtiſchen Darſtellung beſteht daher das Rührende in der Hervorbringung eines gemiſchten Gefühls der Luſt und Unluſt, wozu die Darſtellung der Gefühle der Liebe, Zärtlichkeit, des Verlangens, der Sehnſucht, der Dankbarkeit, Freude und Hoffnung, der Wehmuth und Entſagung u. ſ. w. das meiſte beitragen. — Das Rührende kann nicht ohne das Schöne, wohl aber das Schöne ohne das Rührende erſcheinen.

Schillers Abh. über den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden, in d. kleinen proſ. Schrift., Th. 4, S. 84. ff. — Deſſelben Abh. über die tragiſche Kunſt, ebendaſelbſt. S. 110. ff. — Deſſelben Abh. über naive und ſentimentale Dichtung, in den kleinen proſaiſchen Schriften, Th. 2, S. 1. ff. — Adelung über den teutſchen Styl, Th. 2, S. 101 — 120. — Maaß Rhetorik, S. 57. ff. — Sulzers Theorie ꝛc. Th. 4. S. 121. ff. — Kants Kritik der Urtheilskraft, S. 43. f. — C. Reinhard erſte Linien

der Theorie des Styls, S. 183. ff. — Snells Lehrb. der teutſchen Schreibart, S. 150. ff. — Snells Lehrb. der Krit. des Geſchmacks, S. 176 — 194. —

19) Das **Pathetiſche** im Style beruht auf derjenigen Darſtellung des Affects, wo das überſinnliche Princip im Menſchen mit dem ſinnlichen im Kampfe iſt, und in dieſem Kampfe den Sieg erhält. Nie iſt das Leiden ſelbſt, ſondern nur der geiſtige Widerſtand gegen das Leiden pathetiſch. Gegen das Object, das ihm Leiden macht, kann ſich der Menſch mit Hülfe ſeines Verſtandes und ſeiner Muskelkraft vertheidigen; gegen das Leiden ſelbſt hat er keine andere Waffen, als Ideen der Vernunft. Dieſe müſſen alſo in der Darſtellung vorkommen, oder durch ſie erweckt werden, wo Pathos ſtatt finden ſoll; denn bei allem Pathos muß der Sinn durch Leiden, der Geiſt durch Freiheit intereſſirt ſeyn. Fehlt es einer pathetiſchen Darſtellung an einem Ausdrucke der leidenden Natur; ſo iſt ſie ohne äſthetiſche Kraft, und unſer Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdrucke der moraliſchen Wirkſamkeit; ſo kann ſie, bei aller ſinnlichen Kraft, nie pathetiſch ſeyn, und wird unausbleiblich unſre Empfindung empören. Aus aller Freiheit des Gemüths muß immer der leidende Menſch, aus allem Leiden der Menſchheit muß immer der ſelbſtſtändige, oder der Selbſtſtändigkeit fähige Geiſt durchſcheinen. In der äſthetiſchen Darſtellung des Pathos muß aber die Phantaſie auf die **Kraft des Willens**, die in Thätigkeit geſetzt worden iſt, hingewieſen werden; denn nur die Betrachtung dieſer Kraft kann Wohlgefallen erregen, weil die Phantaſie dieſes Wohlgefallen **dadurch** unterhält, daß keine Empfindung, wie mächtig ſie auch ſey, die Freiheit des Gemüths zu unterdrücken vermöge.

Dieſe Darſtellung des Pathetiſchen iſt entlehnt aus Schillers Abh. über das Pathetiſche, in ſeinen kleinen proſaiſchen Schriften, Th. 3, S. 310-372. — Nach Adelung (über den Styl, Th. 2, S. 150. ff.) iſt der pathetiſche Styl diejenige Art des Ausdrucks, welche den in einem hohen Grade erregten Gemuthsbewegungen und Leidenſchaften eigen iſt, dergleichen heftige Freude, Entzücken, Schrecken, Entſetzen, Schmerz, Abſcheu, Zorn, Haß, Rache, Eifer-

ſucht, Wuth, Muth, Kühnheit, Patriotismus ꝛc. ſind. — Ihm folgen: Snell, Lehrbuch der Proſ. Schreibart, S. 162 ff. — K. Reinhard Theorie des teutſchen Styls, S. 191. ff. — Der Artikel: Pathos und Pathetiſch, in Sulzers Theorie ꝛc. Th. 3. S. 661. f.

20) Die **Würde des Styls** beſteht in der Angemeſſenheit des dargeſtellten Gegenſtandes zu den Geſetzen der Vernunft; **in wiefern dieſe Angemeſſenheit durch die Darſtellung anſchaulich gemacht wird.** Keine ſtyliſtiſche Form kann Würde haben, wo dem Stoffe die Angemeſſenheit zu den Geſetzen der Vernunft abgeht; aber jene Angemeſſenheit kann und muß **durch die Form verſinnlicht** werden, wenn der Darſtellung Würde zukommen ſoll. Nur durch den Ausdruk dieſer Würde vermittelſt der Form, wird das Object der Darſtellung dem Gefühls- und Begehrungsvermögen näher gebracht, und das Wohlgefallen an demſelben muß um ſo reiner ſeyn, je mehr demſelben das dunkle Bewußtſeyn des Sittengeſetzes in uns zum Grunde lieget. Nur das Hervorleuchten des Moraliſchen aus der ſchönen Form hat Würde. — Soll nun der Form Würde zukommen; ſo muß nicht nur jedes unpaſſende Wort in der Bezeichnung des Gegenſtandes vermieden werden, ſondern es muß auch durch die Form eine ſolche vollkommene Umgebung um den dargeſtellten Gegenſtand gebildet ſeyn, durch welche das Gefühl des Ethiſchen in dem Menſchen nicht nur angeregt wird, ſondern das dargeſtellte Ethiſche ſelbſt unter der Form der Schönheit erſcheint. — Der höchſte Grad der Würde iſt das **Majeſtätiſche**, das nur dem **Heiligen** zukommen kann.

Ich bin bei dieſer Angabe der Würde im Style von allen meinen Vorgängern, und zwar abſichtlich abgewichen. Unter allen Eigenſchaften des Styls eignet ſich blos die **Würde** zur Darſtellung des Moraliſchen unter einer ſchönen Form. Im Rührenden, Erhabenen und Pathetiſchen erſcheint zwar auch das Moraliſche unter der ſchönen Form, aber immer erſcheint es in denſelben im Kampfe, im Widerſtreite. Wenn nun der Charakter des Erhabenen, Rührenden und Pathetiſchen in der Darſtellung des Sieges des Moraliſchen über alles ihm widerſtrebende Sinnli-

che, vermittelſt einer ſchönen Form, erſcheint; ſo beſteht der äſthetiſche Charakter der Würde in der unverfälſchten Darſtellung des Moraliſchen ſelbſt durch die ſchöne Form. — Nur bei dieſer Anſicht entſpricht die Würde im Style der Würde des Menſchen ſelbſt, welche in dem Ausdrucke einer reinen Moralität durch Handlungen beſteht; dahingegen die Würde des Styls in der Darſtellung der Moralität durch eine ſchöne Form ſichtbar wird. Vergl. Schillers Abh. über Anmuth und Würde, in den kleinen proſaiſchen Schriften, Th. 2, S. 217. ff. — Von dieſer Anſicht ganz verſchieden iſt das, was Adelung über die Würde des Styls (Th. 1, S. 206. ff.) ſagt. Nach ihm beſtehet die Würde des Ausdrucks überhaupt in dem Verhältniſſe deſſelben gegen das Empfindungsvermögen oder den Geſchmack der obern Klaſſen des ausgebildeten Theiles der Nation. Er theilt ſie in die abſolute und relative Würde. Jene ſchließet alles aus, was unter dem Geſchmacke der obern Klaſſen, folglich auch unter der darauf gegründeten Schriftſprache iſt; dieſe hat es mit denjenigen Graden zu thun, welche in den obern Klaſſen ſelbſt ſtatt finden, und nach Maasgebung des Gegenſtandes, oder der Abſicht der Schriftſtellers auf verſchiedene Weiſe angewendet werden. — Snell, in dem Lehrb. der proſaiſchen Schreibart, S. 31. ff. folgt Adelung, zieht aber die Würde und das Edle der Schreibart in Eins zuſammen. — Auf dieſelbe Weiſe verfährt K. Reinhard, S. 102. ff. — und ſelbſt Eſchenburg in der Theorie der ſchönen Wiſſenſch. S. 286. — vergl. Jeniſch in der Fortſ. der Vorleſ. über den Styl von Moritz, Th. 2, S. 134. f. — Ueber das Majeſtätiſche, Vergl. Schillers Abh. über Anmuth und Würde, S. 343. ff.

21) Das **Feierliche** im Style beſteht in derjenigen Darſtellung eines Gegenſtandes, durch welche derſelbe aus der Reihe des Gewöhnlichen herausgehoben und das Gefühl von der höhern Wichtigkeit und Bedeutenheit deſſelben in uns geweckt, und unſer Gefühlsvermögen von Rührung und Ernſt, vermittelſt der äſthetiſchen Form, erfüllt wird. Der feierliche Ton iſt aber die Wirkung der mit einem feinen Geſchmacke verbundenen Begeiſterung.

Die äſthetiſche Entwickelung des Feierlichen iſt noch zu ſehr vernachläßiget. Der Artikel: feierlich fehlt in dem kurzgefaßten Handwörterb. über die ſchönen Künſte, und bei Adelung über den Styl. — Kurz iſt er in Sulzers Theorie, Th. 2. S. 229. behandelt. — C. W. Snell, Lehrbuch

der Krit. des Geſchmacks, S. 161. ff. — F. V. Reinhard, (in ſeinen Pred. Th. 2, Wittenb. S. 346.) erklärt die Feierlichkeit eines Dinges für diejenige Beſchaffenheit deſſelben, wo es auf eine Art erſcheint, die Aufmerkſamkeit ererwecken, und die Betrachtenden mit Vorſtellungen von ſeiner ungemeinen Wichtigkeit, und mit tiefer Rührung erfüllen kann. — Schiller ſetzt das Feierliche (Abh. über Anmuth und Würde, in den kleinen proſ. Schrift. Th. 2, S. 359.) in die Vorbereitung des Gemüths auf etwas Wichtiges. „Da, wo ein großer und tiefer Eindruck geſchehen ſoll, und es dem Dichter darum zu thun iſt, daß nichts davon verloren gehe; ſo ſtimmt er das Gemüth vorher zum Empfange deſſelben, entfernt alle Zerſtreuungen, und ſetzt die Einbildungskraft in eine erwartungsvolle Spannung. Dazu iſt nun das Feierliche ſehr geſchickt, welches in Häufung vieler Anſtalten beſtehet, wovon man den Zweck nicht abſiehet, und in einer abſichtlichen Verzögerung des Fortſchrittes, da, wo die Ungeduld Eile fordert." — Pörſchke (Gedanken über einige Gegenſt. der Phil. des Schönen Th. 1, S. 215.) erklärt das Feierliche für das, was ehrerbietige Stille in uns ſchafft.

22) Die **Neuheit** des Styls. Sie beſtehet entweder in der Erfindung einer noch nie vorhanden geweſenen ſtyliſtiſchen Form ſelbſt; oder in der von der gewöhnlichen Darſtellung verſchiedenen und originellen Behandlung der einzelnen Glieder eines ſtyliſtiſchen Ganzen, ſo daß man dem dargeſtellten Gegenſtande vermittelſt der Darſtellung eine Anſicht zu geben weiß, von der man ihn noch nicht kannte, und durch welche er in der Anſchauung als neu für uns erſcheint. So wie alle Erfindungen die Wirkung des Genies ſind; ſo iſt auch die Neuheit des Styls ein Product der genialiſchen Thätigkeit. Je mehr aber das wahrhaft Neue ein Eigenthum des Genies iſt; je mehr es die gewöhnliche Anſicht und Darſtellung der Gegenſtände verändert, und anders geſtaltet; deſto überraſchender und tiefer iſt auch ſein Eindruck aufs Gefühl, und deſto höher das Wohlgefallen, das wir darüber empfinden.

Sulzers Theorie ꝛc. Th. 3, S. 516. ff. (ein gut gearbeiteter Artikel) --- Adelung über den Styl, Th. 1, S. 512 — 524. Nach ihm beſteht die Neuheit des Styls darin, daß der Schriftſteller da, wo es nothwendig, nützlich und ſchick-

ſich iſt, neue Wendungen, Wörter und Vorſtellungsarten, anſtatt der bekannten und gewöhnlichen, gebraucht. — Vergl. Eſchenburgs Theorie S. 21. — Snell, Lehrbuch der proſ. Schreibart, S. 47. ff. und R. Reinhard, Theorie des teutſchen Styls, S. 126. ff. folgen Adelung. — Eben ſo Voigtel in dem Lehrb. der teutſch. proſ. Schreibart, S. 185. f. — Vergl. Riedels Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſch. S. 155. ff. — Konigs Phil. der ſchönen Künſte, S. 355. ff. — Görgs Aeſthetik, S. 267. ff.

23) Das Kühne im Style beſteht in der genialiſchen gewagten Auswahl und in der ungewöhnlichen Zuſammenſtellung der einzelnen Begriffe und Bilder in einem proſaiſchen oder poetiſchen Ganzen, zur Hervorbringung eines befriedigenden und die Einbildungskraft überraſchenden Totaleindruckes. — Das Kühne in der Darſtellung iſt jederzeit die Wirkung eines ſchöpferiſchen, den darzuſtellenden Stoff völlig beherrſchenden Geiſtes, der dieſen Stoff unter einer Umgebung denkt, wie er der Anſchauung noch nicht erſchien, und der durch die Kraft, die ihm beiwohnt, das ſcheinbar Widerſprechende in den einzelnen Theilen der kühnen Darſtellung zur endlichen Harmonie zu verbinden vermag.

Sulzers Theorie ꝛc. Th. 3, S. 70. ff.

29) Der **Kontraſt** im Style (inwiefern er mehr iſt, als eine bloße **rhetoriſche Figur** — **Antitheton**) beſteht in derjenigen Gruppirung ſcheinbar oder wirklich entgegengeſetzter Begriffe, Bilder oder Objecte in der Darſtellung, durch welche in dem Gemüthe ein Wohlgefallen an der dargeſtellten Form veranlaßt wird. Das Princip, auf welchem der Kontraſt beruht, iſt die **Vergleichung**. Wenn in der Eigenſchaft der **Aehnlichkeit** (ſub 8.) das Wohlgefallen an der Darſtellung von der bemerkten Aehnlichkeit der verglichnen Objecte abhing; ſo hängt bei dem Kontraſte das Wohlgefallen an der Darſtellung von der bemerkten **Unähnlichkeit** der verglichenen Objecte ab. — Der Kontraſt kann aber Objecte von entweder ſcheinbarer, oder wirklicher widerſtreitenden Beſchaffenheit einander gegen über ſtellen, und dieſe Objecte können ſich wieder nur in einzelnen Momenten unähnlich, in andern ähnlich, — ſie können in der Aehnlichkeit und Unähnlichkeit nach Graden verſchieden

ſeyn. — Soll der Kontraſt in der Darſtellung Wohlgefallen erregen; ſo muß er zur Begründung einer höhern Harmonie, die ihn gleichſam billigt, dienen, und, als aufgelöſete Disharmonie, der Theil eines größern harmoniſchen Ganzen ſeyn. — Ein nicht aufzulöſender Kontraſt iſt nicht im Stande, Wohlgefallen zu erregen. — Die vorzüglichſte Arten des Kontraſtes gehen aus den Modifikationen hervor, nach welchen die Freiheit mit der Nothwendigkeit, das Ethiſche mit dem Sinnlichen im Kampfe erſcheint.

Sulzers Theorie ꝛc. unter dem Artikel: Gegenſatz, Th. 2, S. 332. ff. Sehr wahr ſagt Heydenreich unter dem Artikel: Kontraſt (in dem kurzgef. Handw. über die ſchönen Künſte, Th. 1, S. 279. f.) „In allen Künſten kann von der ſinnlichen Darſtellung des Entgegengeſetzten ein für Phantaſie, Gefühl und Geſchmack wirkſamer Gebrauch gemacht werden. In jeder aber erfordert der Kontraſt eine ſo ganz eigene Behandlung, daß ſich nur wenige allgemeine Grundſätze für die Anwendung deſſelben geben laſſen.„ Dieſe allgemeinen Grundſätze für den Kontraſt ſind, nach Heydenreich, folgende:

a) Der Kontraſt iſt für den Schriftſteller nie Zweck, ſondern jederzeit nur Mittel. Sobald er ihn zum Zwecke macht, oder auch nur den Schein erregt, es zu thun; ſo entfernt er ſich von der Schönheit, und ſchadet der Wirkung ſeines Werkes ſelbſt.

b) Iſt der Kontraſt für den Schriftſteller jederzeit nur Mittel; ſo muß er ſo beſchaffen ſeyn, daß er die Hauptwirkung befördere, auf welche das Werk hinzielet. Er iſt verwerflich, ſobald er nichts dazu beiträgt, oder ſie ſogar ſtöret.

c) Der Kontraſt muß nicht blos in Begriffen beſtehen, ſondern auch in denen ihnen beygeſellten Bildern der Einbildungskraft.

d) Je eine reichere Menge von Bildern die kontraſtirenden Vorſtellungen herbeiführet; deſto intereſſanter iſt der Kontraſt; deſto ſtärker ſeine Wirkung.

e) Aller Kontraſt muß ſich in angenehme, oder ſo gemiſchte Empfindung auflöſen, daß in ihr das Angenehme vorwalte.

f) Die Darſtellung des Kontraſtes muß Präciſion haben; ſie muß weder überladen, noch dürftig ſeyn.

g) Der ſchöne Kontraſt muß ein Spiel des Zufalls ſcheinen, ohne einigen Einfluß von Abſicht zu verrathen.

h) Eben deshalb darf in Einem und demſelben Werke kein ofterer Gebrauch von dem Kontraſte gemacht werden.

i) Nie darf der Kontraſt das feinere Gefühl beleidigen; nie darf ſich alſo der Schriftſteller, um ihn auszuführen, niedrige, ekelhafte oder gräßliche Züge erlauben. —

25) Das **Lächerliche** und **Komiſche** im Style beſteht darin, daß man einzelne Erſcheinungen an vernünftigen Weſen ſo verſinnlicht darſtellt, daß durch den ſcheinbaren Widerſpruch dieſer Erſcheinungen gegen das Hergebrachte und Analoge in uns das mit Wohlgefallen verbundene Gefühl des Uebergewichts über die dargeſtellten Objecte hervorgebracht wird. — Nur der Menſch kann lachen, und eigentlich kann auch nur der Menſch belacht werden; über Erſcheinungen an Thieren ꝛc. lachen wir nur, wenn ſie dem Menſchen analog zu wirken ſcheinen. Wir belachen alle die Mängel und Thorheiten der Menſchen, ſobald ſie entweder ſo überraſchend, oder ſo unerwartet, oder ſo natürlich, oder in einer ſolchen Verbindung mit andern Verhältniſſen dargeſtellt werden, daß ſich das Gefühl unſrer Ueberlegenheit über dieſe dargeſtellten Mängel, bei dem unmittelbaren Wahrnehmen der Verſinnlichung derſelben, gleichſam von ſelbſt aufdringt.

Die weitere Ausführung des Lächerlichen gehört in ein Syſtem der Aeſthetik. Die Satyre, welche von dem Komiſchen weſentlich verſchieden iſt, wird unter den einzelnen Untergattungen des Styls weiter ausgeführt werden. — Sehr gründlich hat Adelung (über den teutſchen Styl, Th. 2, S. 195 — 249.) von dem komiſchen Style gehandelt, wo er ſich zuerſt über das **Komiſche** oder **Lächerliche** überhaupt und dann über das edle **Komiſche**, und über das niedrig **Komiſche** verbreitet. Nach ihm (S. 206) beſteht das **Lächerliche** in einer unerwarteten und unſchädlichen Abweichung von einer herrſchenden Analogie vernünftiger, oder doch ihnen ähnlicher Weſen. — Ihm folget: Snell, Lehrb. der proſ. Schreibart, S. 204. ff. K. Reinhard, Theorie des Styls, S. 211. ff. — Eſchenburg, Theorie der ſchönen Wiſſenſch. S. 23. ſagt. „Die Empfindung des Lächerlichen entſtehet allemal aus der plötzlichen Wahrnehmung einer ungewöhnlichen und ſonderbaren Verbindung ungleichartiger Dinge oder Begriffe.„ — C. Garve, warum läutert ſich der Geſchmack im Ernſthaften früher, als im Komiſchen? zuerſt in dem 63 B. der N. Bibl,

der ſchönen Wiſſenſch., dann im 2ten Th. der Sammlung ſeiner Abh. S. 83. ff.) — Nach Kant entſteht das Lächerliche aus der plötzlichen Verwandlung einer geſpannten Erwartung in Nichts; nach Reinhold iſt es die äſthetiſche Darſtellung einer bloßen Ungereimtheit, daß heißt, eines blos logiſchen (weder unſers moraliſches noch ſinnliches Intereſſe betreffenden) Widerſpruchs. — Heydenreichs Beiträge zur Kritik des Geſchmacks, 1 Th. 1. — Der Artikel: komiſch, in Sulzers Theorie ꝛc. Th. 1. S. 485. f. und den Artikel: lächerlich, Th. 3, S. 132. ff. — Kepplers krit. Unterſuchung über die Urſache und Wirkung des Lächerlichen, 2 Theile 1792. — Riedels Theorie der ſchönen Künſte, S. 93. ff. — C. F. Flögel, Geſchichte der komiſchen Litteratur, 4 Theile. Dieſes weitläufige und mit Fleiß zuſammengetragene Werk iſt eine brauchbare Materialienſammlung aber für den hiſtoriſchen Zweck beſſer, als für den philoſophiſchen. Ohne ſelbſt einen befriedigenden Begriff von dem Lächerlichen zu geben, ſtellt er, Th. 1, S. 34. ff. die verſchiedenen Meinungen älterer und neuerer Philoſophen darüber auf. — Durch mehrere Alphabethe hin beſchäftigt er ſich mit der Satyre, die eigentlich gar nicht hieher gehört, und erſt im vierten Theile mit der Komödie. — Noch gehört hieher: C. F. Flögel, Geſchichte des Groteskekomiſchen, Liegnitz, 1788. — Bendavid, in ſeiner Geſchmackslehre, S. 117. ff. leitet die Entſtehung des Lächerlichen aus der Wahrnehmung einer Unordnung zwiſchen Wirkung und Urſache ab, in der aber die Einbildungskraft die Wirkung für dieſe Urſache zu klein hält. — Das Komiſche in der ſtyliſtiſchen Darſtellung kann zunächſt im Stoffe, oder zunächſt in der Darſtellung (in der Wahl und Verbindung der Wörter), oder in beiden zugleich liegen. — Vergl. C. W. Snell, Lehrb. der Krit. des Geſchmacks, S. 194 — 206. — Pörſchke, Gedanken ꝛc. Th. 1, S. 155. ff.

26) Das **Bildliche** im Style beſteht darin, daß man ſich der Vorſtellung eines ſinnlichen Gegenſtandes, welcher weſentliche und geſetzmäßige Beziehungen auf einen andern hat, bedient, um entweder die Vorſtellung von dieſem mit deſto größerer Lebhaftigkeit und Rührungskraft zu erregen, oder doch den Eindruck der durch den eigentlichen Ausdruck ſchon erregten Vorſtellung deſſelben ſeinem Zwecke gemäß zu erhöhen. Der bildliche Ausdruck entſtehet nicht jedesmal aus einem und demſelben Intereſſe; bald iſt er auf ein Intereſſe des Vorſtellungsvermögens, bald auf ein In-

tereſſe des Begehrungsvermögens, bald auf ein Intereſſe des Geſchmacks gegründet. Werden **Wahrheiten** und **Begriffe** bildlich dargeſtellt; ſo müſſen die Seiten und Merkmale derſelben, auf welche hauptſächlich die Aufmerkſamkeit gerichtet werden ſoll, beſonders herausgehoben werden; ſo muß man allgemeine und abſtracte Begriffe zur Anſchaulichkeit zu erheben, und Leichtigkeit der Einſicht mit dem Vergnügen an Aehnlichkeit und harmoniſcher Thätigkeit der Vernunft und der Einbildungskraft zu verbreiten ſuchen, (z. B. in **Fabeln**, Parabeln ꝛc.) Oft ſollen aber auch **Leidenſchaften** (Liebe, Haß, Bewunderung ꝛc.) durch den bildlichen Ausdruck dargeſtellt, oft durch denſelben **Gemüthsbewegungen** bei Andern angeregt werden (z. B. in der politiſchen Rede). — Bei dem **Dichter** iſt die bildliche Darſtellung oft blos Schmuck; zufällig in Rückſicht der Natur der eingekleideten Sache, aber natürlich und nothwendig wegen der innern Gemüthsſtimmung, welche das Genie ausdrücken will. — Daß **Figuren** und **Tropen** den Charakter der bildlichen Darſtellung hauptſächlich in ſich enthalten, iſt bei der Entwickelung derſelben gezeigt worden.

Ich bin in der Beſtimmung des Bildlichen Heydenreich gefolgt, in dem kurzg. f. Handwörterbuch, Th. 1, S. 148. f. — Bei Sulzer findet ſich dieſer Artikel nicht. — Von dem bildlichen Style handelt ausführlich Adelung über den Styl, Th. 2, S. 94. ff. —

27) Das **Wunderbare** in der Darſtellung hängt von dem Stoff zunächſt ab. In der Form ſelbſt kann das Wunderbare nicht enthalten ſeyn, wohl als kann und muß der Styliſt, wenn er das Wunderbare darſtellen ſoll, die Form dem Stoffe ſo anpaſſen, daß ſelbſt durch die ganze styliſtiſche Umgebung der dargeſtellte Stoff in der Anſchauung der Phantaſie ſo nahe gebracht wird, daß er die Empfindung der **Bewunderung** erregt. Das Wunderbare im Stoffe beſteht entweder nur in dem Ungewöhnlichen und Seltenen, oder in dem alle Begriffe von Urſache und Wirkung Ueberſteigenden, das alſo über den Kreis des Kauſalzuſammenhanges hinausliegt. Zu dem erſtern gehören Be-

gebenheiten, Charaktere und Handlungen, die in dem gewöhnlichen Leben, ſelten oder gar nicht vorkommen; zu dem letztern gehören die ganze Feenwelt, die Prodizien, die Geiſtergeſchichten, und überhaupt alles, was über den Nexus der Geſetze der phyſiſchen und moraliſchen Welt hinausliegt, und blos in der productiven Phantaſie ſeinen Grund hat. Selbſt dieſes muß aber in der Darſtellung nach der Analogie der bekannten Geſetze der phyſiſchen und intelligiblen Welt, und innerhalb des Kreiſes derſelben erſcheinen, obgleich ſein Zuſammenhang mit derſelben nicht aufgeklärt werden kann. — Die ſtyliſtiſche Einkleidung des Wunderbaren muß genau dem Gegenſtande angemeſſen ſeyn; denn anders muß die Maſchinerie des Wunderbaren in dem Meſſias, anders im Oberon, anders in der Fabel u. ſ. w. erſcheinen.

Sulzers Theorie ꝛc. Th. 4, S. 744. ff. — Kants Krit. der Urtheilsk. S. 120 und S. 273. — J. J. Bodmer, kritiſche Abh. von dem Wunderbaren in der Poeſie, Zürich 1740. — F. V. Reinhard, über das Wunderbare und die Verwunderung. Witt. 1782 (erſchien nur der erſte Theil). — Das Abentheuerliche, ſobald es nicht auf den Stoff, ſondern auf die Form bezogen wird, bezeichnet eine geſetz- und zweckloſe Compoſition ohne Einheit, Harmonie und Proportion, und wird von dem Dichter bei deſſen Ueberſpannungen, Disharmonieen und Widerſprüchen in der Darſtellung gebraucht. Heydenreich in dem kurzgef. Wörterb. S. 2. f. — Sulzers Theorie ꝛc. Th. 1, S. 4. f. — Snells Lehrb. der Kritik des Geſchmacks S. 155. ff. — Pörſchke Gedanken, ꝛc. Th. 1, S. 155. —

28) Die Simplicität (edle Einfalt) im Style beſteht in derjenigen Stellung, Ordnung und Verbindung eines Mannigfaltigen, nach welcher es am leichteſten gefaßt und überſehen werden kann, und wegen dieſer Form ein reines Wohlgefallen erregt. Die äſthetiſche edle Einfalt beruht hauptſächlich auf Präciſion, und ſchließt alle Erkünſtelung, allen zufälligen Schmuck und alle Ueberladung von ſich aus.

Heydenreich in dem kurzgef. Handwört. Th. 1, S. 358. ff. — Sulzers (Theorie ꝛc. Th. 2, S. 15. ff.) faßt den Begriff derſelben zu einſeitig auf, da er die Einfalt als Mangel der Theile, oder als die Unzertrennlichkeit eines Dinges

angibt. — Riedels Theorie ꝛc. S. 77. ff. — Königs Phil. der ſchönen Künſte, S. 432. ff. —

29) Die Einheit im Style, als Schönheit der Form, iſt von derjenigen Einheit verſchieden, welche mit der Korrectheit der Form in Verbindung ſtehet. Die Einheit, inwiefern ſie der Korrectheit zukommt, beſteht in der Ordnung und Aufeinanderfolge aller einzelnen Theile eines Ganzen, nach den Geſetzen des logiſchen Zuſammenhanges. Die Einheit, als Schönheit der Form, beſteht in derjenigen Vollendung der ſtyliſtiſchen Form, nach welcher ſie eine Totalwirkung in der Anſchauung hervorbringt, welche mit Wohlgefallen an der Form verbunden iſt. Dieſe Einheit ſetzt allerdings die Einheit in der Anordnung und Bearbeitung des Stoffes voraus; ſie kann aber nur dann Anſpruch auf Schönheit machen, wenn die verſinnlichte Mannigfaltigkeit, in ihrer Totalwirkung, die Phantaſie unwiderſtehlich afficirt. Sie iſt weſentlich von der Einförmigkeit des Styls verſchieden.

Nicht befriedigend iſt der Artikel: Einheit, in Sulzers Theorie ꝛc. Th. 2, S. 26. ff. — Zu fragmentariſch derſelbe Artikel von Heydenreich in dem kurzgef. Handwörterbuch, Th. 1, S. 361. f. — Adelung, über den Styl, Th. 1, S. 525 ff. Ihm folgt: K. Reinhard, S. 139. ff. — Voigtel, Lehrb. der teutſchen proſ. Schreibart, S. 186. f.

§. 100.

Anhang zu den Principien für Korrectheit und Schönheit der Form; oder Lehre von dem Zuſammenhange der Korrectheit und Schönheit in den drei Schreibarten des Styls.

Korrectheit und Schönheit im innigſten Zuſammenhange ſind der Charakter des vollendeten (vollkommenen) Styls. Sicherheit, Uebung und Gewandtheit in allen bisher entwickelten Eigenſchaften, welche dem Style zukommen müſſen, wenn er korrect und ſchön ſeyn ſoll, ſind die unnachlaßlichen Erforderniſſe an den Styliſten. Welche Eigenſchaften aber eben in jeder einzelnen styliſtiſchen Dar-

ſtellung hervorſtechend ſeyn müſſen; das hängt theils von dem Stoffe ſelbſt, theils von dem gereiften Geſchmacke des Darſtellenden ab. Von dem Stoffe ſelbſt, inwieſern er aus irgend einem wiſſenſchaftlichen Gebiete entlehnt, doch durchgehends den Charakter des wiſſenſchaftlichen Feldes behaupten muß, dem er zugehört; von dem gereiften Geſchmacke des Darſtellenden aber, inwieſern blos dieſem die Form überlaſſen bleiben muß, mit welcher er den Stoff umgeben und erſcheinen laſſen will. Es kann daher keinen beſondern deutlichen, bildlichen, lebhaften, rührenden, erhabenen u. ſ. w. Styl geben; ſondern das Bildliche, Rührende, Erhabene ꝛc. ſind Eigenſchaften der Form, unter welcher der Stoff erſcheint, und richten ſich nach dem Stoffe *); ſie ſind die einzelnen Modifikationen der Korrectheit und Schönheit der Darſtellung.

Der Gattungsbegriff: Styl aber faßt drei einzelne Species in ſich, welche man: Schreibarten, zum Unterſchiede von dem Style, nennt. Schreibart bezeichnet nämlich eine von den drei möglichen Formen des Styls überhaupt, und außerhalb dieſer drei Schreibarten giebt es keinen beſondern Styl; Styl iſt der generiſche Begriff von allen dreien. Der Styl, mit ſeinen Haupteigenſchaften, Korrectheit und Schönheit, entſpricht dem Bedürfniſſe des Menſchen, ſeine innern Zuſtände darzuſtellen. Alle Darſtellung des Individuums trägt aber ganz das Gepräge der individuellen Kultur, und die einzelne Modifikation der Darſtellung (die Wahl der niedern, mittlern oder höhern Schreibart,) enthält den ſtyliſtiſchen Ausdruck dieſer individuellen Kultur, inwieſern

*) Selbſt treffliche Theoretiker haben ſich in der philoſophiſchen Beſtimmung dieſer Begriffe verleiten laſſen, das Bildliche, Erhabene, Rührende des Styls mit den drei Schreibarten, der niedern, mittlern und höhern, zu verwechſeln, da doch die Eigenſchaften des Styls in Beziehung auf Korrectheit und Schönheit etwas ganz anders ſind, als die einzig möglichen drei Species des Gattungsbegriffes: Styl.

nämlich das Eigenthümliche und Individuelle in der Bildung eines Subjects nur aus der Wahl und Haltung der einen von dieſen drei Schreibarten, und aus der Manier der Darſtellung, erkannt werden kann.

Die drei Schreibarten, die niedere, mittlere und höhere, ſind daher im Werthe, in Beziehung auf ihren Gattungsbegriff: Styl, ſich gleich; keine hat den Vorzug vor den andern. Sie ſind nur die ſichtbaren Zeichen der Art, wie ein Individuum ſeine erworbene Kultur und intellectuelle und äſthetiſche Reife in der ſtyliſtiſchen Darſtellung ankündiget. Jede der drei Schreibarten verlangt, in ihrer Haltung, eine ebenmäßige und feſtbegründete Entwickelung und Ausbildung der geiſtigen Vermögen des Individuums, und ein Individuum, deſſen Bildung harmoniſch vollendet iſt, wird immer nur einer dieſer drei Schreibarten völlig mächtig ſeyn, und ſeine ſtyliſtiſchen Darſtellungen in derſelben zeigen. In jeder dieſer drei Schreibarten ſind Korrectheit und Schönheit unnachlaßliche Eigenſchaften, und es iſt eine irrige Meinung, als ob z. B. der niedern Schreibart die Schönheit eher erlaſſen werden könne, oder als ob ſie ihr weniger zukomme, als der mittlern und höhern. Nur die einzelnen Schattirungen (die Untergattungen) dieſer beiden Eigenſchaften richten ſich nach dem Hauptcharakter der gewählten Schreibart.

Es iſt beinahe unerklärbar, wie die meiſten Theoretiker den Charakter der drei Schreibarten ſo weit verkennen konnten, daß ſie dieſelben, als gleichgeordnete Theile, in eine Linie mit dem bildlichen, pathetiſchen ꝛc. Style ſtellten. Man kann, nach richtigen äſthetiſchen Principien, nicht einmal von einem bildlichen, pathetiſchen, naiven, rührenden Style, ſondern nur von dem Bildlichen, Pathetiſchen, Naiven im Style reden, um dadurch die Eigenſchaften des Styls zu bezeichnen. Styl, als Gattungsbegriff, bleibt eine unveränderliche Einheit, welche im Begriffe blos an dem unzertrennlichen Zuſammenhange von Korrectheit und Schönheit der Form erkannt wird. Sobald aber nach dem Wie? des Zuſammenhanges und der Verbindung von Korrectheit und Schönheit im Style gefragt wird; ſobald ſtellen ſich uns die drei Untergattungen des Gattungsbegriffes: Styl, dar, die niedere, mittlere und höhere Schreib-

art. — Daß dieſe Deduction richtig ſei, beſtätiget aber die Betrachtung des empiriſchen Anbaues der Sprache. Jeder klaſſiſche Schriftſteller wird daran erkannt, und kann nach der erſten und weſentlichſten Forderung an Klaſſicität, nur inſofern klaſſiſch ſeyn, inwiefern er ſich in ſeiner gewählten Schreibart gleichbleibt. Man kann in der niedern, wie in der mittlern und höhern, klaſſiſch ſeyn; aber die ebenmäßige Haltung der gewählten Schreibart iſt das nothwendigſte Erforderniß der Klaſſicität, denn nur dieſe ebenmäßige Haltung der Schreibart iſt der ſichtbare Ausdruck der innern geiſtigen Vollendung, nach welcher Vorſtellung und Darſtellung Eins ſind und ſeyn müſſen.

§. 101.

Die niedere Schreibart.

Die niedere Schreibart iſt diejenige ſtyliſtiſche Form, **in welcher der innige Zuſammenhang zwiſchen Korrectheit und Schönheit hauptſächlich durch die Wirkſamkeit eines völlig ausgebildeten Verſtandes und eines, durch verhältnißmäßige Belebung der Phantaſie und des Gefühls berichtigten, Geſchmackes in der Darſtellung hervorgebracht wird.** — In dieſer Schreibart kündigt ſich der ausgebildete Verſtand als hervorſtechend wirkſame Kraft an, und die beſonnene und richtig geleitete Urtheilskraft unterſtützt ſeine Wirkſamkeit, ſo wie die verhältnißmäßig belebte Phantaſie und das, zwar nicht überſtrömende, aber auch keinesweges unveredelte oder unterdrückte, Gefühl Antheil an der Vollendung der Darſtellung haben. Nach dieſer Bezeichnung des Charakters der niedern Schreibart werden beſonders folgende ſtyliſtiſche Eigenſchaften in derſelben ſo verbunden ſeyn, daß Korrectheit und Schönheit im innigen Zuſammenhange, als Reſultat dieſer Verbindung, in der Darſtellung ſichtbar werden: **Deutlichkeit, Klarheit, Ordnung, Faßlichkeit, Natürlichkeit, Lebhaftigkeit, Ueblichkeit, Schicklichkeit, Leichtigkeit, Anmuth, Simplicität und Einheit der Form.** Das **Edle** und die **Würde** im Style werden in der Darſtellung nicht fehlen. Das **Naive**, das **Intereſſante**, die **Nüance**, das **Neue**, das **Bildliche** und das **Rührende** werden nicht von ihr aus-

geſchloſſen; nur tragen ſie das Kolorit und die Kraft der ganzen ſtyliſtiſchen Umgebung an ſich. Das niedere Komiſche gehört in ihren Kreis. Das eigentlich Große, **Erhabene, Pathetiſche, Feierliche, Kühne** und **Wunderbare** liegen aber nicht innerhalb ihrer Sphäre. — Schon durch die Angabe jener Eigenſchaften wird alles, was denſelben gegen über ſteht (z. B. das Niedrige, Gemeine, Kindiſche, Geſpielte, Affectirte, Ueberſpannte ꝛc.), von ihr ausgeſchloſſen. Sie wird am zweckmäßigſten für **diejenigen Stoffe** angewandt, welche ſich beſonders zu einer faßlichen **Belehrung** (z. B. in Volks- und Jugendſchriften ꝛc.), zu einer **vertraulichen Unterhaltung** (in Briefen an Bekannte ꝛc.), und überhaupt zur Verbreitung gemeinnütziger Begriffe eignen. Sie ſchließt zwar eine gewiſſe Rückſicht auf die Belebung der Phantaſie und des Gefühls nicht von ſich aus; allein dieſe Belebung iſt nicht ihr naheliegender, ſondern nur ein entfernter, ein ſubordinirter und zufälliger Zweck. Sie hält deshalb mehr auf Klarheit, als auf Wärme; mehr auf Faßlichkeit, als auf Kraft; mehr auf Ueberzeugung, als auf Rührung. Ihre Tendenz iſt: **die größte Anſchaulichkeit der dargeſtellten Begriffe hervorzubringen.**

Adelung (Th. 2, S. 9—26.) und ſeine Nachfolger haben ſie unter der Rubrik des vertraulichen Styls bearbeitet. So viel Brauchbares aber auch ſeine Bearbeitung derſelben enthält; ſo ſcheint ſie mir doch den eigentlichen Charakter derſelben nicht ſcharf genug zu zeichnen. — Unter den neuern Styliſten zeichnen ſich beſonders **Leſſing**, **Wieland**, **Garve** und oft auch **Engel**, als klaſſiſch, in derſelben aus. Hier nur ein Beleg dafür aus **Garve's Briefen an Weiße**, Th. 1, S. 59. f. (Bresl. 1803.) ... „Allerdings kann für Teutſche, die noch nicht einmal eine gute teutſche Geſchichte haben *), eine irländiſche ſo intereſſant nicht ſeyn. — Das wäre eine wichtige Verbeſſerung des erſten Unterrichts, auf die aber Baſedow, weil er zur Geſchichte weder Kopf noch Herz hat, gar nicht Rückſicht nimmt, wenn wir durch gute Partikulärgeſchichte, (aus

*) Man erinnere ſich, daß dieſer Brief im Jahre 1774 geſchrieben iſt.

welchen alsdann erſt die allgemeine erwachſen würde,) in den Stand geſetzt wären, unſern Kindern den Urſprung und die allmählige Ausbildung der Dinge und Einrichtungen zu zeigen, die ſie in ihrer Stadt und um dieſelbe täglich vor Augen ſehen; wenn wir ſagen könnten: ſiehe, dieſes Feld hier wurde zuerſt angebaut; hier ſtanden die erſten Hütten; hier wohnten wilde, rohe Bauern; ſo und ſo iſt es zugegangen, daß itzt dieſe Gebäude, dieſe Tempel, dieſe Häuſer hier ſind; dieſe Reihe von Zufällen hat hier den Handel, die Volksmenge, die Bequemlichkeiten, die Künſte, die Handwerke vermehrt; hier wohnten dieſe und dieſe große Leute, welche dazu beitrugen. — Von da auszugehen, und wenn der Menſch erſt die Dinge vor ſeiner Naſe recht anſehen gelernt hat, und nach ihrer Entſtehung recht neugierig geworden iſt; wenn er dann merkt, daß die Dinge auf dem Flecke, den er überſieht, mit den Einwohnern und Producten andrer Städte und Gegenden zuſammenhängen; dann erſt ihn in die weitere Welt hinauszuführen, immer aber mit Rückſicht auf ſeinen Ort und ſeine eigne Perſon; — das wäre wahrer hiſtoriſcher Unterricht zum Gebrauche des Lebens, und zur großen Ausſicht in die Wege der Vorſehung.„ — .

§. 102.

Die mittlere Schreibart.

Die mittlere Schreibart iſt diejenige ſtyliſtiſche Form, in welcher der innige Zuſammenhang zwiſchen Korrectheit und Schönheit hauptſächlich durch die Wirkſamkeit der äſthetiſchen und teleologiſchen Urtheilskraft, und durch die gleichmäßige Thätigkeit der Vernunft und der Phantaſie in der Darſtellung hervorgebracht wird. — In dieſer Schreibart liegt der Ausdruck des zur ſubjectiven Vollendung des Individuums hinwirkenden Gleichgewichts zwiſchen Vernunft und Phantaſie, zwiſchen dem Vorſtellungs- und Gefühlsvermögen. Zwar hat die Vernunft die erſte Stimme bei der Begründung der Darſtellung, und die Phantaſie nur die zweite; aber beide ſtehen in Harmonie, und dadurch erhält die Form das reine Gepräge des innigen Zuſammenhanges zwiſchen Korrectheit und Schönheit. Die Wörter und der Periodenbau ſind in dieſer Schreibart ſorgfältig gewählt, aber nicht geſucht; richtig gehalten und

durchgeführt, aber weder der Maſſe, noch der Ausdehnung nach, überladen. Sie hat die **Deutlichkeit, Klarheit, Ordnung, Beſtimmtheit** und **Natürlichkeit** der Begriffe mit der niedern Schreibart gemein (ſonſt könnte ihr nicht Korrectheit zukommen); aber eine höhere **Präciſion**, eine größere **Sicherheit** in der Haltung und Durchführung des Charakters der Form, verbunden mit einer Lebhaftigkeit, die oft in **Feuer** übergehet, mit **Anmuth** und **Würde**, und mit dem Ausdrucke des **Großen** und **Erhabenen**, der in der Darſtellung das **Pathetiſche, Feierliche, Neue** and **Kühne** keinesweges verſchmäht, ſichern, in dem freien Spiele ihrer gegenſeitiger Verbindung, dieſer Schreibart eine **höhere** Schönheit, als der niedern Schreibart zukommen kann. Die **Nüancen** in dieſer Schreibart ſind reicher als in der niedern; das **Intereſſante** und **Rührende** in derſelben ſpricht ſtärker zu dem veredelten Gefühle; das **Bildliche** derſelben befriedigt die Phantaſie in einem höhern Grade. Das **edle Komiſche** liegt dieſer Schreibart nicht fern. Die hohe **Simplicität** und **Einheit**, die ſie charakteriſiren, iſt der Wiederſchein eines völlig ausgebildeten Geiſtes, welcher der Sprache ſo mächtig iſt, um der Darſtellung diejenige Vollendung zu geben, die er ſelbſt durch die gleichmäßige Ausbildung ſeiner Vermögen erworben hat. — Die mittlere Schreibart wird am zweckmäßigſten für **wiſſenſchaftliche** Stoffe angewandt, welche dem gebildeten Geiſte eine vollkommene Nahrung geben, welche aber auch ſchon eine ſorgfältige Entwickelung der geiſtigen Anlagen, und eine erreichte höhere Stufe der intellectuellen Kultur vorausſetzen. Sie ſpricht in dem Pragmatismus der **Geſchichte** zu ſolchen, deren richtiger Tact nicht nur durch einen größern Reichthum von Vorkenntniſſen, ſondern auch durch einen veredelten Geſchmack an ſchöner Darſtellung gebildet iſt. Sie iſt die Form, in welcher für reifere Weſen ſelbſt die Angelegenheiten des täglichen Lebens dargeſtellt werden können, und die ſich zu den Verhandlungen zwiſchen Staaten und Staaten eignet. Durch ſie wirkt die religiöſe und politiſche Rede, und der Dialog im **Drama** unwiderſtehlich auf Individuen, die im Stande ſind, was ſich

als korrect und ſchön in der Darſtellung dem Gefühle ankündigt, auf logiſche und äſthetiſche Principien zurückzuführen. Sie hält gleich ſtark auf Klarheit und Wärme; auf Verſtändlichkeit und Kraft; auf Ueberzeugung und Rührung. Ihre Tendenz iſt: durch die vollendete Harmonie zwiſchen Darſtellung und Vorſtellung, Vernunft und Phantaſie gleichmäßig zu befriedigen.

Adelung (Th. 2, S. 26—33) befriediget mich nicht, wenn er von der mittlern Schreibart ſagt, daß ſie es allein mit dem Verſtande zu thun habe, ohne alle herrſchende Nebenabſichten. Er verlangt, daß der Schriftſteller in ihr die Sachen weder von der angenehmſten und kleinlichſten (?) Seite, nach welcher ſie Wohlwollen und Vertrauen einflößen, noch von derjenigen Seite darſtelle, welche Bewunderung und Ehrfurcht erweckt. Beide Abſichten, ſagt er, würden die kaltblütige Belehrung und Ueberzeugung nur hindern, welche der Gegenſtand des mittlern Styls ſind. — Nach meiner Ueberzeugung hat dieſe Erklärung der mittlern Schreibart (nicht des mittlern Styls, nur relative Gültigkeit. Denn wohin ſollten dann die Producte mehrerer Klaſſiker unſrer Nation geſetzt werden, die, außer der kaltblütigen Belehrung und Ueberzeugung, auch auf die gleichmäßige Belebung des Gefühls und der Phantaſie hinwirken? Unter den von mir aufgeſtellten Begriff der mittlern Schreibart ſcheinen aber ſehr viele Schriften und Stellen von Wieland, Jollikofer, Engel, Ramler, Eberhard, Genz, Jeruſalem, Spalding, Marezoll (obgleich die mittlere Schreibart in den Schriften dieſer Klaſſiker ſich mehr der niedern, als der höhern nähert); von Herder, Georg Forſter, Poſſelt, Spittler, Ammon, Heydenreich, Eichhorn, Joh. Müller, Schiller, Thümmel (deren Schriften ſich aber mehr der höhern, als der niedern nähern); beſonders aber die Schriften von F. V. Reinhard, Manſo, Heeren, Platner, (die faſt ganz rein und ausſchließend den Charakter der mittlern Schreibart tragen,) gebracht werden zu können. — Eine einzige Stelle von Reinhard (Pred. von Jahr 1800, Th. 2, S. 450, f.) beſtätige dieſe Behauptung: „Die Macht der Zeit und die ſtrenge Gewalt, mit der ſie unſer Geſchlecht beherrſcht, kann durch nichts mehr ins Licht geſetzt werden, als durch die demüthigende Erfahrung, daß Millionen von Menſchen geboren werden, leben und wirken, ohne einen merklichen Einfluß auf dieſelbe zu äußern, ohne zu ihrer Verbeſſerung oder Verſchlimmerung auch nur das Mindeſte beitragen

zu können. Daß die Zeit uns gemeiniglich zu allem macht, was wir ſind, iſt bekannt. Wir ſammlen die Kenntniſſe, die ſie uns darbietet; wir nehmen den Geiſt auf, den ſie uns einhaucht; wir gewöhnen uns zu den Sitten, welche ſie fordert; wir richten uns nach den Gewohnheiten, welche ſie eingeführt hat; unſre ganze Bildung iſt ihr Werk, und wird durch die Umſtände beſtimmt, die von ihr abhängen. Mit unſerm Schickſale hat es dieſelbe Bewandtniß; es iſt die Zeit, die faſt alles bei demſelben entſcheidet. Wir leiden, wir fühlen uns auf allen Seiten gehindert und beſchränkt, wir leben in einem immerwährenden Wechſel von Unfällen, Gefahren und Mühſeligkeiten, wenn die Zeit unglücklich und traurig iſt, und wir finden ihren Druck ſo gewaltſam, ſo unwiderſtehlich, daß wir die Hoffnung, ihr gebieten zu können, völlig aufgeben. Dagegen gelingt uns auch alles, wir werden reich, mächtig und glücklich, wenn die Zeit uns begünſtigt, wenn ſie uns die Gelegenheiten, die Vortheile und die Unterſtützungen verſchafft, welche wir bedürfen. Aber der wie Vielſte von allen, die geboren werden und leben, iſt ſtark genug, dieſen Einfluß der Zeit auf ſeine Bildung und auf ſeinen Zuſtand nicht blos nach Gefallen zu mäßigen und zu leiten, ſondern auch auf ſie ſelbſt zurückzuwirken, und ihr eine andere Einrichtung zu geben? Durchlaufet die ganze Reihe von Jahrhunderten, welche die Geſchichte unſers Geſchlechts ausmachen; wie viel groſſe, ausgezeichnete Menſchen werdet ihr wohl finden, deren Geburt und Leben der Anfang einer neuen Zeit war, von denen man ſagen kann, durch ihre Wirkſamkeit und Ueberlegenheit ſey die Zeit im Allgemeinen beſſer oder ſchlechter geworden? Verſchwinden nicht Millionen, verlieren ſich nicht ganze Völker, ganze Geſchlechter, ganze Zeitalter wieder von der Erde, ohne bedeutende Spuren ihres Daſeyns zurückgelaſſen, ohne in der Zeit ſelbſt eine merkliche Veränderung hervorgebracht zu haben?„ —

§. 103.

Die höhere Schreibart.

Die höhere Schreibart iſt diejenige ſtyliſtiſche Form, in welcher der innige Zuſammenhang zwiſchen Korrectheit und Schönheit hauptſächlich durch die erhöhte Wirkſamkeit einer ausgebildeten und gereiften Phantaſie, in Verbindung mit der harmoniſchen Thätigkeit der Vernunft hervorge-

bracht wird. — In dieſer Schreibart kündigt ſich das in der ſubjectiven Bildung des Individuums begründete Uebergewicht der Phantaſie an, die aber zu veredelt und gereift iſt, um der Vernunft zu widerſtreiten, ſondern mit derſelben in Harmonie ſteht; nur daß bei der Hervorbringung der Form die Phantaſie die erſte, die Vernunft die zweite Stimme hat. Daher ſpricht auch die Darſtellung in der höhern Schreibart **unmittelbar** zur Phantaſie und zum Gefühlsvermögen, und nur **mittelbar** zum Verſtande und zur Urtheilskraft; deshalb iſt Rührung und Erſchütterung ihr **nächſter**, Ueberzeugung und Belehrung ihr **entfernter** Zweck. Sie hat mit der Poeſie den Gebrauch der Bilder gemeinſchaftlich; aber ſie bleibt innerhalb ihrer Grenzen, ſobald ſie nicht ganz **zur Bilderſprache** wird (welches blos in der **poetiſchen Proſa** der Fall iſt.) Sie kann mehrere Wörter in ſich aufnehmen, die auch in den andern beiden Schreibarten vorkommen; aber die ganze Umgebung derſelben, die ganze Anlegung, Begründung, Haltung und Durchführung der Form, und die der höhern Schreibart eigenthümliche (aus dem Gebrauche der rhetoriſchen Figuren ſtammende) Rundung des Periodenbaues zeigen den ganz von jenen beiden Schreibarten verſchiedenen Charakter der höhern Schreibart. — So wenig ihr die Eigenſchaften der **Deutlichkeit, Klarheit, Ordnung, Beſtimmtheit, Natürlichkeit** u. ſ. w. erlaſſen werden können; ſo erſcheinen ſie doch, in der unmittelbaren Verbindung mit der Darſtellung des **Großen** und **Erhabenen**, und in der Verbindung mit dem **Neuen, Kühnen, Intereſſanten, Rührenden, Pathetiſchen, Feierlichen** und **Wunderbaren**, und mit derjenigen **Anmuth** und **Würde**, welche von der gleichmäßigen Haltung des **Bildlichen** durch die ganze ſtyliſtiſche Form unzertrennlich ſind, unter einer ſolchen Modifikation, welche die **eigenthümliche Sphäre der höhern Schreibart** ausmacht. Soll dieſe Schreibart das Gepräge der Vollendung tragen; ſo muß die productive Phantaſie in ſolch einem Grade ausgebildet ſeyn, daß die Form, die ſie hervorbringt, ein Ganzes ſey, in welchem

man nicht nur Genialität, ſondern auch **gereifte Genialität** erkennt. Dieſe gereifte Genialität zeigt ſich ſchon in der Wahl **des Stoffes**, welcher unter der Umgebung der höhern Schreibart erſcheinen ſoll; noch mehr aber in **der Symmetrie und Einheit**, welche die hervorgebrachte Form der Anſchauung zu einem Totaleindrucke vorführen. Nicht jeder Stoff eignet ſich zur Behandlung in der höhern Schreibart; nicht jeder in der höhern Schreibart behandelte Stoff gewinnt durch dieſe Behandlung. Keine Schreibart wird mehr verfehlt und gemißbraucht, als die höhere; nur das **ausgebildete Genie** kann ſich mit Sicherheit und Glück in derſelben verſuchen; nur ſelten darf ſie, gleichſam als die Würze des Styls, entweder in kleinern abgeſchloſſenen proſaiſchen Ganzen, oder in einzelnen Theilen eines größern, in der mittlern Schreibart gehaltnen, Ganzen erſcheinen, aus welcher allein der Uebergang in die höhere Schreibart geſtattet iſt, da dieſe der niedern zu fern liegt. Die höhere Schreibart bringt zwar die Klarheit nicht der Wärme zum Opfer; aber das Feuer, die hohe Farbengebung in der Darſtellung, berechnet auf einen vollendeten Effect, ſind der nächſte Punct, den ſie beabſichtigt; die Rührung und Erſchütterung des Gefühls durch die Kraft ihrer Bilder gilt ihr mehr, als die Bereicherung des Verſtandes durch Begriffe. Ihre Tendenz iſt: **Gefühl und Phantaſie durch eine Form, welche unter dem Bildlichen das Intellectuelle verhüllt, zu rühren und zu erſchüttern.**

Adelung hat ſich (Th. 2, S. 121 — 150) ſehr reichhaltig über die höhere Schreibart verbreitet; allein ſo viel Gründliches auch ſeine Bearbeitung derſelben enthält, ſo ſcheint doch ſchon ſeine Parallele zwiſchen Wörtern, die der höhern oder den andern Schreibarten zukommen ſollen, den wahren Geſichtspunct zu verrücken. Die höhere Schreibart iſt das Werk des begeiſterten Genies; daher kann man ſich nicht vornehmen, etwas in der höhern Schreibart zu bearbeiten, vielmehr muß die Darſtellung in der höhern Schreibart eben ſo unwillkührlich den begeiſterten Schriftſteller überraſchen, wie den Dichter das poetiſche Feuer. Eine vollendete (d. h. zur Korrectheit und Schönheit aufs innigſte verbundene) Form entſteht aber in der höhern

Schreibart nur durch das ausgebildete und gereifte Genie. Je ſeltener dem Genie dieſe Reife zukommt; deſto ſeltener werden auch völlig gelungne Producte in der höhern Schreibart seyn. Uebrigens kann die höhere Schreibart nie in ganzen Schriften herrſchen, ſondern nur in einzelnen Theilen derſelben, oder in einem kleinen ſtyliſtiſchen Ganzen. — Schärfer als Adelung, hat Moritz, (Vorleſ. über den Styl Th. 1, S. 152. ff.) den Begriff der höhern Schreibart gefaßt. — Einzelne Stellen von Georg Forſter, Göthe, Fichte, Herder, Klinger, Koſegarten, Joh. Müller, Poſſelt, Jean Paul (Fr. Richter), Schiller, Thümmel, Woltmann ꝛc. gehören hieher. — Zum Belege eine von Schiller (kleinere proſ. Schriften, Th. 1, S. 393. ff.), wo er die Wirkungen der Völkerwanderung ſchildert. — „Die ſcythiſche Wüſte öffnet ſich, und gießt ein rauhes Geſchlecht über den Occident aus. Mit Blut iſt ſeine Bahn bezeichnet; Städte ſinken hinter ihm in Aſche; mit gleicher Wuth zertritt es die Werke der Menſchenhand, und die Früchte des Ackers. Peſt und Hunger hohlen nach, was Schwert und Feuer vergaßen; aber Leben gehet nur unter, damit beſſeres Leben an ſeiner Stelle keime. Wir wollen ihm die Leichen nicht nachzählen, die es aufhäufte; die Städte nicht, die es in die Aſche legte. Schöner werden ſie hervorgehen unter den Händen der Freiheit, und ein beſſerer Stamm von Menſchen wird ſie bewohnen. Alle Künſte der Schönheit und der Pracht, der Ueppigkeit und der Verfeinerung gehen unter; koſtbare Denkmäler, für die Ewigkeit gegründet, ſinken in den Staub und eine tolle Willkühr darf in dem feinen Räderwerke einer geiſtreichen Ordnung wühlen; aber auch in dieſem wilden Tumulte iſt die Hand der Ordnung geſchäftig; und was den kommenden Geſchlechtern, von den Schätzen der Vorzeit beſchieden iſt; wird unbemerkt vor dem zerſtörenden Grimme des itzigen geflüchtet. Eine wüſte Finſterniß breitet ſich itzt über dieſer weiten Brandſtätte aus, und der elende ermattete Ueberreſt ihrer Bewohner hat für einen neuen Sieger gleich wenig Widerſtand und Verführung.„

§. 104.

Zugabe zu der Lehre von den drei Schreibarten.

Iſt der Begriff: Styl, der Gattungsbegriff für das, was man Schreibart nennt; ſo kann nur der den Namen eines guten Styliſten verdienen, welcher entweder in ei-

ner, oder in zweien von den drei Schreibarten ſo geübt und ſo ſicher iſt, daß in ſeinen Darſtellungen Korrectheit und Schönheit aufs innigſte verbunden erſcheinen. Nur dann iſt er in dem Sinne **klaſſiſch**, in welchem es überhaupt ein Schriftſteller **in einer lebenden Sprache**, die im Laufe der Jahrhunderte unzähligen Veränderungen unterworfen iſt, ſeyn kann. — So weſentlich verſchieden aber auch der Charakter der drei Schreibarten **in der Theorie** von einander iſt; ſo laufen doch **in der Praxis** (in den exiſtirenden Schriften) ihre Grenzlinien oft genau zuſammen, da ſchon an ſich die niedere an die mittlere, die mittlere an die höhere Schreibart grenzt. Die **Uebergänge** aus der einen in die andere ſind daher nicht ſelten unmerklich; nur müſſen ſie **dem Stoffe angemeſſen**, und **der Form nach** gehörig **motivirt** und vorbereitet ſeyn. Für das durch die Darſtellung hervorzubringende Wohlgefallen ſind die Uebergänge aus den niedern Schreibarten aufwärts in die höhern angemeſſener, als die **abwärts** aus der höhern in die niederen. Deshalb zeigt ſich die ſtyliſtiſche Kunſt darin, den Schluß eines ſtyliſtiſchen Ganzen für eine höhere Schreibart aufzuſparen, um ſich dadurch des Effects deſto mehr zu verſichern. Ob aber überhaupt ein ſtyliſtiſches Ganze zu der einen oder zu der andern Schreibart gehört, kann nicht ſowohl nach den einzelnen Wörtern, als vielmehr **nach dem Tone und der Haltung** des Ganzen beurtheilt werden; denn mehrere Wörter, (z. B. die für die abſtracten Begriffe) und ſelbſt mehrere Redensarten gehören an ſich mehrern Schreibarten zugleich an, und nur durch die ganze ſtyliſtiſche Umgebung und durch den Totaleindruck der Form kann ausgemittelt werden, ob dieſe Form zur niedern, mittlern oder höhern Schreibart gerechnet werden müſſe? — Uebrigens darf es kaum erinnert werden, daß die höhere Schreibart nicht die **gewöhnliche** und **übliche** ſtyliſtiſche Form ſeyn könne, wozu ſich nur die niedere und **mittlere** eignen. In der **letztern** nämlich liegt die beſondere und eigenthümliche Kraft einer Sprache; in Producten, die **zu ihr** gehören, erhält ſich, auch noch nach dem Erlöſchen eines Volkes und ſeiner Sprache, der Geiſt und Cha-

rakter dieſes Volkes und die Spur des erreichten Grades ſeiner intellectuellen und äſthetiſchen, oft auch ſeiner moraliſchen Kultur. Die trefflichſten Klaſſiker des Alterthums ſchrieben in ihr, und alle die, welche unter den exiſtirenden Völkern die mittlere Schreibart mit der meiſten Reinheit und Vollendung angebauet haben, erwärmten ſich an dem wohlthätigen Lichte der griechiſchen und römiſchen Klaſſiker. Selbſt, wenn der Geſchmack ſich, im Laufe der Zeit, verſchlechtert, ſtehen die Denkmäler in dieſer Schreibart aus den Perioden des reifern Geſchmacks als bleibende Muſter der Nachahmung da, und beleben nicht ſelten in einem ſpätern Zeitalter den lebendigen Geiſt des vollkommnen Styls.

In pädagogiſcher Hinſicht ſind Verwandlungen ſtyliſtiſcher Producte aus der einen Schreibart in die andere ſehr nützlich, weil dadurch das Bild von dem Eigenthümlichen einer jeden derſelben lebhaft geweckt, die Mannigfaltigkeit im Gebrauche ſtyliſtiſcher Formen befördert, und der Zögling auf diejenige Schreibart aufmerkſam gemacht wird, die ſeinen geiſtigen Anlagen und deren Entwickelung am angemeſſenſten iſt. — Ueber dieſe ganze Lehre von den drei Schreibarten vergl. meine Theorie des teutſchen Styls, Th. 1, S. 214—253, ob ich gleich bemüht geweſen bin, den Charakter der drei Schreibarten hier noch beſtimmter darzuſtellen, als es dort geſchehen iſt

§. 105.
Literatur der Aeſthetik, inſofern ſie hieher gehört.

Die **Aeſthetik** entſtand, als Wiſſenſchaft, ſpäter, als die zu ihr gehörenden Wiſſenſchaften: **Rhetorik** und **Poetik**. Dennoch gehören in dieſelbe die allgemeinen Principien über die Schönheit der ſtyliſtiſchen Form, da ſie ſich überhaupt mit den Principien für die Schönheit der Formen beſchäftiget, und aus ihr zum Theil die Theorie des Styls reſultirt, welche, als eine abgeleitete Wiſſenſchaft, nächſt der Korrectheit, die Schönheit der Form bei der ſtyliſtiſchen Vollendung berückſichtiget. In Beziehung alſo auf das Gemeinſame in den beiden redenden Künſten, das in der Aeſthetik vorkommet, gehört die Literatur der Aeſthetik ſelbſt hieher:

A. G. Baumgarten, Aeſthetica. Frankf. an der Oder, 2 Theile, 1750 und 1758. (mit vorzüglicher Beziehung auf die redenden Künſte.)

G. F. Meier, Anfangsgründe aller ſchönen Wiſſenſchaften, 3 Theile. Halle 1748 - 1750. (erſchien zwar vor Baumgartens Werke, aber doch nach deſſen Plane.)

Batteux, principes de la literature ou cours des belles lettres, 4 Theile, Paris 1746. ff. (denen ſchon ein früheres Werk: les beaux arts reduits à un même principe, vorausging). Das Werk von Batteux ward mit Zuſätzen und Exkurſen überſetzt von J. A. Schlegel, und K. W. Ramler. (Die letztere Ueberſetzung: K. W. Ramlers Einleitung in die ſchönen Wiſſenſch. nach Batteux, 4 Bände, Leipz. 1803, 5te Aufl.)

Moſ. Mendelsſohn, über die Hauptgrundſätze der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, in ſeinen philoſophiſchen Schriften, Th. 2, S. 95. ff; vorher in der Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften: unter der Aufſchrift: Betrachtungen über die Quellen und Verbindungen der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte.

J. H. Faber, Anfangsgründe der ſchönen Wiſſenſchaften, Mainz 1767.

F. J. Riedel, Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Jena 1767. 2te Aufl. 1774.

Grundſätze des guten Geſchmacks, oder Anleitung zur Empfindung des Wahren und Schönen in den Werken des Geiſtes. Leipz. 1770 ein anonym erſchienenes, ziemlich unbedeutendes, und für Anfänger beſtimmtes Buch.

G. Schlegel, Abhandlung von den erſten Grundſätzen in der Weltweisheit und den ſchönen Wiſſenſchaften. Riga 1770.

J. G. Lindner, Lehrbuch der ſchönen Wiſſenſchaften, der Proſa und Poeſie, 2 Theile. Königsb. 1768. Dieſe Schrift, und ſeine (1755 erſchienene) Anweiſung zur guten Schreibart, verarbeitete er von neuem in ſeinem: Inbegriff der Aeſthetik, Redekunſt und Dichtkunſt, 2 Th. Königsb. 1771. 72.

A. F. Büſching, Geſchichte und Grundſätze der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften im Grundriſſe, 2 Theile, Berl. 1772-74.

J. J. Herwig, Grundriß der eleganten Literatur. Würzb. 1774; meiſtens compilirt.

C. G. Schütz, Lehrbuch zur Bildung des Verſtandes und Geſchmackes, 2 Theile. Halle 1776 - 1778.

L. Weſtenrieder, Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften. München 1778.

Allgemeine äſthetiſche Grundſätze, mit Anwendung auf Dichtkunſt und Beredſamkeit. Berl. 1782.

C. F. D. Schubart, Lehrbuch der ſchönen Wiſſenſchaften. Münſter 1781.

J. A. Eberhard, Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften. Halle 1783. 2te Aufl. 1789.

J. A. Eberhard, Handbuch der Aeſthetik, 2 Theile Halle, 1802. 1803.

J. J. Eſchenburg, Entwurf einer Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften, Berl. 1783. 2te Aufl. 1789.

J. C. König, Verſuch eines populären Lehrbuchs des guten Geſchmacks. Nürnb. 1780.

Derſelbe, Philoſophie der ſchönen Künſte. Nürnb. 1784.

G. S. Steinbart, Grundbegriffe zur Philoſophie über den Geſchmack. Züllich. 1785. (unvollendet). Enthält die allgemeine Theorie der ſchönen Künſte, und die beſondere Theorie der Tonkunſt.

Ph. Gäng, Aeſthetik, oder allgemeine Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Salzb. 1785.

Aeſthetiſche Geſpräche über die größten, dichteriſchen Kunſtvortheile, Maſchinenwerke, Reim und Sylbenmaas. Bresl. 1786.

C. Meiners, Grundriß der Theorie und Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften. Lemgo 1787.

G. E. Leſſing, Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poeſie. Neue Aufl. Berl. 1788.

K. Ph. Moritz, über die bildende Nachahmung des Schönen. Braunſchw. 1788.

A. H. Schott, Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften, 2 Th. Tübing. 1788. 1790.

W. F. Hezel, Anleitung zur Bildung des Geſchmacks, ſonderlich für Werke der Poeſie. Hildburgh. 1791.

E. Schneider, erſte Grundſätze der ſchönen Künſte überhaupt, und der ſchönen Schreibart insbeſondere, Erfurt 1790.

K. v. Dalberg, Grundſätze der Aeſthetik, deren Anwendung und künftige Entwickelung. Erfurt 1791.

K. H. Heydenreich, Ideen über die Möglichkeit einer Theorie der ſchönen Künſte, in Cäſars Denkwürd. a. d. philoſoph. Welt, Th. 3, S. 231. ff. — Dann: Syſtem der Aeſthetik, Th. 1, Leipz. 1790. — Da er ſeine äſthetiſchen Principien ſpäterhin anders modificirt hatte; ſo erſchien der 2te Theil nicht. Dieſe ſeine ſpätern Anſichten der Aeſthetik hat er ausgeführt: in ſeinen (weiter oben angeführten) Aufſätzen in den Originalideen; in den Zuſätzen zur Ueberſetzung des Aliſon; in vielen einzelnen Artikeln des von ihm herausgegebenen äſthetiſchen Wörterbuchs nach Levesque und Watelet (4 Theile); in vielen Artikeln des (von Grohmann herausgegebenen) kurzgefaßten Handwörterbuches über die ſchönen Künſte; und in ſeinen Beitr. zur Kritik des Geſchmacks, wovon, Leipz. 1798, der erſte Band erſchien.

Das von Gottſched herausgegebene Handlexicon, oder kurz-

gefaßtes Wörterbuch der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte, Leipz. 1760, ward verdrängt durch Sulzers Theorie ꝛc. In der letztern verdient der Artikel: Aeſthetik, Th. 1, S. 47-59, und derſelbe Artikel (von Heydenreich bearbeitet) in dem kurzgefaßten Handwörterbuch über die ſchönen Künſte, Th. 1, S. 20. f verglichen zu werden; ſo wie der Artikel: Künſte, bei Sulzer Th. 3, S. 72 95.

J. Kant, Beobachtungen über das Schöne und Erhabene, Königsberg 1766, und in deſſen vermiſchten Schriften von Tieftrunk, Th. 2, S. 341. ff.

Dann: deſſen Kritik der Urtheilskraft 1790.

F. W. D. Snell, Darſtellung und Erläuterung der Kantiſchen Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft. München 1791.

C. W. Snell, Lehrbuch der Kritik des Geſchmacks. Leipzig, 1795, (die weitere Ausführung des Abſchnitts: Aeſthetik, in dem von F. W. D. Snell herausgegebenen Lehrbuche für den erſten Unterricht in der Philoſophie.

K. L. Reinhold, über das Fundament der Geſchmackslehre; im 2ten Theile der Beitr. zur Berichtigung der Mißverſtändniſſe. — Deſſen 2ter Brief, im 1 Th. der Briefe über die Kant. Phil. vom Bedürfniſſe einer oberſten Regel des Geſchmacks; und deſſen Abh. über die Natur des Vergnügens, in der Ausw. vermiſcht Schriften, 1r Th. Jena 1796.

J. C. Jahn, äſthetiſch praktiſches Handbuch. Frankf. 1792.

J. G. E. Maaß, Verſuch über die Einbildungskraft. Halle 1792.

L. Meiſter, über die Einbildungskraft. Zürich 1795.

G. Holzinger, Vorbereitung zu den ſchönen Wiſſenſchaften, Landsh. 1795.

C. F. Michaelis, Entwurf der Aeſthetik. Augsb. 1796.

K. L. Pörſchke, Gedanken über einige Gegenſtände der Philoſophie des Schönen. Lib. 1794. 2 Theile (fragmentariſch, aber originell).

J. H. G. Heuſinger, Handbuch der Aeſthetik, oder Grundſätze zur Bearbeitung und Beurtheilung der Werke einer jeden ſchönen Kunſt ꝛc. 2 Theile. Gotha 1797. 98. — Der erſte theoretiſche Theil nach Kantiſchen Principien; der zweite handelt beſonders von Rhetorik und Poetik.

Ueber die Grundſätze und Natur des Schönen, Berl. 1797, (iſt der fehlerhafte Abdruck eines bei F. V. Reinhard nachgeſchriebenen Kolleg. der Aeſthetik.)

Laz. Bendavid, Beiträge zur Kritik des Geſchmacks, Wien 1797.

Derſelbe, Verſuch einer Geſchmackslehre. Berl. 1799.

F. W. B. v. Ramdohr, Charis, oder über das Schöne, 2 Theile, Leipz. 1793.

K. W. Ramler, kurzgefaßte Einleitung in die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Görlitz 1798. (nach ſeinem Tode erſchienen, und unbefriedigend.)

F. Bouterweck, Grundriß akademiſcher Vorleſungen über die Aeſthetik, Götting. 1798.

J. G. v. Herder, Kalligone, 3 Theile, Leipz. 1800. (gegen Kant.)

Von Friedrich v. Schiller gehören viele einzelne treffliche Abhandlungen hieher, die größtentheils in der Thalia und den Horen erſchienen, und in ſeinen kleinen proſaiſchen Schriften wieder abgedruckt worden ſind. Ueber naive und ſentimentale Dichtung (kleinere proſaiſchen Schrift. Th. 2, S. 1 ff); über Anmuth und Würde, (ebend. S. 217. ff,); über die Grenzen des Gebrauches ſchöner Formen, (ebend. S. 354. ff); über das Erhabene, (ebend. Th. 3, S. 1. ff.); über das Pathetiſche, (ebend. Th. 3, S. 310. ff); zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände, (ebend. Th 4, S. 28. ff.) und die Briefe über die äſthetiſche Erziehung (erſt in den Horen, dann in den klein. proſ. Schrift, Th. 3.)

K. H. L. Pölitz, Grundlegung zu einer wiſſenſchaftlichen Aeſthetik, oder über das Gemeinſame aller Künſte, Pirna 1800. und deſſen Darſtellung der allgemeinen äſthetiſchen Principien zur Begründung der Rhetorik und Poetik, in ſeinem Elementarbuch der Wiſſenſch. S. 185. ff.

W. T. Krug, Verſuch einer ſyſtematiſchen Encyklopädie der ſchönen Künſte, Leipz. 1802. (mit einer größtentheils vollſtändigen Literatur.)

Sauer, über den Antheil der Einbildungskraft an den Werken der Dicht- und Redekunſt, ein Beitrag zur Philoſ. der Aeſthetik. 1803.

Zur Geſchichte der Aeſthetik und redenden Künſte:

Eſſais ſur l'hiſtoire des belles lettres, des ſciences et des arts. p. I. de Carlencas, Lyon. 1744. 4 Theile, überſ. in 2 Theilen, von Kappe, Leipz. 1749. 1752.

Kernhiſtorie aller freien Künſte und ſchönen Wiſſenſchaften, 3 Theile. Leipz. 1748. ff.

Goguet, de l'origine des loix, des arts et des ſciences et de leurs progrès chez les anciens peuples. 3 Bände. Paris 1758; überſetzt in 3 Bänden, Lemgo 1760.

J. A. Schlegel, vom Urſprunge der Künſte, an ſeiner Ueberſetzung des Batteux, Th. 2, S. 131. ff.

J. Köhler, Entwurf zur Geſchichte und Literatur der Aeſthetik von Baumgarten bis auf die neueſte Zeit. Regensb. 1799.

F. Bouterweck, Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit, vom Ende des 13ten Jahrhunderts bis auf die gegenwärtigen Zeiten, 2 Theile. Götting 1801. f.

§. 106.

Literatur der Rhetorik.

So wie überhaupt in jeder Wiſſenſchaft das Beſondere früher entwickelt und angebaut wurde, als das Allgemeine; ſo auch im Gebiete der Aeſthetik. Früher, ehe man daran dachte, das Gemeinſame der Theorie aller Künſte zuſammen zu ſtellen, und dieſer neuen Wiſſenſchaft den Namen: Aeſthetik zu geben, hatte man ſchon die einzelnen Künſte praktiſch und theoretiſch angebauet und vervollkommnet. Daher iſt es auch zu erklären, daß gewöhnlich die Literatur des Speciellen reichhaltiger iſt, als die des Generellen; die Literatur der Rhetorik und Poetik ſtärker, als die der Aeſthetik.

Die Literatur der Rhetorik bei den Griechen, Römern, Franzoſen, Engländern ꝛc. hat Sulzer Th. 4, S. 45. ff. geſammlet. In das Gebiet einer teutſchen Sprachkunde gehört nur, was die Teutſchen ſelbſt für den Anbau der Rhetorik gethan haben, und was, durch Ueberſetzung, von fremdem Boden nach Teutſchland verpflanzt worden iſt.

M. F. Quinctiliani de inſtitutione oratoria, lib. XII. Auszugsweiſe überſetzt von H. Ph. C. Henke. 3 Bände. Helmſtädt, 1775—1777.

I. Lawſon, Lectures concerning Oratory. Lond. 1759. Lawſons Vorleſungen über die Beredſamkeit, aus dem Engl. Zürich 1777.

G. Campbell, Philoſophy of Rhetoric, 2 Theile. Lond. 1776. überſetzt, mit Anmerkungen und angewandt auf die teutſche Sprache, von Jeniſch. Berlin 1791.

I. Prieſtley, A Courſe of Lectures on Oratory and Criticiſm, Lond. 1777; überſetzt von Eſchenburg, Leipz. 1779.

H. Blair, Lectures on Rhetoric and belles letters, 2 Th. Lond. 1783. überſ. in 4 Theilen von Schreiter. Liegnitz 1785 - 1789.

I. B. Monboddo, Origine of Language, behandelt die Rhetorik hervorſtechend.

Unter den Teutſchen iſt das älteſte: hie hebt an der Formalari, darin begriffen ſind allerhand Brieff auch rhetorick mit frag vnd antwurt gegeben ꝛc. Straßb. 1483.

F. Riederer, Spiegel der waren Rhetorik, mit iren Gliedern, cluger Reden, Handbriefen und Formen ꝛc. Feibnrg im Breisgau 1493.

J. R. Sattler, teutſche Rhetorik. Baſ. 1600.

B. Kindermann, teutſcher Wohlredner. Frankf. 1661.

C. Weiſe, oratoriſche Fragen. Leipz. 1700.

C. Weiſe, oratoriſches Syſtem, ſammt einem Kapitel einer politiſchen Rede. Leipz. 1707. (galt, ſeiner fehlerhaften Manier, ohngeachtet zu ſeiner Zeit, viel.)

Riemer, luſtige Redekunſt, darin die Regeln der Redekunſt, und Fehler wider dieſelbige mit lächerlichen Exempeln erläutert ſind, Leipz. 1717.

J. A. Gleichen, neuverfertigter Redner. Leipz. 1696.

(A. Boſe) Talander, neu erläuterte teutſche Redekunſt. Leipzig 1700. und deſſen neue Einleitung zur teutſchen Oratorie durch Regeln und Exempel. Jena 1708.

J. Hübner, kurze Fragen aus der Oratorie, 5 Theile. Leipzig 1726 und deſſen Einieitnng zur Oratorie, 3 Theile Hamburg 1728.

C. Weidling, oratoriſche Schatzkammer, 2 Theile. Leipzig, 1703. und deſſen oratoriſcher Hofmeiſter, Leipz. 1728.

C. Schröter, Anweiſung zur teutſchen Oratorie. Leipz. 1704, und deſſen politiſcher Redner zeigend, wie in dem Arminio des berühmten Lohenſteins enthaltene vortreffliche Regeln zu appliciren, Leipzig 1714.

G. P. Schulz, Gedanken von der teutſchen Oratorie. Leipzig 1707.

E. Uhſe, wohlinformirter Redner, Leipz. 1708.

J. E. Hamilton, allerleichteſte Art der teutſchen Redekunſt. Leipzig 1717.

C. Weiſenborn, Anleitung zur teutſchen und lateiniſchen Oratorie. Leipzig 1713. (auch: Dresden 1742.)

(Hunold) Menantes, Einleitung zur teutſchen Oratorie. Hamb. 1717.

G. Lange, Einleitung zur üblichen und nützlichen Oratorie, durch Regeln und Exempel. Leipz. 1713.

G. P. Müller, Abriß einer gründlichen Oratorie. Leipzig 1722.

J. A. Fabricius, philoſophiſche Redekunſt, oder auf die Gründe der Weltweisheit gebauete Anweiſung zur Beredſamkeit, Leipz. 1739; (vorher unter dem Titel: Oratorie, oder Anweiſung zur Beredſamkeit.) Er ſchrieb auch: Regeln der geiſtlichen Beredſamkeit. Leipzig 1748.

C. M. Fiſchbeck, Ergötzlichkeiten der Redekunſt, Gotha 1724.

G. C. Martini, teutſcher Redeſchatz, oder oratoriſches Lexicon. Frankf. 1725.

F. A. Hallbauer, Anweiſung zur verbeſſerten teutſchen Oratorie, Jena 1728. und deſſen Anweiſung zur politiſchen Beredſamkeit, Jena 1736.

J. G. Neukirch, akademiſche Anfangsgründe zur teutſchen Wohlredenheit. Braunſchw. 1729.

Weit übertraf, aller bei ihm ſichtbaren Mängel ohngeachtet, ſeine Vorgänger: J. C. Gottſched, Grundriß einer vernünftigen Redekunſt. Hannov. 1729; und dann unter dem Titel: Ausführliche Redekunſt, nach Anleitung der alten Griechen und Römer; 4 Theile (mehrerer Auflagen) Leipz. 1759; deſſen akademiſche Redekunſt, zum Gebrauche der Vorleſungen, Leipzig 1759; und deſſen Vorübungen der Beredſamkeit, zum Gebrauche der Gymnaſ. und gelehrten Schulen. Leipz. 1775.

J. J. Schatz, Anweiſung zur Oratorie oder Beredſamkeit. Jena 1734.

D. Peucer, Anfangsgründe der teutſchen Oratorie, Eiſen. 1736. und deſſen erläuterte Anfangsgründe der teutſchen Oratorie. Naumb. 1739, (N. A. Dresd. 1765.)

C. Stock, homiletiſches Reallexicon, oder reicher Vorrath zur geiſtlichen und weltlichen Beredſamkeit. Jena 1741.

C. Gottſchling, Grundlehren aus der teutſchen Oratorie. Dresden 1743.

C. G. Müller, Weisheit des Redners, ſyſtematiſch entworfen, Jena 1746.

J. C. Dommerich, vernünftige theoretiſche Anweiſung zur wahren Beredſamkeit. Lemgo 1746.

B. C. B. Wiedeburg, Einleitung zur teutſchen Wohlredenheit und Beredſamkeit. Jena 1748.

J. F. May, der Redner. Leipz. 1748.

J. H. Drümel, Einleitung zu der teutſchen Redekunſt nebſt Muſtern. Nürnb. 1749.

C. F. Baumeiſter, Anfangsgründe der Redekunſt, in kurzen Sätzen, Görlitz 1749, (in der Folge mehrere Auflagen bis 1781. — (Lindners Schriften ſind bereits erwähnt.)

J. H. König, Verbindung der Gründlichen und Sinnreichen in der Beredſamkeit. Lemgo 1751.

C. E. Simonetti, Anweiſung zur geiſtlichen Beredſamkeit. Frankf. 1754.

J. B. Baſedow, akademiſches Lehrbuch proſaiſcher und poetiſcher Wohlredenheit. Kop. 1756.

H. G. Schellhafer, Sätze der Redekunſt. Hamb. 1760.

B. Münter, allgemeine Redekunſt. Jena 1760.

H. Braun, Anleitung zur teutſchen Redekunſt, in kurzen Sätzen. Augsb. 1765.

J. F. Gruner, Anweiſung zur geiſtlichen Beredſamkeit. Halle 1765.

J. P. Miller, Anweiſung zur Wohlredenheit, nach den auserleſenſten Muſtern. Leipz. 1767. mehrere Auflagen bis 1789.)

J. Herold, Anweiſung zur Redekunſt, Reval 1768.

A. F. Büſching, Grundriß der Redekunſt, Berl. 1771.

J. F. A. Kinderling, Grundſätze zur Beredſamkeit, 2 Th. Magdeb. 1771.

G. F. Meyer, Kunſt zu predigen, Halle 1772.

J. C. Büſing, Anleitung zur Redekunſt, Bremen 1773.

R. B. Graſer, practiſche Beredſamkeit in Regeln, Exempeln und Muſtern. Augsb. 1774.

J. F. Teller, Theorie der chriſtlichen Beredſamkeit. Leipz. 1774.

Ign. Würz, Anleitung zur geiſtlichen Beredſamkeit, 2 Theile. Wien 1775.

L. B. Ouvrier, Anleitung zum Predigen. Gießen 1777.

G. D. Köler, Vergleichung der alten und neuen Redekunſt, Lemgo 1785.

J. G. Sulzer, Theorie und Praktik der Beredſamkeit, herausgegeben von Kirchmayer. München 1787. (Auszug aus Sulzers Theorie.)

J. A. Bieſenherz, Gedanken über die Beredſamkeit, Lingen 1791.

G. S. Steinbart, Anweiſung zur Amtsberedſamkeit chriſtlicher Lehrer. Züllich. 1784. N. A.

Grundzüge eines Lehrgebäudes der Wohlredenheit. Nürnb. 1794.

J. H. W. Nölting, Gedanken von früher Bildung zur geiſtlichen Beredſamkeit und Dichtkunſt. Hamb. 1797.

Ferd. Delbrück, über das Schöne in den redenden Künſten, nach Klopſtocks und Kants übereinſtimmender Theorie. Magdeb. 1798.

J. H. M. Erneſti, neues Handbuch der Dicht- und Redekunſt, in Beiſpielen, Grundſätzen und Regeln, nebſt einer Charakteriſtik der vorzüglichſten Dichter und Proſaiker des Alterthums und der neuern Zeiten, 2 Theile, Bayreuth 1798. (gab ſchon 1785 zu Nürnberg heraus: practiſches Handbuch der Beredſamkeit und Dichtkunſt für die Jugend.)

J. G. E. Maaß, Grundriß der allgemeinen und beſondern reinen Rhetorik. Halle 1798.

C. F. Bahrdt, Rhetorik für geiſtliche Redner, 2te Aufl. von Büchling. Halle 1798.

Belehrungen für Redner; durchaus mit Beiſpielen aus den vorzüglichſten Reden alter und neuer Zeit erläutert. Bresl. 1800.

G. G. Fülleborn, Rhetorik. Bresl. 1802.

Helfrecht, kurze Anleitung zur Redekunſt. Hof 1802.

J. G. Heynig, Anweiſung zur Kanzelberedſamkeit, nach

R

Reinhards Grundriß. Leipz. 1802. (nur einige wenige in Reinhards Vorleſungen nachgeſchriebene Paragraphen ſind von Reinhard.)

P. Engelhard, kleine practiſche Rhetorik für Schulen. Leipzig 1801. (Auszug aus Maaß.)

Hieher gehören auch noch: die Rhetorik, in J. J. Eſchenburgs Entwurf einer Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften. S. 267. ff.

Geſchichte der ſchönen Redekunſt der Teutſchen, in J. G. Eichhorns Literargeſchichte, Th. 1, S. 514. ff. Götting. 1799.

Ueber Rhetorik, als Kunſt, in G. Hermanns Handbuch der Metrik.

Maaß über die Begriffe von Proſa und Rhetorik: in den Nachträg. zu Sulzer, 5. B. 1 St. S. 229. ff.

C. Garve, von der Popularität des Vortrags, in ſeinen vermiſchten Aufſätzen, Bresl. 1796. Th. 1, S. 331. ff. und

Derſelbe, warum läutert ſich der Geſchmack im Ernſthaften früher als im Komiſchen? Zuerſt in der N. Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften 63 B. Dann in der Samml. einiger Abhandlungen, Th. 2, S. 83. ff. (N. A. Leipz. 1802.)

J. J. Engel, über Handlung, Geſpräch und Erzählung, in ſeinen Schriften, Berlin 1802, 4r Theil, S. 101. ff.

Der Artikel: Beredſamkeit, in Sulzers Theorie ꝛc. Th. 1, S. 364. ff. und

Derſelbe (von Heydenreich bearbeitet), in dem kurzgefaßten Handwörterb. über die ſchönen Künſte, Th. 1, S. 143. ff.

§. 107.
Literatur der Poetik.

Außer dem, was ſchon in der Einleitung zu dieſer Schrift über die frühere Ausbildung der teutſchen Sprache durch die Dichter der Nation in literariſcher Hinſicht beigebracht worden iſt, gehören die Poetiken hieher, welche theils den Geſchmack der Nation zu gewiſſen Zeiten geleitet haben, theils aber auch, in hiſtoriſcher Hinſicht, dazu dienen, den poetiſchen Geſchmack der Nation in jeder etwas größern Kulturepoche zu charakteriſiren.

Die Literatur der Poetik bei den ältern und ausländiſchen Völkern, iſt Sulzers Theorie, Th. 1, S. 657 ff.

Oft ſuchten die Teutſchen, wenn ſie über Poeſie ſchreiben, das Weſen der Dichtkunſt einzig in der Proſodie, daher ſo viele Anweiſungen zur Poeſie ſich zunächſt auf das Sylbenmaa

einſchränkten, ohne den Charakter der verſchiedenen Dichtungsarten gehörig zu würdigen.

J. Engard, teutſche Perſodie, d. i. nothwendiger Unterricht, auf welcherlei Weiſe und Art in teutſcher Sprache, Vers und Reime, nach rechter poetiſcher Kunſt zu machen. Ingolſtadt 1583.

Mart. Opitz, *Proſodia germanica*, oder von der teutſchen Poeterey. Brieg 1644 in 4. 10 Bogen. Die achte Auflage. Frankf. 1658.

J. P. Titz, zwei Bücher von der Kunſt, hochteutſche Verſe und Lieder zu machen. Danzig 1647. (wird von Morhof ſehr gelobt).

(Ph. Harsdörfer) poetiſcher Trichter. Nürnberg 1650. ff.

J. G. Mitternacht, Bericht von der teutſchen Reimkunſt, oder Kunſt, hochteutſche Verſe zu machen, Leipzig 1653.

A. Buchner, kurzer Wegweiſer zur teutſchen Dichtkunſt. Jena 1663. und deſſen Anleitung zur teutſchen Poeterey. Witt. 1665.

(S. v. Birkens,) teutſche Red-Bind- und Dichtkunſt. Nürnberg 1679.

J. H. Hadewig, wohlgegründete teutſche Verſekunſt. Bremen 1660.

B. Kindermann, der teutſche Poet, fürgeſtellt durch ein Mitglied des hochlöblichen Schwanenordens. Wittenb. 1664.

G. Neumark, gründliche Anweiſung zur teutſchen Verskunſt, aus den vornehmſten Autoren in 15 Tafeln zuſammengefaſſet. Jena 1667. 1 Alph. 20 Bogen.

G. M. Pfefferkorn, kurze Anleitung in kurzer Zeit einen reinen teutſchen Vers zu machen. Altenb. 1669. und deſſen poetiſch-philoſophiſche Feſt- und Wochenluſt. Altenb. 1669.

J. L. Praſch, gründliche Anzeige von Vortrefflichkeit und Verbeſſerung teutſcher Poeſie. Regensb. 1680.

J. C. Mendingers Dichtkunſt. Witt. 1685.

A. C. Rothe, vollſtändige teutſche Poeſie, 3 Th. Leipz. 1688.

D. G. Morhof, Unterricht von der teutſchen Sprache und Poeſie, (ſchon weiter oben angeführt)

C. Weiſe, curiöſe Gedanken von Verſen. Leipz. 1692.

E. B. Grafe, Anweiſung zur teutſchen Vers- und Dichtkunſt. Nürnb. 1702.

G. Ludwig, teutſche Poeſie dieſer Zeit, durch Frag und Antwort. Leipzig 1703.

M. D. Omeis, gründliche Anweiſung zur teutſchen accuraten Reim- und Dichtkunſt. Altorf 1704.

F. Redtel, nothwendiger Unterricht von der teutſchen Verskunſt. Stettin 1704.

J. Jähnichen, von der poetiſchen Elocution, die man be teutſchen Verſen gebrauchen muß. Leipz. 1706.

E. Uhſe, der wohlinformirte Poet. Leipz. 1708.

J. S. Wahllen, poetiſcher Wegweiſer, oder Einleitung zur teutſchen Poeſie. Jena 1709.

C. Weiſenborn, Einleitung zur teutſchen und latein. Oratorie und Poeſie. Frankf. und Leipz. 1713.

F. Wokenius, Anleitung zur teutſchen Poeſie. Leipz. 1715.

J. J. Statius, wohlgebahnter Weg zur teutſchen Poeſie. Bremen 1716.

Muſophili Anleitung, zur teutſchen und reinen Poeſie zu gelangen. Leipz. 1717.

J. Hübner, Anleitung zur teutſchen Poeſie. Leipz. 1720.

Menantes allerneuſte Anleit. zur neuen und galanten Poeſie. Hamb. 1722.

J. G. Neukirch, Anfangsgründe zur reinen teutſchen Poeſie itziger Zeit. Halle 1724.

J. G. Hamann, Lexicon von poetiſchen Redensarten. Leipz. 1725; angehängt iſt eine Anweiſung zur reinen und wahren Dichtkunſt.

J. C. Gottſched, Verſuch einer kritiſchen Dichtkunſt, 2 Th. Leipz. 1729. (mehrere Auflagen.) Seit dieſer Zeit der Streit mit den Schweizern; beſonders als das folgende Werk erſchien:

J. J. Breitinger, kritiſche Dichtkunſt, worin die poetiſche Mahlerei in Abſicht auf die Erfindung im Grunde, und in Abſicht auf den Ausdruck und die Farben abgehandelt wird, mit Vorrede von Bodmer, 3 Theile, Zürich 1740. — Beide Werke ſind nach ihrem Inhalte angegeben, bei Sulzer, Th. 1, S. 681. f.)

A. Röler, Einleitung zu der reinen teutſchen Poeſie, nach den Grundſätzen berühmter Poeten. Halle 1734.

D. H. Arnold, Verſuch einer nach demonſtrativiſcher Lehrart entworfenen Anleitung zur Poeſie der Teutſchen. Königsb. 1741.

J. Hübner, neuvermehrtes poetiſches Handbuch, oder eine kurzgefaßte Anleitung zur teutſchen Poeſie, nebſt einem Reimregiſter. Leipz. 1743.

G. Ludwig, teutſche Poeſie für die in Gymnaſien und Schulen ſtudirende Jugend. Leipz. 1745.

H. F. Reiſchauer, vernünftige Gedanken und Regeln von der Poeſie überhaupt, und der geiſtlichen Poeſie insbeſondere. Lemgo 1745.

J. C. Gottſched, Vorübungen der lateiniſchen und teutſchen Dichtkunſt. Leipz, 1757. (mehrere Auſl.)

C. H. Schmidt, Theorie der Poeſie. Leipzig 1767.

Marmontels Dichtkunſt, aus dem Franz. 3 Th. Bremen 1766 — 1768.

H. Braun, Anleitung zur teutſchen Dicht- und Verſekunſt. München 1778.

F. S. Haaſe, kurzer Inbegriff der Kenntniſſe und Lehrſätze zur Einſicht und Verfaſſung aller nothwendigen Gattungen der Gedichte. München 1778.

F. G. Klopſtock, Fragmente über Sprache und Dichtkunſt, nebſt zwei Fortſetzungen. Hamb. 1779 — 1781.

J. J. Engel, Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten, 1r Theil. Berl. 1783. (unvollendet.)

M. Merian, von dem Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften auf die Dichtkunſt, 2 Th. aus dem Franz. Leipz. 1784 u. 1787.

J. G. Sulzers Theorie der Dichtkunſt, zum Gebrauche der Studirenden, bearbeitet von Kirchmayer. 2 Theile. München 1788. 89. (aus der Theorie ausgezogen.)

F. L. Walther, Anweiſung für Schulen zur Dichtkunſt. Hof 1785.

E. J. Koch, Syſtem der Dichkunſt in Beiſpielen. Berl. 1791.

I. G. I. Hermann, de poeſeos generibus. Lipſ. 1794.

B. Ortmann, Umfang der heutigen Poeſie, 1r Th. Sulzb. 1795.

Anleitung zur teutſchen Dichtkunſt. Hof 1796.

J. G. Prändel, vollſtändige Anleitung zur teutſchen Verſekunſt, mit neuen praktiſchen Beiſpielen. München 1797.

J. Lorey, Theorie der Dichtkunſt, durch lateiniſche und teutſche Muſter beleuchtet. 1r Th. Tübing. 1801.

C. F. Becker, die Dichtkunſt aus dem Geſichtspuncte des Hiſtorikers betrachtet. Berl. 1802. (überſpannt.)

Hieher gehören auch: J. J. Eſchenburg, Entwürfe einer Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſch., wo die Poetik v. S. 45 bis 264 gehet; ferner die meiſten äſthetiſchen Lehrbücher; die gedrängte Darſtellung der Poetik in Pölitz Elementarbuch des Wiſſensw. S. 381. ff. — Der Artikel: Dichtkunſt und Dichtungsarten (von Heydenreich gearbeitet,) in dem kurzgefaßten Handw. Th. 1, S. 311 ff, und Bernhardi, Sprache als Organ der Poeſie, ſofern dieſe durch Begriffe wirkt; in ſeiner Sprachlehre, Th. 2 S. 3 — 126.

Zur Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt gehören:

Erd. Neumeiſter, de poetis Germanorum. Hamb. 1708.

J. C. Gottſched, Verſuch einer kritiſchen Geſchichte der Dichtkunſt der Teutſchen 3te Aufl. Leipz. 1742.

J. F. Schmidt, Gedanken über den Zuſtand der alten und neuen teutſchen Dichtkunſt. Jena 1754.

Geſchichte der Dichtkunſt, in Riedels Briefen über das Publikum, der 7te Brief.

J. G. v. Herder, Preisſchrift: über die Wirkungen der Dichtkunſt auf die Sitten der Völker in alten und neuern Zeiten; in den Abhandl. der Bayr. Akad. Th. 1, S. 25. ff.

C. D. Ebeling, kurze Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt, im Hannöv. Mag. 1767, St. 6—8. 1768, St. 6—8. 23. 24. 26. 29. 34. 35.

C. H. Schmid, Skizzen einer Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt, in der Olla Potrida, 1780, St. 4. 1781, St. 2. 1782, St. 1, u. St. 4. 1783, St. 1 u. 2. 1784, St. 1, u. 2.

Derſelbe, Biographie der Dichter, 2 Th. Leipz. 1769.

Derſelbe, Nekrolog, oder Nachrichten von dem Leben und Schriften der vornehmſten verſtorbenen teutſchen Dichter, 2 Theile. Berlin 1785.

Derſelbe, Literatur der Poeſie. Leipz. 1775.

Derſelbe, Anweiſung zur Kenntniß der vornehmſten Bücher in allen Theilen der Dichtkunſt. Leipz. 1781.

Ueber die ſchönen Geiſter und Dichter des 18ten Jahrhunderts, vornämlich der Teutſchen. Lemgo 1770.

Ueber den Werth einiger teutſchen Dichter ꝛc. 2 St. Lemgo 1771. 72.

K. F. Flögel, kritiſche Geſchichte des gegenwärtigen Zuſtandes der ſchönen Literatur in Teutſchland. Jauer 1771.

L. Meiſter, Charakteriſtik teutſcher Dichter. St. Gallen, 2 Theile, 1789.

(Küttner,) Charaktere teutſcher Dichter und Proſaiker, 2 Th. Berl. 1781.

J. J. Hottinger, Verſuch einer Vergleichung der teutſchen Dichter mit den Griechen und Römern. Mannh. 1789.

J. T. Plant, Chronologiſcher, biographiſcher und kritiſcher Entwurf einer Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt und Dichter. Stettin 1782.

J. A. Naſſer, Vorleſungen über die Geſchichte der teutſchen Poeſie. Altona 1798.

C. F. R. Vetterlein, kurzgefaßte Biographie der vorzüglichſten teutſchen Dichter. Köthen 1799.

Derſelbe, Handbuch der poetiſchen Literatur der Teutſchen, d. i. kurze Nachrichten von dem Leben und den Schriften teutſcher Dichter. Köthen 1800.

Kurze Ueberſicht der Geſch. der teutſchen Poeſie bis zum Jahre 1721, in den Nachträg. zu Sulzer, Th. 1, 2 B. S. 197. ff.

Pantheon berühmter teutſcher Dichter, mit einem Verzeichniſſe ihrer Werke. Cob. 1798.

C. W. Hermann, Pantheon der teutſch Dichter. Frankf. 1803.

(Ueber die teutſchen Dichter zu vergleichen: Wachlers Geſch.

der Lit. 3 B. 2 Abth. S. 627-663. — Dahlers Handbuch der Geſch. der Lit. und Kunſt. S. 337-357. — Eichhorns Literargeſchichte Th. 1, S. 514—589. — Walds Einleitung ꝛc. S. 127. ff. und der 2te Band von Kochs Literargeſch. — und C. Garve, Lob der Wiſſenſchaften (hauptſächlich über Dichtkunſt) in ſeinen vermiſchten Aufſätzen, Th. 1, S. 273. ff. — C. Garve, Betrachtungen einiger Verſchiedenheiten in den Schriften der älteſten und neuern Schriftſteller, beſonders der Dichter, in der Sammlung einiger Abhandl. Th. 1, S. 93. ff. (N. A. Leipz. 1802).

§. 108.

Literatur der Theorie des Styls.

Die ſyſtematiſch geordnete Theorie des Styls iſt ein Werk der neueſten Zeit. Lang hatte man die teutſche Sprache überhaupt vernachläſſigt, und den Anbau derſelben, in pädagogiſcher Hinſicht, dem Zufalle überlaſſen; dann fing man an, nach der Analogie der Anweiſungen zur guten lateiniſchen Schreibart, Anweiſungen zum teutſchen Styl zu ſchreiben; in der Folge, als die Aeſthetik, ſeit Baumgartens Zeiten, als iſolirte Wiſſenſchaft und ſyſtematiſch behandelt worden war, ward unter den redenden Künſten in den äſthetiſchen Lehrbüchern des Styls gedacht; darauf fühlte man das Bedürfniß, die Grundſätze des teutſchen Styls von den äſthetiſchen Lehrbüchern zu trennen und unabhängig für ſich aufzuführen, ein Bedürfniß, welches vorzüglich durch Adelungs Werk über den teutſchen Styl geweckt wurde, bis man endlich auch dieſe iſolirten Materialien über den Styl wiſſenſchaftlich ordnete, und die Theorie des Styls, zwar als eine von Logik und Aeſthetik abhängige und abgeleitete formelle Wiſſenſchaft, aber doch als ein in ſich feſt verbundenes Ganze begründete.

Schon aus dieſem ſpätern Anbaue der Theorie des Styls läßt es ſich erklären, warum, im Verhältniſſe gegen die Compendien über Aeſthetik, ſo wenige Theorien des Styls erſchienen ſind, und warum die meiſten derſelben entweder den philoſophirenden Engländern (Prieſtley, Blair, Campbell ꝛc.) folgten, oder beinahe wörtlich ſich an Adelungs Werk über den teutſchen Styl hielten. —

Aug Nath. Hübner, gründliche Anweiſung zum teutſchen Style. Hannov. 1720. (1 Alph. 19 Bogen brauchbar.)

C. G. Glafey, Anleitung zu einer weltüblichen teutſchen Schreibart. Frankf. und Leipz. 1736.

J. Jähnichen, deutlicher Wegweiſer zur Variation des Styls Leipzig 1738.

J. G. Lindner, Anweiſung zur guten Schreibart und Beredſamkeit. Königsb. 1755.

J. H. G. v. Juſti, Anweiſung zu einer guten teutſchen Schreibart. Leipz. 1758.

G. B. v. Schirach, über die Harmonie des Styls des Herrn Marmontel, nach dem Franz. Bremen und Leipz. 1768. Obgleich dieſes Werk für ſeine Zeit Epoche machte; ſo hat doch Hernatz (Briefe ꝛc. Th. 5, S. 1, ff.) vieles daran ausgeſtellt.

C. H. Seibt, akademiſche Vorübungen über die teutſche Schreibart. Dresden 1770.

C. H. Seibt, von den Hülfsmitteln einer guten teutſchen Schreibart. Prag 1773.

J. J. G. Scheller, Gedanken von den Eigenſchaften der teutſchen Schreibart und Empfehlungen der teutſchen Sprache in Predigten, im Reden und Schreiben, bei der Philologie und in Schulen. Halle 1772. Dieſe Schrift, deren ich ſchon weiter oben ehrenvoll gedacht habe, iſt nichts weniger, als eine ſyſtematiſche Anweiſung zum Style; aber ſie enthält, nach der Analogie der Anweiſungen zum guten lateiniſchen Ausdrucke, treffliche einzelne Bemerkungen über die Nothwendigkeit des Anbaues der teutſchen Sprache, über die Art des Studiums derſelben, über die Eigenſchaften der teutſchen Schreibart, (rein, richtig, gut, ſchön, fein, zierlich Teutſch,) und darauf die Empfehlungen derſelben in Predigten, im Reden und Schreiben, bei der Philologie und beſonders über die Betreibung derſelben in Schulen.

J. G. P. Thiele, Grundſätze guter Schreibart. Gött. 1774.

Die Kunſt, ſchön, richtig, und vernünftig zu ſchreiben, in Regeln und Beiſpielen. Bamberg 1775.

I. G. Schwarz, de virtutibus et vitiis ſtyli germanici ejusque exercitiis recte inſtituendis. Moſc. 1780.

J. G. Schwarz, Entwurf der Grundſätze des teutſchen Styls. Moſk. 1780.

Der Artikel: Schreibart, Styl, in Sulzers Theorie ꝛc. Th. 4. S. 328. ff. wo auch eine ziemlich vollſtändige Literatur beigebracht iſt.

Verſuch über die Geſchichte des Styls. Wien 1781.

J. C. Adelung, über den teutſchen Styl. Berl. 1784 und 1785. 3te Aufl. 1789. 4te Aufl. 1801. Dieſes Werk hat das Ver-

dienſt, das Gebiet einer Theorie des Styls zuerſt gehörig arrondirt haben. Es enthält im erſten Theile die grammatiſchen u. rhetoriſchen Grundſätze, durch welche die allgemeinen Eigenſchaften des Styls ausgemittelt werden müſſen, durchgehends mit einer reichhaltigen Literatur und mit vielfachen Beiſpielen aus ältern und neuern Schriftſtellern belegt. Der zweite Theil beſchäftigt ſich mit den beſondern Arten des Styls, und handelt theils von der Eintheilung des Styls nach der Würde und den Abſichten des Schreibenden; theils von den verſchiedenen Arten des Styls nach der äußern Form; theils von den Erforderniſſen und Hülfsmitteln der guten Schreibart. — So unentbehrlich das Studium dieſes Werkes für jeden iſt, der ein Syſtem des Styls aufführen will; ſo viel auch in demſelben für den Behuf eines ſolchen Syſtems vorgearbeitet, und ſo ſehr es von den Schriftſtellern über den Styl benutzt und ausgeſchrieben worden iſt; ſo trägt doch der metaphyſiſch-äſthetiſche Theil deſſelben, oder die eigentliche Philoſophie des Styls, nicht ganz das Gepräge der innern in ſich abgeſchloſſenen und völlig harmoniſchen Vollendung.

Als Auszug daraus erſchien Berl. 1800: Adelung über den teutſchen Styl, im Auszuge von Th. Heinſius.

C. W. Snell, Lehrbuch der teutſchen Schreibart für die reifere Jugend, (wie der Titel in der 2ten Auflage heißt.) Frankf. 1788. 2te Aufl. 1801. Der Verf. folgt durchgehends Adelung, und hat kein eigentliches Syſtem des Styls geliefert. Sein Werk iſt aber, wegen der lichtvoll ausgedruckten Regeln, und wegen der großen Zahl ſehr zweckmäßig aus den beſten neueſten Schriftſtellern ausgewählten Beiſpiele für den Schulgebrauch ſehr nützlich.

G. A. Bürger, über Anweiſung zur teutſchen Sprache und Schreibart auf Univerſitäten. Gött. 1788. verdient Beherzigung.

J. C. König, praktiſches Handbuch des teutſchen Styls. 2 Theile. Nürnb. 1792. enthält keine Regeln, ſondern Beiſpiele aus guten (nicht allezeit aus den beſten und neueſten) Schriftſtellern der teutſchen Nation für alle einzelne Gattungen und Untergattungen des Styls.

K. Ph. Moritz, Vorleſungen über den Styl, oder praktiſche Anweiſung zu einer guten Schreibart in Beiſpielen aus den vorzüglichſten Schriftſtellern 2 Theile. Berl. 1793 und 1794. Da der Verf. ſtarb, ehe er das Werk vollenden konnte; ſo iſt der 2te Theil, von S. 129. an, von Jeniſch. — Das Werk enthält helle und treffliche Anſichten, fruchtbare Urtheile, aber durchaus kein eigentliches Syſtem des Styls.

W. Rosmann, Verſuch einer Theorie des teutſchen Styls,

verbunden mit einer praktiſchen Anweiſung zur zweckmäßigen Ausbildung unſers Denk- und Sprachvermögens, 1 u. 2r Th. Berl. 1794, welche auf die eigentliche Darſtellung der Theorie der Schreibart vorbereiten; 3r Theil, Berl. 1795, welcher die auf dem Titel angegebene praktiſche Anweiſung enthält. — Dieſes Werk, das in den erſten Theilen größtentheils eine Ueberſetzung des Campbell iſt, iſt zu wenig ſyſtematiſch, und viel zu weitſchweifig geſchrieben, um die Aufgabe einer Philoſophie des Styls zu löſen.

Grundlinien des teutſchen Styls in ſeinem ganzen Umfange; d. i. in wie weit Sprachlehre, allgemeine Rhetorik, kleinere ſchriftliche Aufſätze, welche im gemeinen Leben üblich ſind, Redekunſt und Dichtkunſt darunter begriffen werden. Ein Leitfaden für Lehrende und Lernende, 4 Bändchen. Das erſte, (Leipz. 1796) enthält: Sprachlehre und allgemeine Rhetorik, (ſehr dürftig und mangelhaft); das zweite (Leipzig 1796) Anweiſung zu kleinern im gemeinen Leben gewöhnlichen ſchriftlichen Aufſätzen (Geſchäfts- und Briefſtyl); das dritte (Erfurt 1797) die Redekunſt, und das vierte (Erf. 1797) die Dichtkunſt. — Das Ganze entſpricht keinesweges den Forderungen, die man an ein Werk von dieſem Plane machen könnte.

K. Reinhard, erſte Linien eines Entwurfs der Theorie und Literatur des teutſchen Styls. Gött. 1796. Dieſes Werk enthält die Adelungiſchen Reſultate in einer philoſophiſchen (nach Reinholds Theorie des Vorſtellungsvermögens modificirten) Einkleidung.

Fr. Bouterweck, Abriß akademiſcher Vorleſungen über die Philoſophie der Schreibart in teutſcher Proſa, Gött. 1798. Blos Skizze.

C. F. Etzler, Anleitung zur Wohlredenheit für die höhern Klaſſen der größern Schulanſtalten. Breslau 1802, kann als Lehrbuch nur nach lokalen Beziehungen brauchbar ſeyn.

T. G. Voigtel, Lehrbuch der teutſchen proſaiſchen Schreibart, für Akademien und Gymnaſien. Halle 1802, enthält vieles Brauchbare und Durchdachte, ſcheint aber für den akademiſchen Gebrauch nicht ſyſtematiſch und philoſophiſch genug zu ſeyn.

K. H. L. Pölitz, Verſuch einer Theorie des teutſchen Styls, für den Unterricht auf Akademien und Gymnaſien. 2 Theile. Görlitz 1801 und 1802. (auch die 1 und 2te Abth. des 4ten Theils des Syſtems des teutſch. Styls.) Ich habe mich bemüht, in dieſem Werke zuerſt die Philoſophie des Styls zu begründen, und dann dieſe Principien auf ſämmtliche einzelne Gattungen und Untergattungen des Styls anzuwenden. Die Philoſophie des Styls ſelbſt iſt unabhängig von irgend einem herrſchenden Syſteme aufgeſtellt. — Eine kurze Encyklopädie der geſammten ſtyliſtiſchen Wiſſenſchaften für den Schul- und

Privatunterricht, welche, außer den zuſammengedrängten Reſultaten jener Theorie, noch eine kurze Grammatik, Logik, Rhetorik und Poetik in ſtyliſtiſcher Hinſicht enthält, iſt mein Elementarbuch des Wiſſenswürdigſten und Unentbehrlichſten aus der teutſchen Sprache. Görlitz 1802.

Noch verdienen hier, der Vollſtändigkeit wegen, angeführt zu werden:

J. F. Facius, Grundriß einer Anleitung zum Styl zur Vorleſungen, Koburg 1782.

Villaume, Methode jungen Leuten zu der Fertigkeit zu verhelfen, ihre Gedanken ſchriftlich auszudrücken. Leipz. 1784

H. Braun, Anleitung zur guten teutſchen Schreibart. München 1791.

J. C. Vollbeding, Lehrbuch zur Bildung eines richtigen Ausdrucks. Berl. 1794.

J. C. Vollbeding, alphabetiſche Verzeichniſſe zur ſchnellen Auffindung von Wörtern, die theils einen Gedanken ſtärker oder ſchwächer ausdrücken, theils den Hauptbegriff erläutern, und ſich daher ſchicklich mit einander verbinden laſſen. Berl. 1798.

G. P. Gemönden, Lehrbuch der teutſchen proſaiſch-ſchriftlichen Ausdrucksart., München 1797.

Practiſcher Leitfaden beim Unterrichte in den Grundſätzen des teutſchen Styls. Ein Lehrbuch zur Verfertigung wohlgeordneter und geſchmackvoller teutſcher Briefe und anderer ſchriftlichen Aufſätze, für Jünglinge und auch für Lehrer. Düſſeld. 1802.

Allgemeines Lehrbuch zur zweckmäßigen und behutſamen Abfaſſung ſchriftlicher Aufſätze auf alle Vorfälle und für alle Stände. Leipz. 1802.

Fülleborn, Leitfaden beim Unterrichte im teutſchen Style für obere Klaſſen und Gymnaſien und Schulen. Bresl. 1802.

C. F. Etzler, Leitfaden für den Unterricht in der teutſchen Sprache. Bresl. 1802.

J. G. Neumann, Anweiſung zum richtigen und guten Ausdrucke in der teutſchen Sprache, ſo wie zur Bildung des Styls und zweckmäßigen Verfertigung aller Gattungen von Briefen und Geſchäftsaufſätzen des gemeinen Lebens. Leipz. 1803.

(Außerdem gehören noch die Lehrbücher der ſchönen Wiſſenſchaften, welche unter der Literatur der Aeſthetik aufgeführt ſind, und folgende lehrreiche Abhandlung hieher;

C. Garve, über die Frage: warum ſtehen die Teutſchen, nach dem Geſtändniſſe ihrer beſten Schriftſteller, in Anſehung einer guten proſaiſchen Schreibart, gegen Griechen und Römer, vielleicht auch gegen Franzoſen und Engländer, zurück, und welches iſt der beſten teutſchen Proſaiſten charakteriſtiſches Verdienſt? Zuerſt in der N. Bibl. der ſchönen Wiſſenſch. B. 62, dann in Garve Samml. einiger Abhandl. Th. 2, S. 61. ff. (Neue Ausgabe, Leipz. 1802).

Zweiter Theil.

Empiriſche Sprachwiſſenſchaft.

§. 109.

Begriff derſelben.

Die empiriſche Sprachwiſſenſchaft iſt nicht das Oppoſitum der philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft, ſondern der zweite Theil der allgemeinen Sprachkunde, welcher überhaupt, bei der Darſtellung des abgeſchloſſenen Gebiets einer exiſtierenden Sprache in dem Zeitalter ihrer höhern Reife (§. 27), der philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft nicht ſubordinirt, ſondern nur coordinirt ſeyn kann. Die empiriſche Sprachwiſſenſchaft, als ein Aggregat von Regeln, die man aus der Erfahrung abſtrahirt, ſobald ſich der Verſtand mit der techniſchen Vollkommenheit einer exiſtirenden Sprache beſchäftiget, muß früher vorhanden ſeyn, als die philoſophiſche. Sie iſt deshalb auch ein in ſich abgeſchloſſenes Ganze, ob dieſem gleich die höhere Begründung fehlt, welche es erſt durch die Zurückführung auf philoſophiſche Principien erhalten kann. Abgeſehen aber von dieſer philoſophiſchen Begründung, verdient die empiriſche Sprachwiſſenſchaft, als ein für ſich beſtehendes Ganze, alle Aufmerkſamkeit; denn theils war bei der Erfindung und Ausbildung der einzelnen Theile derſelben, eben derſelbe menſchliche Geiſt geſchäftig, welcher ſpäterhin ſich zu der höhern Geſetzmäßigkeit emporarbeitete, die ſich in der philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft ausdrückt, und der nie ohne geſetzmäßige Thätigkeit verfährt, wenn er auch in dem Zeitalter der erſten Entwickelung ſeiner Kräfte ſich unbewußt ſeiner künftigen höhern Bildung und Reife wirken ſollte; theils verſtattet die empiriſche Sprachwiſſenſchaft, nach allen ihren einzelnen Theilen, eine ſolche innere Anordnung und

Verbindung in Angemeſſenheit zu den Geſetzen der philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft, durch welche zwiſchen beiden ein gemeinſchaftliches Band ausgemittelt wird.

So wie es fehlerhaft ſeyn würde, eine philoſophiſche Sprachwiſſenſchaft a priori aufſtellen zu wollen, welche ſich auf keine Weiſe an die empiriſche Sprachwiſſenſchaft anſchlöſſe; ſo war es ebenfalls von der andern Seite fehlerhaft, die empiriſche Sprachwiſſenſchaft ganz von den philoſophiſchen Principien iſoliren zu wollen, nach welchen die einzelnen Theile derſelben erſt geordnet werden müſſen, wenn zwiſchen dieſelben eine ſymmetriſche Haltung kommen ſoll.

Hat dieſe allgemeine Sprachkunde ein Verdienſt; ſo beſteht es darin, den *innern und nothwendigen* Zuſammenhang der philoſophiſchen und empiriſchen Sprachwiſſenſchaft zu zeigen. Denn wenn einige unſerer philoſophiſchen Sprachforſcher alles gethan zu haben glaubten, die Sprache nach den Principien eines herrſchenden philoſophiſchen Syſtems darzuſtellen, und dagegen auf die Bemühungen der empiriſchen Sprachforſcher mit Verachtung herabzuſehen; ſo gingen vielleicht die empiriſchen Sprachforſcher wieder zu weit, wenn ſie ſich in einer übertriebenen Mikrologie gefielen; wenn ſie nur Beiſpiele auf Beiſpiele häuften, ohne dieſelben auf allgemeine Regeln zurückzuführen; wenn die einzelnen Theile ihres Sprachgebäudes unter ſich ſelbſt in keinem weſentlichen Zuſammenhange ſtanden, und wenn deshalb in ihren Lehren nach Ordnung und innerer Verbindung vergeblich gefragt wurde. Zwiſchen beiden Extremen verſucht dieſe allgemeine Sprachkunde einen Weg in der Mitte einzuſchlagen und feſtzuhalten, indem ſie zwar die aprioriſchen, aus Logik und Aeſthetik ſtammenden Principien der philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft unabhängig von der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft aufſtellet; aber der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft, als zweitem weſentlichen Beſtandtheile einer allgemeinen Sprachkunde, auch die Gerechtigkeit wiederfahren läßt, ſie iſolirt zu behandeln, und die philoſophiſche Sprachwiſſenſchaft blos dazu anzuwenden, ihr inneres Gebiet als ein geordnetes und zuſammenhängendes Ganze darzuſtellen.

§. 110.

Theile derſelben.

Wenn die empiriſche Sprachwiſſenſchaft das abgeſchloſſene Ganze des Poſitiven in einer exiſtirenden Sprache iſt, welches nur durch die hiſtoriſche Rückſicht auf die erfahrungsmäßige allmählige Ausbildung einer lebenden Sprache mit Sicherheit aufgeführet werden kann; ſo dient die philoſophiſche Sprachwiſſenſchaft, nach ihrer Anwendung auf dieſes empiriſche Sprachgebiet, dazu, das in der Sprache Vorgefundene beſtimmt zu ordnen, und zu zeigen, wie, durch dieſe Verarbeitung des Empiriſchen in der Sprache nach apriroiſchen Geſetzen, den beiden weſentlichen Forderungen an jede ſtyliſtiſche Form, der Korrectheit und Schönheit, ſelbſt in dem kleinſten Detail der Sprache, Genüge geleiſtet werden könne. Nur durch den wechſelſeitigen Zuſammenhang der philoſophiſchen und empiriſchen Sprachwiſſenſchaft wird es möglich, die Sprache ſelbſt in der Darſtellung als ein vollenderes, geründeres Ganze erſcheinen zu laſſen, und durch den Einfluß philoſophiſcher Principien in der Sprache, nach ihrer empiriſchen Form, das zu ergänzen und auszufüllen, was der Zufall unangebaut ließ, und das zu verbeſſern und zu berichtigen, was die Gewohnheit bisher fehlerhaft beibehalten hatte.

Die empiriſche teutſche Sprachwiſſenſchaft zerfällt, nach dieſem Maasſtabe, in zwei Theile (§. 26), den allgemeinen und beſondern:

1) Der allgemeine Theil der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft enthält die Kunde von den in der teutſchen Sprache vorhandenen Wörtern, ihrem Urſprunge, ihrer Geltung, ihre Rechtſchreibung, Verbindung und Ausſprache;

2) der beſondere Theil derſelben aber ſtellt die ſämmtlichen, nach der Erfahrung in der Sprache vorkommenden, ſtyliſtiſchen Gattungen und Untergattungen des Stoffs

auf, welcher durch die Anwendung der allgemeinen Principien die Form erhält.

§. 111.

Angabe des Inhalts der allgemeinen empiriſchen Sprachwiſſenſchaft.

Die allgemeine empiriſche Sprachwiſſenſchaft enthält folgende Untertheile:

1) Lehre von den in der Sprache vorhandenen Wörtern, nach ihrem Urſprunge und ihrer Geltung (Etymologie).

2) Lehre von der Rechtſchreibung (Orthographie).

3) Lehre von dem empiriſchen Gebrauche der Redetheile (Flexionslehre; Rectionslehre; Konſtructionslehre, mit Einſchluß der empiriſchen Interpunctionslehre.)

4) Lehre von der Ausſprache und dem Sylbenmaaße, (Orthophonie und Proſodie).

§. 112.

Angabe des Inhalts des beſondern Theils der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft.

Jede ausgebildete Sprache ordnet die Stoffe, die dargeſtellt werden und eine Form erhalten ſollen, nach beſtimmten Geſetzen für die Form. Unabhängig von dem wiſſenſchaftlichen Urſprunge des Stoffes verbindet ſie hier zu den Gattungen und Untergattungen der Proſa und der Poeſie das, was in der Darſtellung verwandten ſtyliſtiſchen Regeln folgt, und mithin nach dem Princip der Aehnlichkeit des Stoffs unter eine und dieſelbe Gattung gebracht wird.

1) Gattungen des proſaiſchen Stoffes;
   a) der Geſchäftsſtyl;
   b) der Briefſtyl;

c) der hiſtoriſche Styl;
d) der didactiſche Styl.

2) Gattungen des poetiſchen Stoffes:
a) die lyriſche Form;
b) die hiſtoriſche Form;
c) die didactiſche Form;
d) die gemiſchten poetiſchen Formen.

§. 113.

A) Allgemeine empiriſche Sprachwiſſenſchaft.

Die allgemeine empiriſche Sprachwiſſenſchaft iſt eine ſyſtematiſch geordnete Darſtellung des erfahrungsmäßig erforſchten und ausgemeſſenen Gebiets einer Sprache. Bei todten Sprachen iſt dieſes Gebiet, wenn es einmal nach den in der Sprache vorhandenen Ueberreſten ausgemeſſen iſt, ein abgeſchloſſenes Ganze; bei lebenden Sprachen ſind alle einzelne Theile derſelben einer fortdauernden Veränderung unterworfen, ſo daß theils die Zahl der Wörter ſich bald vermehrt und vermindert, (indem neue Wörter gebildet und veraltete Wörter abgelegt werden); theils die Schreibart derſelben ſich allmählig verändert; theils ihr Gebrauch und der empiriſche Periodenbau unvermerkt anders modificirt wird; theils auch ihre Ausſprache bisweilen bald größern, bald geringern Veränderungen unterworfen iſt. Die aus der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft ſtammende Grammatik (Sprachlehre) aber iſt die Anweiſung zur Erlernung einer Sprache nach den erfahrungsmäßig beſtimmten Regeln derſelben.

Sobald die Darſtellung der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft auf die Darſtellung der philoſoobiſchen folgt; ſobald muß auch die Anordnung und der Inhalt derſelben anders modificirt werden. Wenn eine Grammatik für den Schulunterricht mit der Kenntniß der Buchſtaben und der Ausſprache anheben, und dann zu den Redetheilen fortgehen muß; ſo wird in einer allgemeinen Sprachkurſe ein vorhergegangner propädevtiſcher Kurſus der Gram-

matik ſelbſt vorausgeſetzt, und eben ſo die Kenntniß der Redetheile. Nur ihr empiriſcher Gebrauch, d. h. ihre Beziehung auf ſich ſelbſt, nach der Flexions-Rections- u. Conſtructionslehre, wird in dem empiriſchen Theil der allgemeinen Sprachkunde aufgeführt. — Das Alphabeth der teutſchen Sprache, die Lehre von den Sylben, und deren Abtheilung und Ausſprache muß daher hier übergangen werden.

§. 114.

a) Lehre von den in der Sprache vorhandenen Wörtern, nach ihrem Urſprunge und ihrer Geltung (Etymologie.)

Diejenige grammatiſche Wiſſenſchaft, welche man mit dem Namen Etymoldgie bezeichnet, wird von den Sprachforſchern bald in weiterer, bald in engerer Bedeutung genommen. In dem Zuſammenhange, in welchem ſie hier erſcheint, bezeichnet ſie die Lehre von den in der Sprache vorhandenen Wörtern, nach ihrem Urſprunge und ihrer Geltung.

Ein Wort iſt aber die Darſtellung einer Vorſtellung, oder der Ausdruck einer Empfindung, und beſtehet entweder aus einer oder aus mehrern Sylben. Unabhängig von dem in den Wörtern enthaltenen Sinne, wird in der Sprachlehre blos auf die formelle Bedeutung der Wörter geſehen.

Die Wörter ſind aber entweder einſylbige, oder vielſylbige; einfache, oder zuſammengeſetzte; einheimiſche, oder fremde uud entlehnte; veraltete, oder gebräuchliche, oder neugebildete.

Die allgemeine Sprachkunde, deren Tendenz in dem empiriſchen Theile auf die Behandlung und Darſtellung der Wörter nach den Geſetzen der Korrectheit und Schönheit gerichtet iſt, überläßt den Sprachlehren für den Schulgebrauch die Lehre von den einſylbigen und vielſylbigen Wörtern, und von den einfachen und zuſammengeſetzten. Sie überläßt es ferner den Wörterbüchern bei den einzelnen Wörtern den Urſprung und die ehemalige Geltung derſelben nachzuweiſen; ſie hat es mit der Darſtellung der Sprache in dem Zeitalter ihrer höhern Reiſe zu thun, und

beſchränkt ſich daher auf die allgemeinen Regeln für die Beſtimmung und Geltung der vorhandenen Wörter, und auf die Prüfung derſelben nach ihrer Beziehung auf Korrectheit und Schönheit.

§. 115.
Sprachgebrauch und Analogie.

Der Sprachgebrauch iſt das oberſte Geſetz für die Bedeutung und Beziehung der Wörter auf einander. Er iſt ganz empiriſch; denn er kann nach ſeinen letzten Gründen nicht aus dem Weſen des menſchlichen Geiſtes ſelbſt, noch aus der Sprachfähigkeit abgeleitet werden. Es iſt ganz empiriſch; denn die Kenntniß der Sprache nach den verſchiedenen Jahrhunderten und den Epochen ihrer Ausbildung überzeugt uns, daß er ſich zwar immer nur unmerklich; aber doch allmählig verändert, und den Eindrücken nachgegeben habe, den die ganze Richtung der Kultur eines Volkes auch auf die Entwickelung und Ausbildung der Sprache deſſelben hatte. Er iſt ganz empiriſch; denn beruhte er auf aprioriſchen Geſetzen, ſo müßte er in allen Sprachen ſich auf eine und dieſelbe Weiſe angekündigt haben. — So aber beſteht der Sprachgebrauch in demjenigen Gebrauche der teutſchen Wörter und in derjenigen Stellung und Verbindung derſelben zu ſtyliſtiſchen Ganzen, welche durch den bisherigen, aber von ſo vielen zuſammentreffenden Umſtänden und Verhältniſſen abhängigen, Gang der Ausbildung der teutſchen Sprache zu einer gewiſſen ſtillſchweigenden Uebereinkunft bei den beſten und vorzüglichſten Schriftſtellern der Nation ſich erhoben, und die empiriſche Form der Sprache in dem Zeitalter ihrer höhern Reife beſtimmt haben. — In Hinſicht auf dieſe empiriſche Form der Sprache iſt der Sprachgebrauch die letzte Inſtanz, ſo daß man über das Warum? jener empiriſchen Form im Einzelnen oft keine nähere Auskunft geben, noch ſelbſt in dem hiſtoriſchen Gange der Ausbildung der Sprache den Zeitraum beſtimmt nachweiſen kann, wo dieſer Sprachgebrauch ſich zur Herrſchaft in der Bücherſprache erhob. —

Die Analogie (Sprachähnlichkeit), als Sprachgeſetz, iſt das Princip für die Ableitung und Verwandlung der Wörter, ſo wie für die Bildung neuer Wörter nach der Aehnlichkeit gewiſſer Stammwörter, oder der in der Sprache bereits vorhandnen Wörter überhaupt. — Die klaſſiſchen Schriftſteller werden ſchon durch einen gewiſſen innern Tact, und durch die genaue Bekanntſchaft mit dem Geiſte einer Sprache ſelbſt vor den Verſtoßen gegen die Analogie bewahrt. Das Zuſammentreffen dieſer klaſſiſchen Schriftſteller in dem gleichen Gebrauche der Wörter, ſowohl nach ihrer Bedeutung als nach ihrer Beziehung auf ſich ſelbſt, gibt dem Empiriſchen in dieſen beiden Sprachgeſetzen (in dem Sprachgebrauche und der Analogie) geſetzmäßige Kraft, und der Form der Sprache ſelbſt ihre äußere Haltung und Symmetrie.

Adelung, der Sprachgebrauch gilt mehr, als Analogie und Regeln; im Mag. für teutſche Sprache, 1 B. 2 St. S. 83. ff.

§. 116.

Prüfung der Wörter in Beziehung auf Korrectheit und Schönheit.

α) Sprachreinigkeit.

Obgleich die teutſche Sprache eine urſprüngliche iſt; ſo beſteht doch der Vorrath und das Gebiet ihrer Wörter nicht blos aus einheimiſchen, ſondern zum Theile auch aus entlehnten und fremden Wörtern. Dieſe Erſcheinung darf nicht befremden, da die Geſchichte der teutſchen Nation hinreichenden Aufſchluß darüber gibt. Noch ungebildet wanderten die germaniſchen Stämme in Zeiten, welche die Geſchichte nicht beſtimmt nachweiſen kann, in Europa ein, und dehnten ſich nach den Grenzpuncten des römiſchen Reiches aus. Der durch Jahrhunderte verlängerte Kampf mit dieſem mächtigen Reiche endigte ſich mit der Zerſtückelung und Verringerung aller ſeiner Provinzen in kleinere Staaten. Der rohe Sieger konnte aber den Sitten und der Kultur der Beſiegten nicht immer widerſtehen; unvermerkt gingen die einzelnen Zweige dieſer Kultur auf

die nun an einen feſten Boden gebundenen Sieger über. Mit dieſer Kultur mußten die Sieger auch die Bezeichnung für dieſelbe von den Beſiegten entlehnen, und ſo entſtand die Miſchung des Urſprünglichen und Entlehnten in der teutſchen Sprache. In Gegenden, wo die Macht des Siegers ſich in die Mitte des unterworfenen Volkes drängte, konnte zwar die vorgefundene römiſche Sprache nicht ganz vertilgt werden; aber ihre unter den Imperatoren ſchon erfolgte Ausartung von der Klaſſicität des erſten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt, und der Andrang und die Einbürgerung neuer Wörter in dieſelbe durch die ſiegenden germaniſchen Stämme, bewirkten doch diejenige Revolution, durch welche aus der neumodificirten Sprache der ältern Römer die italieniſche, franzöſiſche, ſpaniſche, und engliſche ꝛc. entſtand. Nur in dem eigentlichen Teutſchland ſelbſt, das die römiſchen Feldherren beinahe blos aus verunglückten Expeditionen kannten, blieb die urſprüngliche Sprache der Nation, bildete ſich aber unter dem Einfluſſe der Sprache der benachbarten Völker zu ihrer jüngern Form aus. So wie die Bildung der teutſchen Nation ſelbſt größtentheils von außen her ihr gegeben wurde; ſo mußte ſie auch, bei ihrer Armuth und Unbehülflichkeit für die Bezeichnung der höhern Kulturmomente, ſich mit dem entlehnten Reichthume behelfen, und der, in der Nacht des Mittelalters einzig noch auf einige Bildung Anſpruch machende Stand der Geiſtlichkeit vernachläſſigte die teutſche Sprache weil er für das Trivium und Quadrivium in den Kloſterſchulen nur das Vehikel der lateiniſchen Sprache kannte.

Darf es daher wohl in den folgenden Zeiten befremden, daß, ſelbſt als die teutſche Nation mehr innere Konſiſtenz und Reife erhalten hatte, die Sprachbildung nur langſam von ſtatten ging? Mußten ſich ihre beſten Köpfe nicht in dem Zeitalter der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften und der Reformation unter dem Einfluſſe des Studiums der griechiſchen und lateiniſchen Literatur entwickeln und ausbilden? Mußten ſie, einmal an die entlehnten Formen gewöhnt, nicht dieſe Formen auf die Sprache ihrer Nation

ſelbſt übertragen? Konnte dieſe zwar ſelbſtſtändige, aber arme und nur nothdürftig durch die Minne- und Meiſterſänger gebildete Sprache der Annahme fremder Wörter und Formen widerſtehen? —

Doch nicht genug, daß die ganze Geſchichte der Ausbildung unſrer Sprache die Nothwendigkeit belegt, welche bei der Aufnahme fremder Wörter und Sprachformen in dieſelbe ſtatt fand; auch unter den übrigen europäiſchen Nationen, namentlich in Frankreich und England, regte ſich früher, als in Teutſchland, ein höherer lebendiger Geiſt der Kultur, der auf die Sprache dieſer Völker mächtig wirkte. Neue Entdeckungen und Erſindungen, neue Fortſchritte in Wiſſenſchaften, Künſten, und überhaupt in allen Zweigen der menſchlichen Kultur, machten neue Wörter nöthig, und mit jenen Entdeckungen und Fortſchritten kamen auch von den Nachbarn der Teutſchen die bereits für dieſelben recipirten Wörter in unſer Vaterland.

Sie alle, nach ihrem ſo heterogenen Urſprunge, nach ihrer ſo verſchiedenartigen Abſtammung, nach ihrer ſo ſeltſamen Miſchung, bildeten und rundeten die Maſſe und den Umfang der teuſchen Wörter, welchem der einheimiſche Sprachforſcher, wenn er ſie nationaliſirte, nur durch Biegungen und Verbindungen nachhelfen konnte, die dem Genius unſrer Sprache eigenthümlich waren.

So mußte es in der Mitte unſers Sprachgebietes ſo lange wogen; dieſe Miſchung, dieſes Schwankende mußte in demſelben ſichtbar bleiben, bis endlich der Geiſt der Nation ſelbſt ſich ſo weit ermannte, daß er in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ſeine ihm zuvorgeeilten Nachbarn einhohlte und zum Theile übertraf. Nun erſt, auf dieſer Stufe der Kultur, konnte auch der Geiſt der Sprache der Nation ſich vervollkommnen; denn die Sprache eines jeden Volkes iſt der ſicherſte Gradmeſſer ſeiner erreichten Kultur. Die Sprache ſteigt fröhlich mit den Völkern aufwärts, und folgt traurend ihrem allmähligen Verfalle. Das Geſetz der Nothwendigkeit, nach welchem der Geiſt eines Volkes ſteigt und ſinkt, erhebt und drückt auch den Geiſt ſeiner Sprache nieder.

In dieſem höhern Zeitpunkte der teutſchen Nationalbildung erſt konnte man den Verſuch wagen, das große Chaos der einzelnen teutſchen Wörter und Sprachformen zu revidiren und zu ordnen. Nun erſt konnte man den Verſuch wagen, das Einheimiſche von dem Fremden, das Haltbare von dem Unhaltbaren zu ſondern. Nun erſt konnte der geläuterte und gereifte Geſchmack die Principien aufſtellen und feſthalten, durch welche er ſeine eignen Forderungen in Hinſicht auf Korrectheit und Schönheit befriedigen wollte. Nun erſt war er ſtark und gebildet genug, dieſem ſchwierigen Geſchäft gewachſen zu ſeyn, welches ihm durch die Unordnung ganzer Jahrhunderte und durch die Gewalt des recipirten Sprachgebrauches ſo ſehr erſchweret wurde.

Doch auch dieſes Geſchäft der Reinigung und Veredlung des Gebiets der teutſchen Sprache mußte mit **Vorſicht** betrieben werden, wenn nicht eine **Sprachverwirrung** die unausbleibliche Folge ſeyn ſollte. Denn welches Geſetz wollte die Paläologen nöthigen, die, als reine Geſchmacksurtheile aufgeſtellten, Forderungen der Neologen anzunehmen? wie konnten Einzelne es wagen, einer Nation von mehr als zwanzig Millionen vorzuſchreiben, wie ſie in Zukunft ſprechen und ſchreiben ſollte? — Die wohlthätige Veränderung in der Sprachbildung mußte alſo mehr von der allgemeinen veredelten Richtung des beſſern Theiles der Schriftſteller der Nation, als von den mühſamen, aber immer dem Mißlingen ſo ſehr unterworfenen, Verſuchen der Einzelnen erwartet werden. Nicht einer allein durfte es unternehmen, alle fremden Wörter und Formen in einheimiſche zu verwandeln, ſondern der Erfindungsgeiſt und die vertraute Bekanntſchaft der beſten Köpfe mit dem Genius der Nationalſprache, die klaſſiſchen Dichter und Philoſophen der Nation konnten allmählig an dem Werke bauen, in welchem einſt, wie in einem Volksheiligthume, die vollſtändig gereinigte und verbeſſerte Sprache der Nation niedergelegt werden ſoll. — Auf dieſem Wege haben wir ſtatt der fremden Wörter, die uns nur an die ſpätere Kultur des teutſchen Volkes erinnern, ſchon viele erſchöpfende und richtig gebildete einheimiſche gewonnen; auf dieſem Wege wird noch

mancher gute Kopf aus der Mitte unſers Sprachreichthums ein Wort hervorrufen, das uns das fremde entbehren läßt. Nur darf der Purismus, der in dem Beſtreben beſtehet, die in unſre Sprache aufgenommenen fremden Wörter und Ausdrücke mit einheimiſchen zu vertauſchen, nicht zu weit getrieben werden, ſonſt fällt er bald ins Ueberſpannte und Affectirte, bald ins Kindiſche und Geſpielte, bald ins Dunkle und Zweideutige, bald in Umſchreibungen, die den Geiſt, der in einem einzigen energiſchen Worte wehet, tödten, ohne die Sprache zu bereichern. Wollten wir uns jedes fremden Wortes in der Mitte unſers Sprachgebietes ſchämen; ſo müßten wir uns auch ſchämen, daß unſre Nation ſpäter, als andere kultivirt wurde. Nur ſo weit darf der Puriſt mit vollem Rechte gehen, daß er jedes ausländiſche und entlehnte Wort tadelt und verwirft, welches durch ein völlig erſchöpfendes, analog gebildetes und wohlklingendes teutſches Wort vertreten werden kann. Da aber, wo bei einem ſubſtituirten einheimiſchen Worte dieſe Eigenſchaften fehlen, muß er ſich beſcheiden, daß in ſeinen Vorſchlägen blos der gute Wille des Individuums, keineswegs aber ein dictatoriſcher Machtſpruch anerkannt werden kann. Denn unſre Sprache muß mehr dabei gewinnen, ein recipirtes fremdes Wort, deſſen Gebrauch und Bedeutung einmal feſt beſtimmt worden iſt, und worüber unter den beſten Schriftſtellern kein Zweifel ſtatt findet, beizubehalten, als ein ſchielendes, nur einſeitig den Begriff bezeichnendes, oft ſprachwidrig gebildetes, oder an einen irrigen Nebenbegriff erinnerndes, und hartklingendes neues Wort anzunehmen.

§. 117.

Fortſetzung.

Die Sprachreinigkeit kann daher in nichts anderm, als in der Wahl der durch die beſten Schriftſteller in einer lebenden Sprache gebrauchten Wörter beſtehen. Die Mehrheit der beſten Schriftſteller muß entſcheiden; denn auf ihrer Seite ſtehet das Recht des guten

Geſchmackes. Dieſe Reinigkeit würde abſolute Reinigkeit ſeyn, wenn in einer Sprache kein einziges aus einer fremden Sprache entlehntes Wort vorhanden wäre, und dieſe Sprache aus ihren eignen Mitteln für alle mögliche Kulturmomente hinreichende und erſchöpfende Bezeichnungen für die korrecte und ſchöne Darſtellung des Bezeichneten aufſtellen könnte. Sie iſt aber relative Reinigkeit, wenn ſie in ihrem ſtyliſtiſchen Zuſammenhange ſich an alle von den beſten Schriftſtellern gebrauchte einheimiſche Wörter hält, und nur dann ſich der fremden bedient, wenn ſich in der Sprache für den zu bezeichnenden Gegenſtand kein völlig erſchöpfendes, analog gebildetes und wohlklingendes einheimiſches Wort vorfindet.

Nach dieſem Maasſtabe beurtheile ich das, was beſonders Campe und mehrere andere in Hinſicht auf Sprachreinigkeit geleiſtet haben. Als mehr oder minder gelungene Verſuche, verdienen dieſe Achtung und Prüfung; aber ſchon die Erfahrung, daß ſehr wenige von denen von Campe vorgeſchlagene Verteutſchungen angenommen und in allgemeinen Umlauf gekommen ſind, muß uns vor blindem Nachbeten und vor dem zu raſchen Gebrauche dieſer Verteutſchungen warnen. — So viel auch in neuern Zeiten, beſonders auf Veranlaſſung der Preisfrage der Berliner Akademie, über Sprachreinigkeit geſchrieben worden iſt; ſo ſind es doch eigentlich nur drei Schriftſteller, deren Stimme hierin wichtig iſt. — Adelung hat die Lehre von der Sprachreinigkeit (über den Styl, Th. 1, S. 80. ff.) ſehr gründlich, aber mit Strenge behandelt. In den Prämiſſen wird man völlig mit ihm übereinſtimmen. Er ſagt: „Rein iſt, was nicht mit fremdartigen Theilen vermiſcht iſt. Das Fremdartige, was in Sprachen in Betrachtung kommen kann, ſind vornehmlich veraltete, provinzielle, ausländiſche und ſprachwidrig gebildete neue Wörter, Bedeutungen und Formen. Die erſte Art gibt die Archaismen, die zweite die Provinzialismen, die dritte die Latinismen, Gallicismen ꝛc. und die vierte die Neologismen. Alle zuſammen werden zu den Barbarismen gerechnet.„ — So wahr dieſes geſagt, und ſo richtig dieſe Eintheilung iſt; ſo ſtimme ich doch nur in Betreff der Provinzialismen ganz mit ihm überein. Durch die Aufnahme derſelben in die Bücherſprache (in das Hochteutſche), würde für die Sprache mehr Nachtheil, als Gewinn entſtehen. In

Betreff der Archaismen, hat er die Klaſſen derſelben meiſterhaft dargeſtellt, iſt aber bei der Wiederaufnahme einiger zufällig veralteter Wörter zu ſtreng. Dieſe Strenge zeigt er auch bei einigen ſehr brauchbaren neugebildeten Wörtern, obgleich auch mehrere derſelben mit Recht zu verwerfen ſind. In Betreff der ausländiſchen Wörter und Formen gehet er einen weiſen Mittelweg zwiſchen zu großer Strenge und Nachſicht. — Darauf veranlaßte die Aufgabe der königl. Akademie zu Berlin eine genaue Unterſuchung der Lehre von der Sprachreinigkeit. Dieſe Aufgabe war dem weſentlichen Theile nach: „Iſt vollkommene Reinigkeit einer Sprache überhaupt, und beſonders der teutſchen, möglich und nothwendig? Wie und nach welchen Grundſätzen kann die Reinigkeit der teutſchen Sprache am beſten befördert werden? Wie weit kann und muß dieſelbe getrieben werden, ohne ihr noch weſentlichere Vollkommenheiten aufzuopfern; und welche Theile des teutſchen Sprachſchatzes bedürfen vorzüglich die Abſonderung des Fremdartigen, in welchen andern hingegen würde die Abſonderung unthunlich oder nachtheilig ſeyn?„ Der zweite Theil der Aufgabe verlangt Vorſchläge, wie die in Werken des Geſchmackes und in der Umgangsſprache, ſo wie in den Wiſſenſchaften vorkommenden ausländiſchen Wörter entbehrlich gemacht und erſetzt werden könnten. — Den erſten Preis erhielt: J. H. Campe, über die Reinigung und Bereicherung der teutſchen Sprache, (nach ſeinen vorhergegangenen Arbeiten der) dritte Verſuch. Verbeſſerte Aufl. Braunſchw. 1794. Dazu gehört: Nachtrag und Berichtigungen zum ausübenden Theile der Campeſchen Preisſchrift über die Reinigung und Bereicherung der teutſchen Sprache. Braunſchw. 1794. — Alles, was in theoretiſcher und practiſcher Hinſicht von Campe in dieſen beiden Schriften geleiſtet worden war, verarbeitete er von neuem in ſeinem; Wörterbuche zur Erklärung und Verteutſchung der unſerer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke; ein Ergänzungsband zu Adelungs Wörterbuche. 2 Theile, 4. Braunſchw. 1801. Seine theoretiſchen Grundſätze ſtellte er von neuem auf in der, dem erſten Theile des Wörterbuchs vorangeſchickten Abhandlung: Grundſätze, Regeln und Grenzen der Verteutſchung S. 1 — 114. Den ausübenden Theil jener Schriften erweiterte er zu einem vollſtändigen Wörterbuche der Verteutſchungen, wogegen aber ſich allerdings viele Ausſtellungen machen ließen *) — Den zweiten Preis erhielt J. F. A. Kin-

*) Ich werde beſonders in meinem angekündigten philoſ. Wörterbuche der teutſchen Sprache darauf Rückſicht nehmen.

derling, über die Reinigkeit der teutſchen Sprache, und die Beförderungsmittel derſelben, mit einer Muſterung der fremden Wörter und andern Wörterverzeichniſſen. Berlin 1795.

Es gehört weſentlich zum Geiſte dieſer Unterſuchungen, die Reſultate beider Sprachforſcher, von welchen Campe ein ungleich ſtrengerer Puriſt iſt, als Kinderling, hier neben einander zu ſtellen.

Campe:

1) Iſt vollkommene Reinheit einer Sprache überhaupt, und beſonders der teutſchen möglich? Er läugnet dies von der teutſchen Sprache; ſowohl wenn man unter einer vollkommen reinen Sprache eine ſolche verſteht, die ſich mit keiner andern Sprache in irgend einem Punkte berührte, alſo weder einzelne Wörter, noch Biegungs- und Verbindungsarten der Wörter, mit irgend einer andern Sprache gemein hätte; als auch, wenn man den Begriff einer vollkommenen Sprachreinheit etwas herabſtimmen, und ſich darauf einſchränken wollte, daß eine Sprache alles aus ſich ſelbſt, durch Anbau ihrer eigenen Wurzelſilben und Stammwörter gewonnen, und keinen ihrer Ausdrücke aus andern Sprachen entlehnt habe". Selbſt der dritte und niedrigſte Begriff einer vollkommenen Sprachreinheit: „daß eine Sprache keine andern fremden Wörter und Redensarten, als nur ſolche aufnehme, die ihrer eignen Sprachähnlichkeit gemäß ſind, oder welchen ſie, vor der Aufnahme, durch irgend eine damit vorgenommene Veränderung, das Fremdartige abgeſchliffen hat, um ihnen das Gepräge ihrer eignen Sprachähnlichkeit aufzudrucken" paſſe nicht auf die teutſche Sprache, da ſie dieſen Vorzug ſchon längſt, wiewohl nicht unwiederbringlich, verſcherzt habe; denn in der letztern Hinſicht glaubt er, „daß die in unſre Sprache eingeſchlichnen Fremdlinge, der Regel nach, in eben dem Maaße leichter wieder ausgemerzt werden können, in welchem ihre Ausmerzung nöthig und dringend iſt." — 2) Iſt vollkommene Sprachreinheit nothwendig? Mit Beziehung auf den dritten aufgeſtellten Begriff der Möglichkeit der Sprachreinheit verlangt er a) zur allmähligen Verdrängung alles Fremdartigen aus unſrer Sprache, ſo viele alte oder vergeſſene echtteutſche Wörter hervorzuſuchen, und ſo viele nur zu bilden, als wir (auf eine rechtmäßige Weiſe) nur immer können und vermögen; b) da, wo wir nun einmal nicht umhin konnen, entweder in die bereits geſchehene Einbürgerung oder in den itzt noch nicht zu vermeidenden Nothgebrauch eines urſprünglich fremden Wortes zu willigen,

uns wenigſtens, ſo ſehr wir können, gegen die Aufnahme oder Beibehaltung aller derjenigen fremden Wörter zu ſtemmen, welchen man vorher nicht erſt ihr Fremdartiges genommen und das völlige Gepräge unſerer eignen teutſchen Sprachgleichförmigkeit aufgedrückt hat. — 3) Wie weit kann und muß die für unſre Sprache noch mögliche Reinigung getrieben werden? Er zerlegt das Geſetz, welches diejenigen ausländiſchen Wörter, die ſchon in die Volksſprache übergegangen ſind, und mit der teutſchen Sprachähnlichkeit übereinkommen, beizubehalten, diejenigen hingegen, welche der teutſchen Sprachähnlichkeit widerſtreben, und noch keinen Eingang in die Volksſprache gefunden haben, auszumerzen, befiehlt, in folgende Untervorſchriften: a) Alle ausländiſche Wörter, die etwas nicht Denkbares, d. i. einen ſich ſelbſt widerſprechenden und aufhebenden Begriff in ſich faſſen, verdienen nicht durch Ueberſetzung oder Nachbildung in unſre Sprache übergetragen zu werden; b) alle ſchmutzige, unſittliche und pöbelhafte Ausdrücke fremder Sprachen müſſen von der Verteutſchung gänzlich ausgeſchloſſen ſeyn; c) alle diejenigen ausländiſchen Wörter verdienen von der Verteutſchung gleichſam ausgeſchloſſen zu bleiben, die, ohne geradezu unanſtändig, ſchmutzig oder pöbelhaft zu ſeyn, doch das ſittliche Zartgefühl abſtumpfen, die Begriffe von Recht und Unrecht wankend machen, oder in Verwirrung bringen können, indem ſie unſittlichen und unerlaubten Dingen einen gleichgültigen, ſcherzhaften, oder gar gefälligen und angenehmen Anſtrich geben; d) endlich diejenigen Wörter und Redensarten, wodurch Vorurtheile und Irrthümer des Verſtandes, beſonders ſolche, die ins Leben und Handeln der Menſchen einfließen können, fortgepflanzt und verbreitet werden. — 4) Welche Theile des teutſchen Sprachſchatzes bedürfen vorzüglich die Abſonderung des Fremdartigen; in welchen andern hingegen würde die Abſonderung unthunlich oder nachtheilig ſeyn? Er rechnet dahin ſolche ausländiſche Wörter, die unteutſche Laute enthalten, (ſolche, die ſich in der reinen teutſchen Sprache gar nicht finden); ſolche, deren Einbürgerung dadurch erſchwert wurde, daß man ſie in ihrer ganzen, von der teutſchen Sprachähnlichkeit abweichenden, Form gebrauchte; ſolche, die aus zwei oder mehrern Sprachen zuſammengeſetzt ſind; ſolche, die man entweder blos durch veränderte Ausſprache, oder durch Anhängung einer teuſchklingenden Endung verteutſcht zu haben wähnte, denen man aber das Ausländiſche noch immer anmerkt; ſolche, welche lateiniſche Endungen der von Eigennamen

gebildeten Beiwörter und Sachwörter — enſer — ener ꝛc. haben. In Anſehung der durch die Wörter auszudrückenden Sachen und Begriffe verlangt er: „daß alle diejenigen Begriffe und Kenntniſſe, welche allen Menſchen zu wünſchen ſind, weil ſie zu der für alle möglichen und für alle nützlichen Ausbildung gehören, eine Umkleidung aus der fremdartigen Sprachhülle in die vaterländiſche erhalten möchten, (z. B. die Begriffe in der Sittenlehre, Gotteslehre (Religion), Rechtsſprache, Erfahrungsſeelenlehre, angewandten Logik, in der Größenlehre, Naturlehre, Naturbeſchreibung und Scheidekunſt, in den gemeinnützigen Theilen der Arzneiwiſſenſchaft, in der Umgangs- und Geſchäftsſprache, in den Zeitungen und in der Dichtkunſt; und daß ſowohl alle in unſre Sprache eingeſchlichene fremde Wörter und Redensarten, als auch die fremdartigen wiſſenſchaftlichen Kunſtwörter vor allen andern wieder ausgemerzt und durch echtteutſche erſetzt werden müſſen„. — 5) Wie und nach welchen Grundſätzen kann die Reinheit und die Bereicherung der teutſchen Sprache am beſten befördert werden? Als Quellen, aus welchen zur Reinigung und Bereicherung unſrer teutſchen Schriftſprache geſchöpft werden darf und muß, führt er an: a) die älteſten und alten Denkmäler unſrer Sprache vor und nach Erfindung der Buchdruckerkunſt bis zu dem Anfange der Reformation; b) Luthers Schriften, und die ſeiner vorzüglichſten Zeitgenoſſen und Nachfolger im 16 und 17ten Jahrhunderte; c) die guten teutſchen Schriftſteller neuſter Zeit, von Mosheim und Hagedorn, bis zu unſern Tagen; d) die Schriften der ältern und neuern Schwärmer; e) die Hauptmundarten der teutſchen Sprache, die oberteutſche, die niederteutſche, und die mittelteutſche, worin jene beiden ſich berühren, ſammt den darunter begriffenen Provinzialdialekten; f) die mit der teutſchen verſchwiſterten oder verwandten Sprachen, die niederländiſche, isländiſche, däniſche, norwegiſche, ſchwediſche, ſchottiſch-irländiſche und engliſche, ſammt der Volksſprache einzelner Provinzen in England, Frankreich und Spanien; g) die innere Fruchtbarkeit unſrer Sprache zur Hervorbringung neuer Wörter aus ſchon daſeyenden alten, durch Wortzuſammeſetzung und Ableitung neuer Aſt- und Zweigwörter aus daſeyenden Stammwörtern; h) die wörtliche oder buchſtäbliche Ueberſetzung aus andern Sprachen; i) den Gebrauch eigentlicher Wörter in einem neuen uneigentlichen Sinne. — Nothwendig bedurfte es, nach der Angabe ſo verſchiedenartiger Quellen, einer genauen Angabe der Grundſätze und Regeln, nach welchen aus

allen dieſen einzelnen Quellen zur Reinigung und Bereicherung der Sprache geſchöpft werden muß. Dieſe Regeln, welche im Detail zu weit führen, ſehe man in Campe's Wörterb. Th. 1, S. 65. ff. —

Kinderling:

hat zwar dieſen Gegenſtand nicht ſo vielſeitig gefaßt, als Campe; aber ſeine Unterſuchungen haben ihn auch nicht zu ſo vielen Uebertreibungen geführt. Er wählt einen Mittelweg, welcher dem gegenwärtigen Standpuncte unſrer Sprache und dem Princip der allmähligen Ausbildung derſelben am angemeſſenſten iſt. Er ſtellt folgende Sätze auf, die er ausführt und beweiſet: 1) vollkommne Reinigkeit einer itzt lebenden Sprache iſt nicht möglich (denn ſie würde nur derjenigen Sprache zukommen, welche alle Bezeichnungen der Dinge aus ſich ſelbſt hernähme, und alle ihre Ausdrücke den Geſetzen ihrer Sprache gemäß bildete, folglich weder in einzelnen Ausdrücken, noch auch in Verbindung derſelben etwas Fremdes einmiſchte). 2) Eine eingeſchränkte Reinigkeit der Sprache iſt auf lange Zeit möglich, und zwar nicht unumgänglich nothwendig, aber doch ſehr nützlich, (möglich, durch gelehrte Geſellſchaften und einzelne geſchickte und beliebte Schriftſteller; nicht unumgänglich nothwendig, weil es zu den verborgenen Verknüpfungsfaden des menſchlichen Geſchlechts gehört, wenn ein Volk dem andern etwas von ſeinem Sprachüberfluſſe abgibt, hingegen auch wieder etwas zur Ausfüllung eines leeren Raumes aufnimmt; nützlich, weil alle gute Eigenſchaften einer Sprache-Deutlichkeit, Beſtimmtheit, Kürze, Nachdruck, Schönheit und Wohlklang, ſich auf die Haupteigenſchaft des Reichthums gründen). 3) Eine gewiſſe begrenzte Reinigkeit der gebildeten teutſchen Sprache, beſonders der Büchersprache, iſt möglich, und leichter als in vielen andern Sprachen (weil die teutſche Sprache einen ſolchen Reichthum eigener guter Wörter beſitzt, daß ſie durch ganz neue regelmäßig gebildete Wörter, oder durch andere Biegungen, Empfindungen und Zuſammenſetzungen alter Wörter, neue Bedürfniſſe, Gedanken und Erfindungen bezeichnen kann, und fremde Wörter nur alsdann aufnimmt, wenn es ihr an bequemen Wörtern fehlt). 4) Nothwendige Einſchränkung des Begriffes der Reinigkeit. (Man muß nicht alles Teutſch ausdrücken wollen, was nicht ſo gut, ſo deutlich und ſo kurz, als durch ein fremdes Wort bezeichnet werden kann; beſonders muß man es nicht für eine Verletzung der Reinigkeit anſehen, wenn man Benennungen neuer Erfindungen aus fremden Sprachen entlehnt.)

5) Nähere Erklärung der Sprachreinigkeit und ihres Gegentheils. (Gegen die zu ſtrengen Puriſten verlangt Kinderling, daß man ſich ſolcher Wörter bedienen müſſe, welche a) urſprünglich teutſch ſind; b) durch den eingeführten Gebrauch das teutſche Bürgerrecht ſchon erhalten haben, oder daſſelbe doch verdienen; c) den Geſetzen der teutſchen Sprache gemäß gebildet ſind, der Grundſtoff mag nun einheimiſch oder fremd ſeyn. 6) Nähere Erklärung der veralteten Wörter, und inwiefern ſie der Reinigkeit der Sprache zuwider ſind. Kinderling unterſcheidet ſehr genau gegen Adelung, zwiſchen alten und veralteten Wörtern, und folgt dann der Adelungſchen Eintheilung der Barbarismen, indem er S. 27. ff. von den Archaismen; S. 37. ff. von den Provinzialismen; S. 43. ff. von den ausländiſchen Wörtern; S. 53. ff. von den Neologismen handelt. — Der zweite beſondere Theil des Kinderlingſchen Werkes beſchäftiget ſich mit der Unterſuchung: in welchen Theilen der Kenntniſſe und Wiſſenſchaften die Reinigung der Sprache am nöthigſten ſeyn möchte? und über die Beförderungsmittel der Reinigkeit der teutſchen Sprache überhaupt. — Sehr reichhaltig und muſterhaft bearbeitet iſt, ſein angehängtes: Verzeichniß fremder Wörter der Teutſchen. S. 106. ff. —

§. 118.

Barbarismen.

Der Begriff der Barbarismen muß ſich genau nach der Beſtimmung des Begriffes von dem Purismus in der Sprache richten; denn je ſtrenger der Puriſt verfährt, deſto mehr wird er Barbarismen in der Sprache verfinden. Wir verſtehen im Allgemeinen unter Barbarismen: alle diejenigen Wörter, welche in dem Zeitalter der höhern Reife derſelben aus der Bücherſprache entfernt werden müſſen. — Nach der Adelungiſchen Klaſſifikation (bei der es nur darauf ankommt, wie ſtreng man bei der Unterordnung der einzelnen Wörter unter die einzelnen Arten von Barbarismen verfahren will, (gibt es vier Arten von Barbarismen: Archaismen; Provinzialismen; ausländiſche Wörter; Neologismen.

§. 119.

1) Archaismen.

Es muß genau zwiſchen alten und veralteten Wör-

tern unterſchieden werden *). Alte Wörter ſind diejenigen, die ſchon lange im Gebrauche ſind, die ihre Kraft und Würde durch keinen Nebenbegriff verloren, vielmehr eben durch ihr Alter eine beſtimmte Deutlichkeit und Verſtändlichkeit gewonnen haben. Dieſe Wörter (verba obſoleta) muß man nicht mit den veralteten (verba exoleta oder antiquata) verwechſeln, welche man wegen ihrer Untauglichkeit von der Schriftſprache ausgeſchloſſen hat. Bei dem Wechſel in den Formen der Darſtellung und in der Wahl der Wörter, können oft ſehr zweckmäßige und beſtimmte alte Wörter durch Zufall außer Umlauf kommen, deren Erneuerung erlaubt und rechtmäßig iſt, ſobald als durch dieſelben der Sprache ein Gewinn zuwachſen würde. Das Wiederbeleben veralteter Wörter aber, an deren Stelle bereits erſchöpfende in der Sprache vorhanden ſind, und die ſich in der Bezeichnung des Gegenſtandes nicht durch Kraft, Kürze und Wohlklang charakteriſiren, iſt zu widerrathen.

Adelung, (über den Styl, Th. 1, S. 80. ff.) gehet vielleicht zu weit, wenn er S. 92. ff. das Princip aufſtellt, daß kein veraltetes Wort wieder aufgenommen werden dürfe, weil ſeine Prämiſſen nur bedingungsweiſe zugegeben werden können: daß nämlich die veralteten Wörter jedesmal abſichtlich aus der Sprache entfernt worden wären. Es iſt dies bei ſehr vielen Wörtern gewiß der Fall geweſen, wo ſich der richtige Geſchmack in ſeiner Wirkſamkeit gezeigt, und ein beſſeres Wort an die Stelle des fehlerhaften aufgenommen hat; aber eben ſo gewiß hat auch der Zufall bei vielen unverdient veralteten Wörtern dazu beigetragen, daß ſie allmählig veralteten. Dieſer Meinung iſt auch Kinderling, über die Reinigkeit ꝛc. S. 26. ff. — Vielleicht zu viel verſpricht ſich Campe, Wörterb. Th. 1, S. 59. f. von der Wiederbelebung vieler veralteten Wörter von den Zeiten der Minneſänger an. So viel auch die Sprache, wie ſie bis dahin war, in jener Epoche gewann; ſo wichtig dieſe Epoche überhaupt für den hiſtoriſchen Sprachforſcher iſt; ſo gering dürfte doch die Sprachbereicherung für unſer Zeitalter ſeyn, welche aus der Aufnahme von Wörtern aus jenem Zeitraume hervorgehen

*) Wie Kinderling ſehr richtig gegen Adelung bemerkt: über die Reinigkeit ꝛc. S. 20. ff.

ſoll. Selbſt nicht einmal aus der Epoche von Luthers Bibelüberſetzung an dürfte die Ausbeute zu groß ſeyn.

§. 120.
Fortſetzung.

Modificirt man die Adelungſchen Principien für die Archaismen dahin, daß manche Wörter ohne ihre Schuld veraltet ſind, die alſo auch wieder belebt werden können und dürfen, z. B. die von Adelung getadelten Wörter: anheben; beginnen; Minne *); ſo ſind diejenigen Grundſätze welche er für ſolche Wörter aufſtellt, die wirklich mit Recht veraltet und nie wieder zu beleben ſind, deſto annehmungswürdiger.

Zu den Archaismen, die wirklich in dem Zeitalter der höhern Reife einer Sprache ſich innerhalb des Gebietes derſelben nicht mehr behaupten können und dürfen, und deren Veralten ein Beweis von dem Fortſchreiten der Sprache und von der weitern Ausbildung des Nationalgeſchmacks iſt, gehören:

1) unwürdige und unedle Ausdrücke, deren ſich nur zur Bezeichnung gewiſſer Dinge der Pöbel bedient; Schimpfwörter u. d. gl. deren ſich die Bücherſprache zu ſchämen hat. (z. B. ſich hinflegeln; freſſen; ſaufen; Lumpenhund ꝛc.)

2) ſolche, an deren Stelle in der Sprache ſchicklichere und wohlklingendere getreten ſind, z. B. Buhle ſt. Liebhaber; kieſen ſt. wählen; erklecklich ſt. nützlich; kriegen ſt. erhalten; ſchmeißen ſt. ſchlagen; vergeuden ſt. verſchwenden ꝛc.

3) ſolche, deren Bau unregelmäßig iſt; z. B. benahmſen ſt. benennen; beumſtänden ſt. umſtändlicher erörtern; inne werden; verzählen ſt. erzählen; Gelahrtheit ſt. Gelehrſamkeit; Kopei ſt. Kopie;

*) Ueber den Styl, Th. 1, S. 93. f. Deshalb blos, weil anheben und beginnen mit anfangen, Minne mit Liebe coincidiren, dürfen ohnmöglich dieſe, beſonders dem Dichter erwünſchten, Wörter aus der Sprache ausgeſtoßen werden.

zweene und zwo ſt. zwei; ſtund, ſund, ruſte, weiſete, kriig, glimmte; ſtatt: ſtand, fand, rief, wies, fragte, glomm ꝛc.

4) ſolche, deren Bau verſtümmelt iſt; z. B. fertigen ſt. verfertigen; ſöhnen ſt. verſöhnen; Heinz ſt. Heinrich; waſer ſt. was für; naus ſt. hinaus ꝛc.

5) ſolche, deren Bau einen unnützen Ueberfluß hat; z. B. dahero; anheute ſt. heute; anhero ſt. hieher; alldieweil; weilen ſt. weil; zumalen ſt. zumal; benebſt ſt. nebſt; welchermaßen ꝛc.

6) ſolche, die entweder mehrere Bedeutungen haben, oder die mit andern Wörtern gleichlautend ſind. So kann z. B. Acht, ſowohl Verfolgung, als Aufmerkſamkeit bezeichnen. — Mitgift (Mitgabe); Strauß (Kampf); Maul (Maulthier); Afterwelt (Nachwelt); ꝛc.

7) ſolche, die auch von unedlen Gegenſtänden gebraucht werden, weshalb man ſie für den edlern Gebrauch aufgibt; z. B. Geſell, Schalk; Knecht ꝛc.

8) ſolche, deren Begriff ſich geändert hat; z. B. Krebs ſt. Harniſch, und viele Ausdrücke der alten Gerichts- und Kriegsverfaſſung.

Adelung, über den Styl, Th. 1, S. 82. ff.
Kinderling, über die Reinigkeit ꝛc. S. 27. ff.
J. C. Vollbeding, Antibarbarus, oder kritiſche Muſterung der Sprachfehler im Teutſchen. Köthen 1802.
Adelung von veralteten Wörtern; im Mag. für teutſche Sprache 1 B. 2 St. S. 61. ff.

§. 121.

2) Provinzialismen.

Provinzialismen (Land- oder Bezirks-Wörter,) ſind Wörter und Ausdrücke, oder auch gewiſſe Bedeutungen, Biegungen, Veränderungen und Verbindungen der Wörter, die nur gewiſſen Gegenden eigenthümlich, der hochteutſchen Sprache aber fremd, und den Geſetzen derſelben zuwider ſind. Man findet ſie gewöhnlich nur bei den Schriftſtellern einer Provinz, und ſelbſt dieſe verlieren durch den häufigen Gebrauch der Provinzialismen ihren klaſſiſchen Inhalt.

Dem Urſprunge der Provinzialismen muß in der frühern Geſchichte der Völker nachgeforſcht werden, wo ein und daſſelbe Volk, nachdem es ſich über einen weiten Erdſtrich ausgebreitet, und noch kein feſtes inneres Band der gemeinſchaftlichen Kultur in ſeiner Staatsverfaſſung und Religion, in ſeinem Handel und gegenſeitigem Verkehre hatte, in der Bezeichnung der Gegenſtände durch Wörter ſich von einander entfernte, bis endlich, in einem reifern Zeitalter, aus der Miſchung mehrerer Mundarten, unter welchen aber die in der durch die Wiſſenſchaften am meiſten ausgebildeten Provinz ein entſchiedenes Uebergewicht behauptete, die eigentliche Schriftſprache hervorging, gegen welche, nachdem ihr Charakter durch die beſten Schriftſteller einmal fixirt war, die Eigenthümlichkeiten anderer Provinzen in die Reihe der Barbarismen zurücktraten. — Es iſt dabei zwar gedenkbar, daß die Mehrheit der klaſſiſchen Schriftſteller einer Nation, welche den Charakter der Schriftſprache bei einem jeden Volke begründen, durch Zufall gewiſſe provinzielle Ausdrücke vernachläſſiget haben könnte, welche wegen der Beſtimmtheit in der Bezeichnung der Begriffe und wegen ihres richtigen Baues eine Stelle in der hochteutſchen Sprache verdienten; allein es darf auch nicht vergeſſen werden, daß die klaſſiſchen Schriftſteller der Nation nicht blos auf eine Provinz eingeſchränkt ſind, und daß ſie gewiß den Eigenthümlichkeiten ihrer Provinz die Aufnahme in die Schriftſprache verſchaffen würden, wenn ſie dieſelben der Aufnahme würdig und dem Charakter der Schriftſprache angemeſſen fänden. — Die Provinzialismen heißen auch Idiotismen, und die Sammlung derſelben nach den einzelnen Provinzen geſchieht in den Idioticis.

Sämmtliche mir bekannte teutſche Idiotika habe ich, nach den beiden Hauptmundarten, S. 11 — 13 abgeführt. — Streng, und gewiß mit Recht, iſt Adelung gegen die Provinzialismen, über den Styl, Th. 1, S. 99. ff. Nicht nur die von ihm dort beigebrachten Beiſpiele, ſondern auch eine nur etwas genaue Bekanntſchaft mit den Idioticis beſtätigen es, daß die hochteutſche Sprache ſehr wenig Gewinn aus der Aufnahme der Provinzialismen in ihre Mitte haben würde. — Gelinder urtheilt Kinderling, über die Rei-

nigkeit ꝛc. S. 39. ff. „Es ſcheinen wirklich einige Wörter die gut erfunden ſind, das unverdiente Schickſal gehabt zu haben, daß ſie nicht weit bekannt geworden ſind; auch ſcheinen einige vernachläſſigte Wörter noch in manchen Gegenden zu leben, ob ſie ſich gleich aus der Schriftſprache verloren haben. Wenn alſo dadurch ein bisheriger Mangel erſetzt werden könnte; ſo iſt wohl ein bisheriges Provinzialwort einem neuen vorzuziehen, weil es doch ſchon in einem gewiſſen Bezirke bekannt iſt.„ — Mit Recht vermißt Campe, Wörterb. Th. 1, S. 62. die erſchöpfende Bearbeitung der oberteutſchen, noch mehr aber der mittelteutſchen Mundarten in Idioticis. Ohnmöglich aber kann ich ihm beyſtimmen, wenn er ſagt: „unſer teutſcher Sprachſchatz würde durch dergleichen Landwörterbücher, wenn ſie einſt vollendet wären, einen unſchatzbaren Zuwachs erhalten.„ Noch weniger dürfte ſeine Erwartung, S. 63, befriedigt werden, der Armuth unſrer Sprache aufzuhelfen, und die ausländiſchen Wörter ganz auszuſtoßen, wenn wir dazu die mit der teutſchen verwandten Sprachen, die niederländiſche, isländiſche, däniſche, norwegiſche, ſchwediſche, ſchottiſch-irländiſche und engliſche, und ſelbſt die Ueberreſte des Teutſchen in der Volksſprache einzelner Provinzen in England, Frankreich und Spanien benutzen wollten. — Sollten die Wörter und Formen, welche aus dieſen Sprachen, (die ebenfalls ihre eigne Ausbildung erhalten haben, und zum Theile hinter der teutſchen in dieſer Ausbildung zurückgeblieben ſind,) entlehnet würden, für uns brauchbarer ſeyn, als die nationaliſirten Kunſtwörter, deren Gebrauch einmal gewöhnlich, und deren Bedeutung einmal bekannt iſt? —

§. 122.

3) Ausländiſche Wörter.

Hiſtoriſch darf es (§. 116. 117.) nicht befremden, wenn ein jüngeres und ſpäterhin erſt kultivirtes Volk, ob es gleich eine urſprüngliche ihm eigenthümliche Sprache hat, mehrere fremde Wörter zugleich mit der auswärts entlehnten Kultur in ſeine Sprache aufnimmt, und dieſelben behält. Die Schöpfer der Wiſſenſchaften, die Urheber neuer Erfindungen hatten das Recht, dem neuen Gegenſtande das Wort in der Bezeichnung zu geben, welches ſie am angemeſſenſten für denſelben hielten, und nur in der Minorität von Fällen iſt es ſpätern Zeiten geglückt, an die Stelle jener Wör-

ter ſchicklichere und erſchöpfendere zu ſetzen. So gewiß alſo mehrern ausländiſchen Wörtern in der teutſchen Sprache das Bürgerrecht nicht zu verſagen iſt; ſo gewiß ſteht doch auch das Princip feſt, daß man kein fremdes Wort gebrauche, ſobald man für den bezeichneten Gegenſtand ein völlig angemeſſenes, erſchöpfendes, ſprachrichtiges und wohlklingendes Wort in der teutſchen Sprache ſelbſt beſitzt. Nur muß man auch hier theils die Umſchreibungen fremder Wörter, wodurch ſo oft der vollſtändige Sinn verloren gehet, nicht mit den wörtlichen und zweckmäßigen Ueberſetzungen fremder Ausdrücke verwechſeln; theils muß man, wo möglich, die Nebenbegriffe, welche ſo oft mit fremden Wörtern in ihrer Stammſprache verbunden ſind, nicht in der Verteutſchung verloren gehen laſſen, weil ſonſt in der Bezeichnung ein Mangel entſtehet. Uebrigens ſind diejenigen fremden Wörter, welche ſeit Jahrhunderten ſchon in der teutſchen Sprache einheimiſch geworden ſind, und ſogar teutſche Endungen und Biegungen angenommen haben, ungleich vorſichtiger zu verdrängen, als die, welche man erſt aufzunehmen verſucht hat, die vielleicht nur ein einziger Schriftſteller bisher gebrauchte, und die ihre ganze ausländiſche Geſtalt und Form bei der Aufnahme in die teutſche Sprache behielten. Noch verwerflicher endlich ſind die Mißgeburten von Wörtern, welche aus Zuſammenſetzungen aus mehrerer Sprachen gebildet ſind.

Adelung, über den Styl, Th. 1, S. 104. ff. erkennt die Nothwendigkeit der Beibehaltung eines fremden Wortes in allen den Fällen an, wo wir kein eigenes einheimiſches Wort haben, und ſich auch keins bilden läßt, welches den verlangten Begriff auf eine edle, beſtimmte und allgemein verſtändliche Art ausdrückt. So läßt er Literatur, Publikum, Patriot, Tyrann, naiv, Chicane, Lit de juſtice u. andre gelten. Ja er zieht fremde Wörter den einheimiſchen vor, ſobald dieſe den Begriff ſchielend, falſch und mangelhaft ausdrücken, oder unrichtig gebildet und zweideutig ſind; z. B. Interregnum ſt. Zwiſchenreich; Orthographie, ſt. Rechtſchreibung; Interjection ſt Zwiſchenwort; Satyre ſt. Stachelſchrift; Diſputation ſt. Streitſchrift; — Monarch ſt. Einzelherr; Imperfectum ſt.

Ehejetzigkeit u. ſ. w. — Er erlaubt, die ſeit langen Zeiten eingeführten (z. B. Pflaſter, Hoſpital, Biſchoff, Kanzel, Fenſter, Pulver, Abt, Bibel, Pallaſt ꝛc.) beyzubehalten, und zwar in der Geſtalt, in welcher ſie einmal bekannt und verſtändlich ſind (z. B. Coitza, Vezir, Hegira ꝛc.). Nur diejenigen erklärt er für Barbarismen, für deren Begriff man einen guten und beſtimmten einheimiſchen Ausdruck hat; z. B. Sujet; debutiren; frappant; Dialog; Scribent; paſſabel; excellent ꝛc. — Induſtrie und Tendenz (in ſeiner neueſten Bedeutung,) die er ebenfalls verwirft, dürften wohl nur ſchwer zu erſetzen ſeyn. — Beinahe ganz wie Adelung erklärt ſich Kinderling darüber S. 43. ff. — Campe's zu weit gehende Verſuche ſind ſchon (§. 117.) angegeben worden. Da ſich aber über die Campeſchen Verteutſchungen noch wenige erklärt haben; ſo gehört es nothwendig in eine Sprachkunde, welche die teutſche Sprache nach dem gegenwärtigen Grade ihrer Bildung darſtellen und beurtheilen ſoll, wenigſtens eine allgemeine Ueberſicht über die gelungenen, mißlungenen und nicht erſchöpfenden Verteutſchungen zu geben. Dieſe Ueberſicht, die freilich nicht ganz vollſtändig ſeyn kann, (weil dazu ein eignes Werk gehörte), iſt als Reſultat der Prüfung des ganzen Campeſchen Wörterbuchs anzuſehen, wobei die gewöhnlichſten Verteutſchungen, über welche beinahe gar kein Zweifel möglich ſeyn kann, hinweggelaſſen ſind.

§. 123.

Fortſetzung.

α) Gelungene Verteutſchungen ſcheinen zu ſeyn:

Abalieniren, entfremden.
Abandoniren, verlaſſen — aufgeben.
Abbreviiren, abkürzen — verkürzen.
Abominable, abſcheulich — verabſcheuungswürdig.
Abrégé, der Auszug — der kurze Inbegriff.
Abſolviren, frei- losſprechen — beendigen.
Accentuation, Betonung.
Accoucheur, Geburtshelfer, (ſchwerfälliger iſt: Geburtshülfe leiſten, ſt. accouchiren; entbinden erſchöpft nicht.)
Actrice, Schauſpielerin.

Aere (aera), Zeitrechnung.
Ajourniren, vertagen.
all' unisono, im Einklange.
Altan, Söller (ein gutes altes Wort) beſſer: als Vortritt.
Anagramm, Buchſtabenverſetzung beſſer, als Buchſtabenwechſel.
Anniverſarien, Jahrsfeier, (Todesfeier).
Arſenal, Zeughaus.
Artiſtiſch, künſtleriſch.
Aſtronomie, Sternkunde (aſtronomiſch; ſubjectiv genommen: ſternkundig; objectiv genommen: ſternlehrig. —
Atmoſphäre, Dunſtkreis, Luſtkreis.
Attachement, Anhänglichkeit, Zuthulichkeit.
Auditorium, Hörſaal.
Autokrat, Selbſtherrſcher.
Auxiliartruppen, Hülfsvölker.
Balſamiren, balſamen, (ein gutes altes Wort.)
Berceau, Laubengang.
Botanik, Pflanzenkunde.
Cäſur, Einſchnitt.
centrum gravitatis, Schwerpunkt.
Chevalerie, Ritterthum.
civiliſiren, entwildern, (beſſer, als verſittlichen.)
Clairobſcur, Helldunkel.
Climax, Steigerung.
Concentriren, zuſammendrängen.
Coordiniren, zuordnen, beiordnen.
Corporiſication, Verkörperung.
Corpulenz, Wohlbeleibtheit, Dickleibigkeit.
Enſemble, das Ganze.
Eruiren, erörtern, ergrübeln, herausbringen,
Etourderie, Unbeſonnenheit, Dummdreiſtigkeit.
Eudämonologie, Glückſeligkeitslehre.
Exſpectanz, Anwartſchaft.
Extaſe, Entzücken, das Hochentzücken.
Extenſibilität, Dehnbarkeit, Ausdehnbarkeit.

Filtriren, durchſeigen.
Formalien, Förmlichkeiten.
Formation, Bildung, Geſtaltung.
Frequenz, die zahlreiche Verſammlung, Zulauf.
Galoniren, verbrämen, beſetzen.
Geographie, Erdkunde.
Geometrie, Meßkunde.
Heliometer, Sonnenmeſſer.
Heraldik, Wappenlehre.
Heterogen, ungleichartig, (Heterogenität — Ungleichartigkeit, Verſchiedenartigkeit.)
Hodometer, Wegmeſſer.
Homocentriſch, ebenkreiſig.
Homogen, gleichartig (Homogenität — Gleichartigkeit.)
Honnête-homme, Biedermann.
Hoſpital, Krankenhaus, Verpflegungshaus.
Jconographie, Bilderbeſchreibung.
Jconolatrie, Bilderverehrung, Bilderdienſt.
Jconologie, Bilderſprache.
Jconomachie, Bilderſtreit.
Jmprecation, Verwünſchung.
Jmpraeſcriptibel, unverjährlich.
Jmpreſſion, Eindruck.
Jmprimatur, die Druckerlaubniß.
Jmprobation, Mißbilligung.
Jmpulſion, Antrieb.
Jmpunität, Ungeſtraftheit.
Jmpurität, Unreinigkeit.
Jmputation, Zurechnung.
Jnacceſſibel, unzugänglich.
Jnäqualität, Ungleichheit.
J[illegible]ilität, E[illegible]regbarkeit.
Jnconſiſtenz, Beſtandloſigkeit.
Jndigena, Eingebohrne, Jnländer.
Jnterlocut, Zwiſchenbeſcheid.
Jſthmus, Erdenge.
Laconiſch, kurz, einſilbig, wortkarg.

Legalität, Geſetzlichkeit.
Location, die Vermiethung, Verdingung.
Magnanim, großherzig.
Majorenn, mündig, volljährig.
Malignität, Bösartigkeit.
Manquiren, fehlen, unterlaſſen, ermangeln.
Marchandiren, handeln, dingen, markten.
Melange, das Gemiſch, Gemengſel.
Micrologie, der Kleinigkeitsgeiſt.
Neologie, Neuerungsſucht, (fehlerhaft: Neuſüchtigkeit.)
Niſus, Strebekraft.
Nonchalance, Nachläſſigkeit, Saumſeligkeit.
Obreption, Erſchleichung.
Pädagogik, Erziehungskunde.
Perfectionirung, Vervollkommnung.
Permeabilität, Durchdringlichkeit.
Population, Bevölkerung.
Relaxation, Erſchlaffung.
Simplificiren, vereinfachen.
Statiſtik, Staatenkunde.
Tachygraphie, Schnellſchreibekunſt.

§. 124.

Fortſetzung.

Zu den verunglückten Verteutſchungen gehören gewiß diejenigen, die entweder das fremde Wort nicht treu, ſondern unkenntlich wiedergeben; oder die einen Nebenbegriff, der in jenem liegt, auslaſſen, oder einen Nebenbegriff, der in jenem nicht enthalten iſt, bei ſich führen; oder ſolche, die, nach der Analogie der teutſchen Sprache, zu ſchwerfällig und beinahe gewaltthätig gebildet ſind. Daß auf das individuelle Gefühl bei der Angabe ſolcher verunglückten Verteutſchungen eben ſo viel ankommt, als auf die Beobachtung der gelungenen Aufnahme ſolcher Verteutſchungen in den allgemeinen Sprachſchatz eines Volkes, beſcheidet ſich gewiß jeder Sprachkenner. Denn nicht die Beiſtimmung einiger Individuen vermag es, ſolchen Verteutſchungen das Bürgerrecht ſelbſt zu verſchaffen. Nach die-

ſen Maasſtabe muß das folgende Verzeichniß angeſehen werden.

β) Verunglückte Ueberſetzungen ſcheinen zu ſeyn:

Abbé, Pfaffenblendling, (nach Campe's eigner Erklärung nur im Scherze ſo verteutſcht.)
Abortiren, fehlgebähren.
Abſtract, abgezogen.
Abſtraction, die Abziehung, oder das Abziehen.
Acquiſition, Erwerbniß.
Actuarius, Gerichtsſchreiber.
Akuſtik, Gehörlehre; Hörkunſt.
Adjutant, Dienſthelfer; Hülfsofficier.
Adoniſiren, ſich hübſch machen; ſich putzen; ſich niedlichen.
Adoption, Ankindung.
Adrett, geſchickt, geſchmeidig, gewandt, oft nur wohlgewachſen.
Advent, der Zukunftsſonntag.
Aequivalent, Wertherſatz.
Aeroſtatik, Luft leichgewichtslehre; Luftſchiffskunſt; Luftſchwebekunſt.
äſthetiſch, geſchmackswiſſenſchaftlich, (Aeſthetik, Geſchmackslehre.)
Affiche, Klebeſchrift.
Affinität, Heirathsverwandtſchaft.
Aggreirte Officiere, auf Anwartſchaft geſetzte.
Agio, Aufgeld.
Agiotage, Wechſelwucher.
Agraffe, Hakenſpange, — Spangenhake.
Alignement, Schnurrichtung.
all' ottava, im Achtton.
Alumnus, Nährling.
Amalgamation, Verquickung, (Verbindung der Metalle mit Queckſilber.)
Amanuenſis, Schreibgehülfe, Schreibhelfer.
Amazone, Heldenweib, Mannweib.

Amphitheater, Schaugerüſt — Schaugebäude.
Amulet Zaubergehenk.
Anciennetè, Altersfolge.
Anglomanie, Engländerei.
Angliſiren, engländern.
der antarctiſche Pol, der ſüdliche Angelpunct, (Dreh-punct.
Anthropomorphismus, Vermenſchlichung.
Anticipiren, vorweggenießen, vorwegthun.
Antinomie, Geſetzeswiderſtreit.
Antique, alterthümlich.
Antirevolutionaire Schriften, auf Gegenumwälzung abzweckende Schriften.
Apathie, Leidenſchaftsloſigkeit.
Apoſtroph, Hinterſtrich.
Aqua toffana, Schleichgiftwaſſer.
Architectonik, Lehrbaukunſt.
Archiv, Urkunden-Kammer, (-Gewölbe, -Saal).
Ariſtokrat, Herrſcherling.
Arquebuſade, Schußwundenwaſſer.
Aſcendenz, Vorderverwandtſchaft.
Atheiſterei, Gottlaugnerei.
Atheiſtiſch, ohngöttiſch.
Ein a tout Spiel, Allſtichſpiel, wobei der Spieler alle Stiche bekommen muß.
Augur, Wahrſchauer, (auguriren, wahrſchauen).
Ausradiren, auskratzen.
Auſtromantie, Windwahrſagerei.
Authentie, Urkundlichkeit.
Autodidactus, Selbſtlehrling.
Automat, Selbſtbeweger.
Bachanal, Saufgelag — Trinkgelag.
Badine, Tändelſtöckchen.
Bajónet, Flintenſpieß, Flintendolch.
Ballet, Schautanz.
Ballotement, Kugelung.
Bandagiſt, Bruchartzt.
Bandelier, Schultergehänge.

Bankerottirer, Bankbrüchiger, Kaſſenbrüchiger.
Baſtard, Kebskind.
Bataillon, Schlachthaufen, Halbſchaar.
Batterie, Kanonenwall, Kanonenheerd.
Belletriſt, Schönſchrifter.
Belvedere, Sich-dich-um; Schönſicht; Ausſichts-haus.
Bibliograph, Bücherbeſchreiber, Bücherkundiger.
Biſcuit, Süßbrödchen.
Bombe, Platzkugel.
Bonbon, Zuckerwürfel, Zuckerbiſſen.
Botaniſiren, kräutern gehen, (nach der Analogie von betteln gehen.)
Boudoir, Maulgemach, (beſſer: Schmollzimmerchen.)
Cabale, Schleichverein, Geheimrotte, Meuchelei.
Calloſität, Hornhäutigkeit.
Camerad, Nebenmann, Geſpann.
camera obſcura, Finſterkammer.
Capuciner, Kappenmönch, Kuttenmönch.
Caricatur, Zerrbild.
Caſtrat, Hämmling.
Cenſur, Gedankenſchau, Bücherſchau.
Cervelatwurſt, Hirnwurſt.
Chaos, Urgemiſch, Miſchklump.
Charpie, Schabſel.
Chignon, Nackenwulſt.
Client, Schützling, Schutzgenoß.
Commenthur, Ordenspfründner.
Competenz, Zuſtändigkeit, (beſſer: Befugniß.)
Concavität, Hohlründung.
Concentricität, Mittelpunctsgemeinſchaft.
Conjugation, Abwandlung.
Conſtellation, Geſtirnſtand.
Contrapunct, Setzkunſt, Stimmenverwechſelungskunſt.
Contrebande, Bannwaare.
Conventionell, übereinkünſtlich, (beſſer: herkömmlich)

Convexität, Runderhabenheit.
Conrectoren, Freitiſchsgenoß.
Coquette, Buhlerin, Fängerin.
Corporation, Geſellſchaftskörper.
Correſpondent, Briefwechsler.
Coſtum, Trachtgebrauch.
Courtoiſie, Ritterartigkeit.
Couvert, Briefſcheide.
Creatur, Abhängling.
Decemvirat, Zehnherrſchaft.
Declamator, Schwungredner, Prunkredner.
verbum deponens, Zwitterzeitwort.
ennuyiren, langweilen.
Diadem, Königsbinde.
Diagonale, Zwerchlinie.
Diopter, Sehſpalte.
Domino, Nummereimantel, Larvenmantel.
Dreſſiren, einſchulen.
Duodez, Zwölftelform.
Eau de Lavande, Spiekwaſſer.
Effronterie, Stirnloſigkeit.
Egoiſterei, Selbſtſüchtelei.
Egoiſt, Selbſtling, Selbſtler.
Einquartirung, Einlager.
Elite, der Ausbund, der Kern, der Aushub.
Emballage, Packhülle, Packfutter.
Environs, Umliegenheiten (beſſer: Umgebung).
Epiſch, heldengedichtlich.
Epitomator, der Auszieher, Auszugsmacher.
Epoche, Zeitſcheide, Scheidezeit.
Etymolog, Wurzelgraber. (Klopſtock.)
Excentricität, die Eigenſchaft des Ab- oder Irrkreiſens.
Expatriiren, ſich entvaterlanden.
Fabulant, ein Fabler, (der Fabuliſt — Fabeldichter iſt aufzunehmen.)
Façade, Antlitzſeite.
Fidibus, Pfeifenzünder.

Filet, Netzgewebe, Netzkanten, Knötchenkannten, Knötchenſpitzen.
Filial, Tochterpfarre, Nebenpfarre, (wenn mater die Mutterpfarre iſt.)
Fille de joye, Luſtdirne.
Fontanelle, Kunſtgeſchwür.
Foſſilien, Berggut.
Franzöſiren, franzöſeln.
Fraterniſiren, brüdern.
Friſeur, Haarkräusler.
Gourmand, Gaumenlüſtling, (Gourmandiſe — Gaumenlüſtelei.)
Graviren, (von gravare) ſchuldigen.
Guillotine, Köpframme, Fallbeil, (guillotiniren — köpframmen.)
Harem, Weiberhof.
Harmonica, Glockenwalze.
Heiducken, hochbemützte Sänftenträger.
Heterodox, neulehrig, fremdlehrig, (Heterodoxie — Neulehrigkeit)
Hiatus, Gähnlaut.
Hiſtoire ſcandaleuſe, Schandgeſchichte.
Honorarium, Ehrenſold, Ehrenlohn.
Humanität, Menſchenthümlichkeit.
Hyperkritik, Ueberkunſtrichterei, Ueberkrittelei.
Hyperorthodox, übergläubig, (Hyperorthodoxie — der Ueberglaube, die Uebergläubigkeit.)
Hypotheſe, Wageſatz, Bedingungsſatz.
Hyſteron proteron, ein Hintenvorn.
Jalouſie, Eiferſucht beſſer, als: Eiferſüchtelei.
Illuminat, Lichtbruder, Lichtritter.
Incineration, Veräſchung, (Verwandlung eines feſten Körpers in Aſche.)
Incognito, Namens oder Standesverheimlichung; die Unerkanntheit.
Incroyable, Zierbengel, (Lichtenberg.)
Indiſcret, unrückſichtlich, Indiſcretion — Unrückſicht.)

Individuum, Einzelding — Einzelweſen.
Indocil, hartlernig, (Indocilität — Hartlernigkeit.)
In Duodez, Zwölftelform.
Infibulation, das Einringeln.
Influenza, Landſchnupfen.
In Octav, in Achtelform.
In Quarto, in Viertelform.
Inſect, Kerbthier, Kerbthierchen.
Intelligenzcomtoir, Nachweiſungsſtube.
Invalidiren, entgültigen.
Inverſion, Umſtellung.
Iſochroniſch, gleichlangzeitig.
Iſoliren, verinſeln.
Laterna magica, Zauberleuchte.
Latinismus, Verlateinung, Lateinelei, (latiniſiren — lateineln.)
Latwerge, Saftmuß.
Laus deo, ein Lobegott.
Lavement, Spritzmittel, Darmbad.
Lavine, ein Schneegeſtürz.
Legitimation, Echtigung, (Gültigmachung, iſt beſſer.)
Lettre de cachet, geheimer Verhaftbrief beſſer, als Fangbrief.
Libation, Opferguß.
Libertin, Lockerling, Lüſtling.
Liqueur, Geiſtwaſſer.
Lorgnette, Kucker, Opernkucker.
Martyrologium, Marterbuch, (Geſchichte der Märterer.)
Marasmus ſenilis, Dörrſucht.
Marionette, Drathpuppe, Gliederpuppe, Schaupuppe.
Marmoriren, marmeln, marmern.
Marqueur, Spielwarter, Spielwärtel.
Masquerade, Larventanz.
Marodeurs, Folgetrümpfe, Ausſtänder.
Materialismus, Stofflehre.

Matratze, Haarbett.
Mechaniſch, triebwerkmäßig.
Medailleur, Schaumünzer.
Medaillon, Rundbild, Rundgemählde.
Menet, Führtanz.
Metonymie, Umnamung, (beſſer: Namenverwechslung.)
Miniaturgemählde, Kleinzemählde.
Miſſionarius, Bekehrungs- oder Glaubensbote.
Monachiſiren, mönchen, möncheln.
Moquette, die Aufhalterei.
Mulatte, ein Miſchling.
Mumie, Dörrleiche, Balſamleiche.
Nepotismus, Nefferei.
Numismatiſch, münzwiſſenſchaftlich.
Obelisk, Denkſpitzſaule, Denkkegel.
Objectiv, gegenſtandlich.
Obſcurant, Finſterling, beſſer: Verfinſterer.)
Octav, Achtelform, Achtelgröſſe.
Paradoxie, Denk- oder Meinungsſonderbarkeit.
Parfumiren, bedüften, durchdüften.
Parvenu, Emporkömmling Glücksſohn.
Paſtellmahlerei, Trockenmahlerei, (Paſtellmahler — Trockenmahler.)
Pedant, Steifling, Schulfuchs.
Pennal, Federköcher.
Penſionnaire, Gnadenſöldner.
Perfectibilität, Vollkommlichkeit, Vervollkommlichkeit.
Perſiffliren, aufziehen, hohnnecken.
Perſpective, Fernſchaulichkeit.
Petit-maitre, Kleinherr, Schönherrchen, Süßherrchen.
Philoſophiren vernunften.
Picknick, Zuſchußmahl.
Pomade, Haarſalbe.
Prätendent, Anſprüchler.
Priorität, Erſtigkeit.

Profeſſor, Hochlehrer; Univerſität — Hochſchule; Student — Hochſchüler.
Proſelyt, Glaubensüberläufer.
Publicität, Oeffentlichkeit, Offenkundigkeit.
Puerilität, Knabenartigkeit.
Pyramide, Spitzſäule, Strahlſäule.
Quadratur, Vierung.
Quadrille, Vierpaartanz.
Quinteſſenz, Fünftelſaft.
Rabuliſterei, Rechtsdreherei, Zungendreſcherei, Rabbelei.
Raquete, Strahlfeuer.
Rappier, Fechtſchuldegen, Fechteiſen, Stoßeiſen.
Raſtral, Fünflinienzieher.
Relativ, bezughabend, bezüglich.
Rendez-vous, Stell-dich-ein, Stellplatz, Sammelplatz.
Repreſſalien, Gegenthätlichkeit.
Revue, Heerſchau, (Muſterung.)
Rhetor, Redekünſtler.
Rigoriſt, Strengling.
Salivation, Speichelung.
Sansculotte, Barſchenkier.
Satyre, Stachelſchrift.
Schematiſiren, vorbildern.
Seculariſiren, verweltlichen.
Sentimentaliſiren, empfindſameln.
Simonie, Händeverſilberung, die Simonsſünde.
Superorthodoxie, Ueberrechtgläubigkeit.
Synkretiſt, Vereinigungsmeiſter.
Syndicus, Stadtbevollmächtigter.
Terzerol, Sackpuffer.
Theatraliſch, bühnenmäßig.
Topik, Begriffsverfachung.
Toppee, Haarkranz, Haarkrauſe.
Tripelalliance, Dreibund, Dreibündniß, Dreiverein.
Uſurpation, Gewaltraub, (beſſer: Ermächtigung, aber nicht erſchöpfend.)

Vehikel, Zuführungsmittel, Fahrmittel.
Vignette, Verzierungsbildchen.
Viſitator, Durchſucher.

§. 125.

Fortſetzung.

γ) Nicht ganz ſcheinen den Begriff zu erſchöpfen:

Abonniren, unterzeichnen — vorausbezahlen.
Akademie, Gelehrtenverein; hohe Schule.
Acceſſit, der zweite oder mindere Preis.
Accommodation, Anpaſſung, Anwendung, Bequemung, Anbequemung.
Aeon, das Weltweſen.
Antiquiren, veralten.
Arrondiren, runden.
Artillerie, Geſchützkunſt, Feuerwerkskunſt, Kriegsfeuerkunſt.
Aſcetik, Uebungslehre.
Aſſimilation, Aehnlichmachung, Verähnlichung.
Attitude, Körperſtellung.
Auction, Steigerung, Verſteigerung (Auctionator, der Verſteigerer.)
Colon, Doppelpunkt.
Ecſtaſe, Entrückung.
Eleutheronomie, Freiheitslehre.
Encyklopädie, Lehrkreis.
Epopten, Anſchauer.
Forum, Gerichtshof, Gerichtsſtand, Behörde.
Geogonie, Erderzeugungslehre, Erdentſtehungslehre.
Gymnaſium, Oberſchule.
Hocus pocus, Taſchenſpielerſtreich — Gaukelſpiel.
Homiletik, Kanzelredekunſt.
Horizont, Geſichtskreis, Begrenzung.
Hoſpitalität, Gaſtfreundlichkeit, Gaſtrecht, Wirthbarkeit.
Hydraulik, Waſſerkraftlehre.

Hydroſtatik, Waſſerwägekunſt, Waſſerſtandlehre.
Hygrometer, Feuchtigkeitsmeſſer.
Idiotikon, Landſchaftswörterbuch, Kreiswörterbuch.
Idiotismus, Spracheigenheit, (nicht: Spracheigenthum.)
Impromptu, Stegreifseinfall, — Stegreisfgedicht.
Improviſatore, Stegreifsdichter.
Inauguralſchrift, Weiheſchrift, Einweihungsſchrift.
Indignation, Unwille, (iſt zu wenig); Empörung, (nicht beſtimmt.)
Induſtrie, Kunſtbetriebſamkeit.
Ingenieur, Kriegsbaumeiſter.
Inſurrection, Aufſtand, (nicht: Aufruhr.)
Interimiſtiſch, einſtweilig.
Intriguiren, Ränke ſchmieden, Liſtgewebe anzetteln.
Lineal, Richtſcheit, Richtſtab, Geradſtab, Schlichtholz.
Livree, Dienertracht, Bedienten-Dienerkleid.
Logik, Denkkunſt. (Logiker, Denklehrer), logiſch, denklehrig.)
Logarithmus, der Anweiſer.
Magazin, Vorrathszimmer, Vorrathsſchrank.
Manchette, Handkrauſe.
Manifeſt, Machtgebot.
Manipuliren, grabbeln, begrabbeln.
Mariniren, einſäuern.
Mediſance, Afterrede, Verunglimpfung, Verläumdung.
Meteorologie, Lufterſcheinungslehre, Luftkunde.
Moderniſiren, verheutigen, (Moderniſirung — Verheutigung.)
Mundum, die Reinſchrift.
Munition, Schießbedarf.
Necromantie, Schwarzkunſt.
Neutral, partheilos.

Niche, Blende.
Normalſchule, Muſterſchule.
Nuance, Schattirung.
Orcan, Windsbraut.
Oſtracismus, Scherbengericht.
Ouverture, Einleitungsſpiel, Eröffnungsſtück.
Parallelismus, Gleichlauf.
Partitur, Stimmenbuch, allſtimmiges Tonſtück.
Paſtoral, ſchäferlich.
Pathognomik, Krankheitszeichenlehre.
Phyſiognomonie, Geſichtsdeutung, Geſichtsforſchung, Geſichtskunde.
Piedeſtal, Fußgeſtell, (nicht: Säulenſtuhl.)
Plaſtik, Bildekunſt.
Podagra, Fußgicht, Zipperlein.
Pol, der Dreh- oder Angelpunct.
Privilegiren, bevorrechtigen, bevorrechten.
Proportio arithmetica, die gleichreſtige Verhältnißgleiche.
Protocoll, Entwurfs-Verhörſchrift.
Reflexionswinkel, Abſprungswinkel,
Standarte, Reiterfahne.
Synchronismus, Gleichzeitigkeit. (Mitzeitigkeit.)
Tactik, Kriegskunde, (Waffenkunſt; Schaarkunſt.)
Technologie, Kunſtgeſchichte, Kunſtbeſchreibung, Kunſtlehre.
Telegraphie, Fernſchreibekunſt, (Telegraph — Fernſchreiber.)
Topographie, Ortsbeſchreibung.
Trigonometrie, Dreieckslehre.
Uranographie, Himmelsbeſchreibung.

§. 126.

Fortſetzung.

Ausländiſche Wortfügungen.

Iſt ſchon die Aufnahme ausländiſcher Wörter in die teutſche Sprache, unter ſo vielen Bedingungen, fehlerhaft

ſo iſt die Nachbildung der anderwärts entlehnten Wortfügungen und der einer fremden Sprache eigenthümlichen Konſtruction noch weniger zu verzeihen. Jede Sprache hat, in Hinſicht auf die innere Stellung und Anordnung der Begriffe und Säze, ihre Eigenthümlichkeiten, wodurch ſie von den andern Sprachen weſentlich verſchieden iſt. Dieſe Stellung und Anordnung iſt, in ſo vielen Fällen, das Product des individuellen Geiſtes einer Nation und weiſet nicht ſelten auf die früheſten Zeiten der Entwicklung und Ausbildung einer Sprache zurück, ſo daß die ängſtliche oder geſuchte Nachahmung der Konſtruction einer andern Sprache zuletzt den eigenthümlichen Geiſt der Sprache ſelbſt verwiſcht und niederdrückt. Ob nun gleich im Einzelnen die teutſche Sprache ſich, in Hinſicht auf die Melodie ihres Periodenbaues und auf die innere Anordnung, Stellung und Vertheilung der darzuſtellenden Begriffe und Säze, mehr oder weniger, den früher gebildeten Sprachen des Alterthums nähert; ſo wird doch im Ganzen ihr eigenthümlicher Geiſt hauptſächlich durch die ihr eigne Periodirung kenntlich. Zwar hat ſie zu Zeiten, wo ſie beſonders in ihrer Entwickelung begriffen war, manches nach dem lateiniſchen Sprachgebrauche modificirt, weil die lateiniſche Sprache ſo lange Zeit die von den Gelehrten am meiſten angebaute Sprache war; aber dennoch gibt es in der Periodirung Latinismen, die durchaus im Teutſchen das Bürgerrecht nicht erhalten können, und die hauptſächlich durch Überſetzer der lateiniſchen Klaſſiker, welche entweder zu eilfertig überſetzten, oder mit dem Genius beider Sprachen nicht vertraut waren, ſich in die teutſche Sprache eingeſchlichen haben.

Wichtiger war ſeit den Zeiten, wo die franzöſiſche Sprache, ihre höhere Bildung erhielt und die Sprache der gebildeten Stände aller europäiſchen Staaten, und alſo auch in Teutſchland, wurde, die Nachbildung des franzöſiſchen Periodenbaues. Unaufhaltbar drängten ſich der teutſchen Sprache ſeit dieſer Zeit ſo viele franzöſiſche Wortfügungen auf, daß ſie wohl, ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ſich größtentheils der aufgenom-

menen unnöthigen franzöſiſchen **Wörter** entäußern, keinesweges aber ſich gänzlich von dem nachgeahmten franzöſiſchen **Periodenbaue** befreien konnte, wie dies eine nur oberflächliche Vergleichung des Periodenbaues der teutſchen Schriftſteller in der Mitte des ſiebenzehnten, und in dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts lehret.

So gewiß nun manche Nachbildungen des franzöſiſchen Periodenbaues, die einmal ſeit länger als einem halben Jahrhunderte mit dem urſprünglichen teutſchen Periodenbaue ſich amalgamirt haben, nicht wieder zu verdrängen ſind, weil ſelbſt die beſten Schriftſteller der Nation allmählig ſich gewöhnten, denſelben zu folgen; ſo gewiß gibt es doch auch **Gallicismen** im Periodenbau, welche zu weit von dem Genius der teutſchen Sprache abliegen, als daß ſie je einheimiſch werden, und allgemeines Glück machen könnten, ſo ſehr auch unſre Sprache für fremde Eindrücke bildſam ſeyn mag.

Es gehört daher weſentlich zur **Reinigkeit** der teutſchen Sprache, daß, außer dem fehlerhaften Gebrauche ausländiſcher Wörter, auch der fehlerhafte Gebrauch **fremder Formen, Wortfügungen und Wendungen** in der Konſtruction und in dem Periodenbau der teutſchen Styliſten wegfalle, weshalb der Ausdruck: **Latinismen, Gallicismen** ꝛc. nicht allein den fehlerhaften Gebrauch der aus dieſen fremden Sprachen unnöthiger Weiſe entlehnten **Wörter**, ſondern auch die fehlerhafte Nachbildung der einer fremden Sprache eigenthümlichen **Konſtruction und Periodirung** bezeichnet.

Vergl. Adelung, über den teutſchen Styl, Th. 1, S. 110. ff.

§. 127.

Literatur, den Purismus betreffend.

Außer den angeführten Schriften von **Campe** und **Kinderling** gehören noch hieher:

Fr. Gedicke, über Purismus und Sprachbereicherung; eine Abhandlung, die im Novemberſtücke des teutſchen Muſeums vom Jahre 1779 erſchien. — Vieles, was dieſe Abhandlung enthält, dürfte auch noch itzt gegen Campe gelten, der in der ſeinem Wörterbuche vorausgeſchickten Einleitung mehrmals

darauf Rückſicht nimmt. — Gedicke ſtarb, als er ſie für die gegenwärtige Zeitbedürfniſſe umarbeiten wollte.

A. G. Mäzken, grammatiſche teutſche Kunſtwörter, in einem kurzen Syſteme. Deſſau 1783. 1r Theil.

C. F. R. Vetterlein, über Gebrauch fremder Wörter in der teutſchen Sprache. Köthen 1794.

C. W. Heinzelmann, Proben einer Sprachenverähnlichung an den fremden Wörtern im Teutſchen, zum leichtern Verſtehenlernen derſelben, und zur Reinigung und Bereicherung der Mutterſprache; nebſt einer kurzen Einleitung über den Urſprung der Sprache, und daraus folgenden richtigen Ableitung der Wörter. Stendal 1798.

J. G. Schmiedtgen, Ideen über teutſche Sprachreinigkeit. Leipzig 1799.

M. Mertian, über das Bedürfniß eines neuen Kunſtwörterſyſtems für die Sprachkunde: in den Beiträgen zur weitern Ausbildung der teutſchen Sprache St. 3. S. 41. ff.

Adelung, von der Orthographie fremder Namen und Wörter; in ſ. Magaz. 1 B. 3 St. S. 1. ff. — und derſelbe von der Declination fremder Wörter und Namen; in ſeinem Magaz. 1 B. 4 St. S. 21. ff.

Anton, über einige in Campens Preisſchrift befindliche Verteutſchungen; in den Beiträgen zur weit. Ausb. ꝛc. St. 1, S. 185. ff.

Rey, Nachleſe zur Schätzung einiger teutſchen und fremden Wörter, zu Campens Wörterſammlung; in den Beiträgen zur weitern Ausb. ꝛc. St. 3, S. 150. ff., und St. 5, S. 39. ff.

Peterſen, Zuſätze und Bemerkungen zu den von Campe, Anton und Kinderling vorgeſchlagenen Verteutſchungen fremder Wörter; in den Beitr. zur weit. Ausb. ꝛc. St. 4, S. 45. ff. und St. 5, S. 34. ff.

Verteutſchung fremder Wörter, in J. Löwe, Beitr. zur Kritik der teutſch. Sprache. (Bresl. 1803.) S. 139. ff.

Verzeichniſſe zur Verteutſchung fremder Wörter, die entweder ganze Wiſſenſchaften umſchließen, oder nur einen particulären Zweck beabſichtigen, ſind folgende:

D. C. Beyſchlag, Sammlung ausländiſcher Wörter, die im alltäglichen Leben öfters vorkommen. Nördlingen 1796.

Fr. A. Schröter, Terminologtechniſches Wörterbuch zur Erklärung der in Reden und Schriften häufig vorkommenden fremden Wörter und Redensarten, 2 Theile. Der erſte von A—L, der zweite M—Z. Erf. 1798. 2te Aufl. 1799. 1800. — 3te Aufl. 1803.

C. A. A. Slevogt, alphabetiſches Wörterbuch, beſonders für Unſtudirte, zur Erklärung der gewöhnlichſten in der teutſchen Sprache vorkommenden fremden Wörter und Redensarten, 4 Bändchen. Jena und Cahla 1801.

Verzeichniß fremder Wörter der Teutſchen, in Kinderlings Schrift, über die Reinigkeit der teutſchen Sprache. S. 106—442. ſehr trefflich bearbeitet und die fremden Wörter beſonders nach den Sprachen klaſſificirt, aus welchen ſie ſtammen.

W. J. Wiedemann, Sammlung und Erklärung derjenigen fremden Wörter, welche noch hin und wieder in der teutſchen Sprache, vorzüglich in Zeitungen und Reiſebeſchreibungen vorkommen. Quedlinb. 1802.

Die bekannteſten lateiniſchen und franzöſiſchen Wörter, im Reden und Schreiben, Zeitungen ꝛc. Wittenb. 1754.

A. E. Jenchen, Wörterbuch, oder Erklärung ſolcher Wörter, die von dem gemeinen Manne oft gar nicht, oder ganz unrichtig verſtanden werden. Leipz. 1798.

Alphabetiſches Verzeichniß lateiniſcher Wörter, nach ihrer Rechtſchreibung, in J. C. F. Rambachs Anleitung zur lateiniſchen und teutſchen Orthographie. S. 89. ff.

Verzeichniß der häufiger vorkommenden ſchweren, theils fremden, theils teutſchen Wörter, in J. F. Heynatz Handbuch zu richtiger Verfertigung und Beurtheilung aller Arten von ſchriftlichen Aufſätzen. Berl. 1800. 6ſte Aufl. S. 644. ff.

J. F. Heynatz, Verſuch eines teutſchen Antibarbarus, oder Verzeichniß ſolcher Wörter, deren man ſich in der reinen teutſchen Schreibart entweder überhaupt, oder doch in gewiſſen Bedeutungen enthalten muß, 2 Theile, Berl. 1796. 1797.

J. C. Vollbeding, Antibarbarus, oder kritiſche Muſterung der Sprachfehler im Teutſchen. Kothen 1802.

Th. Heinſius, Sammlung von Barbarismen und Solöcismen, aus teutſchen Muſterſchriften entlehnt. Berl. 1802.

Encyklopädiſches Wörterbuch, oder alphabetiſche Erklärung aller Wörter aus fremden Sprachen, die im Teutſchen angenommen ſind, wie auch aller in den Wiſſenſchaften, bei den Künſten und Handwerken üblichen Kunſtausdrücke. Zeitz. Erſter Theil, 1793, A — Ch. — Zweiter Th. 1800, Ci — Fi. — Dritter Th. 1800, Fi — Hz. — Vierter Th. 1801, He — Kr. — Fünfter Th., 1802, Ku — Mo. — Sechſter Th., 1803, N — Pr. — Siebenter Th., 1803, Pf — Se. — Dieſes mühſam und geſchmackvoll zuſammengetragene Werk iſt für den Hausbedarf ſehr brauchbar.

(Hieher gehören noch: J. Ch. Jablonsky, allgemeines Le-

xikon der Künſte und Wiſſenſchaften; neue Ausg. von Schwabe. 2 Bände, Königsb. 1767. — Walchs und Loſſius philoſophiſche Wörterbücher (von dem letzten erſchien 1803 der erſte Theil). — Gehlers und Fiſchers phyſikaliſche Wörterbücher, (das letztere iſt mit dem fünften Theile, 1803, beendiget.) — F. J. Zimmermann, philoſoph. medicin. Wörerbuch, ꝛc. Wien 1803. — Klügels mathem. Wörterbuch, (1r Theil, A — D. Leipz. 1803.) und Roſenthals Encyklopädie. — Jakobſons technologiſches Wörterbuch, oder alphabetiſche Erklärung aller nützlichen mechaniſchen Künſte, Manufacturen, Fabriken und Handwerker; Berl. 8 Bände, in 4. — Ludovici, Akademie der Kaufleute, oder encyklopädiſches Kaufmannslexikon; neu bearbeitet von J. C. Schedel, 6 Theile. — J. G. Fr. Jacobi, neues vollſtändiges u. allgemeines Waaren- u. Handlungslexicon; 3 Theile. Heilbronn 1793. ff. — J. F. Roth, gemeinnütziges Lexikon für Leſer aller Klaſſen, beſonders für Unſtudirte; oder kurze und deutliche Erklärung der in mündlichen Unterhaltungen und in ſchriftlichen Aufſätzen gebräuchlichſten Redensarten, Ausdrücke und Kunſtwörter. Nürnb. 1791. 2te Aufl. — Dann; die Frankfurter Encyklopädie, bis zum 22ten Bande fortgeſetzt; — Krünitzens Encyklopäd. (92 Theile: bis Kl.) u. Ausz. daraus; — Nemnichs lexikaliſche Werke; — die mythologiſchen Wörterbücher; — Funkes und Lippolds neues Natur- und Kunſtlexikon, Weimar, 3 Theile, ſeit 1801, (noch unvollendet); — Gottſcheds, Sulzers und Grohmanns Wörterbücher über die ſchönen Wiſſenſchaften, (das letztere unvollendet, ſeit 1794); Heydenreichs äſthetiſches Wörterb. 4 Theile (1793 ff); — G. S. A. Mellins encyklopädiſches Wörterbuch der kritiſchen Philoſophie, 6 Bände, jeder in 2 Abtheilungen, (1803 vollendet); deſſelben Kunſtſprache der kritiſchen Philoſophie, oder Sammlung aller Wörter derſelben, mit Kants eignen Erklärungen, Beiſpielen und Erläuterungen, Jena 1798, und der Anhang dazu 1800; — C. C. E. Schmids Wörterbuch zum leichtern Gebrauche der Kantiſchen Schriften, 2te Aufl. Jena 1788. — A. Burja, von teutſchen Kunſtwörtern, die zur Größenlehre (Mathemati) gehören, in den Beitr. zur teutſchen Sprache 1r und 2r Theil. — und deſſen Sprachkunde der Größenlehre, oder Ueberſicht der ganzen Größenlehre mit lauter teutſchen Kunſtw. 2 Theile. Berl. — Als launige Kritik der Campeſchen Verteutſchungen kann verglichen werden: die Wörterſchau, ein Poſſenſpiel von Vetter Jakob. Leipz. 1802. — Der Vollſtändigkeit wegen gehört hieher: G. Ch. Herr, teutſche Idiotismen, Provinzialismen, Volksausdrücke, ſprichwörtliche und andere im täglichen Leben vorkommende Re-

denſarten, in entſprechendes Latein übergetragen und nach dem Alphabethe geordnet. Nürnb. 1797.)

§. 123.

4) Neologismen.

Eine lebende Sprache ſtehet unter dem Einfluſſe der Veränderungen, denen das Volk, welches dieſe Sprache redet, in politiſcher, intellectueller und moraliſcher Hinſicht unterworfen iſt. Für jede Modifikation der bürgerlichen Verfaſſung eines Volkes, für jede Erfindung im Gebiete der Wiſſenſchaften und Künſte, für jeden Zuſtand, der die Sittlichkeit der Individuen auf irgend eine Weiſe charakteriſirt; mit einem Worte, für jeden neuen Begriff, der in die bisherige Ideenmaſſe eines Volkes übergehet, muß die Sprache ein entſprechendes und den Begriff erſchöpfendes Wort in ihrer Mitte haben, wenn ſie nicht der Verwurf der Armuth und der Unvollkommenheit drücken ſoll. Nach dieſem Geſichtspuncte muß daher jede lebende Sprache, in längern oder kürzern Zeiträumen, eine Anzahl neuer Wörter in ihre Mitte aufnehmen, durch welche die Schriftſteller die Veränderungen bezeichnen, welche überhaupt in dem Kulturzuſtande des Volkes eingetreten ſind. Hieraus laſſen ſich denn die neuen Wörter erklären, die mit jedem entſtehenden Syſteme in irgend einer Wiſſenſchaft,*) oder mit jeder bedeutenden politiſchen Veränderung in der Sprache eines Volkes bemerkbar werden.

Eben ſo laſſen ſich die Dichter das Recht nicht verkümmern, mit neuen Wörtern und Formen die Sprache zu bereichern, die der neuen Anſicht entſprechen, welche das productive Genie entweder den ſchon beſtehenden Verhältniſſen, oder den im Ideale gedachten neuen Geſtalten abgewinnt,

Von einer andern Seite haben die Puriſten ſo manchen glücklichen Verſuch gewagt, durch Bildung neuer einheimiſcher Wörter, die bisher üblichen ausländiſchen Wörter

*) Man erinnere ſich nur an die ſeit der Begründung des kritiſchen und idealiſtiſchen Syſtems in der Philoſophie, und an die ſeit der Verbreitung des Browniſchen Syſtems in der Medicin in Umlauf gekommenen neuen Wörter. — Man erinnere ſich an die durch die Revolution, und ſeit derſelben in der franz. Sprache neugebildeten Wörter.

für die Bezeichnung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände zu verdrängen.

Betrachtet man dieſe Bemühungen an ſich; ſo ſind ſie völlig rechtmäßig, und ſo wenig, wie ein Volk, das in ſeiner Kultur fortſchreitet, dem Eindrucke des Geiſtes der Zeit auf dieſe Fortſchritte widerſtehen kann, eben ſo wenig kann auch die Sprache deſſelben ſich vor jedem neuen Zuwachſe ihres Gebietes bewahren. —

Doch giebt es allerdings auch in allen dieſen Hinſichten gewiſſe **Grundſätze**, nach welchen der Sprachforſcher die Maſſe der in das Gebiet einer lebenden Sprache aufgenommenen neuen Wörter beurtheilen muß. Zu den **Neologismen**, oder den von einer kultivirten Sprache auszuſchließenden neuen Wörtern gehören daher ſolche:

1) die **ganz unnöthig** ſind, wenn nämlich zur Darſtellung des durch ſie zu bezeichnenden Begriffes nicht nur bereits in der Sprache ſchon ein Wort vorhanden, ſondern ſogar **ein beſſeres Wort vorhanden** iſt, als durch das neugebildete dargeboten wird. — Nicht diejenigen neugebildeten Wörter kann man als ganz entbehrliche und überflüſſige anſehen, wo die Sprache bereits ſchon ein Wort für die Bezeichnung deſſelben Gegenſtandes beſitzt; denn nicht immer iſt ein und daſſelbe Wort in den **drei verſchiedenen Schreibarten** des Styls anwendbar, wo denn durch das neugebildete Wort einem wahren Bedürfniſſe für die Bezeichnung des Gegenſtandes in einer andern Schreibart abgeholfen wird. Eben ſo taugt nicht jedes Wort, das in der Proſa anwendbar iſt, für die Umgebungen und Einkleidung der Poeſie. Der Dichter kann oft ſchon in proſodiſcher Hinſicht nicht die Wörter brauchen, deren ſich der Proſaiker mit Erfolg bedient; noch öfter aber reicht ihre Kraft nicht hin, dasjenige auszudrücken, was das neugebildete Wort in der ganzen poetiſchen Umgebung, in welcher es erſcheint, ausſaget. Uebrigens bedürfen neue Begriffe auch neue Wörter; vorhandne Begriffe werden durch neue Wörter oft von einen neuen und fruchtbaren Seite, mit reichhaltigen Nebenbegriffen oder **veredelter** dargeſtellt,

als es durch das bisher übliche Wort möglich war; in allen dieſen Fällen ſind neugebildete Wörter nicht unnöthig. — Zu den Neologismen gehören ferner ſolche:

2) **die ſprachwidrig gebildet ſind.** Der Sprachgebrauch und die Analogie ſind (§. 115.) die höchſten Geſetze für neugebildete Wörter, welche dem Geiſte einer lebenden Sprache angemeſſen ſeyn ſollen. Ein neugebildetes Wort darf daher auf keinen Fall gegen dieſen Geiſt einer Sprache verſtoßen, wenn es ſich des Bürgerrechtes verſichern will. — Zu den Neologismen gehören endlich ſolche:

3) **die gegen die beiden höchſten Principien der ſtyliſtiſche Vollkommenheit, gegen Korrectheit und Schönheit, verſtoßen.** Gegen die Korrectheit, die in den Begriffen herrſchen ſoll, verſtoßen alle Wörter, die den Gegenſtand **undeutlich** bezeichnen; die denſelben **unter einem widrigen oder zweideutigen Nebenbegriffe** darſtellen; und die ihn nicht **vollſtändig und erſchöpfend** ausdrücken. — Gegen die Schönheit der Form verſtoßen alle diejenigen neugebildeten Wörter, welche durch ihre Härte und Rauheit den **Wohlklang** verletzen; welche durch die Art und Weiſe, wie ſie in dem ſtyliſtiſchen Ganzen erſcheinen, die auf Schönheit berechnete Symmetrie des Periodenbaues ſtören; und welche überhaupt ſich nicht mit den **Eigenſchaften** (§. 99.) vereinigen laſſen, von welchen in dem Style die Schönheit der Form abhängt.

Adelung (über den teutſchen Styl, Th. 1, S. 112. ff.) hat ſich vielleicht mit zu vieler Strenge gegen neugebildete Wörter erklärt. Er geſteht zwar die vorzügliche Bildſamkeit der teutſchen Sprache in dieſer Hinſicht zu, welche darin, nebſt der engliſchen, der griechiſchen am nächſten komme, und die römiſche, franzöſiſche und andere neue Sprachen übertreffe; allein er ſchränkt das Recht, neue Wörter zu bilden, dadurch zu ſehr ein, daß er kein neues Wort zu bilden verſtattet, wenn man bereits ein altes hat, welches den verlangten Begriff ſowohl beſtimmt, als auch edel und mit eben denſelben, oder doch gleichgeltenden Nebenbegriffen ausdrückt. — Dies muß nun wohl dahin modificirt werden, daß ſowohl der Dichter, als auch der Proſaiker für

die drei verſchiednen Schreibarten des Styls, berechtiget ſind, neue Wörter ſelbſt dann zu bilden, wenn ſchon für denſelben Gegenſtand bereits ein Wort vorhanden iſt, ſobald nur gegen die drei aufgeſtellten Regeln nicht geſündiget wird. Bei der ſchon in der Sprache vorhandenen Menge von Synonymen iſt es zwar allerdings mißlich, die Zahl derſelben zu vermehren; allein die höhere Vollkommenheit der Sprache hängt nicht zunächſt von der Rückſicht auf die Synonymen, ſondern davon ab: daß theils die Dichterſprache ein in ſich vollendetes Ganze ſei, theils aber auch der Proſaiker durch den Reichthum der Sprache in den Stand geſetzt werde, in jeder der drei Schreibarten ſich gleich zu bleiben, und nicht durch die Noth gedrungen zu ſeyn, z. B. Wörter in die Umgebung der mittlern Schreibart aufnehmen, die eigentlich zunächſt und ausſchließend der niedern angehören. — So tadelt z. B. Adelung mehrere neugebildete Wörter mit Recht: Ebengewicht ſt. Gleichgewicht; der Wohlwünſcher; die Nachwender; unvorglich; gegenrechtlich u. ſ. w.; er iſt aber zu ſtreng, wenn er auch folgende verwirft: ſich etwas vergegenwärtigen, da vergegenwärtigen mehr in ſich faßt, als: vorſtellen; entgegnen, welches wenigſtens abwechſelnd mit: erwiedern ſehr ſchicklich gebraucht werden kann; Leerheit, welches in vieler Hinſicht den Vorzug vor: Leere verdient; liebevoll, das mehr in ſich faßt, als: liebreich; die Schöne, die Reine, welche wenigſtens dem Dichter verſtattet werden können ꝛc. — Eben ſo iſt er zu ſtreng in Hinſicht der Wiederbelebung veralteter Wörter (Archaismen), weil einige (§. 119. 120) ohne Urſache durch Zufall veraltet ſind. Was aber die Provinzialismen und die wörtliche Ueberſetzung ausländiſcher Wörter betrifft; da dürfte er allerdings völlig Recht haben, wenn er von der Aufnahme der erſtern in das Hochteutſche ſich keinen Nutzen verſpricht, und aus vielen mißlungenen Verſuchen wörtlicher Ueberſetzungen ausländiſcher Wörter belegt, daß der zu weit getriebene Purismus nicht ſelten das Ziel verfehlt. — Uebrigens ſind viele neugebildete Wörter, gegen die ſich Adelung erklärt, dennoch itzt allgemein gewöhnlich; beabſichtigen; Vervollkommnung u. dergl. —

Von gemäßigtern Grundſätzen, als Adelung, gehet Kinderling (über die Reinigkeit der teutſchen Sprache S. 53. ff.) aus, wenn er von neugebildeten Wörtern handelt, inſofern ſie der Sprachreinigkeit zuwider ſind, die mit dem größtentheils übereinſtimmen, was ich darüber aufgeſtellt habe, nur daß er die von Adelung verworfenen Wörter einzeln durchgehet, und ſie entweder gegen ihn aus Grün-

den in Schutz nimmt, oder mit ihm verwirft. Sehr richtig erinnert Kinderling, daß das von Adelung getadelte Wort: die Gutheit, ſt. der: Güte, von den Vornehmern gegen Geringere gebraucht werde; auch daß es kein neuergebildetes Wort ſey, da es ſich bereits bei Schottel finde. Er findet ferner den Sprachüberfluß nicht tadelhaft, beſonders für den Dichter, daß ſich unendlich und endlos; finſter, dunkel und düſter u. ſ. w. in ziemlich ähnlicher Bedeutung neben einander behaupten. Daß er das nun völlig eingebürgerte: entſprechen, entfernt wiſſen will, iſt wohl zu weit gegangen, ob es gleich fehlerhaft gebildet iſt. Aber die neugebildeten Wörter: bewahrheiten, anwirken, anglimmen, durchdämmern, hochſinnig und andre können wir wohl entbehren.

Sehr richtig erklärt ſich Moritz (Vorleſ. über den Styl, Th. 1. S. 210. ff) über neugebildete Wörter. Er ſagt: „Zu neuen Sprachbildungen iſt unſre Sprache recht eigentlich geſchaffen. Sie iſt unzähliger Zuſammenſetzungen aus ſich ſelber fähig, die lange noch nicht erſchöpft ſind; und für Begriffe, die ſich künftig entwickeln, wird auch immer eine neue Quelle von Wortbildungen offen bleiben. Allein die Bildung irgend eines neuen Wortes ſetzt voraus, daß einer Begriff und Sprache vollkommen in ſeiner Gewalt habe, um das eine nach dem andern abmeſſen und beurtheilen zu können. — Die Bildung neuer Wörter iſt daher ein Prüfſtein des philoſophiſchen Scharfſinnes, und verdient, wo ſie unternommen wird, gleich anfänglich die größte Aufmerkſamkeit, weil ſonſt der große Haufe ſich eben ſo leicht bequemt, ein Wort von ächtem als von unächtem Gepräge aufzunehmen, welches letztere dann nicht ſo leicht wieder auszutilgen ſteht, wenn es, wie eine geſtempelte falſche Münze, einmal im Umlaufe iſt.„ — In der Abhandlung: über die Bildſamkeit der tutſchen Sprache räth Moritz (Beitr. zur teutſchen Sprachkunde, vorgeleſen in der königlichen Akademie der Wiſſenſch. 1ſte Sammlung. S. 87. ff), gegen Adelungs Erklärung, zu den veralteten Ausdrücken wieder zurückzukehren, weil dieſe oft ſchöner und kraftvoller, als die neuern wären. Wenn er aber auch verlangt, die hochteutſche Sprache durch die einzelnen Mundarten (Provinzialismen) der teutſchen Sprache zu bereichern, worin ein Schatz von bedeutenden und ausdrucksvollen Zeichen der Gedanken verborgen liege; ſo bin ich andrer Meinung, weil ich in der großen Mehrheit der Provinzialismen dieſen Schatz von bedeutenden und ausdrucksvollen Zeichen der Gedanken nicht habe fin-

den können. Man darf nur die Idiotika vergleichen, um dies beſtätigt zu finden. Selten werden ſie ein Wort darbieten, welches die eigentliche Bücherſprache bereichern könnte.

Sehr wichtig iſt aber die Erinnerung, daß, bei der großen Bildſamkeit der teutſchen Sprache, beſonders durch Ableitungen und Zuſammenſetzungen neue Wörter zu prägen, die größte Vorſicht anzuwenden iſt, dieſe Ableitungen und Zuſammenſetzungen nicht zu weit zu treiben. Ramler hat ſchon (Beitr. zur teutſchen Sprachkunde, Th. 1, S. 160. ff.) in der Abh. von der Bildung der teutſchen Beywörter, gezeigt, wie ſehr, durch die acht Endſylben: ig, iſch, en, icht, lich, ſam, bar, haft, die Zahl der teutſchen Adjectiven vermehrt worden ſey und vermehrt werden könne; aber mehrere neuere Dichter ſind darin zu weit gegangen, und haben beſonders darin gefehlt, daß ſie Wörter gebildet haben, die aus gar zu vielen Sylben beſtehen, und deshalb höchſt ſchwerfällig werden. Das Geſetz des Wohlklangs darf dabei durchaus nicht vernachläſſiget werden.

Vergleichen kann man hierüber:

J. C. Adelung, von neuen Wörtern durch die Ableitung; in d. Magaz. für teutſch. Spr. 1 B. 4 St. S. 36. ff.

J. F. Heynatz, über die Sucht, die teutſche Sprache mit neuen Wörtern zu bereichern; in ſeinen neuen Beiträgen zur Verbeſſ. der teutſchen Sprache, (Küſtrin 1801.) St. 1, S. 29. ff. obgleich dieſer Aufſatz den Gegenſtand nicht erſchöpft. — In dieſen neuen Beitr. (St. 1, S. 33. ff.) findet ſich auch der Anfang eines Verzeichniſſes neugemachter Wörter, S. unterzeichnet, und mit Zuſätzen von Heynatz begleitet, das aber blos den Buchſtaben A umſchließt.

K. Reinhard, in ſeiner Theorie und Literatur des teutſchen Styls, folgt in der Lehre von den Neologismen, S. 57. ff. faſt ganz Adelung. — Zu kurz berührt die Neologismen: Snell in dem Lehrbuch der teutſchen Schreibart, S. 7. ff. — Weitläufiger, aber nicht erſchöpfend, behandelt ſie Kosmann, Theorie des teutſchen Styls, Th. 1, S. 168. ff. — Ihrer gedenkt: Voigtel, Lehrb. der teutſchen proſ. Schreibart, S. 133. f. — Viele fehlerhaft gebildete neue Wörter haben: Vollbeding geſammelt, in ſeinem Antibarbarus, Köthen 1802, und Ch. Heinſius in ſeiner Sammlung von teutſchen Barbarismen und Solöcismen, Berl. 1802.

§. 129.

β) Sprachrichtigkeit. Solöcismen.

Bei der Prüfung der Wörter in Hinſicht auf Korrectheit und Schönheit iſt die Richtigkeit das zweite weſentliche Erforderniß. Inwiefern dieſe Richtigkeit von logiſchen Principien abhängt, iſt ſie ſchon weiter oben behandelt worden; inwiefern es aber auch eine Sprachrichtigkeit gibt, welche von empiriſchen Grundſätzen abhängt, inſofern gehört ſie hieher. Es gibt nämlich im Gebrauche und in der Verbindung und Stellung der Wörter einer Sprache eine Richtigkeit, welche blos erfahrungsmäßig erkannt werden kann, und die mit der Rections- und Konſtructionslehre, inſofern dieſe empiriſchen Urſprungs ſind, in der genaueſten Verbindung ſtehet. Nach logiſchen Principien (oder a priori) kann darüber nichts feſtgeſetzt werden; aber der gute Styliſt darf auch von den empiriſchen Geſetzen für Sprachrichtigkeit nicht abweichen, wenn nicht Solöcismen in ſeinen Producten ſich finden ſollen. Solöcismen ſind nämlich Verſtöße gegen die empiriſche Sprachrichtigkeit, und können ſowohl in dem fehlerhaften Gebrauche der einzelnen Wörter, als auch in der fehlerhaften Verbindung und Stellung derſelben, in Hinſicht auf den empiriſch begründeten Periodenbau, beſtehen.

Zu den Solöcesmen gehören daher:

1) Verſtöße gegen die richtige Flexion; mithin Verſtöße gegen die Declination und Conjugation (So iſt die provinzielle Declination: Generäle, Täge, Pläne ꝛc. ſt. Generale, Tage, Plane und u. ſ. w. fehlerhaft. — Ferner gehört hieher die fehlerhafte Hinweglaſſung der Hülfswörter; z. B. ich habe gehört, daß er dort geweſen (ſey); daß er für mich geſprochen (habe), habe ich gehört, u. ſ. w.; eben ſo die fehlerhafte Verwechslung; z. B. ich bin (ſt. ich habe) neben ihm geſtanden; oder: man iſt (ſt. man hat) ihn übergangen und d. gl.

2) Verſtöße gegen die empiriſche Rections- und Konſtructionslehre, wenn man z. B. die Pronomina fehlerhaft gebraucht, ſo daß man aus dem Zuſammen-

hange nicht ſogleich errathen kann, auf welches Subject das Pronomen gehet; (Ich erblickte meinen Freund, der mit ſeinem Bruder forteilte, als ich ihn ſprechen wollte. — Wen? den Freund? oder deſſen Bruder?) wenn man das Verbum in den Perioden fehlerhaft ſtellt, ſo daß, beſonders bei eingeſchobenen Sätzen, der Sinn verdunkelt wird; wenn man ferner die Präpoſitionen unrichtig wählt, (z. B. er iſt nebſt mir nach Dresden gereiſet; ſtatt: mit mir ꝛc.), oder mit einem falſchen Caſis conſtruirt, (z. B. während dieſem Monate — ſtatt: während dieſes Monats; oder wegen mir — ſt. meinetwegen); wenn man endlich die Conjunctionen fehlerhaft ſtellt, und ſie unter ſich ſelbſt verwechſelt.

3) Veraltete Conſtructionen; z. B. ihr Weſen hat ſie kein Hehl (ſt. ſie verbirgt ihr Weſen nicht).

4) fehlerhafte Häufung gewiſſer Wörter; z. B. er ſagt niemanden nichts, (ſt. er ſagt niemanden etwas davon); oder: keiner hat ihn nicht geſehen, (ſt. keiner hat ihn geſehen); oder: er iſt ſeiner Mutter ihr liebſter Sohn u. d. gl.

5) Der fehlerhafte Gebrauch des Wortes: thun, ſobald ein Verbum adjectivum ſchon mit dem Subjecte verbunden iſt; z. B. er thut ſchön tanzen, (ſtatt er tanzt ſchön); oder: inſinuiren thut er ſich damit nicht, (ſt. er inſinuirt ſich damit nicht). Richtig aber iſt es, wenn das Verbum: thun ſelbſt das Hauptzeitwort in den Perioden iſt; z. B. dies thut nichts zur Sache; alles, was er verſprochen und gethan hat ꝛc.

6) fehlerhafte Beibehaltung von provinziellen Wortfügungen, z. B. ich habe es dich (ſt. dir) gegeben. — Es freuet mich, Ihnen (ſt. Sie) zu ſehen, u. d. gl.

§. 130.

Fortſetzung.

Um die Solöcismen, die in vielen Fällen mit den Barbarismen eins und daſſelbe ſind, zu vermeiden,

muß man den Geiſt einer Sprache genau kennen lernen. Da dieſe Bekanntſchaft blos auf dem Wege der Erfahrung zu erlangen iſt; ſo iſt das wirkſamſte Mittel dazu, entweder die **anerkannten Klaſſiker der Nation** zu leſen, und ſich nach ihnen zu bilden, oder **in der mündlichen Unterhaltung** ſelbſt auf alle ſeine Sprachfehler beſtändig zu merken, und ſich, in Hinſicht auf dieſelben von den gebildeten Menſchen, mit welchen man umgehet, auch es ſogleich aufmerkſam machen zu laſſen, was gegen Sprachrichtigkeit verſtößt. Sehr oft kann man richtig ſchreiben, und ſelbſt in der Theorie ſicher geworden ſeyn, und doch ſich in der mündlichen Unterhaltung Fehler verzeihen, an welche man ſich einmal von Jugend auf gewöhnt hat, beſonders da der Vortrag unſrer Jugendlehrer, von Seiten der ſtyliſtiſchen Form, oft ſo ſehr nachläſſig iſt. — Nächſt dem Studium des Geiſtes einer Sprache muß man ſich mit **dem Sprachgebrauche** und mit **der Analogie** genau bekannt machen, um in jedem zweifelhaften Falle ſogleich nach dem, was anerkannt richtig iſt, entſcheiden zu können. Zudem muß man ſich vor Neuerungsſucht in allen den Fällen hüten, wo der Sprachgebrauch einmal beſtimmt entſchieden hat, weil ein einzelner Schriftſteller ohnmöglich erwarten darf, daß er mit ſeinen ſcheinbaren, oder wirklichen Reformen durchdringen werde, und weil er durch dieſelben, nur den vortheilhaften Eindruck hindert, welchen ſeine Schriften außerdem machen würden. — Daß für die teutſche Sprache das **Hochteutſche** die letzte Inſtanz für alles iſt, was über den empiriſchen Sprachgebrauch geſagt werden kann, darf, nach den vorhergehenden Unterſuchungen, kaum noch erinnert werden.

Solöcismen ſind, im Gegenſatze gegen die Barbarismen, die Verſtoße gegen den niedern Syntax. Der niedere Syntax beſchäftigt ſich aber blos mit der erfahrungsmäßig zu erklärenden Wortverbindung und Wortfolge, weshalb die Solöcismen auch in jeder Sprache zur empiriſchen, und nicht zur philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft gehören.

Ueber die Solöcismen vergleiche man:
J. C. Adelung, über den Styl, Th. 1, S. 78. f.

K. Reinhard, Theorie und Literatur des teutſchen Styls, S. 67. f.

W. Rosmann, Theorie des teutſchen Styls, Th. 1, S. 17. ff.

Th. Heinſius, Sammlung von teutſchen Barbarismen und Soloeismen. S. 7. ff.

J. C. Vollbeding, Antibarbarus. Köthen 1802.

J. F. Heynatz, Verſuch eines teutſchen Antibarbarus, 2 Thle. Berl. 1796. f.

J. C. Stutz, kleiner Beitrag zur Beförderung teutſcher Sprachrichtigkeit. Zerbſt 1789.

K. Ph. Moritz, vom richtigen teutſchen Ausdrucke, oder Anweiſung, die gewöhnlichen Fehler im Reden und Schreiben zu vermeiden, für ſolche, die keine gelehrte Sprachkenntniß beſitzen. Berlin 1792.

§. 131.

b) Lehre von der Rechtſchreibung.

Orthographie.

Darſtellung in Worten iſt für vernünftige Weſen nur auf zweifache Art möglich; **mündlich** und **ſchriftlich** (§. 14.). Die erſte Art der Darſtellung umſchließt das **Hörbare**; die zweite Art das **Sichtbare**. Die **Schriftzeichen** ſind daher die ſichtbare Darſtellung der in Worte und Begriffe gekleideten innern Zuſtände eines vernünftigen Weſens. Dieſe ſichtbare Darſtellung war, als die Sprache ſelbſt noch ganz ſinnlich und mangelhaft war: **Hieroglyphenſchrift**, welche der Kindheit des menſchlichen Geſchlechts und den niedrigſten Stufen ſeiner Kultur entſpricht. Sie erhob ſich zur **Buchſtabenſchrift**, ſobald als die Armſeligkeit und Unbehülflichkeit der Hieroglyphenſchrift dem in ſeiner geiſtigen Entwickelung fortſchreitenden Menſchen zu drückend wurde, und dieſe für die Bezeichnung ſeiner mannigfaltigen Zuſtände nicht mehr zureichte *). Die

*) Es gehört nicht in eine teutſche Sprachkunde, ſondern in die Geſchichte der menſchlichen Sprache ſelbſt, und in die Kulturgeſchichte des menſchlichen Geſchlechts, zu unterſuchen: in welchem Verhältniſſe die Hieroglyphenſchrift zur Buchſtabenſchrift, nach den verſchiedenen Graden und Abſtufungen der Kultur und nach den Fortſchritten in denſelben, bei den verſchiednen Völkern geſtanden habe.

Buchſtabenſchrift beſteht aber aus einem abgeſchloſſenen Ganzen willkührlicher Zeichen, durch welche die Summe menſchlicher Vorſtellungen ſo deutlich und erſchöpfend ſichtbar dargeſtellt wird, daß vermittelſt dieſer Darſtellung in dem, der dieſe Sprache nach ihrer empiriſchen Geltung verſteht, dieſelben Vorſtellungen erzeugt werden, welche der Darſtellende durch dieſelben ausdrücken wollte.¹ Der richtige, und dem Zeitalter der höhern Reife einer ausgebildeten Sprache angemeſſene, Gebrauch dieſer Zeichen für die ſichtbare Darſtellung iſt, in demjenigen Theile der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft begründet, welchen wir **Orthographie** nennen.

1) Die Buchſtabenſchrift beſteht aus willkührlichen Zeichen;

2) deshalb iſt ihre Kenntniß und ihr Gebrauch ganz empiriſch;

Wenn die erſte Sprache roher Naturton war; ſo war die erſte Schrift plumpe Mahlerei. Mit der figürlichen Bedeutung der Wörter, (indem man die für ſinnliche Gegenſtände gebrauchten Wörter auf überſinnliche Gegenſtände übertrug, aber aus Mangel an Bildung für die letzteren kein eignes Wort erfinden konnte,) mußte auch die figürliche Darſtellung durch Zeichen (die Symbolik der Hieroglyphenſchrift) entſtehen. Das Unkörperliche ward körperlich, vermittelſt der Bilder ſichtbarer Dinge, dem Auge dargeſtellt, ſo wie die Sprache ſelbſt unhörbare Dinge vermittelſt ähnlicher hörbarer Töne dem Ohre vernehmlich machte. So konnte die ſchriftliche Darſtellung nur in Angemeſſenheit zur mündlichen vervollkommnet werden, und diejenigen Völker, welche früher als andere das höhere Bedürfniß der geiſtigen Ausbildung fühlten, und durch Handel, Völkerbindung und Anbau der Wiſſenſchaften ihren geiſtigen Geſichtskreis erweiterten, mußten auch die Hieroglyphenſchrift verlaſſen, und Buchſtabenſchrift gebrauchen, welches Anfangs nichts weiter, als eine abgekürzte Hieroglyphenſchrift geweſen zu ſeyn ſcheint. — Vergl. Adelungs umſtändliches Lehrgebäude der teutſchen Sprache, Th. 2, S. 616. ff.

3) vermittelſt dieſer willkührlichen Zeichen ſollen die menſchlichen Vorſtellungen ſichtbar dargeſtellt werden;
4) dieſe Vorſtellungen ſollen aber auch in der ſichtbaren Darſtellung deutlich zu erkennen und erſchöpfend dargeſtellt ſeyn;
5) die Buchſtabenſchrift bildet deshalb, in dem Zeitalter der höhern Reife einer ausgebildeten Sprache, ein abgeſchloſſenes Ganze, welches nämlich hinreicht für die ſichtbare Darſtellung der ganzen Summe von Vorſtellungen, welche in einer ausgebildeten Sprache hörbar (mündlich) dargeſtellt werden können.
6) Die genaue Kenntniß und der beſriedigende Gebrauch dieſer Zeichen für jede mögliche Vorſtellung begründet die (empiriſche) Orthographie.

§. 132.

Empiriſcher Urſprung der Orthographie.

Da die Erfindung der für die ſichtbare Darſtellung üblichen Zeichen ganz willkührlich war; ſo iſt auch dadurch der empiriſche Urſprung der Orthographie entſchieden. In der Orthographie ſtammt nichts aus rein philoſophiſchen Principien, als der Begriff der ſichtbaren Darſtellung der Vorſtellung. Die Zeichen für die ſichtbare Darſtellung ſind ganz empiriſch. Nur die Verbindung dieſer Zeichen zu einem abgeſchloſſenen und die ſichtbare Darſtellung der Vorſtellung erſchöpfenden Ganzen kann, in Angemeſſenheit zu den Principien der philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft, nach ihrer innern nothwendigen Oekonomie feſtgeſetzt werden.

So wie aber in der Sprache (in der hörbaren Darſtellung) ſich, ſelbſt in dem Zeitalter der höhern Reife der Sprachen, noch viele Spuren der erſten Unvollkommenheit und Armuth für die mündliche Darſtellung finden, welche ſich theils in der Abweſenheit nöthiger Wörter *), theils

*) So z. B. bedient ſich die Philoſophie des Wortes Anſchauung, für den unmittelbaren äußern Eindruck auf alle fünf Sinne, ob es gleich an ſich nur auf den Sinn des

in der Uebertragung der Wörter für die Bezeichnung ſinnlicher Gegenſtände auf überſinnliche zeigen; ſo ſind auch in der ſichtbaren Darſtellung durch Buchſtabenſchrift ohnmöglich die Spuren der Unvollkommenheit zu verkennen, welche noch aus dem Zeitalter des Entſtehens und der erſten Bildung der Buchſtabenſchrift herrühren. Denn obgleich in dem Zeitalter der höhern Reife einer Sprache, die einmal empiriſch begründete Buchſtabenſchrift ein abgeſchloſſenes Ganze bildet, und die aus derſelben herſtammende Orthographie ebenfalls in ſich ſelbſt ſo feſt und bleibend als möglich werden muß; ſo findet ſich doch in der recipirten Buchſtabenſchrift theils **Mangel**, theils **Ueberfluß**; Mangel, indem ſie weniger Schriftzeichen in ſich enthalt, als zur Darſtellung der Verſchiedenheiten des hörbaren Ausdruckes nöthig ſind; Ueberfluß, indem ſich auch bisweilen mehrere Zeichen für einen und denſelben Laut vorfinden. Eben ſo iſt es mit der von der Buchſtabenſchrift abhängenden Orthographie. Sind ſchon die **Zeichen** der Darſtellung ſelbſt eine Erfindung der Willkühr; ſo wird dieſe Willkühr bei dem frühern **Gebrauche** dieſer Zeichen (ehe noch die ausgebildete Vernunft in dieſe Willkühr Ordnung und Feſtigkeit bringen konnte,) noch weniger verkannt werden können. Deshalb **fixirt** ſich auch die Orthographie in einer lebenden Sprache ungleich ſpäter, als die Buchſtabenſchrift, oder die Summe der Zeichen ſelbſt. Die verſchiedene **Ausſprache** dieſer Zeichen in den verſchiedenen Provinzen eines großen Reiches; die vernachläſſigte **Declamation** in dem Zeitalter der Erziehung; der Einfluß der verſchiedenartigen **Dialecte** bei einer weitverbreiteten Sprache; die geringe Wirkſamkeit der klaſſiſchen Schriftſteller einer Nation auf die Ausbildung der Ausſprache des gemeinen Haufens; die **Nachläſſigkeiten** der einzelnen Schriftſteller in Hinſicht der Orthographie von der einen, und der **Eigenſinn** derſelben von der andern Seite, haben in der Or-

Geſichts gehet; denn es fehlet noch ein Wort in der Sprache für die Bezeichnung des allen Sinnen Gemeinſamen in dem unmittelbaren äußern Eindrucke.

thographie ſelbſt der gebildetſten neuern Völker Europens, am meiſten aber in der teutſchen Sprache, ſo viel Willkührliches und Schwankendes gelaſſen, daß man, aller Bemühungen der Sprachforſcher ohngeachtet, ſobald noch keine Vereinigung, ſelbſt nur der vorzüglichſten teutſchen Schriftſteller, in Betreff einer allgemein geltenden Orthographie erwarten darf.

Eben deshalb, weil in der Orthographie nichts nach aprioriſchen Geſetzen beſtimmt iſt, und beſtimmt werden kann; eben, weil ſie ganz empiriſchen Urſprungs iſt, (wie ſchon die leichte Verwandlung der Buchſtabenſchrift in Chifferſchrift beweiſet); kann bei derſelben keine andere Uebereinkunft erwartet werden, als die überwiegende Auctorität, (welche allein in empiriſchen Dingen entſcheidet,) eines einzigen Sprachforſchers, oder eine zur Vervollkommung der Sprache organiſirten Akademie anzuerkennen. So ſehr die Stiftung der letztern zu wünſchen wäre, da z. B. der Einfluß der Pariſer Akademie auf die Vervollkommnung der franzöſiſchen Sprache in allen ihren Theilen ſeit Ludwigs 14 Zeiten entſchieden vorliegt; ſo iſt ſie nach der politiſchen Verfaſſung Teutſchlands nicht zu erwarten, und ſelbſt wenn ſie irgendwo zu Stande käme, ſo würden immer die teutſchen Sprachforſcher am Neckar und an der Weſer den Vorſchriften einer Akademie zu Berlin oder zu Mannheim nicht durchgehends zu huldigen geneigt ſeyen. — Bei der Auctorität eines einzigen Sprachforſchers finden ſich beinahe noch mehr Schwierigkeiten, obgleich in ſeinen Principien vielleicht ſich die meiſte innere Einheit finden dürfte. Denn theils gehört er nach ſeiner Bildung und ſeinem Wohnorte doch immer einer Provinz Teutſchlands an, an deren Eigenheiten er ſich zum Theile frühzeitig ſchon gewöhnt hat, und die er deshalb gegen andere Idiotismen vertheidigen wird; theils kann er, bei dem gründlichſten Studium der Sprache und bei dem umſchließendſten Blicke, dennoch leicht durch vorgefaßte Principien, welche jeder denkende Kopf zu ſeinen Unterſuchungen mitbringt, veranlaßt werden, etwas als Norm aufzuſtellen, worüber ſich nur wenige Zeitgenoſſen mit ihm vereinigen dürften, und immer würde ſeine Auctorität nur relative und lokale Gültigkeit haben; theils kann er dem Nationalgeiſte in den verſchiedenen Provinzen nicht gebieten, daß er in der Ausſprache der Wörter, und alſo auch in der davon abhängenden

Orthographie, ſich nach ſeinen, obwohl ganz richtigen Grundſätzen modificiren ſoll.

§. 133.
Allgemeiner Maasſtab für die Orthographie.

So wenig nun je bei einer lebenden Sprache, und namentlich bei der teutſchen, auf eine **völlige** Uebereinkunft in Hinſicht auf Orthographie gerechnet werden darf; ſo können doch, wenn einmal in einem reifern Zeitalter die Sprache ſelbſt eine gewiſſe höhere Feſtigkeit und Sicherheit erhalten hat, **mehrere Grundſätze für die Orthographie aufgeſtellt werden**, welche theils dem Geiſte einer verbeſſerten Sprache ſelbſt angemeſſen ſind, theils die durch den empiriſchen Gebrauch der Schriftzeichen feſtgeſetzten und wenigſtens am weiteſten verbreiteten Regeln in ſich faſſen und zu Einem Ganzen zuſammenſtellen, und ſo wenigſtens den Einfluß und die **Anwendung** der philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft auf die innere Rundung des Empiriſchen in der Sprache verſtatten, wenn daſſelbe gleich nicht nach aprioriſchen Principien an ſich aufgeſtellet werden kann.

§. 134.
Abſtammung der teutſchen Buchſtabenſchrift.

Obgleich die teutſche Sprache eine urſprüngliche iſt; ſo ſind doch die teutſchen Schriftzeichen **von der römiſchen Sprache** entlehnt. Die Teutſchen kannten auf keinen Fall vor ihrer Bekanntſchaft mit den Römern nnd vor ihrem Eindringen und Niederlaſſen in den Provinzen des römiſchen Reiches die Buchſtabenſchrift; denn keine hiſtoriſche Spur führet darauf hin, und ein ſo rohes Volk, wie das teutſche vor, und zur Zeit der Völkerwanderung war, fühlte auch noch nicht das Bedürfniß, zu ſchreiben *) Die

*) Adelung iſt derſelben Meinung, in ſeinem umſtändlichen Lehrgebäude ꝛc. Th. 2, S. 629. ff. Vielleicht aber gehet er darin zu weit, daß er das phöniciſche Alphabet zur gemeinſchaftlichen Quelle aller Buchſtabenſchrift bei den europäiſchen Völkern erhebt, welches ſowohl die älteſten Griechen, als auch die Etruſcer und andre an den Küſten

Franken nahmen, nach der Eroberung Galliens, die Religion, die Sitten und gewiß auch das Alphabet der Beſiegten an, obgleich für die teutſche Sprache, und beſonders für die fränkiſche Mundart derſelben, die Zeichen des lateiniſchen Alphabets nicht durchgehends brauchbar — wenigſtens nicht befriedigend — ſeyn mochten. Daher kamen denn in das teutſche Alphabet allerdings in der Folge Schriftzeichen, die ſich in dem lateiniſchen nicht finden. — Die Angelſachſen fanden in Britannien eben ſo die Spuren der römiſchen Bildung und Kultur (nur nicht in einem ſo hohen Grade), wie die Franken in Gallien.

Je mehr im Mittelalter der gute Geſchmack fehlte, und je allgemeiner Unwiſſenheit und Roheit verbreitet waren; deſto mehr artete auch die Schönheit der römiſchen Schriftzeichen in jene eckigen Züge aus, welche unter dem Namen der gothiſchen, oder der Mönchsſchrift bekannt iſt, und die, nach der Analogie der Handſchriften, auch, als die Buchdruckerkunſt bereits erfunden war, noch in den geſchnittnen Lettern nachgeahmt und beibehalten wurde, bis ſie endlich der von Italien ausgehende beſſere Geſchmack verdrängte, und zwar zuerſt bei Büchern, die in lateiniſcher Sprache gedruckt wurden, in der Folge auch bei ſolchen, die in der Landesſprache geſchrieben waren *).

Da alſo das lateiniſche Alphabet die Grundlage des teutſchen wurde; ſo darf in dem letztern die Erſcheinung nicht befremden, daß, mit der Annahme dieſer fremden Schriftzeichen, eine Anzahl von Zeichen auf die teutſche Sprache überging, für welche ſie keine Töne Anfangs hatte, ſo wie ſie wieder Töne in ſich enthielt, für welche ſich in der

des Mittelmeeres wohnenden Völker von den Phöniciern bekommen hätten, ſo wie, nach Adelungs Meinung, die Römer ihre Schrift den Griechen verdankten. — So viel iſt gewiß, daß, als im römiſchen Reiche, nach ſeiner größten Erweiterung, alle damals civiliſirte Völker vereiniget waren, auch die römiſchen Schriftzeichen eine allgemeine Verbreitung erhielten, und den Schriftzügen des ganzen weſtlichen Europa zum Grunde liegen.

*) Adelungs umſtändliches Lehrgeb. Th. 2, S. 635. ff.

angenommenen Schrift keine Zeichen fanden *). Nur nach und nach, beſonders wenn ſich allmählig die erſte Härte der Sprache eines noch ungebildeten Volkes mildert; wenn ſeine Ausſprache ſich verbeſſert; wenn, durch die Verbindung mit andern Völkern, ſeine Verhältniſſe ſich anders geſtalten, und der Einfluß dieſer jüngern Modifikationen ſich auch in ſeiner Sprache zeigt; dann tritt das Alphabet mit der Sprache ſelbſt mehr ins Gleichgewicht, und obgleich in dem teutſchen Alphabet, **nach der gegenwärtigen verbeſſerten Ausſprache**, einige Veränderungen möglich wären, ſo iſt doch dieſes Alphabet, **im Ganzen genommen**, zureichend für die Sprache, und die vorzunehmende Umänderung deſſelben möchte zuletzt zu einer Verwirrung führen, deren Nachtheil durch die etwa zu erlangenden Vortheile nicht aufgewogen werden dürften.

Eben ſo kann über den Streit, ob die teutſchen Buchſtaben allmählig der Wiederherſtellung des lateiniſchen Alphabets Platz machen ſollen, nicht in letzter Inſtanz entſchieden werden, da ſich auf beiden Seiten die Auctorität von Männern befindet, die allerdings ihre Gründe für ſich haben. So viel ſcheint gewiß, daß die Abſchaffung des teutſchen Alphabets für den gemeinen Mann nicht ohne Schwierigkeiten ſeyn würde, ob ich gleich, nach meiner Ueberzeugung, den lateiniſchen Schriftzügen mehr Schönheit der Form zugeſtehen muß, als den teutſchen, die immer nur, nach hiſtoriſchen Zeugniſſen, eine Ausartung von jenen ſind, ob ſie gleich im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts durch die Bemühungen denkender und geſchmackvollen Männer (namentlich **Ungers** in Berlin) viel gewonnen haben.

§. 135.

Grundſätze der teutſchen Orthographie.

Die teutſche Orthographie iſt der Inbegriff derjenigen empiriſch begründeten Regeln, nach welchen das Hochteutſche ſchriftlich dargeſtellt werden muß; inwiefern das Hochteutſche die vollkommenſte ſtyliſtiſche Darſtellung in der teutſchen Sprache, nach dem Muſter der Klaſſiker unſrer Nation, verſtattet.

*) Roths Anfangsgründe der teutſchen Orthographie, S. 4.

Ueber folgende Grundſätze dürfte daher wohl die allgemeinſte Uebereinſtimmung zu erwarten ſeyn:

1) **Schreibe, wie du nach dem Hochteutſchen ausſprichſt.** Das Hochteutſche iſt kein beſonderer Dialect, ſondern die eigentliche Bücherſprache, das Reſultat aller teutſchen Dialecte, inwiefern es den einzigen **empiriſchen** Maasſtab für Korrectheit und Schönheit in der Darſtellung enthält. Diejenigen Wörter nämlich, welche, nach ſtrenger Sprachforſchung, dem Hochteutſchen angehören, ſind der **empiriſche Stoff**, welcher in der Darſtellung unter der Form der Korrectheit und Schönheit erſcheint. Die richtige Ausſprache dieſer dem Hochteutſchen zukommenden Wörter, (ohne Rückſicht auf die provinziellen Fehler in der Ausſprache,) und die Angemeſſenheit der ſchriftlichen Darſtellung zu dieſer richtigen Ausſprache, iſt das erſte Geſetz der Orthographie. — So ſchwierig auch in manchen Gegenden Teutſchlands die Ausübung dieſes Geſetzes ſeyn mag; ſo wird ſie doch durch das Studium der Klaſſiker erleichtert, die hochteutſch geſchrieben haben, und deren Schriften man ſtudiren muß, wenn man nicht im Umgange mit Perſonen lebt, die hochteutſch ſprechen.

2) **Das Geſetz der nächſten Abſtammung** tritt dann für die Orthographie ein, ſobald die Ausſprache etwas unentſchieden läßt. Die ſo oft vernachläſſigte Ausſprache unterſcheidet in vielen Wörtern nicht genau zwiſchen b und p, zwiſchen e und ä, i und ü u. d. gl. Hier entſcheidet nun die Rückſicht auf die Abſtammung. Nach derſelben ſchreiben wir: die **Waaren**, und die **wahren** Geſinnungen; ich **ſtehle**, und die **Stähle**; die **Liſt** und die **Lüſte** u. d. gl. Man darf übrigens nur die Orthographie des achtzehnten Jahrhunderts mit der des funfzehnten verglichen, um ſich zu überzeugen, wie ſehr ſich die Ausſprache geändert haben muß, da ſich ſo viele Doppelbuchſtaben in der ſichtbaren Darſtellung der Wörter verloren haben; da in die Stelle der harten Buchſtaben weiche eingetreten ſind u. ſ. w.

Oft aber hat auch das fortgeſetzte Studium der Etymologie, das eine Lieblingsbeſchäftigung der vorigen Zeiten war, und nur bisweilen zu weit getrieben wurde, auf die richtige Orthographie, nach dem Princip der Abſtammung, geleitet. — Uebrigens kann ſich die Orthographie blos an die nächſte Abſtammung halten, weil die wenigſten die Sprache ſo nach ihrem innern Weſen, und nach ihrer hiſtoriſchen Ausbildung ſtudiren können, daß ſie auch auf die entferntere Abſtammung mit glücklichem Erfolge Rückſicht nehmen ſollten, dahingegen für jeden gebildeten Teutſchen es Pflicht iſt, ſeine Mutterſprache völlig orthographiſch richtig zu ſchreiben.

3) Das Geſetz des allgemein angenommenen Gebrauches im Schreiben tritt dann ein, wenn wir mit den Geſetzen der Ausſprache und der nächſten Abſtammung nicht ausreichen. So wie ſich das Sprechen (und die Sprache überhaupt) unter dem Einfluſſe des Zufalls und der Gewohnheit mehr, als nach ſogleich Anfangs feſtbeſtimmten Geſetzen und Regeln ausgebildet hat; ſo läßt ſich auch bei dem Schreiben, deſſen empiriſcher Urſprung entſchieden iſt, nicht immer der letzte Grund nachweiſen, warum ſo geſchrieben wird. So wie wir beim Sprechen den Sprachgebrauch, in empiriſcher Hinſicht, als den höchſten Geſetzgeber aufſtellen müſſen; ſo müſſen wir auch für die Orthographie da, wo Ausſprache und Abſtammung nicht ausreichen, den empiriſch feſtgeſetzten Schreibegebrauch als Norm für die Orthographie gelten laſſen. Es iſt gedenkbar, daß dieſer Schreibgebrauch, ſo wie der Sprachgebrauch, bei der erſten Einrichtung des Schreibens ſeinen Grund hatte, den wir, da er empiriſchen Urſprungs, und mithin der Veränderung unterworfen war, nicht mehr kennen; es iſt aber auch möglich, daß blos der Zufall Anfangs das feſtſetzte, was ſich ſelbſt in den Zeiten der höhern Ausbildung und Reife einer Sprache in derſelben als einmal recipirter Gebrauch erhielt. Ob nun gleich in manchen Gegenden ſelbſt dieſer Gebrauch in einzelnen (wenig erheblichen)

Fällen von einander abweicht; ſo hat doch immer die eine Art der Darſtellung mehr für ſich, als die andre. Deshalb ſollte man in keinem Falle es der **Willkühr des Schreibenden** überlaſſen, wie er ſchreiben, und welche Art des verſchiedenartigen Gebrauches er erwählen will, ſondern man ſollte diejenige Schreibart, welche eine wahrſcheinliche Analogie und Etymologie, oder auch die Auctorität der vorzüglichſten Klaſſiker für ſich hat, als Norm aufſtellen, um, ſo weit es möglich iſt, in die Orthographie allmählig mehr Einheit und Beſtimmtheit zu bringen.

(So ſollte man z. B. richtiger: mögte ſt. möchte ſchreiben und dergl.; aber der Schreibgebrauch iſt hier der Ausſprache gefolgt und hat für die letztere Art entſchieden. — In Hinſicht auf das Participium: verloren (von: verlieren) meint ſelbſt Roth (in ſeinen Anfangsgründen der Orthographie S. 13. f.) man könne es der Willkühr überlaſſen, ob man verloren, oder verlohren ſchreiben wolle. Auf jeden Fall hat aber die erſtere Form mehr für ſich, als die zweite; deshalb ſollte jeder Lehrer der Orthographie darauf dringen, daß dieſe Form allgemein werde, und keine Willkühr deshalb ſtatt finde.)

4) **Das Geſetz, bei allen in die teutſche Sprache und in den ſtyliſtiſchen Zuſammenhang aufgenommenen Wörtern die teutſchen Buchſtaben zu gebrauchen.** Aus Gründen, die weiter oben auseinander geſetzt ſind, können nicht alle in der teutſchen Sprache vorkommenden Wörter teutſchen Urſprungs ſeyn. Demohngeachtet ſind die entlehnten Wörter nach und nach ſo mit den urſprünglich teutſchen verſchmolzen, und bilden mit den letztern in dem ſtyliſtiſchen Zuſammenhang ein ſolches Ganze, daß es nicht nur für das Auge, ſondern auch für das Verſtehen des Sinnes hinderlich und beſchwerlich ſeyn würde, die eingebürgerten fremden Wörter mit den Buchſtaben der Sprache zu ſchreiben, aus welcher ſie ſtammen, beſonders da man, wenn dieſes Princip angenommen werden ſollte, nicht einſehen könnte, warum man die aus der griechiſchen Sprache ſtammenden Wörter mit lateiniſchen, und nicht

mit griechiſchen Buchſtaben ſchreiben ſollte. — Der beſſere Geſchmack hat dieſen Mißgriff der vorigen Zeiten berichtiget, ſo daß das Princip gilt, daß alle Wörter, welche in den ſtyliſtiſchen Zuſammenhang der teutſchen Sprache aufgenommen ſind, ſie mögen übrigens herſtammen aus welcher Sprache ſie wollen, mit teutſchen Buchſtaben geſchrieben werden.

(Etwas anders iſt es, wenn ganze Redensarten oder Stellen aus fremden Sprachen zur Erklärung des ſtyliſtiſchen Zuſammenhanges, in denſelben aufgenommen und eingeſchaltet werden. So würde man z. B. ſavoir vivre, das non plus ultra, und dergl. wenn ſie einmal im Zuſammenhange vorkommen müſſen, nicht mit teutſchen Buchſtaben ſchreiben dürfen.)

5) **Die aus fremden Sprachen abſtammenden, und in die teutſche Sprache aufgenommenen Wörter werden, ſobald ſie nicht durch die Annahme der teutſchen Fexion völlig nationaliſirt worden ſind, ganz mit den Buchſtaben geſchrieben, welche ihnen in der Sprache eigen ſind, aus welchen ſie ſtammen,** wenn dieſe Art der Orthographie auch mit den für die urſprünglich teutſchen Wörter üblichen Regeln der Orthographie nicht übereinſtimmen ſollte. — So ſprechen wir z. B. **Philoſophie** zwar aus, wie: **Filoſofie**; aber die Rückſicht auf den griechiſchen Urſprung dieſes Wortes und auf die im Griechiſchen für dieſes Wort übliche Schriftzeichen nöthigt uns, die urſprüngliche Orthographie für dieſes Wort und für alle ähnliche beizubehalten. So dürfen wir **Tyrus** nicht in **Tirus**, **Cicero** nicht in **Zizero**, **Cäſar** nicht in **Zäſar** u. d. gl. verwandeln. — Selbſt da, wo die neuern Unterſuchungen uns überzeugt haben, daß die von den römiſchen Schriftſtellern angenommenen Schriftzeichen für die Darſtellung griechiſcher Wörter nicht die völlig entſprechenden ſind, dürfen wir den einmal recipirten Gebrauch nicht aufheben. (So z. B. würde es richtiger ſeyn, **Phöniker** als **Phönicier**, u. d. gl. zu ſchreiben; wir dürfen aber, da durch

dieſen Schreibegebrauch die ganze bisher übliche Ausſprache ſolcher Wörter verändert werden müßte, dieſelbe nicht annehmen.) — Dahingegen müſſen wir bei Wörtern, welche die Römer mit ihren Buchſtaben ſchreiben, wenn dieſe nicht in der Sprache des Volkes vorhanden waren, woher dieſe Wörter ſtammen, und wenn durch die Herſtellung der urſprünglichen Buchſtaben die recipirte Ausſprache dieſer Wörter nicht gehindert wird, jene urſprünglichen Buchſtaben annehmen, z. B. Korinth, nicht Corinth; Kappadocien, nicht Cappadocien.

Wörter aber, die durch die teutſche Flexion ganz nationaliſirt geworden ſind, (z. B. Kanzel, Katheder und dergleichen) werden mit den Buchſtaben geſchrieben, welche die teutſche Ausſprache und Orthographie mit ſich bringt. Derſelbe Fall iſt es mit den Wörtern, welche vermittelſt einer andern Sprache (namentlich vermittelſt der franzöſiſchen,) aus der lateiniſchen Sprache in die teutſche übergegangen ſind, (z. B. Autor, Ceremonie, Trophäen u. d. gl.) — Sollen übrigens ſolche aus fremden Sprachen entlehnte Wörter declinirt werden; ſo iſt es fehlerhaft, ſie nach der Form der lateiniſchen Grammatik zu decliniren. So iſt es fehlerhaft, zu ſchreiben: die Lehren des Evangelii ſt. des Evangeliums; die Briefe Ciceronis, ſt. Cicero's Briefe, oder die Briefe des Cicero. — Es iſt fehlerhaft zu ſchreiben: die Briefe Pauli — ſt. die Briefe des Paulus. — Nur wenige Ausnahmen, wo Mißverſtändniſſe oder Härten unvermeidlich entſtehen müßten, oder wo der Sprachgebrauch bereits zu beſtimmt entſchieden hat, z. B. die Sendung Jeſu ꝛc.) finden hier ſtatt.

(Die Sucht z. B. Woltär ſt. Voltaire, Schurnal ſt. Journal, Cawallir ſt. Cavalier ꝛc. zu ſchreiben, war nur vorübergehend, und eine Erſcheinung, die ſich nicht erhalten konnte, und deshalb auch nicht die ernſte Rüge verdiente, die ſie in dem Anfange des letzten Viertheils des vorigen Jahrhunderts erhielt. Selbſt ein Mann, wie Klopſtock, konnte dieſe Neuerungen nicht mit hinreichenden Gründen unterſtützen, und ſo groß auch ſein Anſehen als Dichter

bei der Nation war, ſo war es doch vortheilhaft für die innere Haltung unſerer Sprache, daß ſeine Autorität in der Orthographie nicht durchdrang.)

6) Die Analogie unter die Geſetze für die Orthographie aufzunehmen, ſcheint weder nöthig, noch nützlich zu ſeyn; denn, wo uns Ausſprache, Abſtammung und recipirter Schreibegebrauch verlaſſen, wird uns auch die Analogie nicht ſo unterſtützen, daß wir vor allen Verirrungen ſicher wären, und überhaupt iſt die Analogie in der That nur in ſeltenen Fällen anzuwenden. Man verſteht nämlich unter dem Geſetze der Analogie in der Orthographie: die **Rückſicht auf die Rechtſchreibung in einem ähnlichen und nach beſtimmten Regeln entſchiedenen Falle, um darnach in zweifelhaften Fällen ſich richten zu können.** (So hat man gerathen: Geduld, und nicht Gedult, nach der Analogie von Schuld zu ſchreiben; würde aber da nicht auch das Wort: Pult eben ſo analog mit Gedult ſeyn können?) Der gleiche Laut bei gewiſſen Wörtern, worauf es doch ankommen müßte, wenn das Geſetz der Analogie in der Orthographie gelten ſollte, hängt oft von ſo zufälligen Umſtänden ab, daß darauf keine ſichere orthographiſche Regel gebaut werden kann.

§. 136.

Fortſetzung.

Die hier aufgeſtellten Grundſätze für die Orthographie ſind ſämmtlich empiriſchen Urſprungs, und erhalten nur dadurch einen innern Zuſammenhang für die Ausführung derjenigen empiriſchen Sprachwiſſenſchaft, welche wir Orthographie nennen, daß, durch die Anwendung der Grundſätze der philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft auf die mögliche Unterordnung aller in der Orthographie vorkommenden Fälle unter dieſe Regeln, die Theorie der Orthographie ſelbſt eine gewiſſe empiriſche Sicherheit und Feſtigkeit bekommt, deren ſie ſonſt ermangeln müßte, wenn man das ganze Chaos der einzelnen in der Sprache vorkommenden Wörter nicht, in Hinſicht auf deren

Rechtſchreibung, auf gewiſſe, wenigſtens relativ allgemeingültige Principien zurückführte. — Ob nun gleich die Willkühr der Schreibenden einigermaßen dadurch gebunden werden kann; ſo gibt es doch noch viele Fälle, wo dieſe Regeln Modifikationen leiden, oder wo ſie nicht ausreichend ſind. Deshalb iſt es nöthig, daß jeder, der ſich dieſe Regeln vergegenwärtiget, zugleich durch das Studium der teutſchen Klaſſiker eine ſolche Gewandtheit und Fertigkeit in dem Gebrauche jener Regeln erwirbt, daß ſich in ihm der Tact bildet, nach welchem man die Beibehaltung der von den anerkannten Klaſſikern der Nation gebrauchten Orthographie für verdienſtlicher hält, als ſich Neuerungen zu erlauben, die oftmals höchſt einſeitig und verfehlt, und ohne alle Sprachforſchung verſucht worden ſind, und die, da man auf ihre allgemeinere Annahme bei den denkenden und gebildeten Zeitgenoſſen nicht rechnen kann, den Schriften deſſen, der ſich derſelben bedient, ſelbſt am nachtheiligſten werden.

(Da in dieſer allgemeinen Sprachkunde nicht die Anwendung der für die Orthographie aufgeſtellten Principien auf die einzelnen Fälle vorkommen kann, weil bereits ein propädeutiſcher Kurſus der Grammatik und alſo auch der Orthographie dabei vorausgeſetzt wird; ſo verweiſe ich hier für dieſe ſpeciellen orthographiſchen Regeln auf: G. M. Roth, Anfangsgründe der teutſchen Orthographie, Gießen 1803, wo nicht nur dieſe ſpeciellen Regeln gründlich und gedrängt aufgeſtellt und erläutert, ſondern auch durchgehends mit paſſenden Beiſpielen belegt ſind. — Kommt es aber darauf an, in ſchwierigen Fällen das Wort ſelbſt nachzuſchlagen, über deſſen Rechtſchreibung man zweifelhaft iſt; ſo iſt der zweite Theil von Adelungs Anweiſung zur teutſchen Orthographie das ſicherſte Noth- und Hülfsbuch. Denn, obgleich Adelungs Auctorität immer nur die Auctorität eines einzigen Sprachforſchers iſt; ſo hat er doch überall ſich an ſo beſtimmte Regeln gebunden, daß es höchſt vortheilhaft ſeyn würde, wenn ſeine orthographiſchen Grundſätze allgemein in Teutſchland angenommen würden, ob ich gleich zugeſtehe, daß bei einigen einzelnen Wörtern und Formen Adelung vielleicht zu ſtreng iſt, und zu ſehr nach bloßer Auctorität entſchieden hat. So z. B. glaube ich, daß wir das aus der griechiſchen Sprache entlehnte und von uns

in der Ausſprache nicht auszudrückende y mit Ausnahme der Wörter, welche aus der griechiſchen Sprache ſtammen, und dort das y haben,) ganz verdrängen, und höchſtens nur im Hülfsworte ſeyn beibehalten ſollten, obgleich auch hier der Zuſammenhang ſo gleich zeiget, ob es das Pronomen, oder der Infinitiv des Hülfswortes iſt, ſo wie auf dieſelbe Weiſe in der lateiniſchen Sprache nur durch den Zuſammenhang ausgemittelt werden kann, ob quod welches, oder: daß bedeutet.)

§. 137.

Literatur der Orthographie.

Ueber wenige Theile der teutſchen Sprachwiſſenſchaft iſt ſo **viel** geſchrieben worden, als über die Orthographie. Viele Anweiſungen dazu, beſonders die **ältern**, ſind ganz unbrauchbar; viele haben ſich zu wenig an die (§. 135) aufgeſtellten Regeln gebunden.

Nächſt den in der Note zu § 136. genannten beiden Schriften, wovon die erſte beſonders **für den Unterricht** ſehr brauchbar iſt, gehören zuerſt die **Sprachlehren** hieher, in welchen die Grundſätze der Orthographie berückſichtiget werden, wo denn, ſeit dem Erſcheinen von Adelungs trefflichen Schriften, die meiſten neuern Sprachforſcher und Sprachlehrer, freilich mehr oder weniger, die Adelungſchen Principien adoptirt haben.

Von der Orthographie, oder Fertigkeit richtig zu ſchreiben, handelt Adelung in dem umſtändlich. Lehrgebäude der teutſchen Sprache, Th. 2, S. 615 — 781. und unter dem Titel: Grundſätze der teutſchen Orthographie, Leipz. 1782, beſonders abgedruckt. — Dann in deſſen teutſcher Sprachlehre für Schulen (nach der dritten Auflage) S. 477. ff; und in deſſen Auszug aus der teutſchen Sprachlehre für Schulen (nach der zweiten Auflage) S. 184 ff. — Der vollſtändige Titel ſeines iſolirt erſchienenen, und klaſſiſch bearbeiteten Werkes über die Orthographie iſt:

Vollſtändige Anweiſung zur teutſchen Orthographie, nebſt einem teutſchen Wörterbuche für die Ausſprache, Orthographie, Biegung und Ableitung, 2 Theile. Leipzig 1790. 2te Aufl.

Schon vor ihm hatte J. C. Gottſched eine feſte Bahn gebrochen. Er handelt von der allgemeinen orthographiſchen Regeln, in ſeiner vollſtändigen und neuerläuterten

teutſchen Sprachkunſt, (6te Aufl. Leipz. 1776.) S. 62 — 113, womit von S. 114 — 150 ein reichhaltiges orthographiſches Verzeichniß gewiſſer zweifelhafter Wörter in Verbindung ſtehet.

J. F. Heynatz, der originelles Denken mit tiefer Sprachforſchung überall vereiniget, iſt zwar nicht überall mit Adelung einverſtanden, aber mehrerer Eigenheiten, die ſich bei ihm treffen, ohngeachtet, gehören doch ſeine ſpeciellen Regeln für die Orthographie zu dem beſten, was über dieſen Gegenſtand geſchrieben worden iſt. Sie machen den zweiten Theil ſeiner teutſchen Sprachlehre aus, (nach der vierten Aufl.), S. 50 — 10[illegible]. — Seine allgemeinen Regeln finden ſich in ſeinem Handbuche zu richtiger Verfertigung und Beurtheilung aller Arten von ſchriftlichen Aufſätzen, (nach der 6ten Aufl.), S. 44. ff. in welchem ſich auch S. 163-420 ein orthographiſches Wörterbuch befindet, welches die vornehmſten Schwierigkeiten der teutſchen Sprache, inſofern ſie einzelne Wörter betreffen, anzeiget, und über das, was richtig und unrichtig, oder wenigſtens beſſer und ſchlechter iſt, die nöthige Belehrung gibt.

Die Orthographie wird in folgenden Sprachlehren als ein Theil des ganzen Sprachunterrichts behandelt: Th. Heinſius, neue teutſche Sprachlehre, Th. 1, S. 204. ff. — J. E. Stutz, kleinere teutſche Sprachlehre, S. 221. ff. — L. Hünerkoch, teutſche Sprachlehre, S. 461. ff — C. F. Hahn, populäre teutſche Sprachlehre, S. 245. ff. — A. Hartung, Verſuch einer kleinen teutſchen Sprachlehre, S. 152 ff. — J. Wismayr, Grundſätze der teutſchen Sprache, 2 Theile; der zweite Theil gehört hieher. — J. C. Vollbeding, teutſche Sprachlehre, S. 349 ff. — In Roths ſyſtematiſcher Sprachlehre findet ſich keine Rückſicht auf Orthographie.

Iſolirt iſt die Orthographie behandelt worden:

Orthographia, teutſch, durch Fab. Frangken. Wittenberg 1531.

(Hieron. Wolf,) de orthographia germanica, ac potius Suevica; erſchien 1556.

Joh. Rudolph Sattler, (genannt Weiſſenburger,) Teutſche Orthographey vnd Phraſeologey. Das iſt, ein vnderricht Teutſche Sprach recht vnd wohl zu ſchreyben: So dann allerley auſſerleſener Teutſche Wörter vnnd formen, zu reden, wie ſolche dieſer zeit, ſo wol in mündlichen fürträgen: als auch im Concept, vnd ſchreyben gebraucht werden. Auß Mißiuen, Supplicationen vnd viel andern ſchrifftlichen Producten, die bey Röm.

Keyß. Maieſt. der Churfürſten, vnnd Herren, auch ettlicher fürnemmer Stätten Teutſchlands Cantzleyen einkommen, vnd von denſelben außgangen ſind, zuſammengetragen. Mit vorgehender von Teutſcher Sprach vrſprung, vnnd an was orten dieſelbig dieſer zeit recht geſchrieben werde, kurtzer erzehlung: Auch daran gehefften formen, welcher geſtalten vom Weidewerk, Weydmänniſch zu reden ſei ꝛc. Baſel. (Die erſte Auflage erſchien, nach Heynatz, 1607; nicht 1606, wie Reichard vermuthete. Die zweite erſchien 1610, auf 1 Alph. 9 Bogen. Die vierte erſchien 1631. — Dieſe Schrift iſt reichhaltig, da ſie ſich über den Urſprung der Sprache, teutſche Orthographie, Interpunction, Kanzleiſtyl, Synonymik, Epitheta, Terminologie und Abbreviaturen — aber freilich im Geiſte jenes Zeitalters — verbreitet.

J. Werner, manuductio orthographica ad linguam germanico-latinam; Altenb. 1629. Sie betrifft den Urſprung der Sprache; die Orthographie; die Ausſprache; die Geltung der gleichlautender Wörter und die Interpunction.

Ch. Gueinz, die teutſche Rechtſchreibung. Halle 1645. Die zweite Aufl. von deſſen Sohne herausgegeben 1666. Er nimmt hauptſächlich bei der Orthographie auf den oberſächſiſchen und meißniſchen Dialect, und auf den Wohlklang Rückſicht.

Nach Philipps von Zeſen orthographiſchen Grundſätzen, doch mit Uebertreibung derſelben, ſchrieben folgende beide:

J. Bellin, hochdeutſche Rechtſchreibung, darinnen die insgemein gebräuchliche Schreibart, und derſelben in vielen ſtükken, grundrichtige Verbäſſerung, unfehlbar gezeigt würd. Lübeck 1657. — und deſſen: *Syntaxis praepoſitionum teutonicarum*, oder deutſcher Vorwörter kunſtmäßige Fügung ꝛc. Lübeck 1661.

Sam. Butſchky von Rutinfeld, der hochteutſche Schlüſſel zur Sprachrichtigkeit und Rechtſchreibung ꝛc. — die hochteutſche Kanzeley, 2 Theile 1629. (durchgehends mit widerlichen Sonderbarkeiten in der Orthographie.)

J. Girbert, teutſche Orthographie. Mühlhauſen 1650. (Er war gegen die Zeſianer.)

Dan. Georg Morhof, Unterricht von der teutſchen Sprache u. Poeſie, Kiel 1682. (handelt in der dritten Abtheilung von der Orthographie.)

C. Dunkelberg, nöthige Schulzeiger zu der teutſchen Sprache vielnützenden Orthographi, oder Schreibekunſt. Nordhauſen 1701. (für jene Zeiten zweckmäßig.)

(Anonym — *M. H.*) gründliche Anleitung zur teutſchen Orthographie, den Ausländern ꝛc. ingleichen dem Frauenzimmer, ſonderlich aber denjenigen Perſonen, ſo ſich zur Kaufmann-

ſchaft und Schreibekunſt w nden ꝛc. zum Nutzen abgefaſſet. Dresden 1704.

J. Grüwel, Richtſchnur der hochteutſchen Orthographie oder Rechtſchreibung ꝛc. Neurappin 1707.

(Anonym) Die Kunſt, Teutſch zu ſchreiben, unterſucht und gewieſen ꝛc. Chemnitz 1711.

In Omeis Dichtkunſt befindet ſich auch eine Orthographie. N. A. 1712.

C. Eisler, nöthigſte Grundregeln und Anmerkungen zur teutſchen Orthographie. Nürnb. 1718.

(Anonym — C. G. W.) die teutſche Rechtſchreibung vor teutſche Schreiber, teutſche Schulen und teutſche Schüler. Halle 1718.

J. Töllner, deutlicher Unterricht von der Orthographie der Teutſchen ꝛc. Halle 1718.

Verſuch zu einer ordentlichen und beſtändigen Richtigkeit der hochteutſchen Sprache. Berlin 1719.

H. Freyer, Anweiſung zur teutſchen Orthographie. Halle 1721. (erſchien, wegen ſeiner Brauchbarkeit, in mehrern Auflagen.)

H. Wahn, teutſche Orthographia ꝛc. Hamb. 1720.

Th. Hofmann, Anweiſung zur Orthographie 1725. 1 Alph. 18 Bogen.

G. Schmotther, Dreßdniſch-Canzleimäßiger wie auch zu Rechnungeſachen ſich anſchickender Schreiber und Rechner ꝛc. 4 Theile. 2te Aufl. Dresden 1729. Der erſte Theil enthält Kalligraphie; der zweite: Orthographie; der dritte: Epiſtolographie; der vierte: Rechenkunſt.

K. C. Oter, Anfangsgründe der Schreibekunſt. Werniger. 1731. (mehr Kalligr. als Orthographie.)

J. H. Seume, deutliche Anweiſung zur teutſchen Orthographie. Frankf. 1733. (fehlt bei Reichard.)

C. G. Pohl, neuverbeſſerte teutſche Orthographie ꝛc. 2 Th. Leipzig 1735.

Gründliche Anweiſung zur Rechtſchreibung der teutſchen Sprache. Regensb. 1737.

J. N. H. Fuchs, Beiträge zu einer verbeſſerten Orthographie der hochteutſchen Sprache. Frankf. 1743.

Derſelbe, Grundſätze einer reinen teutſchen Orthographie ꝛc. Frankf. 1744.

J. G. Vorſatz, Anweiſung zur teutſchen Rechtſchreibung, nach den kritiſch hiſtoriſchen Beiträgen der Geſellſchaft in Leipzig abgefaßt. Hildburgh. 1745.

B. Hederich, Anleitung zur teutſchen Orthographie; in ſeiner Anleitung zu den vornehmſten philologiſchen Wiſſenſchaften. Wittenb. 1746.

J. C. Ludewig, Syllabus orthographicus, oder ein Weiſer zur teutſchen Rechtſchreibung, nebſt Anweiſung zum Briefſchreiben. Eiſenach 1747.

Derſelbe, orthographiſcher Wegweiſer, oder Anweiſung zur teutſchen Rechtſchreibung. Nordh. 1757.

J. C. Wolf, Unterricht zur Rechtſchreibung der teutſchen Sprache. Jena 1749. N. A. 1783.

M. Funk, Anweiſung zum Schön- und Rechtſchreiben 1753.

J. J. Schatz, Verſuch einer Anweiſung zur teutſchen und lateiniſchen Orthographie. Straſsb. 1755.

J. G. F. Weber, vollſtändige teutſche Orthographie, oder Rechtſchreibekunſt. Frankf. 1759.

F. Reichsnagel, Rechtſchreibung der latein. und teutſchen Sprache. Augsb. 1761.

Vorleſungen der teutſchen Rechtſchreibekunſt, und der Kunſt, teutſche Briefe zu verfertigen, für den Adel. Glogau 1764.

F. J. Bob, Anleitung zur teutſchen Rechtſchreibung. Wien 1768.

Die Schreibkunſt, in einer Anweiſung zur Orthographie. Nürnb. 1765.

J. L. A. Ruſt, Abhandl. von den Urſachen der Verſchiedenheit, Ungewißheit und der Mängel in der teutſch. Rechtſchreibung, nebſt Vorſchlägen zur Abhelfung dieſer Mängel. Wittenb. 1773.

C. G. Roßberg, Anweiſung für die Jugend zur richtigen Ausſprache und Rechtſchreibung im Teutſchen. Dresd. 1774.

J. Hemmer, teutſche Rechtſchreibung zum Gebrauche der kurpfälziſchen Lande. Mannh. 1775.

Klopſtock, über die teutſche Rechtſchreibung. Leipz. 1778.

G. M. Telemann, Regeln der teutſchen Orthographie. Riga 1779.

J. St. Pütter, Bemerkungen über die Richtigkeit und Rechtſchreibung der teutſchen Sprache. Gött. 1780.

Ueber teutſche Wörterfamilien und Rechtſchreibung. Züllich. 1780.

J. G. Richter, Verſuch einer zweckmäßigen teutſchen Rechtſchreibung. Berl. 1780.

Vernünftige teutſche Rechtſchreibung, nach den Grundſätzen der Sprachenkunde. München 1782.

K. E. G. Schwabe, Beiträge zu einer neuen feſten teutſchen Orthographie. Hildburgh. 1783.

K. P. Moritz, von der teutſchen Rechtſchreibung, nebſt vier Tabellen, für Schulen. Berl. 1784.

Weber, Vorſchriften und Anleitung zur Rechtſchreibung. Lemgo 1784.

H. Braun, teutſch orthograph. Handb. 2te Aufl. München 1784.

Grundſätze der teutſchen Rechtſchreibung, nebſt einem Anhange über den Gebrauch der Caſuum und Abtheilungszeichen. Danzig 1785.

Weisflog, kurzer Unterricht im Rechtſchreiben der teutſchen Sprache. Sagan 1785.

F. H. Schlingloff, tabellariſche Vorſtellung der Rechtſchreibung. Hanau 1786.

J. J. Winkler, über die Neuerungen in der Orthographie. Stendal 1788.

J. J. Lentz, kurzer Begriff der teutſchen Orthographie, 3te Aufl. Leipz. 1789.

(J. R. G. Beyer,) Unterricht in der Orthographie für Frauenzimmer und Ungelehrte. Leipz. 1789.

J. C. Vollbeding, kurze Anleitung zur teutſchen Rechtſchreibung und Sprachrichtigkeit, nebſt einem alphabet. Regiſter. Magdeb. 1789.

Hinreichender Unterricht in der Rechtſchreibung. Salzburg 1790.

Handbuch zum Unterrichte in der Orthographie, im Briefſchreiben und Rechnen für Schulen. Leipzig 1793.

J. Richter, orthographiſches Wörterbuch der teutſchen Sprache, 2 Bände. Wien 1794.

J. H. Marxr, orthographiſch teutſches Wörterbuch, welches den Grundregeln der Normalſprachlehre gemäß verfaßt wurde. Iglau 1794.

Teutſche Rechtſchreibung nach Adelungs Grundſätzen bearbeitet, für Volksſchulen. Merſeburg 1795.

C. Kruſe, vollſtändige und practiſche Anweiſung zur Orthographie, zum Selbſtunterricht und zum Nachſchlagen eingerichtet, und mit Beiſpielen zur eignen Uebung verſehen, 2 Theile, 2te Aufl. Hamb. 1795. (ein trefflich gearbeitetes Werk.)

P. v. Gemünden, Anweiſung zur teutſchen Orthographie, für Studirende und Nichtſtudirende. München 1795.

J. C. Vollbeding, drei Tabellen zur Erleichterung der Rechtſchreibung, mit Hinweiſung auf die Ableitung und Geſchlechtsbeſtimmung teutſcher und fremder, aber ſchon ſehr gebräuchlicher Wörter. fol. Wittenb. 1796.

Krüger, Ferſuhch die teutſche Rechtſchreibung auf einfachche und unferwerflich richtige Grundſätze zurückzubringen. Berlin 1797.

J. P. Scheider, Unterricht im Rechtſchreiben, für Bürger- und Landſchulen. Hildb. 1797.

Kurze Anweiſung zur teutſchen Orthographie, nebſt einem orthographiſchen Wörterbuche. Leipz. 1797.

J. T. Vogel, Anweiſung zur Orthographie und zum Briefſchreiben. Leipzig 1798.

F. A. Gabeis, kleines Wörterbuch der teutſchen Sprache und Rechtſchreibung, aus den Werken Adelungs, Eberhards, Campens ꝛc. gezogen. Wien 1799.

J. L. F. Rambach, erleichterte Anleitung zur lateiniſchen und teutſchen Orthographie, für lateiniſche Schulen und Gymnaſien. Frankf. 1798. (darin S. 120. ff. ein alphabetiſches Verzeichniß teutſcher Wörter nach ihrer Rechtſchreibung.)

Derſelbe, die grammatiſchen Principien der teutſchen Orthographie zum gründlichen Unterrichte in derſelben. Frankf. 1799.

K. D. Belling, kurze, jedoch gründliche Belehrung über die Rechtſchreibung der teutſchen Sprache, als erſter Nothhelfer, und als Leitfaden beim Unterrichte. Berlin 1799.

Regeln vom Schreiben, Reden und Verſemachen in teutſcher Sprache, nebſt einem Wörterbuche und orthographiſchen Verzeichniſſe gewiſſer zweifelhafter Wörter. 4te Auflage. Wirzburg 1800.

J. C. Dolz, Hülfsbuch zur Schön- und Rechtſchreibung und zum ſchriftlichen Gedankenvortrage. Leipz. 1801.

Heinzelmann, Noth- und Hülfsbüchlein der Rechtſchreibung. 2te Aufl. Berlin 1801.

F. Olivier, Kunſt, leſen und rechtſchreiben zu lehren ꝛc. 2te Aufl. Leipz. 1803.

J. K. Schweizer, Anleitung zur Erlernung der teutſchen Sprache und Orthographie. Zürich 1802.

J. C. A. Heyſe, Hülfsbuch zur Erlernung und Beförderung einer richtigen Ausſprache und Rechtſchreibung. Hannov. 1803.

Derſelbe, Anleitung zum zweckmäßigen Gebrauche des Hülfsbuches mit Hinſicht auf Oliviers und Peſtalozzi's Unterrichtsideen. Hannov. 1803.

Danz, Vorſchriften zur Uebung in der Rechtſchreibung. Weimar 1803.

C. H. C. Soldan, practiſche Anweiſung für Volksſchulen, welche ihre Lehrlinge in der Rechtſchreibung und in der Abfaſſung der im gemeinen Leben vorkommenden ſchriftlichen Aufſätzen üben wollen; nebſt Materialien zum Dictiren vom Leichten zum Schweren geordnet. Nürnb. 1803.

Ueber die Literatur der Orthographie überhaupt müſſen verglichen werden:

El. C. Reichards Verſuch einer Hiſtorie der teutſchen Sprachkunſt, und Rüdigers neueſter Zuwachs ꝛc. St. 3, S. 3. ff.

Von einzelnen Abhandlungen und Aufſätzen gehören hieher:

C. Adelung, Grundgeſetz der teutſchen Orthographie, in

deſſen Mag. für teutſche Spr. 1 B. 1 St. S. 59. ff. — Cludius, Vorſchläge zur Verbeſſerung der teutſchen Schrift und Schreibung, in Campe's Beitr. zur Bef. St. 4, S. 65. ff. — Kinderling, Gedanken über einige Irrungen in der teutſchen Rechtſchreibung, in Campe's Beitr. ꝛc. St. 6, S. 56. ff. — Grundlinien des teutſchen Styls, Th. 1, S. 82. ff. — Eine der größten orthographiſchen Seltenheiten, Roſa's Nächeſchreibung in Heynatz neuen Beitr. zur Verb. der teutſchen Sprache St. 1, S. 53. ff.

Zur Orthographie gehören endlich auch noch die Schriften, welche ſich mit den gleichlautenden Wörtern beſchäftigen, auf welche auch in mehrern neuen Sprachlehren Rückſicht genommen worden iſt; z. B. in Hünerkochs Sprachlehre, §. 703; — in Wismayrs Grundſätzen ꝛc. Th. 2, S. 127. ff.

Kurze Anweiſung zur Rechtſchreibung ſolcher Wörter, welche faſt gleichen Laut, aber nicht einerlei Bedeutung haben. Marburg 1757.

G. T. Micke, alphabetiſches Verzeichniß gleichlautender Wörter zur geſchwinden und leichten Erlernung des Rechtſchreibens für die Jugend. Regensb. 1783.

Götze, Wörterbuch ſolcher Wörter, die in der Ausſprache gleichen Ton haben. Leipz. 1795.

J. A. L. Faſelius, Verſuch eines möglichſt vollſtändigen alphabetiſchen Verzeichniſſes, gleichlautender und ungleichlautender Wörter, zur Erlernung des Rechtſchreibens. Eiſenach 1795.

J. C. G. Stolz, alphabetiſches Verzeichniß der vornehmſten Wörter, die faſt ähnlichen Laut, aber verſchiedene Buchſtaben und Bedeutungen haben; als Hülfsmittel zur Rechtſchreibung. Jena 1803.

§. 138.

c) Lehre von dem empiriſchen Gebrauche der Redetheile.

In dem innern Weſen des Menſchen iſt ein nothwendiger Zuſammenhang zwiſchen den Denk- und Sprachformen (§. 45); doch da das Denken dem S[illegible]chen vorausgehet, ſo müſſen auch die Sprachformen [illegible] den Denkformen abhängen. Je nachdem der menſ[illegible] Geiſt ausgebildet iſt; je nachdem wird auch ſeine S[illegible] in ihrer höhern Entwickelung fortſchreiten. Wäre da[illegible]

Sprache erſt dann entſtanden, als der menſchliche Verſtand bereits völlig entwickelt und zu ſeiner Reife gelangt war; ſo würde das Empiriſche in der Sprache genau und durchgehends mit dem Aprioriſchen im Weſen des Menſchen ſelbſt übereinſtimmen. So iſt nun wohl die Wirkſamkeit der urſprünglichen geiſtigen Anlagen des Menſchen in ſeiner Sprachbildung nicht zu verkennen, denn es können in der Sprache keine andern Formen getroffen werden, als welche den Verſtandsformen entſprechen, und ſowohl die Summe, als die Wirkſamkeit der leztern empiriſch darſtellen; aber die nähere Modifikation der Sprachformen und ihre erſte empiriſche Ausbildung reicht weit hinauf in ein Zeitalter, wo die Noth und der Zufall mehr zur Entwickelung der Sprache beitrug, als die noch nicht gereifte Vernunft. Deshalb ſind die in der Sprache ſelbſt vorkommenden Redetheile den Denkformen angemeſſen, und das Gebiet der erſtern iſt durch das Gebiet der leztern begrenzt; aber der Gebrauch der Redetheile iſt blos empiriſch zu erkennen. Ob nun gleich die Sprachlehre in ſpätern Zeiten ſich immer mehr, unter dem Einfluſſe philoſophiſcher Sprachforſcher, von zu bedeutenden Mängeln gereiniget und zu einer größern innern Haltung und Sicherheit erhoben hat; ſo kann doch der in der Sprache recipirte Gebrauch der Redetheile nur empiriſch angegeben werden, d. h. man kann den Grund, warum man die Redetheile ſo und nicht anders gebrauchte, nicht in den Denkformen und in dem Verhältniſſe der Denkformen zu den Sprachformen nachweiſen, weil aus dieſem Verhältniſſe ſich eben ſo gut auch ein andrer empiriſcher Gebrauch der Redetheile würde erklären laſſen, als der recipirte. Nur ſo weit kann, bei dieſer Aufſtellung des empiriſchen Gebrauches der Redetheile der Einfluß der philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft reichen, daß, nach einfachen philoſophiſchen Principien, die Anſicht des Empiriſchen im Gebrauche der Redetheile geordnet, und unter die allgemeinſten Eintheilungspuncte gebracht wird.

Dieſe ſind denn:

α) Lehre von den Arten, den Merkmalen, der empiriſchen Geltung und Veränderung der Redetheile;

β) Lehre von der unmittelbaren empiriſchen Verbindung der Redetheile unter ſich ſelbſt, (Rectionslehre);

γ) Lehre von der mittelbaren empiriſchen Verbindung der Redetheile zu größern oder kleinern ſtyliſtiſchen Ganzen, (Konſtructionslehre);

δ) Lehre von den grammatiſchen Figuren und der blos empiriſchen Interpunction.

(Dieſe Puncte bilden den niedern Syntax, der ſich mit der wörtlichen und blos empiriſch zu erkennenden Verknüpfung der Redetheile unter ſich beſchäftigt und für welche der Sprachgebrauch das höchſte Geſetz iſt; dahingegen der höhere Syntax, als ein Reſultat der Logik, an die Lehre von den Sätzen und deren innern Verbindung, die Geſetze anreihet, nach welchen der logiſche Periodenbau, die Synonymik, die logiſche Interpunction u.ſ.w. beſtimmt werden muß.)

§. 139.

α) Lehre von den Arten, den Merkmalen, der empiriſchen Geltung und Veränderung der Redetheile.

Obgleich der Gebrauch der Redetheile in der Sprache nur empiriſch erkannt werden kann; ſo muß doch die Klaſſiſication derſelben aus dem Verhältniſſe derſelben gegen einander, wie dieſes durch die philoſophiſche Begründung der Redetheile (als Sprachformen) aus den Denkformen abgeleitet wird, hervorgehen. Die einzelnen empiriſchen Erſcheinungen derſelben in der Sprache (z. B. ihre Flexion ꝛc.) werden dann ſogleich im Allgemeinen *) nach der Angabe ihres empiriſchen Charakters, aufgeführt.

Die philoſophiſche Begründung der Redetheile gründet ſich auf die logiſche Bildung des Urtheils (Satzes). Dazu wird erfordert:

*) Das Detail derſelben gehört in die für den Schulgebrauch geſchriebenen Sprachlehren.

1) Die Bezeichnung des Selbſtſtändigen, nebſt den Redetheilen, welche in der ſtyliſtiſchen Umgebung dieſe Bezeichnung unterſtützen, und ſich alſo an das Subſtantiv anſchließen:
   a) das Subſtantiv, nach ſeinem empiriſchen Charakter;
   b) der Artikel;
   c) das Zahlwort;
   d) die Präpoſition;
   e) das Pronomen.

2) Die Bezeichnung des Unſelbſtſtändigen, (des Attributivs), nebſt den Redetheilen, welche in der ſtyliſtiſchen Umgebung dieſe Bezeichnung unterſtützen:
   a) das Adjectiv;
   b) das Particip;
   c) das Verbum;
   d) das Adverbium.

3) Die empiriſche Darſtellung der Conjunction, als des Redetheils, durch welchen das Selbſtſtändige und Unſelbſtſtändige nicht blos in einzelnen Urtheilen, ſondern auch in ganzen Perioden verbunden wird.

4) Die Interjection.

§. 140.

Empiriſcher Gebrauch des Subſtantivs *).

Das Subſtantiv iſt die Form für die Bezeichnung ſelbſtſtändiger Gegenſtände oder deſſen, was an denſelben als ſelbſtſtändig gedacht und ausgeſagt, (mithin perſonificirt) wird.

Bei dem empiriſchen Gebrauche der Subſtantiven werden berückſichtiget:

1) Die Arten derſelben; 2) die Bildung derſelben;

*) Bei allen dieſen Redetheilen findet die Rückſicht auf die philoſophiſche Begründung und Entwickelung derſelben in dem erſten Theile dieſer Sprachkunde ſtatt. —

3) das Geſchlecht derſelben; 4) der Numerus derſelben; 5) die Flexion derſelben.

A) Die Arten der Subſtantiven richten ſich nach den Gegenſtänden, welche ſie darſtellen, welche entweder ſelbſtſtändige Dinge, oder Prädicate ſind, die als ſelbſtſtändig gedacht werden. Die Subſtantiva ſind deshalb: concreta, oder abſtracta.

a) Subſtantiva concreta ſind:

1) Eigne Namen (nomina propria), wo der Gegenſtand nur einmal exiſtirt, (Spanien; Luiſiana; der Po; Friedrich 2.)
2) Gattungsnamen, (nomina appellativa), welche Begriffe bezeichnen, die, als Gattung, die gemeinſchaftlichen Merkmale mehrerer Gegenſtände in ſich faſſen, (Land; Baum; Menſch; Thier ꝛc.)
3) Sammelwörter, (nomina collectiva), welche Gegenſtände bezeichnen, die aus gleichartigen Theilen zuſammengeſetzt, und an einem gewiſſen Orte befindlich ſind, deren Theile man auch durch beſondere Benennungen von dem Ganzen unterſcheiden kann (Volk; Korn; Obſt; Gewölk. — Die beſondere Benennung der einzelnen Theile iſt: Wolke; Gebüſch ꝛc.)
4) Materialia, welche den vorigen ganz ähnlich ſind, nur daß die Theile des Gegenſtandes mit dem Ganzen gleiche Benennung führen, (Wein — Rheinwein — Steinwein; Bier; Stein ꝛc.)
5) Iterativa, welche einen Gegenſtand bezeichnen, der durch mehrmalige Wiederhohlung einer und derſelben Handlung entſtanden iſt, (Geheul; Bettelei; Plauderei ꝛc.)
6) Diminutiva, welche den Gegenſtand nach einer Verkleinerung, in Beziehung auf andere Gegenſtände derſelben Art darſtellen, (das Fäßchen; Fritzchen.)
7) Unbeſtimmende Subſtantiva, ſowohl poſitive (z. B. Ich habe etwas geſehen. — Derjenige, der mir ſagte ꝛc. Geſtern iſt jemand da geweſen ꝛc.), als negative (z. B. ich verſichere, Niemand war da ꝛc.)

8) Aus Zahlwörtern gebildete Substantiva, (z. B. hundert ſah ich ſtehen. — Einige blieben getreu ꝛc.)

b) Subſtantiva abſtracta, welche das Unſelbſtſtändige als ſelbſtſtändig darſtellen; (z. B. Eigenſchaften: Schönheit; Größe; Zuſtände: Jugend; Reichthum ꝛc. Handlungen: Betrug, Täuſchung ꝛc.)

B) Der Bildung (oder äußern Geſtalt) nach ſind die Subſtantiva entweder Wurzelwörter (einfache); oder abgeleitete; oder zuſammengeſetzte.

a) Wurzelwörter, wohin alle einſylbige Wörter gehören: (Tiſch; Stuhl; Bein; Licht; Furcht; Schlaf ꝛc., ſo wie auch die, welche am Ende blos das mildernde e haben, (Knabe; Auge; Bube ꝛc.)

b) Abgeleitete. Die Ableitungsſylben werden theils vor theils nachgeſetzt.

1. Vorgeſetzt werden die Sylben; be und ge (Begier; Gebrüll)

2. Nachgeſetzt werden die Sylben: chen (Bildchen); e (Beere); ei (Reiterei); el (Stachel); em und en (Athem, Laden); er (Jäger); ft (Vernunft); heit (Menſchheit); ich (Gänſerich); icht (Dickicht); ig (König); ing (Hering); in (Dichterin); keit (Fähigkeit); lein (Büchlein); niß (Finſterniß); ſal (Drangſal); ſam (Gehorſam); ſchaft (Mannſchaft); ſel (Einſchiebſel); ſt (Gewinnſt); t (Geſicht); thum (Eigenthum); ung (Entwickelung).

c) Zuſammengeſetzte. Sie entſtehen aus der Zuſammenſetzung:

1) mit Subſtantiven; (Weinberg; Kraftgefühl ꝛc.)

2) mit Adjectiven (Trübſinn; Eigenliebe ꝛc.)

3) mit Verbis (das Steckenbleiben) ꝛc.

4) mit Beſtimmungswörtern (Wohlſtand; Beiſtand ꝛc.)

C) Nach der empiriſchen Wahrnehmung ſind die Subſtantiva entweder **männlichen** (genus maſculinum), oder **weiblichen** (genus femininum), oder **ſächlichen** (genus neutrum,) oder **gemeinſchaftlichen** (genus commune) **Geſchlechts**. — Bei der Beſtimmung des Geſchlechts mögen urſprünglich wohl Urſachen ſtatt gefunden haben, welche für das Zeitalter, wo dieſe Beſtimmung geſchah, hinreichend waren; allein itzt laſſen ſich theils dieſe Urſachen nicht immer genau angeben und nachweiſen; theils kann man über die Beſtimmung des Geſchlechts ſelbſt wenige allgemeine Regeln aufſtellen *).

D) Der **Numerus** der Subſtantiven iſt in der teutſchen Sprache zweifach; der **Singularis**, welcher einen einzelnen Gegenſtand, der **Pluralis**, welcher eine Vielheit oder Allheit von Gegenſtänden bezeichnet. Das *nomen proprium* hat nur dann den Pluralis, wenn es mehrere einzelne Gegenſtände bezeichnet (z. B. die Nerone ſind ſelten). — Die **Gattungsnamen** bezeichnen, wenn keine beigefügte Zahl ſie näher modificirt, eine Einheit und Vielheit zugleich, ſie mögen im Singulari oder Plurali ſtehen. (Es iſt einerlei, zu ſagen: der Menſch iſt ſterblich; oder alle Menſchen ſind ſterblich.) — Die **Sammelwörter** haben entweder blos den Singular (z. B. Geld, Vieh ꝛc.) oder blos den Plural (z. B. die Hoſen, die Leute ꝛc.); oder beide zugleich (das Haar; das Geſchwiſter ꝛc.), obgleich dadurch die Bedeutung nicht verändert wird. — Die **Materialia** haben nie, die **Iterativa** und **Diminutiva** bisweilen den Plural. — In Hinſicht auf die **unbeſtimmenden Subſtantiva** haben von den **poſitiven** nur einige (**einer, jemand, man, es, wer** und **was**) den Singular allein; die andern haben beide Numeros; die **negativen** haben blos den Singular. — Die **Zahlſubſtantiva** (mit Ausnahme von **Eins, jeder, jeglicher,**) haben blos den Plural, oder

*) Vergl. Adelungs umſtändlicher Lehrgebäude, Th. 1, S. 343. ff, wo die allgemeinen Regeln, welche aus dem empiriſchen Gebrauche des Subſtantivs für die Beſtimmung des Geſchlechts abgeleitet werden können, aufgeſtellt ſind.

den Singular und Plural zugleich. — Die Subſtantiva abſtracta haben beide Numeros.

E) Die Flexion der Subſtantiven. —

Durch die Flexion wird der Laut eines Wortes verändert, um die verſchiedenen Verhältniſſe zu bezeichnen, unter welchen ein Gegenſtand gedacht werden kann. Nur fünf Redetheile können flectirt werden. Die Flexion heißt in Beziehung auf Subſtantiva, Adjectiva, Pronomina und den Artikel: Declination; in Beziehung auf die Verba: Conjugation.

Nächſt der Angabe der Zahl (des Numerus) für die Bezeichnung der Subſtantiven laſſen ſich die Verhältniſſe, unter welchen die Subſtantiven dargeſtellt werden können, unter drei Fälle bringen, die man Caſus nennt. (Der Vocativ iſt im Teutſchen von dem Nominativ nie verſchieden.) Die Caſus werden gewöhnlich dadurch gebildet, daß man gewiſſe Biegungslaute an den Nominativ des Singularis anhängt. Wo dies nicht möglich iſt, erſetzen der Artikel und die Präpoſition die Stelle des Caſus.

Die Zahl der Declinationen iſt von mehrern Sprachlehrern verſchieden angeſetzt werden. Gottſched *) nimmt deren fünf an. Nach ihm begreift die erſte diejenigen Subſtantiven, deren vielfache Bedeutung mit der einfachen einerlei Endung hat; die zweite diejenigen, welche im Pluralis ein e annehmen, z.B. die Hände); die dritte diejenigen, welche zu der einzelnen Zahl die Sylbe en hinzuſetzen (die Frauen); die vierte diejenigen, die den bloßen Buchſtaben n an den Nominativ des Singularis ſetzen (die Regeln); die fünfte diejenigen, welche er am Ende annehmen, welches ſie im Singularis nicht hatten, (die Männer). — Heynatz nimmt neun Declinationen **) an, worin man außer dem Genitiv des Singularis auch zugleich auf die En-

*) Teutſche Sprachkunſt, S. 223 ff.

**) Teutſche Sprachlehre, S. 146 ff. Man muß die Ausführung bei ihm ſelbſt nachſehen.

dung des Pluralis zu ſehen hat. — Adelung *) ſtellt acht Declinationen auf, ob er gleich ſelbſt geſteht, daß die Declination der Subſtantiven in den meiſten Fällen eben ſo willkührlich ſey, als ihr Geſchlecht, und weil ſich davon keine allgemeinen und beſtimmten Regeln geben laſſen, auch an keine philoſophiſche Eintheilung derſelben gedacht werden könne. Er ziehet daher, weil, wenn man wenige Declinationen annimmt, und dieſe wieder in mehrern Unterarten theilet, das Gedächtniß nur beſchwert, die Annahme von acht Declinationen vor, **) für welche er folgendes Schema aufſtellt:

	1	2	3	4	5	6	7	8
Singularis.								
	Männlich und ſächlich.						weiblich.	
Nom.								
Gen.	es.	es, s.	s.	en, n.	ens.	es, s.		
Dat.	e.	e,		en, n.	en.	e,		
Acc.				en, n.				
Pluralis.								
Nom.	e.	er.		en, n.	en.	en, n.	en, n.	e.
Gen.	e.	er.		en, n.	en.	en, n.	en, n.	e.
Dat.	en,	ern.	n.	en, n.	en.	en, n	en, n.	en.
Acc.	e.	er.		en, n,	en.	en, n.	en, n.	e.

Daß im ſtrengern Sinne die teutſche Declination defectiv ſey, erhellet ſchon daraus, weil nicht alle Caſus ihre

*) Umſtändliches Lehrgebäude, Theil 1, S. 397. ff. — Sprachlehre für Schulen, S. 120. ff.

**) Die auf richtige empiriſchen Principien für die Klaſſifikation der zu declinirenden Subſtantiven ſich ſtützende Auctorität Adelungs ſollte in der teutſchen Grammatik allgemein angenommen werden, damit endlich Einheit in den Unterricht käme. — Freilich haben andre Grammatiker, ebenfalls nicht ohne Gründe, die Zahl der Declinationen vermindert; ſo hat Fulda nur ſechs Declinationen; Stutz deren viere; Hartung ihrer drei; Rambach geht ganz ſeinen eignen Weg und declamirt gegen die Annahme von acht Declinationen; allein Vollbeding, Roth, Heinſius und andere, die mit dem Geiſte der Sprache genau bekannt ſind, ſchließen ſich an Adelung mit Recht an.

eigene Biegungsſylbe haben, und wenn ſie dieſe haben, oft die Abweichung der Declinationen von einander in einem und demſelben Caſus ſehr merklich iſt.

Adelung, (bei dem die weitere Ausführung der Declinationen ohnedies nachzuſehen iſt, weil dieſe Sprachkunde den gegenwärtigen Zuſtand unſrer Sprache, ſowohl in philoſophiſcher als empiriſcher Hinſicht, nur im Allgemeinen verzeichnen ſoll,) gibt, in Beziehung auf die teutſche Declination nur folgende allgemeine Regeln: 1) In allen Neutris iſt der Accuſativ dem Nominative gleich. 2) Alle Feminina bleiben im Singularis unverändert. 3) Alle Wörter, welche im Genitive es haben, müſſen im Dative e bekommen, welche aber s allein haben, laſſen den Dativ unbezeichnet. 4) Subſtantiva, welche ſich im Nominative des Plurals auf n endigen, bleiben im ganzen Plural unverändert; welche aber auf e, l, und r ausgehen, nehmen im Dative ein n an.

Nach der erſten Declination gehen: der Aal; der Hering; der Tauſch ꝛc.

Nach der zweiten gehen hauptſächlich viele Neutra: das Amt; das Bad; das Bild ꝛc.

Nach der dritten gehen: der Eſel; der Vogel; das Mädchen ꝛc.

Nach der vierten gehen blos Maſkulina; der Menſch; der Graf; ꝛc.

Nach der fünften gehen: der Friede; der Gedanke; ꝛc.

Nach der ſechſten gehen: das Auge; der Neger ꝛc.

Nach der ſiebenten und achten blos Feminina: die Arbeit; die Zahl; (Mutter und Tochter bleiben bis auf den Dativ des Plurals, wo ſie n annehmen, ganz unverändert); — nach der achten: die Frucht; die Kraft; ꝛc.

Manche Subſtantiva ſind indeclinabel, entweder in allen, (z. B. Etwas, man, nichts, es,) oder doch in einigen Caſibus, welche letztere man defectiva nennt, (z. B. mit Fug und Recht). Ohne alle Zeichen des Caſus kommen einige Subſtantiva, beſonders in veralteten Redeformen,

vor, (z. B. mit Weib und Kind; — im Himmel und auf Erden ꝛc.)

Mehrere von ausländiſchem Boden in die teutſche Sprache verpflanzte Wörter laſſen ſich nach Art teutſcher Wörter decliniren. Andre, bei denen dies nicht geſchehen kann, declinirt man vermittelſt des beſtimmten Artikels; am ſeltenſten geſchieht es, daß ſie die lateiniſche Declinationsweiſe behalten. — Die meiſten Geſchlechtsnamen werden vermittelſt des Artikels declinirt, welcher jedoch im Nominative wegfällt.

Gottſcheds, vollſtändigere Sprachkunſt, S. 171. ff.
Gottſcheds Kern ꝛc. S. 85. ff.
Adelungs umſtändliches Lehrgebäude, Th. 1, S. 289. ff.
Deſſen teutſche Sprachlehre, S. 85. ff.
Deſſen Auszug, S. 40. ff.
Heynatz Sprachlehre, S. 120. ff.
Vollbedings Sprachlehre, S. 19—79.
Roths ſyſtem. teutſche Sprachlehre. S. 18. ff.
Roths Anfangsgründe, S. 15. ff.
Hünerkochs prakt. Sprachlehre, S. 24. ff.
Heinſius neue teutſche Sprachlehre, S. 44. ff.
Rambachs teutſche Sprachlehre, S. 22. ff.

§. 141.

Empiriſcher Gebrauch des Artikels. *)

Der Artikel bezeichnet das Geſchlecht der Subſtantiven, ſchließt ſich alſo ganz genau an dieſelben an und wird, wie dieſelben, declinirt. Die teutſche Sprache hat einen doppelten Artikel:

1) den beſtimmten (der, die, das), der mit dem Pronomen verwandt iſt, welches, ſobald als der Artikel nicht zur Bezeichnung hinreichend iſt, an die Stelle deſſelben tritt. Der beſtimmte Artikel hat die Function: daß er die Declination der eignen Namen, (als bloßes Caſuszeichen) möglich macht; und daß er bei den appellativis theils einen Gegenſtand aus ſeiner ganzen Gattung heraushebt, (z. B.

*) Der Artikel iſt ein Vortheil in den neuern Sprachen, ſo wie in der griechiſchen, um manche Unbeſtimmtheit und Zweideutigkeit zu vermeiden.

gib mir das Buch, d. i. welches neben dir liegt); theils die ganze Gattung bezeichnet, welches ſowohl im Singularis als im Pluralis geſchehen kann (z. B. der Menſch iſt ſterblich; oder: die Menſchen ſind ſterblich; — beides ſo viel, als: alle Menſchen ſind ſterblich).

Der beſtimmte Artikel wird, mit einigen Abweichungen ſo declinirt:

Singularis.

	Maſc.	Fem.	Neutr.
Nom.	der	die	das.
Genit.	des	der	des.
Dativ.	dem	der	dem.
Acc.	den	die	das.

Pluralis.

Nom.	die.
Genit.	der, (nicht: derer)
Dativ.	den, (nicht: denen.)
Acc.	die.

2) den unbeſtimmten (ein, eine, ein,) der mit dem Zahlworte verwandt iſt, und ohne das Subſtantiv ſtehen kann, aber blos im Singulari gebraucht wird. Durch dieſen Artikel wird:

a) ein Gegenſtand von der ganzen Gattung iſolirt, zu welcher er gehört, (z. B. ich wünſchte, eine Flaſche zu haben; — einen Freund wünſchte ich mir ꝛc.)

b) die ganze Gattung bezeichnet, indem ein Individuum aus derſelben herausgehoben wird, (z. B. ein Weib iſt ein ſchwaches Geſchöpf — ſo viel, als: jedes Weib iſt ſchwach.)

c) ein Gegenſtand unter die Gattung gebracht, zu welcher er gehört, (z. B. K iſt ein liebenswürdiger Menſch.)

Er wird ſo declinirt:

Singularis.

	Maſc.	Fem.	Neutr.
Nom.	Ein	Eine	Ein.
Genit.	Eines	Einer	Eines.
Dativ.	Einem	Einer	Einem.
Acc.	Einen	Eine	Ein.

Der beſtimmte Artikel fällt vor Hauptwörtern mit beſtimmten Zahlen (zehen Tage liegt er krank), vor dem Titel und Namen allgemein bekannter Perſonen (Kaiſer Joſeph, Kant ꝛc.), in Ueberſchriften, Büchertiteln (z. B. Einleitung, Vorrede, ꝛc.) und wenn mehrere Hauptwörter unmittelbar, beſonders in der feierlichen Rede, auf einander folgen, (z. B. Hoffnung, Lieb: und Freundſchaft ſind es ꝛc.) hinweg. Doch darf der Artikel dann nicht weggelaſſen werden, wenn derſelbe bei dem erſten Hauptworte in der Periode ſteht, und die folgenden Hauptwörter ein anderes Geſchlecht haben. — Das Anhängen des Artikels an die Präpoſitionen iſt wahrſcheinlich aus der Sprache des gemeinen Lebens in die Büchersprache übergegangen, und darf nur dann geduldet werden, wenn die Härten dadurch nicht zu ſtark werden; wenn man (z. B. im Schauſpiele) Perſonen aus den niedern Klaſſen des Volkes reden läßt, (z. B. übers Jahr will ich bezahlen. Er wohnt vorm Thore) und in der komiſchen Erzählung. — Der unbeſtimmte Artikel wird dann fehlerhaft gebraucht, wenn man ihn mit dem beſtimmten verwechſelt, (z. B. wenn man ſagen wollte: ein heil. Johannes; ſt. der heil. Johannes) und wenn man von Perſonen in ſächlichem Geſchlechte ſpricht, (z. B. es iſt eins — ſt. jemand da) ꝛc,

Gottſcheds vollſtändigere Sprachkunſt, S. 161. ff.
Gottſcheds Kern ꝛc. S. 81. ff.
Adelungs Lehrgeb. S. 540. ff.
Deſſen Sprachlehre, S. 188. ff.
Heynatz, Sprachlehre, S. 117. ff.
Vollbedings Sprachlehre, S. 96. ff.
Hünerkochs Sprachlehre, S. 109 ff.
Heinſius Sprachlehre, S. 132. ff.

§. 142.

Empiriſcher Gebrauch des Zahlwortes.

So wie der Artikel zweifach iſt; ſo bezeichnen auch die Zahlwörter den Umfang der Dinge auf eine doppelte Weiſe, entweder beſtimmt, oder unbeſtimmt, d. i. im Allgemeinen.

1) Die beſtimmten Zahlwörter dienen dazu, die Zahl einzelner Dinge ausdrücklich anzugeben. Beſtimmte Zahlwörter (Grundzahlen, numeri cardinales) ſind: **ein, zwei, drei, vier ꝛc. zehn, zwanzig, hundert, tauſend ꝛc.**

dritthalb ꝛc. ein Achtel, ein Drittel, ein Viertel u. ſ. w. Die Declination derſelben iſt defectiv, da ſie nicht alle Caſus haben.

Die Ordnungszahlen (der erſte, zweite ꝛc.) ſind, theils ihrer Ableitung, theils ihrer Bedeutung nach, Adjectiva. Ihre Ableitung geſchieht von den Adverbien, und ihrer Bedeutung nach wird die Ordnung als eine dem Subſtantive inhärirende Eigenſchaft dargeſtellt. Sie ſtehen daher auch, wie die Adjectiva, theils unmittelbar vor dem Subſtantive (z. B. der dreizehnte König aus dem Hauſe ꝛc); theils, wie es auch mit den Adjectiven bei den Namen der Perſonen geſchieht, nach demſelben (z. B. Maximilian der erſte; Joſeph der zweite ꝛc.)

2) Die unbeſtimmten (allgemeinen) Zahlwörter beſtimmen die Zahl der Gegenſtände nur im Allgemeinen, uud werden declinirt wie das Zahlwort: ein. Hieher gehören: jeder, jeglicher, alle), etliche, einige, manche, mehrere, keine, viel, wenig.

Gottſcheds vollſtändigere Sprachkunſt, S. 267. ff.
Adelungs Lehrgeb. S. 554, ff.
Deſſen Sprachlehre, S. 193. ff.
Heynatz Sprachlehre, S. 179. ff.
Vollbedings Sprachlehre, S. 103. ff.
Hänerkochs Sprachlehre, S. 154. ff.
Heinſius Sprachlehre, S. 136. ff.

§. 143.

Empiriſcher Gebrauch der Präpoſitionen.

Die Präpoſition iſt derjenige Redetheil, durch welchen empiriſch das Verhältniß der Abhängigkeit, in welchen die Subjecte gegen einander ſtehen, näher bezeichnet wird. Sie enthalten gewöhnlich eine nähere Angabe des Grundes jenes Verhältniſſes, und erſetzen entweder die mangelhafte Declination, oder dasjenige, was durch die Caſus nicht ausgedrückt werden kann. Daher ſind ſie auch in der Sprache mit den Caſibus zunächſt verwandt, ſo, daß man nicht ſelten zwiſchen beiden Formen wählen kann, z. B. Gedichte von Hölty und: Höltys Gedichte.

Betrachtet man die Präpoſitionen unabhängig von ihrer Function der Bezeichnung der Abhängigkeit zwiſchen den Subjecten; ſo ſind ſie Adverbien (Umſtandswörter). Als ſolche werden ſie auch in andern ſtyliſtiſchen Umgebungen gebraucht; z. B. die Muſik hört auf; das Licht löſcht aus ꝛc. — Sobald ſie als Vorſylbe vor den Verbis erſcheinen, um zuſammengeſetzte Verba zu bilden, (z. B. aufſchwingen, erheben, vorſingen ꝛc.) hören ſie auf Adverbia zu ſeyn.

Ihrem Urſprunge nach ſind ſie:

a) theils Wurzelwörter, oder Wurzellaute: ab, an, auf, mit, bei ꝛc.

b) theils abgeleitete: halber, wegen, über ꝛc.

c) theils zuſammengeſetzte: außerhalb, innerhalb, anſtatt ꝛc.

d) theils andere modiſicirte Redetheile: kraft, laut ꝛc. von der Kraft, dem Laute ꝛc.

Weil die Präpoſition das Subject unter einer gewiſſen Modifikation näher darſtellt; ſo ſteht ſie auch in der nächſten Beziehung auf das Subject, und erhält deshalb gewöhnlich ihren Platz vor dem als abhängig dargeſtellten Subjecte. Denn nothwendig würde die Ueberſicht und das Verſtehen des ſtyliſtiſchen Zuſammenhanges gehindert werden, wenn die Präpoſition ihre Stelle vor dem Subject erhalten ſollte, von welchem die Abhängigkeit ausgehet. Sie ſtehet am zweckmäßigſten zwiſchen dem Subjecte, von welchem die Abhängigkeit ausgehet, und dem, welches abhängig iſt.

Da aber nur durch die drei Caſus, Genitiv, Dativ, Accuſativ, (welche auch eigentlich nur den Namen: Caſus, verdienen,) die Bezeichnung der Abhängigkeit des einen Subjects von dem andern möglich iſt; ſo können die Präpoſitionen auch blos mit dieſen drei Caſibus in Verbindung gebracht werden.

Es gibt fünf Klaſſen von Präpoſitionen;

a) ſolche, die mit dem Genitiv allein ſtehen;

b) ſolche, die mit dem Dativ allein ſtehen;

c) ſolche, die mit Genitiv und Dativ zugleich ſtehen;

d) ſolche, die mit dem Accuſativ allein ſtehen;
e) ſolche, die mit Dativ und Accuſativ zugleich ſtehen

§. 144.

a) Präpoſitionen, die mit dem Genitiv allein ſtehen.

1) anſtatt oder ſtatt (z. B. ſtatt deiner habe ich dies gethan)

2) dieſſeits, (z. B. dieſſeits des Fluſſes fiel er nieder)

3) jenſeits, (z. B. jenſeits der Erde werden wir uns wiederfinden)

4) halb, halber, innerhalb, außerhalb, oberhalb, unterhalb, (z. B. deßhalb ſoll es geſchehen. — innerhalb des Vorhofs ſah ich ihn. — Er wandelte außerhalb des Waldes ꝛc.)

5) kraft, (z. B. kraft ſeines Amtes.)

6) laut, (z. B. laut deines Auftrages.)

7) mittelſt — vermittelſt, (z. B. vermittelſt ſeiner Empfehlung erhielt ich dieſe Verbindung.)

8) ungeachtet, (z. B. ungeachtet ſeines guten Willens ging es nicht) — deſſenohngeachtet — nicht demohngeachtet, welches fehlerhaft iſt

9) wegen, (z. B. wegen deines Bruders haſt du Verdruß) — meinetwegen — ſeinetwegen — deinetwegen —

10) während, (z. B. während des langen Zeitraums) — Es iſt ganz unrichtig während mit dem Dative zu verbinden.

11) vermöge, (z. B. vermöge deines Einfluſſes kannſt du dies bewirken)

12) unweit, (z. B. unweit des Dorfes ſaß er)

13) trotz, (z. B. trotz deines Entſchluſſes)

14) willen, (z. B. um des Himmels willen)

(Im guten Style kommen die Wörter: Angeſichts, beſage, Inhalts ꝛc. mit dem Genitive nicht vor, ſondern: im Angeſichte Aller (ſt. Angeſichts Aller) — nach dem Inhalte des Teſtaments ꝛc.)

§. 145.

b) Präpoſitionen, die mit dem Dativ allein ſtehen.

1) aus (z. B. aus dir wird man nicht klug)

2) außer (z. B. außer dir erfährt es niemand). Sagt man: ich kenne niemanden hier, außer dich; ſo hängt das Pronomen von dem Verbo: kennen ab.

3) bei (z. B. bei deinem Vater fand ich Rath)

4) mit (z. B. er hat lange mit dir gelebt)

5) nach (z. B. nach dieſem Beſitze ringe ich)

6) nächſt, zunächſt (z. B. nächſt dir iſt er mir der liebſte)

7) nebſt (z. B. er iſt nebſt mir dazu ernannt worden)

8) entgegen (z. B. er iſt mir entgegen — er iſt mir entgegen gereiſet)

9) gegenüber (z. B. er wohnt mir gegen über)

10) ſamt (z. B. er iſt ſamt ſeinem Geſchwiſter dorthin gereiſet)

11) ſeit (z. B. er iſt ſeit dem Tode ſeiner Mutter nicht bei mir geweſen)

12) zu (z. B. er kommt nicht mehr zu mir)

13) zuwider (z. B. er iſt mir zuwider)

14) von (z. B. das hätte ich von dir nicht befürchtet)

(Der Gebrauch von: ob iſt veraltet — Es kommt noch vor im Land ob der Ens.)

§. 146.

c) Präpoſitionen, die mit dem Genitiv und Dativ zugleich ſtehen.

1) längs [nicht: längſt, welches ganz fehlerhaft iſt] (z. B. längs des Hauſes floß das Waſſer; — und längs dem Hauſe ꝛc.)

2) zufolge. Der Genitiv folgt, wenn dieſe Präpoſition vor dem Subſtantive ſtehet, (z. B. zufolge deines Befehles); der Dativ, wenn ſie hinter dem Subſtantive ſtehet, (z. B. deinem Befehle zufolge).

§. 147.

d) Präpoſitionen, die mit dem Accuſativ allein ſtehen.

1) durch (z. B. durch dich bin ich gerettet)

2) für (z. B. für ihn habe ich dies gethan; er hält mich für ſeinen Feind ꝛc.) Es muß genau zwiſchen für und vor unterſchieden werden; das letztere bezeichnet die Verhältniſſe des Raumes und der Zeit.

3) gegen (z. B. ich habe dies gegen dich ꝛc.) Nur gegen über ſteht, als einzige Ausnahme, mit dem Dative.

4) wider (z. B. ich bin geradezu wider dieſen Plan)

5) um (z. B. rings um mich blühte die Natur)

6) ohne (z. B. du wirſt ohne ihn nichts ausrichten)

(gen — kommt blos noch in der Redensart vor: gen Himmel blicken ꝛc. — ſonder z. B. ſonder Lieb' und Freundſchaft kommt nur bei den Dichtern vor.)

§. 148.

e) Präpoſitionen, die mit Dativ und Accuſativ zugleich ſtehen.

1) an (z. B. an dir iſt nicht viel Gutes; — und: dieſes Schreiben iſt an dich abzugeben.)

2) auf (z. B. auf ihm ruht alles; — und: auf ihn kommt alles an)

3) in (z. B. in dir habe ich mich getäuſcht; —; und: geheſt du in die Stadt?)

4) vor (z. B. er ging vor mir zu ihm — eher, als ich, und: er ſtellte ſich vor mich hin — Er lief vor dem Thore, und: er lief vor das Thor)

5) neben (z. B. neben dir ſitzt es ſich gut; und: ich werde neben dich kommen)

6) zwiſchen (z. B. zwiſchen dir und ihm wird keine Harmonie — und: es hat ſich zwiſchen dich und mich ein feindliches Geſchöpf geworfen)

7) hinter (z. B. er wohnt hinter der Kirche; — und: er ſetzt ſich hinter den Ofen)

8) über (z. B. dieſes Gewitter ſteht über unſerm Horizonte; — und: dieſes Wetter kommt über dich)

9) unter (z. B. unter der Bedingung ſollſt du es erhalten; und: er fiel unter den Tiſch). Unter Weges ſteht mit dem Genitive.

(Die Präpoſitionen ſtehen bisweilen mit Adverbiis — z. B. er warf es von oben herunter; — er iſt auf heute verſagt —

Einige Präpoſitionen nehmen das Caſuszeichen des Dativs oder Accuſativs an; z. B. er iſt beim Vater. — Brüder überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen. — Er wirft ſich ins Waſſer. — Seine Thaten kommen ans Licht)

Gottſcheds vollſtändigere Sprachk. S. 392. ff.
Adelungs umſt. Lehrgeb. Th. 2, S. 107. ff.
Deſſen Sprachlehre, S. 303. ff.
Heynatz, Sprachlehre, S. 224. ff.
Vollbedings Sprachlehre, S. 230. ff.
Hünerkochs Sprachlehre, S. 279. ff.
Heinſius Sprachlehre, S. 141. ff.

§. 144.

Empiriſcher Gebrauch des Pronomen.

Das Pronomen bezeichnet eine oder mehrere Perſonen, deren Verhältniſſe von allen andern Perſonen und Gegenſtänden unterſchieden werden. Es gibt ſechs Gattungen der Pronominum:

1) perſönliche (perſonalia), die blos das Verhältniß der Perſon bezeichnen. Die Declination derſelben iſt unregelmäßig.

	Erſte Perſon.	Zweite Perſon.
	Singularis.	
Nom.	Ich.	Du.
Gen.	meiner (mein).	deiner (dein).
Dat.	mir.	dir.
Acc.	mich.	dich.
	Pluralis.	
Nom.	wir.	ihr.
Gen.	unſer.	euer.
Dat.	uns.	euch.
Acc.	uns.	euch.

Dritte Perſon.

Singularis.

	Männlich.	Weiblich.	Sächlich.
Nom.	Er.	Sie.	Es
Gen.	ſeiner (ſein).	ihrer (ihr).	ſeiner (ſein).
Dat.	ihm.	ihr.	ihm.
Acc.	ihn.	ſie.	es.

Pluralis.

Nom.	ſie
Gen.	ihrer.
Dat.	ihnen.
Acc.	ſie.

Unbeſtimmte perſönliche ſind: man ſagt. Es verlautet. Jemand muß es gethan haben ꝛc.

2) zueignende (poſſeſſiva), welche den Umſtand des Beſitzes nach den drei Perſonen anzeigen. Sie ſind entweder concreta (mein, dein, ſein, ihr, unſer, euer); oder abſtracta (das Meinige, der Deinige, die Seinige). Bei den letzten ſtehet kein Subſtantiv.

3) anzeigende (demonſtrativa), welche das Verhältniß des Ortes in Beziehung auf die ſprechenden Perſonen bezeichnen (z. B. dieſer, dieſe, dieſes. — Jener, jene, jenes.) — Der, die, das wird im vertraulichen Tone oft ſtatt: dieſer, dieſe, dieſes gebraucht.

4) beſtimmende (determinativa), welche einen Gegenſtand in dem einen Satze ſo enthalten, daß von demſelben Gegenſtande in dem andern Satze wieder etwas ausgeſagt wird (z. B. derjenige, welcher dir dies Buch gab. — Was dir gehört, das ſoll dir werden. —)

5) beziehende (relativa), welche auf das Subject des vorigen Satzes gehen (z. B. welcher, der, wer, was). Derjenige, welcher dir das gab. — Das, was du verlangſt.

6) fragende (interrogativa,) — wer, welcher, was. (z. B. wer hat es geſehen? was verlangſt du?)

(Fehlerhaft iſt es, ſo als Pronomen zu gebrauchen; z. B. die Bücher, ſo (ſt. welche) ich dir geſchenket habe.)

Gottſcheds vollſtändigere Sprachkunſt, S. 277. ff.
Gottſcheds, Kern ꝛc. S. 123. f.
Adelungs Lehrgeb. Th 1, S. 670. ff.
Deſſen Sprachlehre, S. 207. ff.
Heynatz Sprachlehre, S. 164. ff.
Vollbedings Sprachlehre, S. 114. ff.
Roths ſyſtem. Sprachlehre, S. 87. ff.
Hünerkochs Sprachl. S. 120. ff.
Heinſius Sprachlehre, S. 81. ff.

§. 150.

Empiriſcher Gebrauch des Adjectivs.

Durch das Adjectiv wird dem Subſtantiv eine Eigenſchaft oder Beſchaffenheit (ein Merkmal) beigelegt. Dieſe Eigenſchaften ſind entweder weſentliche (nothwendige), die ſchon in dem Begriffe des Subjects ſelbſt enthalten ſind; oder zufällige, welche nur den Begriff des Subjects auf irgend eine Weiſe näher modificiren. Sie ſind theils Stammwörter; theils abgeleitete, theils zuſammengeſetzte Wörter.

1) Wenn ſie aus Stammwörtern beſtehen; ſo wird denſelben gewöhnlich das mildernde e angehängt, (z. B. bequem — dee bequeme Menſch.)

2) Bei den abgeleiteten Adjectiven werden entweder

a) die Vorſylben be (z. B. bequem), oder ge (z. B. gerecht, geheim);

b) oder die Nachſylben bar (fruchtbar); el (edel); en und n (oben); end (liebend); er (tapfer); ern (nüchtern); et (geliebet); haft (ſchmerzhaft); icht (bergicht); ig (gütig); iſch (kindiſch); lich (ſchicklich); licht (röthlicht); ſam (bedachtſam); ſelig (glückſelig) gebraucht.

3) Zuſammengeſetzte Adjectiva ſind: kunſtmäßig; kraftvoll; gedankenleer; gegenwärtig; jenſeitig ꝛc.

Eine große Zahl der Adjectiven iſt von Adverbiis abgeleitet; doch ſind diejenigen davon auszunehmen, welche von Präpoſitionen abgeleitet ſind (äußere; innere; obere; untere); ferner die aus Adverbiis des Ortes und der Zeit gebildet werden, (geſtrig, heutig, hieſig ꝛc.); dann die Zahlen (der erſte, zweite ꝛc.); endlich die, welche mit malig zuſammengeſetzt ſind (abermalig) ꝛc.

Das Adjectiv legt allezeit dem Subjecte das Prädicat bei; z. B. dieſer Menſch iſt tugendhaft. Wird aber das Prädicat näher modificirt; ſo iſt das Wort, welches das Adjectiv näher beſtimmt, ein Adverbium; z. B. dieſer Jüngling ſingt gut, wo: ſingen das Adjectiv, gut das Adverbium iſt.

Das Adjectiv wird flectirt, wenn es mit dem Subjecte unmittelbar, d. i. ohne Verbum verbunden iſt, und nimmt in der Declination das Geſchlecht des Subſtantivs an, z. B. der gute Menſch); es wird nicht flectirt, wenn es durch ein Verbum mit dem Subjecte verbunden wird, welches entweder die Copula ſelbſt iſt, oder dieſelbe in ſich enthält (z. B. dieſer Arzt iſt geſchickt. — Der Tugendhafte lebt zufrieden.) Uebrigens können die Adjectiva alle drei Geſchlechter der Subſtantiven annehmen.

Die Adjectiva ſtehen bisweilen ohne vorhergegangenen Artikel; z. B. er iſt ſächſiſchen Geblütes. — Mein Groſsvater, ſeligen Andenkens. — Zu hart und gewaltſam iſt folgende Stellung des Adjectivs, die ſelbſt bei guten Dichtern itzt immer häufiger wird; z. B. bei Salis:

Mitleid, Heil dir, du Geweihte,
Weiches Herzens, milder Hand,
Wallſt du an des Dulders Seite
Durch der Prüfung rauhes Land.

ſtatt; mit weichem Herzen und mit milder Hand ꝛc.

Die Adjectiva können zu Subſtantiven erhoben werden, z. B. der Gelehrte; der Tugendhafte ꝛc.

Zahlwörter können als Adjectiva gebraucht werden; z. B. der zweite Geliebte. — der dreiſsigſte Fall.

Die Adjectiva nehmen die Steigerung an. — Verbindet man ein Merkmal mit einem Gegenſtande, ohne den Grad zu bezeichnen, in welchem dieſes Merkmal andern Gegenſtänden zukommt; ſo ſagt man, das Adjectiv, durch welches ein Merkmal dem Gegenſtande ohne Vergleichung mit andern beigelegt wird, ſtehe im Poſitiv. Bezeichnet man aber durch das Adjectiv den höhern Grad, in welchem das Merkmal einem Subjecte im Gegenſatze von andern Gegenſtänden zukommt; ſo ſtehet das Adjectiv im Komparativ. Wird das Merkmal dem Subjecte in einem ſolchen

Grade beigelegt, daß alle andre Gegenſtände, denen daſſelbe Merkmal zukommt, in der Vergleichung hinter demſelben zurückbleiben; ſo ſtehet das Adjectiv im Superlativ.

Gottſcheds vollſtändigere Sprachkunſt, S. 247. ff.
Gottſcheds Kern ꝛc. S. 111. ff.
Adelungs Lehrgebäude ꝛc. Th. 1, S. 605. ff.
Deſſen Sprachlehre, S. 226. ff.
Heynatz Sprachlehre, S. 160. ff.
Vollbedings Sprachlehre, S. 30. ff.
Roths ſyſtem. Sprachlehre, S. 51. ff.
Hünerkochs Sprachlehre, S. 168. ff.
Heinſius Sprachlehre, S. 72. ff.

§. 151.

Empiriſcher Gebrauch des Particips.

Das Particip iſt ein von dem Verbo abgeleitetes Adjectiv, und ſtellt das Subject, dem es (als Attributiv) beigelegt wird, entweder als thätig, oder als empfangend dar. Dieſe Darſtellung des Subjectes ſetzt alſo eine Bewegung voraus, und da alle Bewegung nur unter der Form der Zeit gedacht werden kann; ſo ſchließt der Begriff des Particips den Nebenbegriff der Zeit in ſich ein.

Das Particip, (das man wohl nicht ganz richtig durch: Mittelwort deßhalb verteutſcht) weil es etwas vom Verbo und etwas vom Adverbio an ſich habe), ſtellt das Subject dar:

1) entweder als thätig, und dann iſt es ein Particip der gegenwärtigen Zeit (lebend; ſchreibend; wirkend ꝛc).

2) oder als empfangend (paſſiv,) und dann iſt es ein Particip der vergangenen Zeit (gelobt; gehofft; ꝛc.)

Nie enthält das Particip der erſten Art eine leidende, nie das Particip der zweiten Art eine thätige Bezeichnung. Im gemeinen Leben werden deßhalb viele Verſtöße begangen, (z. B. es iſt fehlerhaft zu ſagen: das ſäugende Kind, ſtatt: die ſäugende Mutter; — fehlerhaft zu ſagen: der ſich betrübte Vater, ſtatt: der ſich betrübende Vater).

Die Participia gelten als Adverbia (z. B. der wachend träumende Menſch; oder ich fand ihn ſitzend); als Adjectiva (z. B. der tröſtende Freund;) als Subſtantiva (z. B. der Liebende; der Geliebte ꝛc.).

Gleich den Adverbien und Adjectiven, werden die Participia (aber nicht alle) geſteigert, (z. B. ich habe keine reizendere Gegend geſehen — er iſt der geliebteſte Bruder).

Das Particip der erſten Art hat, in Beziehung auf ein Subject, den Caſus bei ſich, den das Verbum bei ſich führt, von dem es abſtammt (z. B. der mich beruhigende Freund; — die mir drohende Wolke ꝛc.)

Das Particip der zweiten Art verſtattet die Zuſammenſetzung mit andern Wörtern, (z. B. dornbewachſen; mondbeglänzt;)

Einige Participia der zweiten Art (der vergangenen Zeit) werden, wenn ſie als Adverbia oder Adjectiva ſtehen, in thätiger Bedeutung gebraucht (z. B. beleſen; beſorgt; ein eingebildeter Jüngling ꝛc.)

Der ſtyliſtiſche Gebrauch der Participien muß mit Vorſicht und mit ſteter Rückſicht auf den Zuſammenhang (und die Deutlichkeit in denſelben,) und auf den Wohlklang Statt haben (z. B. ein ſeine Fehler bereuender Menſch, iſt wohl grammatiſch richtig, aber ſtyliſtiſch ſchwerfällig; — ſt. ein Menſch, der ſeine Fehler bereut). Bisweilen bewirkt aber die Kürze, welche dem ſtyliſtiſchen Gebrauche des Particips eigen iſt, den Nachdruck in der Diction, (z. B. verſtoßen von allen, warf er ſich in meine Arme). Ganz fehlerhaft würde es ſeyn, zu ſagen: bei ſchön ſeiendem Wetter reiſete ich nach Leipzig; das wollte ich noch gefragt haben; er kommt gegangen, geritten ꝛc. oder wenn man die Participien mit zu conſtruirt: ein zu berechnender Fehler; ein zu lobender (ſt. lobenswürdiger) Mann ꝛc.

Gottſcheds vollſtändigere Sprachkunſt, S. 374. ff.
Gottſcheds Kern ꝛc. S. 173. ff.
Adelungs umſt. Lehrgeb. Th. 2, S. 3. ff.
Deſſen Sprachlehre, S. 297. ff.
Heynatz Sprachlehre, S. 219. f.

Vollbedings Sprachlehre, S. 152. ff.
Hünerkochs Sprachlehre, S. 247. ff.

§. 152.

Empiriſcher Gebrauch des Verbums.

Das Verbum iſt die Baſis der Urtheils. Durch daſſelbe wird nämlich ein Gegenſtand (Subject) mit ſeinem Merkmale (Prädicat) verbunden, und alſo von dem erſten etwas ausgeſagt (geurtheilt). Nur in dem einzigen Verbo: Sein liegt die reine Copula; in allen übrigen iſt das Prädicat und die Copula verbunden. Das logiſche Sein iſt daher die Grundlage der Verbindung des Subjects und Prädicats. — Alle Redetheile, die ſich mit der Bezeichnung des Unſelbſtſtändigen beſchäftigen, ſtehen mit dem Verbo in Verwandtſchaft (z. B. das Adjectiv, Particip, Adverbium); dagegen die Redetheile, welche zur Bezeichnung des Selbſtſtändigen, oder zum Kreiſe ſeiner ſtyliſtiſchen Umgebung gehören (Artikel, Zahlwort, Präpoſition, Pronomen), mit dem Subſtantive verwandt ſind. (vergl. §. 139).

Der Infinitiv (der kein Modus iſt,) iſt der Stamm aller übrigen Theile des Verbi. Er iſt dem Subſtantiv am meiſten verwandt, und kann durch den vorgeſetzten Artikel ſogleich zu einem Subſtantive erhoben werden.

Bei der empiriſchen Analyſis des Verbum ſehen wir theils auf die Arten, theils auf die Merkmale deſſelben.

A) Die Arten des Verbum.

a) Es ſind entweder Stammwörter, oder abgeleitete Wörter. Die letztern entſtehen theils durch die Veränderung des Vokals oder der Conſonanten im Stammworte; theils durch Ableitungsſylben, die entweder vor- oder nachgeſetzt werden, (entfallen; — faulenzen).

b) Es ſind entweder einfache, oder zuſammengeſetzte Wörter. Die letztern ſind entweder mit Subſtantiven, oder mit Adjectiven und Adverbien, oder mit Partikeln zuſammengeſetzt (hohnlächeln; — aufſuchen; mißbrauchen.)

c) Es ſind entweder **perſönliche** (perſonalia) oder **unperſönliche** (imperſonalia). In den erſtern iſt das Subject als Perſon aufgeführt (z. B. ich bete; er wünſchet ꝛc.); in den zweiten wird das Subject durch es ausgedrückt (z. B. es frieret; es geſchah; es regnet ꝛc.).

d) Es ſind entweder **ſubſtantiva** oder **adjectiva**. Zu den erſten gehören nur die beiden Verba: **ſeyn** und **werden**, welche blos die Kopula enthalten, ſtatt daß die andern, nebſt der Kopula, auch noch das Prädicat bezeichnen.

e) Die Verba adjectiva ſind entweder *tranſitiva* oder *intranſitiva*.

α) *tranſitiva*, durch welche dem Subjecte eine Beziehung auf einen außerhalb des Subjects befindlichen Gegenſtand beigelegt wird. Dieſe Beziehung iſt:

1) entweder **thätig** (activum), ich preiſe **dich** — ich liebe **dich** ꝛc.;

2) oder **leidend** (paſſivum), ich **werde** geprieſen — ich **werde** geliebt ꝛc.

β) *intranſitiva* (neutra), durch welche dem Subjecte etwas beigelegt wird, das man an demſelben allein denken kann; bald eine **Beſchaffenheit** (ich glänze); bald ein **Zuſtand**, (ich ſitze); bald eine **Handlung**, (ich bete). Sie werden als Activa flectirt.

(Einige können tranſitiva und intranſitiva zugleich ſeyn; z. B. er hat den Tyrannen geſtürzt (tranſitiv), — er iſt vom Felſen geſtürzt (intranſitiv).

(Zu den Verbis activis gehören auch die **reciproca**, durch welche das Subject nach einer Handlung dargeſtellt wird, die ſich allein auf daſſelbe bezieht, wo es alſo **als handelnd und leidend zugleich** erſcheint. (z. B. Er freuet ſich. — Wir lieben uns. — Er hat ſich ſehr entwickelt.)

f) Die **umſchreibenden** Wörter ſind ſolche, deren man ſich zur Flexion andrer Zeitwörter bedient, ſo daß ſie **entweder den Modus**, (theils den Indicativ, theils den Conjunctiv), **oder das Tempus** umſchreiben.

Den Modus umſchreiben: können, mögen, wollen, dürfen, ſollen, müſſen, das Tempus umſchreiben die drei Hülfswörter: ſeyn, werden, haben.

(Hieher gehören noch folgenden Arten des Verbum, durch welche gewiſſe Nebenumſtände bezeichnet werden, welche man an der dargeſtellten Handlung, oder in dem dargeſtellten Zuſtande wahrnimmt. Sie ſind abgeleitete Wörter.

Z. B. das Factitivum, zur Bezeichnung einer Handlung oder eines Zuſtandes an dem leidenden Gegenſtande (einſchläfern — räuchern ꝛc.);

das Iterativum (Frequentativum), zur Bezeichnung der Wiederhohlung einer Handlung (betteln, flattern — rütteln.)

das Imitativum, zur Bezeichnung der Nachahmung einer Handlung (kindern ꝛc.)

das Intenſivum, zur Bezeichnung des höhern Grades, nach welchem dem Subjecte das Prädicat im Verbo beygelegt wird (herrſchen; ſchnarchen ꝛc.)

das Diminutiv, zur Bezeichnung des niedrigern Grades, nach welchem dem Subjecte das Prädicat im Verbo beigelegt wird (kränkeln, lächeln, blinzeln ꝛc.)

das Deſiderativum, zur Bezeichnung des Verlangens nach dem Zuſtande oder der Handlung, welche im Prädicate vorkommen (ſchläfern ꝛc.)

B) Merkmale des Verbum, unter der Vorausſetzung der Flexion, welche bei dem Verbo: Conjugation heißt.

a) Jedes Verbum ſtehet in einem Modus, d. h. es wird in demſelben, außer der Angabe der Verknüpfung des Subjects und Prädicats (Kopula), auch die Art und Weiſe des Verhältniſſes zwiſchen Subject und Prädicat ausgedrückt. — Die Art und Weiſe dieſes Verhältniſſes wird aber in der Bezeichnung als wirklich, oder als möglich, oder als nothwendig ausgedrückt Die drei Modi ſind:

α) der Indicativ, durch welchen die wirkliche,

β) der Conjunctiv, durch welchen die mögliche,

γ) der Imperativ, durch welchen die nothwendige Verknüpfung des Prädicats mit dem Subjecte ausgeſagt wird.

(Der Infinitiv iſt kein eigner Modus, da das Prädicat durch denſelben überhaupt (d. i. ohne es in einen Modus zu ſetzen) angegeben wird. —

(Das Particip iſt ebenfalls kein eigner Modus, ſondern ein von dem Verbo abgeleitetes Adjectiv mit dem Nebenbegriffe der Zeit, weil die Darſtellung des Subjects, theils als thätig (im Activo), theils als leidend (im Paſſivo), eine Bewegung deſſelben vorausſetzt, jede Bewegung aber nur in der Zeit geſchieht.

b) Jedes Verbum ſtehet aber auch in einem Tempus, d. h. es wird, außer der Angabe der Verknüpfung des Subjects und Prädicats (Kopula), auch der **Zeitpunct** bezeichnet, in welchem jene Verknüpfung ſtatt findet. Die Zeit wird aber entweder als **Gegenwart**, oder als **Vergangenheit**, oder als **Zukunft** dargeſtellt. Daraus gehen die **drei Haupttempora** hervor. Die **untergeordneten** Tempora in jeder einzelnen Sprache laſſen ſich **nur empiriſch** angeben. In der teutſchen Sprache gibt es:

α) ein Tempus für die Bezeichnung der **Gegenwart**, das Präſens;

β) **drei** Tempora für die Bezeichnung der **Vergangenheit**; das **Imperfectum**, **Perfectum** und **Plusquamperfectum**;

γ) **zwei** Tempora für die Bezeichnung der **Zukunft**; das **Futurum ſimplex** und das **Futurum exactum**, welches die zukünftige Zeit darſtellt, als wäre ſie **bereits vergangen**, d. i. einen Zuſtand, oder eine **Handlung als künftig und vergangen zugleich**.

Theoretiſch läßt ſich das Verhältniß, in welchem die drei Formen der Vergangenheit gegen einander ſtehen und ſtehen ſollen, beſtimmter angeben, als es practiſch von den Schriftſtellern feſtgehalten wird. Sehr richtig beſtimmt Roth dieſes Verhältniß ſo: „das Perfect zeigt einen Zuſtand, oder eine Handlung in der Vergangenheit an, ohne Beziehung auf einen andern Zuſtand, oder eine andere Handlung in der Vergangenheit; das Imperfect drückt einen Zuſtand, oder eine Handlung in der Vergangenheit aus, neben welchen noch ein Zuſtand, oder eine Handlung ſtatt fand; das Plusquamperfect drückt einen Zuſtand oder eine Handlung aus, nach welchen ein anderer Zuſtand

oder eine andere Handlung, zuweilen als Wirkung der erſtern, erfolgt iſt.„)

§. 153.
Flexion des Verbum.

Durch die Conjugation wird das Verbum flectirt (verändert,) um das **Genus**, den **Modus**, das **Tempus**, den **Numerus** und die **Perſon** zu bezeichnen: das **Genus**, ob das Verbum ein Activum, Paſſivum, oder **Neutrum** iſt, (obgleich das Neutrum keine von dem Activo verſchiedene Form der Conjugation hat); den **Modus** ob es im Indicativ, Conjunctiv, oder Imperativ ſtehe; das **Tempus**, ob das Verhältniß zwiſchen Subject und Prädicat als gegenwärtig vergangen, oder künftig beſtimmt werde; den **Numerus**, ob das Verhältniß von einer oder von mehrern Perſonen ausgeſagt werde; die **Perſon**, ob dem Verhältniſſe das Ich, das Du, oder eine dritte **Perſon** zum Grunde liege.

Die Conjugation iſt **einfach**, wenn zur Veränderung des Wortes kein Hülfswort nöthig iſt; in dem letztern Falle heißt ſie **umſchreibend** (periphraſtica). In der teutſchen Sprache gehört zur einfachen Conjugation blos das **Präſens** und **Imperfect** im Indicativ, Conjunctiv und Infinitiv, und der **Imperativ**. Das **Perfectum**, **Plusquamperfectum**, die **beiden Futura** und das **ganze Paſſivum** werden blos durch die Hülfswörter, **ſeyn**, **werden** und **haben**, gebildet.

Die Conjugation heißt **regelmäßig**, wenn in derſelben, bei den angehängten Biegungslauten, der Stammlaut **unverändert bleibt**, **unregelmäßig**, wenn der Stammlaut durch die Biegung verändert wird. (Dies letztere geſchieht bei einigen Verbis nur in einigen Temporibus, die übrigens ganz regelmäßig gehen.)

§. 154.
א) Conjugation der Hülfswörter.

A) Seyn.

	1. Indicativ.	2. Conjunctiv.

Präſens.

Sing.	Ich bin.	Ich ſey.
	Du biſt.	Du ſeyeſt (ſeyſt).
	Er (ſie, es, man) iſt.	Er, ſie, es ſey.
Plur.	Wir ſind.	Wir ſeyen, (ſeyn).
	Ihr ſeyd.	Ihr ſeyet.
	Sie ſind.	Sie ſeyen, (ſeyn).

Imperfectum.

Sing.	Ich war.	Ich wäre.
	Du wareſt (warſt).	Du wäreſt, (wärſt)
	Er war.	Er wäre.
Plur.	Wir waren.	Wir wären.
	Ihr waret.	Ihr wäret.
	Sie waren.	Sie wären.

Perfectum.

Sing.	Ich bin geweſen,	Ich ſey geweſen.
	Du biſt geweſen.	Du ſeyſt geweſen.
	Er iſt geweſen.	Er ſey geweſen.
Plur.	Wir ſind geweſen.	Wir ſind geweſen.
	Ihr ſeyd geweſen.	Ihr ſeyet geweſen.
	Sie ſind geweſen.	Sie ſeyen geweſen.

Plusquamperfectum.

Sing.	Ich war geweſen.	Ich wäre geweſen.
	Du wareſt (warſt) geweſen.	Du wäreſt geweſen.
	Er war geweſen.	Er wäre geweſen.
Plur.	Wir waren geweſen.	Wir wären geweſen.
	Ihr waret geweſen.	Ihr wäret geweſen.
	Sie waren geweſen.	Sie wären geweſen.

Futurum ſimplex.

Sing.	Ich werde ſeyn.	Ich werde ſeyn.
	Du wirſt ſeyn.	Du werdeſt ſeyn.
	Er wird ſeyn.	Er werde ſeyn.

Plur.	Wir werden ſeyn.	Wir werden ſeyn.
	Ihr werdet ſeyn.	Ihr werdet ſeyn.
	Sie werden ſeyn.	Sie werden ſeyn.

Futurum exactum.

S.	Ich werde geweſen ſeyn.	Ich werde geweſen ſeyn.
	Du wirſt geweſen ſeyn.	Du werdeſt geweſen ſeyn.
	Er wird geweſen ſeyn.	Er werde geweſen ſeyn.
P.	Wir werd. geweſen ſeyn.	Wir werden geweſen ſeyn.
	Ihr werdet geweſen ſeyn	Ihr werdet geweſen ſeyn.
	Sie werd. geweſen ſeyn.	Sie werden geweſen ſeyn.

3. Imperativ.

Sing. Sey. Plur. Seyd.

Infinitiv (unbeſtimmte Form).	Partic. (abgeleitetes Adjectiv.)
Präſ. Seyn.	Präſ. Seyend oder weſend (veraltet), kommt blos in den Compoſitis: Daſeiend — anweſend; abweſend, vor.)
Perf. geweſen ſeyn.	
Fut. Seyn werden.	Perf. geweſen.

---

§. 155.

B) Werden.

(durch welches Paſſiva gebildet werden.)

	1. Indicativ.	2. Conjunctiv.
	Präſens.	
Sing.	Ich werde.	Ich werde.
	Du wirſt.	Du werdeſt.
	Er (ſie, es, man) wird	Er werde.
Plur.	Wir werden.	Wir werden.
	Ihr werdet.	Ihr werdet.
	Sie werden.	Sie werden.

Imperfectum.

Sing.	Ich ward (wurde.)	Ich würde.
	Du wardſt (wurdeſt)	Du würdeſt.
	Er ward (wurde,)	Er würde.
Plur.	Wir wurden.	Wir würden.
	Ihr wurdet.	Ihr würdet.
	Sie wurdet.	Sie würden.

Perfectum.

Sing.	Ich bin geworden, (nicht: ich bin worden.	Ich ſei geworden, (nicht: ich ſei worden.)
	Du biſt geworden.	Du ſeyſt geworden.
	Er iſt geworden.	Er ſey geworden.
Plur.	Wir ſind geworden.	Wir ſeyen geworden.
	Ihr ſeyd geworden.	Ihr ſeyet geworden.
	Sie ſind geworden.	Sie ſeyen geworden.

Plusquamperfectum.

Sing.	Ich war geworden.	Ich wäre geworden.
	Du wareſt geworden	Du wäreſt geworden.
	Er war geworden.	Er wäre geworden.
Plur.	Wir waren geworden.	Wir wären geworden
	Ihr waret geworden.	Ihr wäret geworden.
	Sie waren geworden	Sie wären geworden.

Futurum ſimplex.

Sing.	Ich werde werden.	Ich werde werden.
	Du wirſt werden.	Du werdeſt werden.
	Er wird werden.	Er werde werden.
Plur.	Wir werden werden.	Wir werden werden.
	Ihr werdet werden.	Ihr werdet werden.
	Sie werden werden.	Sie werden werden.

Futurum exactum.

S.	Ich werde geworden ſeyn.	Ich werde geworden ſeyn.
	Du wirſt geworden ſeyn.	Du werdeſt geworden ſeyn.
	Er wird geworden ſeyn.	Er werde geworden ſeyn.

P.	Wir werd. geworden ſeyn.	Wir werden geworden ſeyn.
	Ihr werd. geworden ſeyn.	Ihr werdet geworden ſeyn.
	Sie werd. geworden ſeyn.	Sie werden geworden ſeyn.

3. Imperativ.

Sing. Werden. Plur. Werdet.

Infinitiv.	(Particip. abgeleitetes Adjectiv.)
Präſ. werden.	Präſ. werdend.
Perf. geworden ſeyn.	Perf. geworden.
Fut. werden werden.	

---

§. 156.

C) Haben *).

	1. Indicativ.	2. Conjunctiv.
	Präſens.	
Sing.	Ich habe.	Ich habe.
	Du haſt.	Du habeſt.
	Er, (ſie, es, man) hat	Er habe.
Plur.	Wir haben.	Wir haben.
	Ihr habet (habt.)	Ihr habet.
	Sie haben.	Sie haben.
	Imperfectum.	
Sing.	Ich hatte.	Ich hätte.
	Du hatteſt.	Du hätteſt.
	Er hatte.	Er hätte.
Plur.	Wir hatten.	Wir hätten.
	Ihr hattet.	Ihr hättet.
	Sie hatten.	Sie hätten.

*) Dieſes Hülfswort ergänzt ſelbſt ſeine mangelhaften Tempora durch das auxiliare; werden.

Perfectum.

Sing.	Ich habe gehabt.	Ich habe gehabt.
	Du haſt gehabt.	Du habeſt gehabt.
	Er hat gehabt.	Er habe gehabt.
Plur.	Wir haben gehabt.	Wir haben gehabt.
	Ihr habet (habt) gehabt.	Ihr habet gehabt.
	Sie haben gehabt.	Sie haben gehabt.

Plusquamperfectum.

Sing.	Ich hatte gehabt.	Ich hätte gehabt.
	Du hatteſt gehabt.	Du hätteſt gehabt.
	Er hatte gehabt.	Er hätte gehabt.
Plur.	Wir hatten gehabt.	Wir hätten gehabt.
	Ihr hattet gehabt.	Ihr hättet gehabt.
	Sie hatten gehabt.	Sie hätten gehabt.

Futurum ſimplex.

Sing.	Ich werde haben.	Ich werde haben.
	Du wirſt haben.	Du werdeſt haben.
	Er wird haben.	Er werde haben.
Plur.	Wir werden haben.	Wir werden haben.
	Ihr werdet haben.	Ihr werdet haben.
	Sie werden haben.	Sie werden haben.

Futurum exactum.

S.	Ich werde gehabt haben.	Ich werde gehabt haben.
	Du wirſt gehabt haben.	Du werdeſt gehabt haben.
	Er wird gehabt haben.	Er werde gehabt haben.
P.	Wir werd. gehabt haben.	Wir werden gehabt haben.
	Ihr werd. gehabt haben.	Ihr werdet gehabt haben.
	Sie werden gehabt haben	Sie werden gehabt haben.

3 Imperativ.

Sing. Habe. Plur. Habet.

Infinitiv.	Particip (abgeleitetes Adjectiv.)
Präſ. haben.	Präſ. habend.
Perf. gehabt haben.	Perf. gehabt.
Futur. haben werden.	

§. 157.

2) Schema zur Conjugation der regelmäßigen Zeitwörter.

A) Activum.

	1. Indicativ.	2. Conjunctiv.
	Präſens.	
Sing.	Ich lobe.	Ich lobe.
	Du lobeſt (lobſt.)	Du lobeſt.
	Er (ſie, es, man) lobet (lobt).	Er lobe.
Plur.	Wir loben.	Wir loben.
	Ihr lobet, (lobt).	Ihr lobet.
	Sie loben.	Sie loben.
	Imperfectum.	
Sing.	Ich lobte.	Ich lobete.
	Du lobteſt.	Du lobeteſt.
	Er lobte.	Er lobete.
Plur.	Wir lobten.	Wir lobeten.
	Ihr lobtet.	Ihr lobetet.
	Sie lobten.	Sie lobeten.

(Das Imperfectum hat die einfache Conjugation.)
(die vier folgenden Tempora haben die umſchreibende Conjugation.)

	Perfectum.	
Sing.	Ich habe gelobt.	Ich habe gelobt.
	Du haſt gelobt.	Du habeſt gelobt.
	Er hat gelobt.	Er habe gelobt.
Plur.	Wir haben gelobt	Wir haben gelobt.
	Ihr habt gelobt.	Ihr habet gelobt.
	Sie haben gelobt.	Sie haben gelobt.

Plusquamperfectum.

Sing.	Ich hatte gelobt.	Ich hätte gelobt.
	Du hatteſt gelobt.	Du hätteſt gelobt.
	Er hatte gelobt.	Er hätte gelobt.
Plur.	Wir hatten gelobt.	Wir hätten gelobt.
	Ihr hattet gelobt.	Ihr hättet gelobt.
	Sie hatten gelobt.	Sie hätten gelobt.

Futurum ſimplex.

Sing.	Ich werde loben.	Ich werde loben.
	Du wirſt loben.	Du werdeſt loben.
	Er wird loben.	Er werde loben.
Plur.	Wir werden loben.	Wir werden loben.
	Ihr werdet loben.	Ihr werdet loben.
	Sie werden loben.	Sie werden loben.

Futurum exactum.

S.	Ich werde gelobt haben.	Ich werde gelobt haben.
	Du wirſt gelobt haben.	Du werdeſt gelobt haben.
	Er wird gelobt haben.	Er werde gelobt haben.
P.	Wir werden gelobt haben	Wir werden gelobt haben.
	Ihr werdet gelobt haben.	Ihr werdet gelobt haben.
	Sie werden gelobt haben.	Sie werden gelobt haben.

3. Imperativ.

Sing. lobe. Plur. lobet (einfache Conj.)

Infinit.

Präſ. loben. (einfache Conjug.)	(abgeleitetes Adjectiv)
Perf. gelobt haben.	Präſ. lobend.
Fut. ſimp. loben werden.	Perf. gelobt.
Fut. exact. werden gelobt haben.	Part. (umſchreib. Conj.

§. 158.

2) Paſſivum. (durchgehends umſchreibende Conjugation.)

1. Indicativ. 2. Conjunctiv.

Präſens.

Sing.	Ich werde gelobt.	Ich werde gelobt.
	Du wirſt gelobt.	Du werdeſt gelobt.
	Er wird gelobt.	Er werde gelobt.

P.	Wir werden gelobt.	Wir werden gelobt.
	Ihr werdet gelobt.	Ihr werdet gelobt.
	Sie werden gelobt.	Sie werden gelobt.

Imperfectum.

S.	Ich ward (wurde) gelobt.	Ich würde gelobt.
	Du wardſt (wurdeſt) gel.	Du würdeſt gelobt.
	Er ward (wurde) gelobt.	Er würde gelobt.
P.	Wir warden gelobt.	Wir würden gelobt.
	Ihr wardet gelobt.	Ihr würdet gelobt.
	Sie wurden gelobt.	Sie würden gelobt.

Perfectum.

S.	Ich bin gelobt worden.	Ich ſey gelobt worden.
	Du biſt gelobt worden.	Du ſeyſt gelobt worden.
	Er iſt gelobt worden.	Er ſey gelobt worden.
P.	Wir ſind gelobt worden.	Wir ſeyn gelobt worden.
	Ihr ſeid gelobt worden.	Ihr ſeyd gelobt worden.
	Sie ſind gelobt worden.	Sie ſeyen gelobt worden.

Plusquamperfectum.

S.	Ich war gelobt worden.	Ich wäre gelobt worden.
	Du warſt gelobet worden	Du wäreſt gelobt worden.
	Er war gelobet worden.	Er wäre gelobet worden.
P.	Wir waren gelobt worden	Wir wären gelobt worden.
	Ihr waret gelobt worden.	Ihr wäret gelobet worden.
	Sie waren gelobt worden	Sie wären gelobet worden.

Futurum ſimplex.

S.	Ich werde gelobt werden.	Ich werde gelobt werden.
	Du wirſt gelobt werden.	Du werdeſt gelobt werden.
	Er wird gelobt werden.	Er werde gelobt werden.
P.	Wir werden gel. werden.	Wir werden gelobt werden.
	Ihr werdet gelobt werden.	Ihr werdet gelobt werden.
	Sie werden gel. werden.	Sie werden gelobt werden.

Futurum exactum.

S.	Ich werde gelobt word. ſeyn.	Ich werde gelobt worden ſeyn
	Du wirſt gelobt worden ſeyn.	Du werdeſt gelobt word. ſeyn.
	Er wird gelobt worden ſeyn.	Er werde gelobt worden ſeyn.

P. Wir werd. gelobt word. ſeyn.	Wir werden gelobt word. ſeyn.
Ihr werd. gelobt word. ſeyn.	Ihr werdet gelobt word. ſeyn.
Sie werd. gelobt word. ſeyn.	Sie werden gelobt word. ſeyn.

---

3) Imperativ.

Sing. Werde gelobt. Plur. Werdet gelobt.

Infinitiv.

Präſ. gelobt werden.
Perf. gelobt worden ſeyn.
Fut. ſimplex. werden gelobt werden.
Fut. exactum. werden gelobt worden ſeyn.

(Es iſt in unſerer an Vokalen ſo armen Sprache wirklich fehlerhaft, gelobt, ſtatt gelebet zu ſagen. Die Dichter und die Sprache des gemeinen Lebens, wo Vokale in den Endſylben ſo leicht verſchlucket werden, ſind größtentheils Schuld daran. Schriftſteller, die Sorgfalt auf den Ausdruck wenden, und ſich im Style ſo viel als möglich gleich bleiben, ſollten die Rechte der unſchuldiger Weiſe ausgeſtoßenen Vokale wieder geltend zu machen ſuchen.)

(Die zuſammengeſetzten Verba unterſcheiden ſich in der Conjugation blos darin, daß einige durchgehends zuſammengeſetzt bleiben, andere aber oft getrennt werden.)

(In der Conjugation der reciproken Zeitwörter wird die vorausſtehende Perſon zweimal bezeichnet; z. B. ich freue mich; ich gräme mich ꝛc.)

§. 159.

Ueber die Conjugation der unregelmäßigen Zeitwörter.

So wie in den frühern Zeiten der Bildung einer Sprache überhaupt in der Mitte derſelben viel Willkühr herrſchte; ſo zeigte ſich dieſelbe auch beſonders in der Conjugation. Die Conjugation der unregelmäßigen Zeitwörter iſt ein Ueberreſt dieſer Willkühr, welcher durch die provinziellen Eigenheiten unterſtützt und erhalten wird, obgleich nach und nach ſehr viele ehemals unregelmäßige Zeitwörter beinahe durchgehends die regelmäßige Form angenommen, und nur in ei-

nigen Modifikationen die unregelmäßige beibehalten haben. Ob es nun gleich von der einen Seite vielleicht wegen der innern Symmetrie und Oekonomie der Sprache zu wünſchen wäre, daß allmählig alle unregelmäßige Zeitwörter die Formen der regelmäßigen annähmen; ſo iſt von der andern dies weder zu erwarten, noch zu wünſchen. Nicht zu erwarten; denn die dazu nöthige Uebereinkunft würde ſich weder bei den Schriftſtellern, noch bei dem gemeinen Volke, alſo weder im Schreiben, noch im Sprechen ausmitteln laſſen; aber auch nicht zu wünſchen, weil die Sprache dadurch viel an Wohlklang und Mannigfaltigkeit, welche durch die Abwechslung hervorgebracht wird, verlieren würde. Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß alle dieſe Unregelmäßigkeiten nur in den Kreis der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft gehören können.

Man hat es auf verſchiednen Wegen verſucht, dieſe unregelmäßigen Zeitwörter zu klaſſificiren, um ſie deſto leichter überſehen und gebrauchen zu lernen. Schon Gottſched (vollſtändigere teutſche Sprachkunſt S. 329 ff.) machte einen nicht unglücklichen Verſuch deshalb. Ausführlicher behandelt ſie Adelung (umſtändliches Lehrgebäude der teutſchen Sprache, Th. 1, S. 783 — 820; dann: deſſen teutſche Sprachlehre, S. 267. ff.) dem die meiſten, mit mehrern oder wenigern Abänderungen gefolgt ſind. Adelung theilt die irregulären Verba in zwei Ordnungen. Die erſte hat im Imperfecto und Participio die gewöhnlichen Biegungsſylben te und t, ändert aber gemeiniglich etwas an der Wurzel ſelbſt. Die zweite macht die erſte und dritte einfache Perſon des Imperfects im Indicative ohne Biegungslaut, durch bloße Aenderung der Wurzel, und endet das Participium des Perfects, anſtatt et oder t, auf en. Dieſe zweite Ordnung theilt er denn wieder in drei Klaſſen, und jede derſelben in mehrere Arten; zuletzt führt er die auf, die unter alle dieſe Ordnungen, Klaſſen und Arten nicht paſſen.

Vollbeding (teutſche Sprachlehre S. 196. ff.) macht allerdings Adelungen nicht ohne Grund den Vorwurf, daß er keine allgemeinen Regeln dafür aufgeſtellt habe, die

ſich doch wohl auffinden ließen *), und verſucht dann eine neue Klaſſifikation der irregulären Zeitwörter, die ſich wenigſtens ſehr durch Einfachheit und Deutlichkeit empfiehlt. Er nimmt drei Klaſſen an:

1) diejenigen Zeitwörter, welche den Vokal des Präſens blos im (einſylbigen) Imperfect verändern und ihn im Particip wieder annehmen, (z. B. geneſen, genas, geneſen; fallen, fiel, gefallen; laden, lud, geladen; ſchlafen, ſchlief, geſchlafen; ꝛc.).

2) diejenigen Zeitwörter, welche im Imperfect und Particip einerlei Vokal haben, (z. B. betriegen, betrog, betrogen,; biegen, bog, gebogen; entſprießen, entſproß, entſproßen; ſchleichen, ſchlich, geſchlichen; ꝛc.)

3) diejenigen Zeitwörter, welche im Präſens, Imperfectum und Particip den Vokal verändern, (z. B. beginnen, begann, begonnen; dringen, drang, gedrungen; helfen half, geholfen; ſinken, ſank, geſunken; ꝛc.)

Dieſe Klaſſifikation bei Vollbeding, S. 197 — 205, ſcheint Vorzüge von allen bisherigen Verſuchen dieſer Art zu haben, und ſollte die übrigen Klaſſifikationen der unregelmäßigen Zeitwörter allmälig aus der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft verdrängen **).

Ueber das Verbum überhaupt zu vergleichen:
Gottſcheds vollſtändigere Sprachkunſt, S. 294. ff.
Gottſcheds, Kern ꝛc. S. 131. ff.
Adelungs umſtändl. Lehrg. b. Th. 1, S. 717. ff.
Deſſen teutſche Sprachlehre, S. 248. ff.
Deſſen Auszug ꝛc. S. 107. ff.

*) Obgleich Vollbeding, S. 195, zu weit gehet, wenn er behauptet: daß die unregelmäßigen Zeitwörter eigentlich nicht regellos, ſondern nur einer beſondern Regel unterworfen wären, die in dem Sprachgebrauche tief verborgen liege.

**) Eben ſo findet ſich bei Vollbeding S. 207. ff. ein Verzeichniß der Wörter, welche mit dem Hülfsworte: haben; S. 210. ff. ein Verzeichniß derer, welche mit dem Hülfsworte: ſeyn, und S. 215 ff. ein Verzeichniß derer, welche mit beiden zugleich conſtruirt werden, je nachdem die Bedeutung mehr thätig, oder mehr leidend iſt.

Heynatz Sprachlehre, S. 192. ff.
Vollbedings Sprachlehre, S. 162. ff.
Roths ſyſtem. Sprachlehre, S. 56. ff. u. S. 170. ff.
Deſſen Anfangsgründe ꝛc. S. 39. ff. u. S. 113. ff.
Hünerkochs Sprachl. S. 196. ff.
Heinſius Sprachlehre, S. 91. ff.
Rambachs neue teutſche Sprachlehre, S. 116. ff.
Stutz kleine teutſche Sprachl. S. 109. ff.
Wismayrs Grundſ. der teutſchen Sprache, Th. 1, S. 71. ff.

§. 160.

Empiriſcher Gebrauch des Adverbii.

Der Charakter des Adverbii, als iſolirten Redetheils, beſteht darin, daß das Unſelbſtſtändige und Zufällige, welches dem Subjecte im Prädicate (dies ſei nun Adjectiv, oder Particip, oder Verbum) beigelegt wird, durch das Adverbium nach ſeinem Verhältniſſe zum Subject näher modificirt angegeben wird. Sobald die Verbindung des Adjectivs, Particips oder Verbi mit dem Subſtantiv hinreicht für die Bezeichnung des Verhältniſſes zwiſchen Subject und Prädicat; ſobald fällt auch das Adverbium aus dem ſtyliſtiſchen Zuſammenhange hinweg, weshalb es auch, nach ſeiner Stellung in der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft, die Reihe der Redetheile ſchließt, durch welche das Unſelbſtſtändige bezeichnet wird. Sobald aber der ſtyliſtiſche Zuſammenhang, in welchem die Angabe des Verhältniſſes zwiſchen Subject und Prädicat enthalten iſt, es erfordert, daß, der Deutlichkeit und Beſtimmtheit, oder der Vollendung der Bezeichnung wegen, dieſes Verhältniß näher modificirt werde; ſo tritt die Function des Adverbii ein.

Dieſe Function iſt aber von doppelter Art:

1) theils iſt es oft nöthig, daß die Beſchaffenheit des Zufälligen und Unſelbſtſtändigen näher angegeben werde; (Beſchaffenheitswort.)
2) theils müſſen oft die Umſtände und Verhältniſſe näher angegeben werden, unter welchen die Verbindung des Subjects mit dem Prädicate gedacht wird (Umſtandswort.)

Zwar ſcheint die Verbindung dieſer beiden Bezeichnungsarten in einem und demſelben Redetheile ſchwierig zu ſein *); aber dieſe Schwierigkeit hebt ſich, wenn man das Adverbium überhaupt nur als **die Form der Bezeichnung des Zufälligen am Zufälligen** denkt. Eben deshalb kann auch das Adverbium nie **unmittelbar**, wie z. B. das Adjectiv, Particip und Verbum, mit dem Subſtantiv verbunden werden, ſondern allezeit nur **mittelbar** durch das ſchon bei dem Subjecte ſich befindliche Prädicat, und nie durch die bloße Copula

(Z. B. der Tiſch iſt roth. — Hier iſt roth das Adjectiv und nicht das Adverbium; denn es enthält die Bezeichnung des Zufälligen am Subjecte, und ſteht durch die Kopula in unmittelbarer Verbindung mit demſelben. Auch kann es ſogleich vor das Subject geſetzt werden, (der rothe Tiſch), ohne daß der Begriff des Subjects dadurch verändert würde. Das letztere iſt auch der Fall mit dem Particip, welches deshalb den wahren Charakter des Adjectivs trägt. (z. B. der Vater iſt liebend; — und der liebende Vater, iſt völlig identiſch). — So iſt es auch mit dem Prädicate im Verbo. Die Sonne ſcheint, iſt daſſelbe als: die Sonne iſt ſcheinend; nur daß im Verbo adjectivo: ſcheint, ſogleich die Kopula mit enthalten iſt. — Etwas ganz anders iſt es, wenn man hinzuſetzt: Die Sonne ſcheint blutroth, wo das Zufällige an der Sonne (das Scheinen), näher modificirt (d. i. als blutroth angegeben) wird. Dann iſt dieſes blutroth ein Adverbium, und zwar ein Beſchaffenheits- und kein Umſtandswort. Ueberhaupt iſt die Verwandtſchaft und Verwechslung des Adverbii mit dem Adjective, Particip und Verbo blos nach ſeiner Function: als Beſchaffenheitswort, und nie als Umſtandswort möglich **).

*) Auch haben mehrere daran Anſtoß genommen, beſonders Etzler, Beitr. zur Kritik des Schulunterrichts. 4s St. S. 153. ff.

**) Die hier aus der empiriſchen Anſicht der Sprache entlehnte Darſtellung des Adverbii iſt nur ein Verſuch, in dieſe dunkle Lehre auf eine neue Weiſe Licht und Beſtimmung zu bringen. Von jeher haben mehrere Sprachforſcher es nicht begreifen können, wie ein und derſelbe Redetheil zugleich Beſchaffenheits- und Umſtandswort ſeyn könne. — Adelung, veranlaßt durch die ſo leichte Erklärbarkeit man-

§. 161.

Fortſetzung.

1) Das Adverbium als Beſchaffenheitswort (adverbium qualitatis), bezeichnet das Zufällige am Zufälligen, alſo an dem dargeſtellten Subjecte. Nie kann ein Adverbium unmittelbar mit dem Subjecte ſtehen, ſondern allezeit nur zur nähern Bezeichnung desjenigen Begriffes, welcher in einem mit dem Subjecte bereits verbundenen Prädicate enthalten iſt. Dieſer im Prädicate enthaltene Begriff wird nur durch das Adverbium näher modificirt, d. h. entweder deutlicher angegeben, oder beſtimmter entwickelt, oder erweitert, oder eingeſchränkt. — Um alſo das Adverbium von dem Adjective und Particip unterſcheiden zu können (von dem Verbo iſt es ohnehin ſehr leicht zu unterſcheiden), ſucht man in dem ſtyliſtiſchen Zuſammenhange das Prädicat zum Subjecte auf. Nur wenn dieſes Prädicat vorhanden iſt, iſt es möglich, daß ein Adverbium auch vorhanden ſeyn könne. Da aber ein Subject in einem

cher andern empiriſchen Sprachaufgaben aus der verſuchten höhern Geltung des Adverbii, erhob daſſelbe zu einem der weſentlichſten Redetheile, und ſtellte es in ſeiner teutſchen Sprachlehre ſogleich nach dem Subſtantive, mit der Verſicherung in der Vorrede: daß im Teutſchen kein Adjectiv ohne ein vorhergegangenes Adverbium möglich ſey. — Dies dem großen Sprachforſcher einſt vollen zugegeben; ſo beweiſet dies nichts weiter, als daß das Zufällige aus dem Zufälligen entſprang, und mit demſelben verwandt iſt (denn beide, das Adjectiv und Adverbium, bezeichnen das Zufällige, nur jedes nach einer eignen Function.) Dabei bleibt aber entſchieden, daß die Form des Adjectivs, inwiefern ſie das Zufällige am Zufälligen darſtellt, als eine das Zufällige, (welches ſchon in der Bezeichnung des Subjects vorhanden iſt) erſt ergänzende Form, tiefer in der Aufführung der Redetheile ſtehen müſſe, als die Formen, welche das Zufällige unmittelbar am Subjecte darſtellen. — Uebrigens liegt es am Tage, daß viele Adverbia aus Adjectiven (und nicht immer umgekehrt) entſtanden ſind; z. B. gröblich; aus grob; kläglich aus klug; reiflich, aus reif; ſchwerlich aus ſchwer; ſicherlich von ſicher; weislich von weiſe ꝛc.

und demſelben ſtyliſtiſchen Ganzen oft mehrere Prädicate hat, die mit demſelben verbunden ſind; ſo muß nun der Charakter des Zufälligen am Zufälligen (der nähern Modifikation des Zufälligen) an das gehalten werden, was uns als Adverbium da zu ſtehen ſcheint. (z. B. Der eſſende Menſch, (hier iſt eſſend, Particip. — Der begierig eſſende Menſch; bleibt eſſend das Particip, aber die nähere Modifikation des eſſenden Menſchen, die Art nämlich, wie er ißt,) iſt Adverbium.) Ferner: Die Gegend iſt ſchön. — hier iſt ſchön das Adjectiv. — Die Gegend iſt himmliſch ſchön hier iſt: himmliſch das Adverbium. — Weiter: Luiſe tanzt. — Hier iſt: tanzt, das Verbum adjectivum. — Luiſe tanzt affectirt; — ſo iſt: affectirt, Adverbium. Es könnte auch ſtatt: affectirt, ſtehen: ſchön, angenehm, hinreißend, plump; dies alles wäre das Zufällige am Zufälligen (am Tanzen) bei Luiſen.)

Das Adverbium wird nie flectirt; aber die meiſten Adverbien, die den Adjectiven gleichen, können geſteigert werden, und haben einen Comparativ und Superlativ. Einige derſelben weichen in der Art, wie ſie die Gradus bilden, von der gewöhnlichen Form ab.

2) Das Adverbium als Umſtandswort (adverbium circumſtantiae,) bezeichnet das Zufälligen am Zufälligen außerhalb des dargeſtellten Subjects. Dahin gehört die Bezeichnung:

a) der Zeit, (z. B. heute; geſtern; früh; ſpät; nun; itzt; ſchon;)
b) der Dauer (z. B. ſtets; noch; immer; ſeit; bis;)
c) des Ortes (z. B. hier; da; allda; dort; weit; fern; nahe; weg; drinnen; draußen; überall; nirgends; hinten; vorn; oben; unten; bis hieher; bis dorthin;)
d) des Umfanges (z. B. viel; wenig; zugleich; allein; ſämmtlich; allerſeits;)
e) der Vergleichung (z. B. eben; als; ſo; wie; deſto; gleich; gleichſam;)
f) der Bejahung, der Verneinung, des Zwei-

ſels (z. B. ja; nein; nicht; vielleicht; wahrhaftig; ſchlechterdings; warum; wo; wenn;)

g) des Grades (z. B. beinahe; faſt; kaum; überaus; ungemein; beſonders; vorzüglich; ſehr; ganz;)

h) der Zahl (z. B. eins; einmal; je; irgend einmal).

(Die Adverbia ſind theils Stamm- theils zuſammengeſetzte Wörter. Zu den erſtern gehören: hin, her, bald, itzt ꝛc. zu den letztern: allein; nachdem, allemal ꝛc. Das e wird den Adverbiis nicht angehängt in: bald, dick, oft, ſpät ꝛc.: in: heute, lange ꝛc. darf das e denſelben nicht entzogen werden. — Unnöthig und ſchwerfällig iſt die Verlängerung der Bildung der Adverbien; z. B dannenhero ſt. daher; derten ſt. dort; anhero ſt. hieher; itzo ſt. itzt ꝛc. — Viele Adverbia ſind auch zuſammengeſetzt mit Hauptwörtern z. B. weltkundig; grasgrün; geſetzmäßig, grundfalſch ꝛc.), und mit andern Adverbien (z. B. halbjährig; hinfällig; freiwillig; voreilig ꝛc.)

Gottſcheds vollſtändigere Sprachk. S. 378. ff.
Gottſcheds Kern ꝛc. S. 175. ff.
Adelungs umſt. Lehrgeb. Th. 2, S. 32. ff.
Deſſen teutſche Sprachlehre, S. 168. ff.
Deſſen Auszug ꝛc. S. 74. ff.
Heynatz, Sprachlehre, S. 221. ff.
Vollbedings Sprachlehre, S. 137. ff.
Roths ſyſtem. Sprachlehre, S. 83. ff.
Roths Anfangsgründe ꝛc. S. 60. ff.
Hünerkochs Sprachlehre, S. 260. ff.
Heinſius Sprachlehre, S. 144. ff.

§. 162.

Empiriſcher Gebrauch der Conjunction.

Durch die Verbindung des Prädicats mit dem Subjecte entſteht das Urtheil (der Satz). Die Sprache beſteht aber aus der Verbindung mehrerer einzelnen Sätze zu Perioden und zu größern ſtyliſtiſchen Ganzen, in welchen die einzelnen Glieder einander coordinirt, oder ſubordinirt ſind.

Es muß alſo ein Redetheil vorhanden ſeyn in der Sprache, durch welchen die Verbindung der Sätze, die auf einander folgen, hervorgebracht, und ihr gegenſeitiges Verhältniß bezeichnet wird. Dieſer Redetheil iſt die Conjunction. Nach der philoſophiſchen Deduction derſelben ſtellet ſie die Succeſſion in den Begriffen dar *), inwiefern dieſe Succeſſion der Begriffe (das Aufeinanderfolgen derſelben) die Bedingung iſt, ein ſtyliſtiſches Ganzes zu vollenden. Der empiriſche Gebrauch der Conjunction beſteht alſo darin, das innere Verhältniß der Sätze, und der aus den Sätzen gebildeten Perioden gegen einander zu bezeichnen, und dieſes Verhältniß, nach der Abhängigkeit, Stellung und Verbindung der einzelnen, zu einer Periode gehörigen, Glieder, fühlbar zu machen.

Inwiefern aber dieſe Abhängigkeit, Stellung und Verbindung der einzelnen, zu einem ſtyliſtiſchen Ganzen gehörenden, Theile nur durch das aus der Logik abzuleitende Verhältniß der Begriffe und Sätze beſtimmt werden kann; inſofern iſt die Conjunction, ſobald ſie gehörig gebraucht und geſtellt wird, das empiriſche Zeichen der logiſchen Geltung und des logiſchen Zuſammenhanges der Begriffe und Sätze unter ſich.

Die Conjunction richtet ſich daher auch ganz nach den logiſch beſtimmten Sätzen, und nimmt den Namen derſelben an, ſo wie der Charakter des Satzes ſelbſt wieder von der Stellung und der Beſtimmung des Verhältniſſes der Begriffe gegen einander durch die Conjunction abhängt. So gibt es continuative, conſecutive, cauſale, concluſive, copulative, deſcribirende, comparative, adverſative, excluſive, hypothetiſche, disjunctive, kategoriſche, reſtrictive, conditionale, reduplicative Conjunctionen, je nachdem durch ſie das Verhältniß der Begriffe im Satze, und der einzelnen Sätze in ganzen Perioden beſtimmt wird. (Hierüber muß S. 121 — 123. verglichen werden.) Die Beſtimmtheit und Deutlichkeit des Ausdrucks hängt nicht nur von der Wahl der einzig in die-

*) §. 54. S. 116. f.

ſen Zuſammenhang paſſenden Conjunction, ſondern auch hauptſächlich von der Stelle ab, welche die Conjunction in dem ganzen ſtyliſtiſchen Zuſammenhange erhält. Bekanntſchaft mit den Regeln der Logik, um das innere Verhältniß der Begriffe zu überſehen, und ſorgfältiges Studium der Klaſſiker der Nation, um den empiriſchen Gebrauch und die Stellung der Conjunction in dem ſtyliſtiſchen Zuſammenhange kennen zu lernen, führen da am ſicherſten.

(Beiſpiele von Conjunctionen: Comparative: Gleichwie die Sonne alles erleuchtet und erwärmt; ſo verbreitet ein guter Menſch überall Segnungen. — Adverſative: Du haſt ſchon viel gethan; allein noch immer nicht genug. — Dies iſt gegründet; hingegen iſt es eben ſo wahr ꝛc. — Excluſive: weder du, noch er ſollen ihn beerben. — Disjunctive: Entweder du thuſt es, oder du thuſt es nicht — Reſtrictive: er hat weniger gethan, als ich erwartete. — Conditionale: wofern dies gegründet iſt, ziehe ich meine Hand von ihm zurück. — Thue es: ſonſt maßt du befürchten ꝛc. — Reduplicative: die Tugend, als Tugend, hat nie etwas zu befürchten. ꝛc.)

Gottſcheds Sprachkunſt, S. 395. f. u. S. 528. ff.
Adelungs umſtändl. Lehrgebäude, Th. 2, S. 190. ff.
Deſſen teutſche Sprachlehre, S. 325. ff. u. S. 403. ff.
Hernatz Sprachlehre, S. 227. ff.
Vollbedings Sprachlehre, S. 272. ff.
Roths ſyſtem. Sprachlehre, S. 92. ff.
Deſſen Anfangsgründe ꝛc. S. 66. ff.
Heinſius Sprachlehre, S. 149. ff.
Hünerkochs Sprachl. S. 339. ff.

§. 163.

Empiriſcher Gebrauch der Interjection.

Die Interjection ſcheint, ihrem Urſprunge nach, der früheſte Redetheil geweſen zu ſeyn, und dient zur wörtlichen Bezeichnung des unmittelbaren Gefühls. Das Gefühl, es ſey angenehm oder unangenehm, macht ſich gleichſam durch die Luft, und je ſtärker das Gefühl in uns ſich ankündigt, oder je näher der Menſch noch der erſten Natureinfalt ſteht; deſto unwillkührlicher ſind auch die Interjectionen bei ihm. Der heftige Schmerz, wie die Freude, welche das Herz erfüllt, entladen ſich in dieſen Tönen, die oft, wenn Schmerz und

Freude noch zu ſtark und innig ſind, um in zuſammenhängenden Sätzen dargeſtellt werden zu können, die natürlichſte Sprache der innern Bewegungen und Zuſtände ſind. — In dem styliſtiſchen Zuſammenhange dürfen ſie, als rohe Kinder der Natur, nur ſelten erſcheinen, überhaupt nur dann, wenn (wie z. B. im Drama) der handelnde Menſch nach allen den Eindrücken dargeſtellt wird, die von außen her auf ihn geſchehen. Der kultivirte Menſch muß in der Darſtellung als Herr ſeiner Gefühle und Triebe erſcheinen, und diejenigen Interjectionen, deren ſich der gemeine Haufe bisweilen bedient (z. B. puff; bauz; knacks ꝛc.) eignen ſich zur Schriftſprache gar nicht, und dürfen höchſtens nur im Niedrigkomiſchen geduldet werden.

§. 161.

β) Lehre von der unmittelbaren empiriſchen Verbindung der Redetheile unter ſich ſelbſt (Rectionslehre.)

Nachdem die Redetheile, nach ihrem empiriſchen Charakter und nach ihrer empiriſchen Geltung, iſolirt aufgeführt worden ſind (§. 138 — 163), müſſen auch die allgemeinen, aus der Erfahrung abſtrahirten, Regeln aufgeſtellt werden, nach welchen die unmittelbare Verbindung der Redetheile unter ſich ſelbſt geſchieht. Dieſe unmittelbare Verbindung iſt blos aus der Erfahrung zu erlernen; deshalb gehört dieſe Lehre in die empiriſche Sprachwiſſenſchaft, wo ſie den einen Theil des niedern Syntaxes ausmacht *). Die philoſophiſche Sprachwiſſenſchaft hat auf dieſen Theil nur inſofern Einfluß, inwiefern die Anordnung der Darſtellung der unmittelbaren Verbindung der Redetheile unter ſich mehr oder weniger nach philoſophiſchen Principien geſchehen, und alſo auch mehr oder weniger zu einer deutlichen Ueberſicht und beſtimmten Oekonomie der innern Theile ausgeführt werden kann. — Unter dem Begriffe: Rectionslehre verſteht man daher die geordnete Darſtellung der empiriſchen Verbindung der einzelnen

*) Der zweite Theil deſſelben iſt die empiriſche Conſtructionslehre.

Redetheile unter ſich, nach ihrer Veränderung durch ſich ſelbſt und nach ihrer gegenſeitigen Abhängigkeit.

(Da bei der Darſtellung der empiriſchen Geltung der Redetheile ſchon viele Beiſpiele dieſer gegenſeitigen Abhängigkeit von einander aufgeführt worden ſind und aufgeführt werden mußten, weil ſonſt der Gebrauch der Redetheile ſelbſt nicht deutlich gemacht werden konnte, und die Rectionslehre und Conſtructionslehre überhaupt dem Elementarunterrichte in der Sprache angehören, (mithin in der allgemeinen Sprachkunde vorausgeſetzt werden); ſo kann hier nur der allgemeine Begriff dieſes untergeordneten Theiles der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft aufgeſtellt werden.)

§. 165.

Fortſetzung.

Die Rection iſt diejenige empiriſche Verbindung der Wörter einer Sprache, nach welcher das eine Wort die Urſache der Form des andern wird. Dasjenige Wort heißt regierend, welches die Form des andern beſtimmt; dasjenige Wort aber, deſſen Form durch ein anderes verändert wird, heißt regiert *).

Unter den Redetheilen iſt das Subſtantiv theils regierend, theils wird es regiert; das Adjectiv, die Präpoſition und das Verbum ſind allezeit regierend. Der Infinitiv wird regiert. Das Adverbium, als ſolches, gehört nicht unter die regierenden und regierten Redetheile; denn es iſt dann allezeit ein Adjectiv, wenn es in den Verhältniſſen der Rection erſcheint. — Eben ſo iſt es mit der Conjunction. Der Modus, er ſey Indicativ oder Conjunctiv, der auf die Conjunction folgt, hängt nicht von der Conjunction, ſondern von dem ganzen ſtyliſtiſchen Zuſam-

*) Das Wort: regieren, ob es gleich der empiriſche Sprachgebrauch einmal recipirt hat, iſt nicht zweckmäßig für die Angabe des Verhältniſſes gewählt, welches durch die Rection bezeichnet wird. Gegenſeitige Verbindung und Abhängigkeit von einander, iſt der eigentliche Charakter dieſes Verhältniſſes.

menhange und von dem Begriffe ab, der in dem ſtyliſtiſchen Ganzen herrſchend iſt.

(Eine befriedigende Ausführung der Rectionslehre, wie ſie in den propädevtiſchen Sprachunterricht gehört, findet man in:

Roths ſyſtemat. Sprachlehre, S. 239. ff. geordnet nach feſtern Principien, als es gewöhnlich geſchieht. — Etwas populärer hat er ſie behandelt in ſeinen Anfangsgründen, S. 157. ff. — Ihm iſt gefolgt:

Heinſius, in der neuen teutſchen Sprachlehre, S. 156. ff.

Ausführlich hat dieſe Lehre: Adelung im umſtändlichen Lehrgebäude, Th. 2, S. 279 — 501; und in ſeiner teutſchen Sprachlehre, S. 330. ff.)

§. 166.

γ) Lehre von der mittelbaren empiriſchen Verbindung der Redetheile zu kleinern oder größern ſtyliſtiſchen Ganzen (Conſtructionslehre.)

Noch ehe die Logik die Grundſätze für die innere Verbindung und den Zuſammenhang der Redetheile in kleinern oder größern ſtyliſtiſchen Ganzen aufſtellen konnte, hatte der Sprachgebrauch (dem allerdings ein mehr oder minder ausgebildeter Verſtand zum Grunde lag), bereits ſich an gewiſſe Regeln gebunden, nach welchen er empiriſch die einzelnen Sätze zu einem ſtyliſtiſchen Ganzen verband. Das Ganze dieſer aus der Erfahrung abſtrahirten Regeln für die Verbindung der einzelnen Redetheile zu ganzen Perioden, begründet die empiriſche Conſtructionslehre. Sie ſtehet mehr noch, als die Rectionslehre, unter dem Einfluſſe der logiſchen Principien, weil nur durch die letztern die einzelnen Begriffe zu Sätzen, und die einzelnen Sätze zu Perioden ſo verbunden werden können, wie es nach der gegenſeitigen Coordination und Subordination der iſolirten Glieder eines ſtyliſtiſchen Ganzen erforderlich iſt. (vergl. Seite 120 — 124.)

Das Empiriſche in der Conſtructionslehre hängt ab von dem Eigenthümlichen einer Sprache in Hinſicht auf die Stellung der einzelnen Redetheile in dem ſtyliſtiſchen Ganzen. Die teutſche Sprache, ob

ſie gleich dem Einfluſſe der frühern gebildeten Sprache auf ihren Periodenbau nicht ganz hat widerſtehen können, iſt doch keine ſclaviſche Nachahmerin der andern Sprachen. Zwar hat beſonders, ſeit dem Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts die franzöſiſche Sprache einen für die Originalität des teutſchen Periodenbaues nicht eben günſtigen Einfluß auf den letztern gehabt; allein im Ganzen iſt doch der Periodenbau der teutſchen Sprache weſentlich von dem Periodenbaue der andern erſterbenen und lebenden abendländiſchen Sprache verſchieden. Die teutſche Sprache wird, wenn die Perioden zu lang werden, ſchwerfällig und hart; die Declamation wird durch die vielen eingeſchobenen Sätze erſchwert. Kraftvolle, kurze Perioden, volltönende Wörter, deren Länge gegenſeitig im Innern der Perioden von dem Styliſten ſorgfältig berechnet werden muß, ſind dem Charakter der teutſchen Sprache am angemeſſenſten. Die Begriffe, welche in andern Sprachen, vielleicht nur mit vieler Kunſt, in eingeſchobene Sätze gebracht werden, läßt der Genius der teutſchen Sprache lieber in einer iſolirten Periode auf den dargeſtellten Hauptgedanken folgen. Verſtändlichkeit, Leichtigkeit und Gewandtheit im Ausdrucke und in der Folge der einzelnen Sätze auf einander, ſind bei einer Sprache vorzüglich nöthig, für deren Wohlklang im Ganzen noch ſo wenig gethan worden iſt.

Doch darf bei dieſem allem nicht vergeſſen werden, daß die logiſchen Principien der höhere Maasſtab ſind, nach welchem ſich der empiriſche Sprachgebrauch richten muß. Zwar kann die Logik nicht das Eigenthümliche in der innern Oekonomie des teutſchen Periodenbaues ändern (in deſſen Aufſtellung eben der Charakter der empiriſchen Conſtructionslehre liegt); allein dieſes Eigenthümliche darf auch von der andern Seite keine Veranlaſſung werden, der Korrectheit der Darſtellung Eintrag zu thun.

Eben ſo haben die äſthetiſchen Principien den Einfluß auf die empiriſche Conſtruction, daß durch die letztere nichts gutgeheißen werden darf, was gegen Wohlklang und Symmetrie verſtößt.

(Die nähere Auseinanderſetzung der empiriſchen Conſtructionslehre, mit Hinſicht auf logiſche Principien:

Adelungs umſtändl. Lehrgeb. Th. 2, S. 502 — 612.
Deſſen teutſche Sprachlehre, S. 421. ff.
Meiner Verſuch einer an der menſchlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre, beſonders von S. 319 an. Er iſt gründlich und ringt nach Beſtimmtheit des philoſophiſchen Ausdrucks; nur daß er oft zu dunkel, noch öfter zu weitſchweifig wird.
Philoſophiſch hat den Gegenſtand behandelt: Roth, in ſeiner ſyſtematiſchen Sprachlehre, S. 219 ff. und S. 271. ff. dann in ſeinen Anfangsgründen S. 135. ff. u. S. 182. ff. —
Heinſius, Sprachlehre, S. 185. ff.
Heynatz Sprachlehre, S. 229. ff.

§. 167.

d) Lehre von den grammatiſchen Figuren und der blos empiriſchen Interpunction.

Zu dem niedern Syntaxe gehört, außer der empiriſchen Rections- und Conſtructionslehre, noch die Lehre von den **grammatiſchen Figuren** (im Gegenſatze gegen die rhetoriſchen §. 89. ff), und von der **blos empiriſchen Interpunction** (im Gegenſatze gegen die Interpunction, welche aus **logiſchen** Principien hervorgehet §. 62. 63.)

Die **grammatiſchen** Figuren ſind diejenigen, größtentheils aus einem unrichtigen Geſchmacke oder aus Unbekanntſchaft mit der Korrectheit des Ausdrucks hervorgehenden, empiriſchen Veränderungen in den einzelnen Wörtern, die man kennen muß, um ſie beinahe ſämmtlich vermeiden zu lernen. Sie ſind faſt *alle* Verſtoße gegen die Reinheit der Sprache und haben weder in dem Baue, noch in dem empiriſchen Gebrauche der Wörter einen zureichenden Grund. Dahin gehören:

a) **Proſtheſis**, wo man dem Worte einen Buchſtaben, oder eine Sylbe vorſetzt (z. B. benebſt ſt. nebſt. — Ich habe das Buch nicht **vor**finden, (ſt. finden) können ꝛc.)
b) **Aphäreſis**, wenn man dem Worte einen Buchſtaben oder eine Sylbe am Anfange wegnimmt (z. B. **'rein** ſt. herein; **nauf** ſt. hinauf; **'s iſt**, ſt. es iſt ꝛc.)
c) **Paragoge**, wenn man an das Wort am Ende einen

Buchſtaben oder eine Sylbe anſetzt (z. B. dahero ſt. daher; fernerhin ſt. ferner; dorten ſt. dort ꝛc.)

d) Apokope, wenn man am Ende des Wortes einen Buchſtaben oder Sylbe hinwegnimmt (z. B. hab' ich — Gnad' — ſt. Gnade) — Wenn in poetiſchen Werken ein Vokal folgt; ſo kann der Schlußvokal des vorhergehenden Wortes weggelaſſen werden; aber unausſtehlich hart iſt es, ſogar an den Endſylben einer ganzen Zeile, oft des Reims wegen, einen Vokal wegzuwerfen.

e) Epentheſis, wenn man in die Mitte eines Wortes einen Buchſtaben oder eine Sylbe einſchiebt, (z. B. Genade ſt. Gnade); es iſt immer nur der Nothbehelf inkorrecter Dichter.

f) Synkope, wenn man in der Mitte eines Wortes einen Buchſtaben oder eine Sylbe hinwegnimmt (z. B. drin ſt. darin ꝛc.)

g) Kraſis, wenn man zwei Sylben oder auch zwei Wörter zuſammenziehet (ans ſt. an das; — weß ſt. weſſen; — geweſt ſt. geweſen). Einige Zuſammenziehungen, beſonders die Verbindung des Artikels mit der Präpoſition iſt erlaubt, hauptſächlich dem Dichter, (obgleich auch da bisweilen einige ſchwerfällig werden, z. B. überm ſt. über dem); aber fehlerhaft iſt die Zuſammenziehung in geweſt ſt. geweſen ꝛc. weil keine Analogie dieſe Härte entſchuldiget, und der Sinn ſehr oft dadurch ganz entſtellt wird.

h) Anaſtrophe, wenn man die Stellung eines Wortes umkehrt, z. B. demnach ſt. nachdem ꝛc.

i) Metatheſis, wenn man die Buchſtaben eines Wortes verſetzt, um einen andern Sinn herauszubringen; gewöhnlich blos Spielerei und Folge eines unreifen Geſchmacks.

Hänerkochs Sprachlehre, S. 434.
Vollbedings Sprachlehre, S. 323. f.

§. 168.

Fortſetzung.

Die empiriſche Interpunctionslehre beſteht in der Darſtellung derjenigen Interpunctionszeichen, welche auf

den Sinn der Rede in dem ſtyliſtiſchen Zuſammenhange keinen Einfluß haben, ſondern blos zur Erleichterung des Leſens dienen, und recipirt worden ſind, ohne daß man ihre Geltung logiſch begründen könnte *). — Dahin gehören:

1) das Theilungszeichen (- oder auch —) (z. B. der Menſch iſt ein vernünftig-ſinnliches Weſen. — Jean Pauls Blumen= Frucht- und Dornenſtücke.)
2) Das Anführungszeichen („), wenn man die Worte eines Andern anführt, und dieſe von dem übrigen Zuſammenhange der Rede ſichtbar unterſcheiden will.
3) Das Abkürzungszeichen ('), welches beſonders dem Dichter verſtattet iſt, (z. B. hätt' ich Lida's ſüße Liebe; — Cicero's Schriften ꝛc.)
4) das Zeichen der abgebrochenen Rede (.... oder auch ...;) wenn man die Gedankenreihe nicht vollendet, ſondern in der Mitte derſelben abbricht.
5) das Ergänzungszeichen (ꝛc. etc.). Die Hauptſtädte Europa's: Paris, London, Berlin ꝛc.
6) das Fortweiſungszeichen (f. ff.), wenn man z. B. in Citaten anzeigen will, daß die angeführte Stelle noch auf der folgenden Seite fortgeht, wo man f, geht ſie aber auf mehrern Seiten fort, ff ſetzt; oder wenn man Begebenheiten anführt, die entweder noch ins folgende Jahr, oder in mehrere folgende Jahre hinüberreichen, (z. B. der dreißigjährige Krieg, 1618. ff.)
7) die *puncta diaereſeos.* (z. B. Phaëton).
8) die tachygraphiſchen Zeichen und Abbreviaturen, deren es ſehr viele gibt (N. T. ſt. neues Teſtament. D. ſt. Doctor. M. ſt. Magiſter ꝛc. ꝛc.)

(In den meiſten Sprachlehren, wo der philoſophiſche Theil nicht von dem empiriſchen getrennt iſt, wird die Interpunctionslehre in Einem Zuſammenhange abgehandelt; vergl. die Note S. 125, wo die Schriften angeführt ſind, in welchen die Interpunctionslehre iſolirt behandelt worden iſt.)

*) Dieſe letztern ſind S. 126. ff. aufgeführt und mit Beyſpielen erläutert.

§. 169.

d) Lehre von der Ausſprache und dem Sylbenmaaſe.

(Orthophonie und Proſodie.)

Die Sprachen des Erdbodens entwickelten ſich unter dem Einfluſſe, welchen Klima, Boden, entlehnte oder ſelbſt gewonnene Kultur, Sitten und öffentliche Vergnügungen auf den Geiſt der Völker hatten. Je früher der Sinn für Muſik ſich bei einem Volke ausbildete; deſto mehr ſchloß ſich die Sprache dieſes Volkes, in Hinſicht auf die Länge und Kürze der Sylben, an die Muſik an. Je früher der Geſchmack ſich bei einem Volke entwickelte; deſto mehr fand ſich Wohlklang in der Verbindung ſeiner Wörter. Je ebenmäßiger die gezügelte Phantaſie und die höhere Wärme des Gefühls ſich in den Werken der Dichtkunſt ankündigten; deſto reicher ward das Gebiet der Gattungen der letztern; deſto mehr wirkte die Muſik mit ihrem Rhythmus auf die Ausbildung des poetiſchen Rhythmus. — So erhielt die griechiſche Sylbenmeſſung unter dem Einfluſſe der Muſik ihre beſtimmten Formen und ihren bezaubernden Wohlklang; ſo bildete ſich dieſelbe unter dem Einfluſſe des allgemein herrſchenden Hexameters, und gewiß würde die ganze Proſodie der Griechen eine andere Geſtalt erhalten haben, wenn nicht der Hexameter, ſondern z. B. der Jambus das älteſte künſtliche Maas in der Sprache geweſen wäre, welches die begeiſterte Laute der Dichter dargeſtellt hätte. Die Länge und die Kürze der Sylben darzuſtellen, ward daher der Gegenſtand der ältern Proſodie.

Mit dem Geiſte jener Völker verſchwand, ſeit dem Zeitalter der Völkerwanderung, die höhere Blüte ihrer Sprachen, die Harmonie ihrer Dichtkunſt, und der darauf gegründete rhythmiſche Mechanismus ihrer Proſodie. Die Principien für die Quantität der Sylben, und die daraus hervorgehende Symmetrie in der poetiſchen Darſtellung erlagen der Barbarei des Mittelalters. Die Sprache ward bald nichts weiter, als ein Mittel der gegenſeitigen Verſtändigung; die geiſtige Armuth jenes Zeitalters zeigte ſich ſichtbar genug

in der religiöſen Dichtkunſt, der einzigen, die einem Zeitalter angemeſſen war, wo die rohen ſiegenden Völkerſtämme, die ſich in die Provinzen des zertrümmerten römiſchen Reiches theilten, durch das Chriſtenthum, das ſie aber größtentheils nur nach ſeinen Gebräuchen kennen lernten, den erſten Keim ihrer künftigen Civiliſation aufnahmen. Lang dauerte dieſer rohe Geiſt der Nation, bis endlich der herrſchende kriegeriſche Sinn für die Poeſie dadurch gewonnen wurde, daß ſie ſeine Thaten zu zeichnen verſuchte. Die Thaten der Helden, die Abentheuer ihrer Liebe wurden die erſten Stoffe, an welchen ſich die moderne Dichtkunſt in den neugebildeten abendländiſchen Sprachen verſuchte. Verſchwunden war der Geiſt der frühern Proſodie; die rohen Sprachen des Abendlandes waren nicht für die Quantität des griechiſchen und römiſchen Sylbenmaaſes empfänglich; es trat alſo das accentuirte Sylbenmaas an die Stelle des quantitirenden. Die Poeſie dieſer Zeiten ging von der Sprache des gemeinen Lebens jener Zeiten aus, in welcher keine beſtimmte Länge und Kürze der Sylben, ſondern nur ein Accent getroffen wurde, durch welchen man die in der Darſtellung hauptſächlich zu bezeichnenden Wörter charakteriſirte. Durch das Feſthalten dieſes Accents war aber die Dichtkunſt jener Zeiten immer noch nicht genug von der Sprache des gemeinen Lebens getrennt, und an die wieder belebte Muſik angenähert; der Gleichklang der Sylben, mit denen ſich die einzelnen Zeilen ſchloſſen (der Reim in ſeiner urſprünglichen Geſtalt,) mußte hinzukommen, um die Poeſie jenes Zeitalters in der ſinnlichen Darſtellung von der Proſe zu ſcheiden. Der Vokal in den Sylben erleichterte den Gebrauch des Accents und beförderte die Ausbildung des Reims.

Der Reim, in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, iſt alſo das Product der wieder erwachten Poeſie bei den abendländiſchen Völkern, denen in ihrer damals noch rohen und unbehülflichen Sprache eine beſtimmte Quantität des Sylbenmaaſes fehlte; der Reim mußte daher auch damals daſſelbe Gepräge der Unvollkommenheit an ſich tragen, das der Sprache ſelbſt noch eigen war. Als

aber in der Folge der Jahrhunderte die abendländiſchen Sprachen ſich weiter ausbildeten, erhob ſich auch die Poeſie in dieſen Sprachen, und das Vehikel derſelben, der Reim, zu einer höhern Vollkommenheit.

So wie nun der Hiſtoriker die Epochen der Ausbildung der abendländiſchen Sprachen und der Poeſie derſelben nachweiſen kann; ſo folgt auch daraus, daß die Proſodie ſelbſt (die, als die Theorie, der Praxis nur nachfolgen, und derſelben nicht vorausgehen kann,) ganz empiriſchen Urſprungs iſt. Sie kann in einem reifern Zeitalter, wenn die übrigen Theile der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft durch Anwendung philoſophiſcher Grundſätze nach ihrem innern Gebiete geordnet worden ſind, ebenfalls nach dieſen Principien geordnet und berichtigt, aber keinesweges durch dieſelben ganz umgeſtoßen werden. — **Die Proſodie enthält daher die geordnete Darſtellung des in der Sprache empiriſch feſtgeſetzten und angenommenen Sylbenmaaßes.**

Die teutſche Proſodie ſchien, bis auf Gottſcheds Zeiten, ein ziemlich in ſich geründetes Ganze zu ſeyn, in welchem man die verſchiedenen Versarten, und die Länge und Kürze der Sylben, nach den bis dahin bedeutenden Dichtern der Nation, aufgeſtellt hatte. Man fand zwar, daß die Länge und Kürze der Sylben ſich in der teutſchen Sprache nicht nach den Regeln der griechiſchen und lateiniſchen Proſodie angeben ließ; aber die Beſtimmung derſelben war doch hinreichend für den damals von der teutſchen Poeſie erreichten Grad der Vollkommenheit. Als man aber anfing, den Hexameter und andre nur den Alten bekannte Sylbenmaaße in die teutſche Dichtkunſt aufzunehmen; da reichte allerdings die bis dahin gangbare Proſodie nicht zu. Die Praxis eilte auch hier wieder der Theorie voraus. Dichter, wie Klopſtock und andre, gaben der Poeſie unſrer Nation, und alſo auch der Proſodie eine neue Richtung. Ihre Meiſterwerke wurden die Norm für die begonnenen Anomalien gegen die recipirte Proſodie. Nun ſtemmte ſich zwar ein Theil der ältern Theoretiker gegen dieſe Neuerungen, allein ohne Erfolg. Der Umſchwung der Sprache folgte der neuen Richtung der Poeſie. Die Sprache bekam durch dieſe Dichter neue bis dahin in ihr unbekannte Sylbenmaaße; es mußte daher auch die Proſodie allmählig auf dieſe

große Umbildung Rückſicht nehmen. Zwar ſind einige vorzügliche Schriften darüber erſchienen; allein ganz befriedigend iſt keine neuere Proſodie. — So erklärt ſich ſelbſt Sulzers Thorie, in der neuen Ausgabe (v. 1793.) Th. 3, S. 742. ff. noch ſehr unbeſtimmt darüber: „Ich geſtehe, daß ich über keinen in die Dichtkunſt einſchlagenden Artikel weniger fähig bin, etwas Gründliches zu ſagen, als über dieſen. Eine einzige Anmerkung finde ich hier nöthig anzubringen. Jederman weiß, daß die Proſodie der Alten nur auf einem Grundſatze beruhte: nämlich daß die Länge und Kürze der Sylben, ſo wie noch gegenwärtig in der Muſik, die Geltung der Noten, von dem Accente unabhängig, und lediglich nach der Dauer der Zeit abzumeſſen ſeyen. Dieſem zufolge hatten die Alten nur zweierlei Sylben, lange und kurze; denn die ſogenannten ancipites waren doch in beſondern Fällen von der einen, oder der andern Art. Die ganze Proſodie der Alten gründete ſich auf dieſe Geltung der Sylben, und die mechaniſche Richtigkeit des Verſes kam genau mit dem überein, was die Abmeſſung des Taktes in der Muſik iſt. — So einfach ſcheint unſre Proſodie nicht zu ſeyn; denn ſie ſcheint ihre Elemente nicht blos von der Geltung, ſondern auch von dem Accente, oder dem Nachdrucke herzunehmen. Unſre Dichter brauchen Sylben, die nach dem Zeitmaaſe offenbar kurz ſind, als lang, weil ſie in Abſicht auf den Nachdruck eine Schwere haben, wie man ſich in der Muſik ausdrückt. Außerdem läßt ſich auch ſchlechterdings nicht behaupten, daß unſre langen Sylben, der Dauer nach, alle von einerlei Zeitmaaſe wären. — Daher ſcheint es mir, daß unſre Proſodie eine weit künſtlichere Sache ſey, als die griechiſche. Es iſt daher ſehr zu wünſchen, daß ein Dichter von ſo feinem Ohre wie Klopſtock, oder Ramler, ſich der Mühe unterzöge, eine teutſche Proſodie zu ſchreiben. Vortreffliche Beiträge dazu hat zwar Klopſtock bereits ans Licht geſtellt; aber das Ganze, auf deutlich entwickelte und unzweifelhafte Grundſätze des metriſchen Klanges gebauet, fehlet uns noch. Eine auf ſolche Grundſätze gebauete Proſodie würde denn freilich nicht blos grammatiſch ſeyn, ſondern zugleich die völlige Theorie des poetiſchen Wohlklanges enthalten.„ — Dies ſcheint auch die Urſache zu ſeyn, warum die Proſodie in den meiſten der neuern Sprachlehren ganz fehlt. Schon Gottſched (vollſtändigere teut. Sprachkunſt S. 566, ff.) bemerkt, daß viele Sprachlehrer die

Proſodie nicht mit abgehandelt hätten, weil ſie wahrſcheinlich glaubten, daß ſie mehr zur Dichtkunſt, als zur Grammatik gehöre; er aber handelt ſie ſehr ausführlich und ſchulgerecht ab, um der Sprachlehre keinen Theil zu entziehen, der ihr eigentlich zugehörte. So hat er ſie auch in ſeinen Kern der teutſchen Sprachkunſt, S. 228. ff, aufgenommen. — Bei Adelung, Roth und und andern fehlt ſie ganz. — Heynatz hat ſie bearbeitet in ſeiner teut. Sprachlehre (4te Aufl.) S. 289. ff. — Hünerkoch in ſeiner prakt. Sprachl. S. 435. ff, und Vollbeding in ſeiner teutſchen Sprachlehre, S. 324. ff. — Die Schriften, wo ſie iſolirt bearbeitet worden iſt, werden weiter unten aufgeführt.)

§. 170.

Orthophonie.

Die Orthophonie iſt die Fertigkeit in der Ausſprache nach den Geſetzen des Wohlklanges. Sie iſt empiriſchen Urſprungs, weil ſie ſich in jeder Sprache nach den vorhandenen Wörtern, die durch die Ausſprache dargeſtellt werden ſollen, richten muß, und weil der Wohlklang ſelbſt von dem Geſchmacke abhängig iſt, der ſich (§. 76.) nach den Abſtufungen und Graden der individuellen Ausbildung richtet. Der Orthophonie muß übrigens die Orthoepie oder die Lehre von der richtigen, empiriſch zu erlernenden, Ausſprache der Buchſtaben, Sylben und Wörter vorausgehen, weil das Aeſthetiſche in der Ausſprache (d. i. der Wohlklang) nur der Korrectheit in der Ausſprache folgen, und die letztere unterſtützen und heben kann. Zu der Orthoepie, oder der Lehre von der richtigen Ausſprache, gehört daher eine genaue Kenntniß der in einer lebenden und kultivirten Sprache feſtgeſetzten Scala, um darnach das gegenſeitige Verhältniß der Vokalen und Conſonanten in der Darſtellung richtig auszudrücken *). Wird dieſe Tonleiter, deren Mechanismus einfach ſeyn muß, und nicht erkünſtelt werden darf, gehörig feſtgehalten; ſo iſt dadurch dem Wohlklange in der Darſtellung ſelbſt bereits ſehr zweckmäßig vorgearbeitet. Dieſer Wohlklang beruht aber

*) Vergl. die Anmerkung, zu §. 82.

auf der muſikaliſchen Ausbildung einer kultivirten Sprache, und wird und muß ſich, als nothwendiger Beſtandtheil der Declamation (§. 82), in demſelben Grade vervollkommnen, in welchem der äſthetiſche Sinn eines Volkes ſelbſt durch Muſik gebildet iſt. Denn alle Sprache iſt Muſik in artikulirten Tönen, und der teutſchen Sprache kommt ein Wohlklang zu, der bei andern Sprachen nicht in dem Grade getroffen wird, weil der Charakter der teutſchen Sprache, in Hinſicht auf ihren Klang, der iſt, „daß ſie voll und männlich klingt, und mit einer gewiſſen geſetzten Stärke ausgeſprochen ſeyn will. Wer ihr Schuld gibt, daß ſie rauh klinge; der hat ſie, entweder niemals recht ausſprechen gehört, oder er ſagt es nur, weil es einige ſeiner Nation auch geſagt haben *)„

Nur die bisherige allgemeine Vernachläſſigung des Studiums unſrer Mutterſprache, und die damit verbundene Vernachläſſigung der richtigen Ausſprache und der Declamation in den Perioden der Erziehung, kann bei der teutſchen Nation es erklären, daß man bisher ſo wenig Werth auf Orthophonie gelegt hat. Die Muſik iſt bei unſrer Nation ungleich weiter fortgerückt, als die Declamation. Soll die letztere verbeſſert werden; ſo gehören dazu folgende Puncte:

a) eine allgemein angenommene richtige Interpunction (über welche man ſich eben ſo vereinigen ſollte, wie man ſich ziemlich allgemein in unſern Tagen über die Adelungiſche Orthographie vereinigt hat); weil die richtige, von aller Willkühr entbundene und auf logiſche Principien zurückgeführte, Interpunction das richtige Leſen außerordentlich erleichtert, ſobald man nämlich beſtimmt bei jedem Zeichen der Interpunction (§. 62.) wüßte, welche Legung und Haltung des Tons nöthig wäre, ſo wie es bei dem Puncte, durch welches eine Periode als geſchloſſen und beendigt ſichtbar bezeichnet wird, entſchieden iſt, daß die Stimme ſinkt.

b) eine beſtimmte Scala für das Verhältniß der Vokale und Conſonanten gegen einander in der Ausſprache.

c) ein beſtimmtes Accentuationsſyſtem, das wenigſtens in

*) Dies ſind Klopſtocks Worte in der Abhandlung: von der Nachahmung des griechiſchen Sylbenmaaſes im Teutſchen, vor dem 2ten Theile des Meſſias, S. 8. f.

Schulſchriften für Declamationsübungen eingeführt werden müßte, um die Länge und Kürze der Sylben und das Steigen und Sinken des Tons ſo lange ſinnlich zu bezeichnen, bis, durch mehrjährige Uebung, ein ſolcher ſicherer Takt ſich gebildet hat, daß man gegen beide Puncte nicht mehr ſo leicht verſtößt. Vorzüglich müßte in dieſem Accentuationsſyſtem eine leichte und faßliche Bezeichnung für die verſchiedenen Grade und Stufen des Steigens und Sinkens des Tons erfunden werden. Dieſes Accentuationsſyſtem enthielte daher drei Puncte:

α) Bezeichnung der Länge und Kürze der Sylben, nach der Analogie der in der Muſik üblichen Bezeichnung der langen und kurzen Noten;

β) Bezeichnung der Höhe und Tiefe des Tons, und der verſchiedenen Stufen ſeines Steigens und Sinkens, nach der Analogie der in der Muſik durch die Noten bezeichneten Melodie.

γ) Zuſammenhang mit der Interpunctionslehre, um, durch die am rechten Orte angebrachten Zeichen, für das Leſen und mündliche Darſtellen, eine Menſur und Taktart auszumitteln, nach der Analogie der Muſik. So wie in der Muſik die Darſtellung des einen muſikaliſchen Gedankens nur durch $\frac{3}{4}$ Tact, des andern aber durch $\frac{2}{8}$ oder $\frac{6}{8}$ Tact ꝛc. möglich iſt; ſo muß auch in der Declamation eine Bezeichnung möglich ſeyn, durch welche der ganze Charakter der declamatoriſchen Darſtellung im Voraus angekündigt wird.

Daß denkende Sprachforſcher damit einverſtanden ſind, belege ich mit einer Stelle aus Voß Zeitmeſſung der teutſchen Sprache, (Königsb. 1802) S. 261. ff. „Wir alle empfinden dem Tonkünſtler nach, wenn er in einem leidenſchaftlichen Solo, bei ſorgfältig gehaltenem Tacte, dennoch die ſanfteſten Einſchnitte, die zarteſten Ruhepuncte der muſikaliſchen Phraſen beobachtet, jede Note, wo das Gefühl ausweicht, oder höher ſich ſchwingt, verſchallen läßt, jeder Regung der Leidenſchaft gemäß die Melodie hier ſchleift, dort ründet, dort abſtößt, dort einen Ton feſt, und oft über ſein Maas anhölt, und die Bewegung der Tactſchritte bald ſchwächt mit allmählig gedämpftem Klange, bald mit anſchwellendem verſtärkt und beſchleunigt; ſo und nicht anders muß der Vorleſer den gleichmäßig fortſchreitenden Takt, und die Melodie des Verſes mit Abſchnitt und Ausgang, deutlich angeben; zugleich aber den eigenthümlichen Schwung der Wortfüße, den Sprechton, ſammt dem Tone des örtli-

lichen Nachdrucks, und die mit den rhythmiſchen Gliedern nicht immer zuſammentreffenden Abſätze des Gedankens, im vielfachen Laute der Empfindung, und, nachdem der Inhalt ſich regt, gelaſſener und heftiger vortragen.„ — Ein gründlich geſchriebener Aufſatz von C. G. Köhler, über äſthetiſche Kultur des Predigers, der ſich in Schuderoffs Journal für Veredlung des Prediger- und Schullehrerſtandes, Jahrg. 1803, 2 B. 2 St. S. 178 ff. befindet, gehört hieher. Der Verf. nimmt vier Declamationsgeſetze an: das Geſetz der Redegleichheit, der Betonung; der Tonunterſcheidung, und der Anticipation des Gefühls. Von S. 207. an handelt er von der Action (vergl. §. 84). — vergl. Flörke, die Tonleiter der Vokale, in der Berl. Monatsſchrift 1803, Octoberſtück. — Sehr wahr erklärt ſich Voß, Zeitmeſſung ꝛc. S. 7. f. über das Verhältniß der Proſodie zur Muſik: „Dem Rhythmiker, der, über den todten Begriff der Regel hinweg, zum regen Gefühle des Nothwendigen und des Schönen gelangen will, wird einige Bekanntſchaft mit den verwandten Regeln der Tonkunſt unentbehrlich ſeyn, daß er wenigſtens die Verhältniſſe der Längen und der Kürzen, die Verſchiedenheit des Accents, und vorzüglich die Bewegungen des Tactes, ſich in Noten vorſtellen könne. Auch der Muſiker dagegen wolle ſich gehörige Kenntniß der Sylbenzeit, des begleitenden Tons und des vielartigen Rhythmus eintauſchen, damit er nicht, wie mehrere der berühmteſten, ſchöne Melodien durch verfehlten Ausdruck entſtelle.„ (Das letztere iſt ſelbſt Hayde mehrmals in der Schöpfung und den Jahreszeiten begegnet. Deswegen ſind Graun (z. B. im Tode Jeſu) und Haße Muſter in dieſer Hinſicht.)

§. 171.

Der Accent, als das oberſte Princip der teutſchen Proſodie.

Der Accent iſt dasjenige Zeichen, welches die Sylben eines Wortes für das Ohr zur Einheit verbindet *). Das Wort wird nämlich zu einem Ganzen, wenn, in der ganzen Sylbenreihe, Eine Sylbe durch Erhöhung des Tons herausgehoben wird, gegen welche die übrigen Sylben des Wortes zurückſtehen. Daraus ergibt ſich, daß ein jedes Wort

*) Bernhardi, Sprachl. Th. 2, S. 319. ff.

nur einen Accent, und dieſen, ſo viel als möglich in der Mitte des Wortes haben müſſe, wodurch die Nebenaccente, welche die ſubordinirten Sylben bezeichnen, nicht ausgeſchloſſen werden. Eben ſo kann in jeder logiſch beſtimmten Periode (§. 61.) nur der herrſchende Hauptbegriff den Accent bekommen, wo denn die Nebenaccente auf die in der ſtyliſtiſchen Umgebung enthaltnen Nebenbegriffe um den Hauptbegriff vertheilt werden. — Da nun die Ausbildung der teutſchen Sprache von der Verſtändlichkeit in der Mittheilung der Begriffe, und nicht von Poeſie ausging, (wie z. B. die griechiſche), die richtige Bezeichnung der Begriffe aber hauptſächlich von der Accentuation abhängt; ſo folgt auch, daß, als ſpäterhin ſich die teutſche Poeſie bildete, der in der Sprache ſchon herrſchende Accent das höchſte Princip für die Proſodie werden mußte. Anders war dies allerdings in der griechiſchen Sprache (§. 169), die mit Poeſie und Muſik begann, und, als muſikaliſche Sprache, zunächſt die Quantität berückſichtigen mußte. Daraus läßt ſich denn die auffallende Verſchiedenheit zwiſchen der teutſchen und griechiſchen Proſodie erklären, indem bei der erſten das Princip der Accentuation, bei der letztern das Princip der Quantität an der Spitze der Proſodie ſtehen muß.

§. 172.

Fortſetzung.

Die Ausbildung der Begriffe und die Bezeichnung der Hauptbegriffe durch den Accent ward alſo die Baſis der teutſchen Proſodie, weil bei der teutſchen Nation die Poeſie jüngern Urſprungs iſt, als die Proſa, und Dichter nie in Teutſchland den Einfluß erhielten, den ſie in Griechenland hatten, wo die Dichtkunſt unmittelbar an Staatsverfaſſung und Religion ſich anſchloß. Die teutſchen Dichter traten auf, als die Sprache bereits ihre Accentuation erhalten hatte. — Nur die Verkennung des Urſprungs unſrer Poeſie, und die Angewöhnung an die ſcholaſtiſchen Formen der in die Sprachlehre aufgenommenen Principien der griechiſchen Proſodie, ſo wie das pedantiſche Anpaſſen der teutſchen Pro-

ſodie an dieſe Principien *) konnte unſerer Poeſie ſelbſt ihre höhere Eigenthümlichkeit rauben, das innere Weſen unſrer originellen Proſodie verkennen laſſen, und endlich, als ſpätere Dichter das griechiſche Sylbenmaas auf teutſchen Boden verpflänzten, in die teutſche Proſodie jene Unbeſtimmtheit bringen, über welche ſelbſt die vorzüglichſten Rhetoriker klagten, und die ſie ſich nicht zu heben getrauten (vergl. die Note zu §. 169.).

Sehr richtig erklärt ſich Bernhardi (Sprachl. Th. 2, S. 322. ff.) über dieſe Verſchiedenheit der griechiſchen und teutſchen Proſodie. „So wie die teutſche Sprache, in ihrer innerſten Tiefe, Verſtandesſprache, und daher accentuirend, iſt; ſo iſt die griechiſche Sprache poetiſch, muſikaliſch und daher quantitirend. Die älteſte Geſchichte dieſes Volkes lehrt, daß mit ſeinem Gottesdienſte, ſeinem geſelligen Leben, ja ſogar ſeinen Staatseinrichtungen Muſik verbunden war. Sänger und Dichter finden ſich in den älteſten Zeiten, und dieſe Umſtände mußten daher die Sprache eng mit der Muſik verknüpfen. Allein, da dies nur vermittelſt der Vokale geſchehen kann, und die Vokalenleiter nur wenig Höhe und Tiefe hat; ſo kann dies nur ſehr bedingt durch Länge und Kürze hervorgebracht werden. Wenn man bedenkt, wie lange die griechiſche Sprache von der Muſik abhängig geweſen iſt, welches unter andern das ſo ſpäte Entſtehen der Proſa beweiſet; ſo darf man ſich nicht wundern, daß die griechiſche Sprache durchaus muſikaliſch und quantitirend wurde, und daß die Accentuation ein ſehr ſpätes und untergeordnetes Princip ſey. Dieſes letztere zeigt ſich auch noch dadurch, daß eine Menge Regeln für den Sitz des Accents aus der Quantität der Sylben hergeleitet und begriffen werden müſſen. Wenn demnach die Accentuation der Griechen ſo ſpät entſtand; wenn ſie gleichſam auf die Quantität der Sylben geimpft und dieſer untergeordnet wurde; ſo läßt ſich die Regelloſigkeit in Hinſicht der Tonſylbe ſehr wohl begreifen. Die griechiſche Accentuation ging alſo von einem Verſtandesbedürfniſſe aus. — Nie haben die

*) ein Schickſal, das die teutſche Proſodie mit der teutſchen Grammatik überhaupt theilt, die ebenfalls, bei der großen Verſchiedenheit des Geiſtes der teutſchen Sprache von dem Geiſte der griechiſchen und lateiniſchen, ſich in eine der einmal regulirten griechiſchen und lateiniſchen Grammatik angepaßte Form zwängen laſſen mußte.

Griechen dem Accente im Verſe einen ſolchen Einfluß verſtattet, daß er, wie bei uns, das Princip der rhythmiſchen Reihe geworden wäre. Er wird vielmehr, wenn er mit der Quantität nicht zu vereinigen iſt, derſelben ohne Bedenken aufgeopfert, wenn dieſe Vereinigung der Quantität entgegen wirkt.„ —

Mit Bernhardis Anſicht der teutſchen Sprache ſtimmt auch Moritz (Verſuch einer teutſchen Proſodie S. 6. f.) überein, indem er behauptet, daß ſich unſere Sprache mehr zum Gedanken- als zum Empfindungsausdrucke hinneige. „Sie ſchärft die Denkraft auf einen Hauptpunct hin, und vernachläſſigt daher gewiſſermaßen das Umſtehende. Die weniger bedeutenden Sylben kommen dann gegen die bedeutendſten faſt gar nicht mehr in Betracht; die Sprache eilet, ſo ſchnell ſie kann, darüber weg, um auf den bedeutendſten Sylben deſto länger und mit deſto mehr Nachdruck verweilen zu können. Darum läßt ſie in dieſem ihr eignen Streben nach der bedeutendſten Sylbe hin, ſich weder durch gehäufte Conſonanten, noch durch einen Diphthong, oder ſonſt irgend eine Schwierigkeit in der Ausſprache aufhalten.„ — Die Bedeutung (S. 12.) greift bei uns allenthalben ein, und zerſtört Verhältniß, Harmonie und Wohlklang; ſie läßt die Stimme über eine unbedeutende Sylbe hinſchlüpfen, hinſchmettern, oder hinraſſeln, das Ohr mag dabei zurecht kommen, wie es wolle; in dieſer unbedeutenden Sylbe mögen nun zwei oder drei oder vier Conſonanten unmittelbar auf einander folgen, oder zwei in einen Diphthong zuſammengefloſſene Vokale die Stimme mit Gewalt aufhalten; das alles kommt nicht in Betracht, ſobald eine Sylbe zufälliger Weiſe neben einer andern ſteht, die bedeutender iſt.„ — Uebrigens fühlte Moritz (S. 169. f.) ſehr gut, wie tief die Lehre vom Accente in die proſodiſchen Regeln unſrer Sprache eingreift. —

Eine philoſophiſche Deduction des Accents hat J. S. Schütze verſucht, in ſeiner Theorie des Reims nach Inhalt und Form. (Magdeburg 1802.) S. 43. ff. „Da die menſchliche Seele bei jeder Aeußerung will, daß das Gedachte oder Empfundene eben ſo, mit eben der Stärke und Einheit gedacht und empfunden werde, mit welcher ſie es in der Vorſtellung trug; ſo muß ihr, bei einer Aeußerung, ſehr viel daran gelegen ſeyn, wo möglich das Zerſtreute wieder auf gewiſſe Puncte zu einer beſondern Kraft des Eindrucks zu vereinigen, und in der Zuſammenfügung von Worten, woran ſie nun einmal gebunden iſt, gewiſſe Hauptſchläge hier vorzubereiten, und dort auszuführen.

Auf dieſe Weiſe entſteht der Accent. — (S. 53. ff.) Jedes Wort hat, ſo wie es urſprünglich zur Aeußerung einer beſtimmten Vorſtellung entſteht, ſeinen natürlichen Accent, der unter mehrern Sylben auf die bedeutſamſte fällt, wo ſich die Idee ſelbſt offenbart. So lange ſich nun ein Volk deſſen bewußt iſt, beobachtet es dieſen Accent, und wird von einem innern Gefühle ſelbſt dazu vermocht.„ — Darauf geht er über zu den Fällen, unter welchen der natürliche Accent verdrängt werden kann, z. B. wenn das Wort, durch die Länge der Zeit, Veränderungen leidet; wenn durch Einwanderung fremder Völker die inländiſche Sprache verändert wird u. ſ. w.

Maaß, in ſeiner Rhetorik, S. 133 ff., beſtimmt den declamatoriſchen Accent überhaupt als jede Modifikation der Stimme, wodurch ein Wort vor den übrigen bemerkbar ausgezeichnet wird. Er nimmt folgende Arten der Accente an: a) den melodiſchen, welcher im Steigen, oder Sinken der Stimme beſteht, und der ſteigende und fallende Accent, (der acutus und gravis der Alten) genannt wird; b) den harmoniſchen, nach welchem ein Wort mit einer andern Art von Ton ausgeſprochen wird, als die übrigen. In der Muſik geſchieht dies durch den Eintritt einer neuen Harmonie; in der Declamation kann es bei dem Vortrage eines Wortes durch eine neue Art von Ton (z. B. durch die Verwandlung des ſanften Tones in einen rauhen ꝛc. geſchehen; c) den intenſiven, wenn ein Ton mit bemerkbarer ſtärkern oder ſchwächern Stimme vorgetragen wird, als die übrigen; d) den protenſiven, wenn man einem Tone eine verhältnißmäßig längere Dauer gibt, als den übrigen. Nach Maaß wird der melodiſche Accent vorzugsweiſe: Accent genennt, weil er am häufigſten vorkommt; den harmoniſchen Accent beſtimmt er aber hauptſächlich zur Bezeichnung leidenſchaftlicher Zuſtände.

In Hinſicht auf Declamation iſt der Accent bearbeitet in dem kurzgefaßten Handwörterbuch der ſchönen Künſte, Th. 1, S. 10. f. von Löbel. „Die Auszeichnung einer Sylbe oder eines Wortes vor den übrigen Sylben oder Wörtern vermittelſt eines längern Verweilens der Stimme, wenn die Auszeichnung auf einen Vokal, und vermittelſt eines ſtärkern Druckes, wenn ſie auf einen Conſonanten fällt, iſt der Accent. Vermöge dieſer Auszeichnung iſt der Accent das Band, welches Sylben zu Wörtern, und mehrere Wörter zu einem Satze verbindet; in dem erſten Falle heißt er der Wortaccent (oder der grammatiſche), in dem zweiten der oratoriſche (Redeac-

cent). Der erſte findet blos in den mehrſylbigen Wörtern ſeine Stelle, und iſt nach dem Geſetze unſrer Sprache, die bedeutendere Sylbe vor den unbedeutendern auszuzeichnen, unabänderlich beſtimmt; während die mehrſylbigen Wörter, erſt durch ihre Stellung neben einander, einen Redeaccent bekommen, welcher von der Declamation abhängt, und am beſten Emphaſe (vergl. dieſes Handwörterbuch S. 372.) benennt wird, um ihn ſogleich von dem Wortaccente zu unterſcheiden. Dieſer Redeaccent verändert (höchſt ſeltene Ecſtaſen der Leidenſchaft ausgenommen) den grammatiſchen Accent nie, ſondern hilft ihn blos verſtärken, und wird wieder in den logiſchen und pathetiſchen getheilt, je nachdem die Hauptideen einer Rede entweder für den Verſtand, oder für das Herz beſonders wichtig ſind.„ — Man vergl. die Artikel: Accent bei Sulzer, Th. 1, S. 16. ff, und Ton, Th. 4, S. 537. ff. Adelungs umſtändl. Lehrgebäude, Th. 1, S. 245. ff; Vollbedings Sprachlehre S. 325 f. — J. J. Breitinger, Fortſetzung der kritiſchen Dichtkunſt, Zürich 1740, S. 345. ff. — J. H. Heſt, Verſuch einer kritiſchen Proſodie. Frankf. 1765. — Das erſte Fragment in Klopſtocks Fragmenten über Sprache und Dichtkunſt. — Die Literatur der Ausländer über den Accent bei Sulzer, Th. 1, S. 17. f. — Unbedeutend iſt der Artikel: Accent in Gottſcheds Handlexikon der ſchönen Wiſſenſchaften, S. 21. f.

§. 173.

Urſprungs des Accentes.

Die Elemente der Sprache ſind Sylben; Sylben aber ſind Einheiten, die nach einander (ſucceſſiv) folgen. Dieſe Sylben ſollen nun nach einem Geſetze fortſchreiten *), daß ſie von außen eben ſo verknüpft, wie ſie von innen dem Sinne nach verknüpft ſind; dieſes äußere Princip iſt der Accent. Inwieſern der Accent die Bedeutung des Wortes durch Verknüpfung der Sylben deutlich macht, heißt er der proſaiſche Accent; inwieſern aber dadurch die Beſtimmung der Länge oder Kürze der Sylben vermittelt wird, heißt er der rhythmiſche Accent. Der Rhythmus beruht aber auf dem Verhältniß, in welchem die Vokale zu den Conſonanten in den einzelnen Sylben, und einzelne Syl-

*) Bernhardi, Th. 2, S. 338 ff. dem ich hier gefolgt bin.

ben zu ganzen Wörtern ſtehen. Der Vokal aber macht den Hauptchteil der Sylbe aus, und der Accent muß ſich daher an denſelben anſchließen. — In accentuirten Sprachen, wie die teutſche (im Gegenſatze gegen die quantitirenden Sprachen), iſt der Sitz des Accents unwiderruflich beſtimmt, und kann daher nicht, wie bei den quantirenden Sprachen, zu Gunſten des Rhythmus, von ſeinem Sitze auf der Sylbe verdrängt werden; es muß alſo, ſo oft der Accent in accentuirten Sprachen als rhythmiſch erſcheint, der proſaiſche Accent mit demſelben unbedingt vereinigt werden. Der Rhythmus iſt daher in der teutſchen Sprache nicht das Princip des Accents; ſondern der Accent iſt das Princip für den Rhythmus. Daraus folgt aber auch, daß eine accentuirte Sprache, als ſolche, weit proſaiſcher iſt, als eine quantitirende, und in ſich weniger Fähigkeit für poetiſche Darſtellung enthält, als die letztere; daß ſie aber auch, gleichſam als Erſatz dafür, vor quantirenden Sprache ein Princip voraus hat, deſſen jene ermangeln, den Reim, welcher zugleich eine größere Freiheit in der Rhythmik mit ſich führt.

§. 174.

Beſtimmung der Sylben nach dem Princip des Accents.

Accentuirte Sylben ſind lange Sylben; accentloſe Sylben, ſind kurze Sylben. Der Zeit nach füllen die erſten zwei Theile aus, während daß den letztern nur ein Theil zukommt, ſo daß für eine jede lange Sylbe zwei kurze, und umgekehrt ſtehen können. Dem proſodiſchen Verhältniſſe nach, erſcheint die rhythmiſch accentuirte Sylbe als Grund, die rhythmiſch accentloſe, als Folge. Durch die Verbindung beider in der Rede entſteht eine rhythmiſche Sylbenreihe. Da aber der Accent in der teutſchen Sprache nur auf Sylben gelegt wird, denen die Bezeichnung und der Ausdruck des Sinnes, (des Verſtandes der Rede) zukommt; ſo hängt das Verhältniß der accentuirten und accentloſen Sylben, mithin der Rhythmus in der Sprache ſelbſt, ganz von dem Wortverſtande ab. Nie kann daher in unſrer Sprache der Wortaccent dem rhythmiſchen aufge-

opfert werden, vielmehr hängt der letztere durchgehends von dem erſtern ab *). — Ob nun aber gleich in der teutſchen Sprache der rhythmiſche Accent von dem Wortaccente abhängt; ſo wird doch nicht jedes accentuirte Wort deshalb rhythmiſch, weil es accentuirt iſt, denn, um rhythmiſch zu ſeyn, gehört mehr dazu, als die Accentuation. —

Neben den langen und kurzen Sylben ſtehen in der Sprache gewiſſe Sylben gleichſam in der Mitte, die, unter gewiſſen Umſtänden, entweder gedehnt oder beſchleunigt werden, und mittelzeitige heißen **). Zweizeitig (ancipites) werden ſie nur im Allgemeinen genannt; in beſondern Fällen ſind ſie es nicht, ſondern jedesmal entweder lang oder kurz ***).

Voß, Zeitmeſſung ꝛc. S. 10, ſagt: „Im Geſpräch iſt die Dauer von jeder Art Sylben nicht ſcharf begrenzt, ſondern ſchwebt durch mehrere ſanfte Abſtufungen. In gemeſſener Rede wird die Kürze als Eine Zeit, die Länge gewöhnlich als zwei behandelt, und die mittelzeitige Sylbe aus ihrer natürlichen Dauer entweder verkürzt oder verlängert. — Beides, Dauer und Ton, iſt größtentheils vom Begriffe abhängig. Ein Hauptbegriff, und in mehrſylbigen Worten der Begriff der Stammſylbe, gibt Länge; ein Nebenbegriff gibt einſylbigen Worten oder Veränderungsſylben tonloſe Kürze; ein Mittelbegriff gibt in Zuſammenhange entweder Länge mit hohem und tiefem Tone, oder tonloſe Kürze. — Weil zur Länge am häufigſten der hohe Ton ſich geſellt; ſo wähnten viele, der hohe Ton mache die Länge, und erkannten in unſrer Sprache, ſtatt des Zeitmaaſes, ein bloßes Tonmaas, eine Quantität des Accents, an. Andre wollten ein ſolches Tonmaas, nur unſern, von Opitz ererbten Reimweiſen zu Gute halten; zur Nachbildung griechiſcher Versarten verlangten ſie Längen u. Kürzen, die es nach griechiſchen Regeln ſeyn würden. Mißverſtandne Wahrheit führte zu beiden Abwegen.„

*) „Eine jede Sylbe, welche den rhythmiſchen Accent hat, und alſo als Grund der Verknüpfung anderer Sylben geſetzt wird, heißt: eine Arſis; diejenigen Sylben hingegen, welche rhythmiſch accentlos ſind, und alſo als Folgen gedacht werden, heißen: Theſes.„ Bernhardi, Th. 2, S. 343, bei dem überhaupt der ganze ausführliche Abſchnitt, welcher die Principien der Proſodie enthält, verglichen werden muß.

**) So nennt ſie Voß, Zeitmeſſung ꝛc. S. 9.

***) Kabiſch, über die proſodiſchen Grundſätze ꝛc. S. 1 ff.

Obgleich der Accent von der Bezeichnung des Hauptbegriffes im ſtyliſtiſchen Zuſammenhange abhängt, und deshalb eine Anwendung philoſophiſcher Grundſätze verſtattet; ſo iſt doch die Kenntniß der Länge, Kürze und Mittelzeit der Sylben in der teutſchen Sprache blos empiriſch zu erlangen. Dieſe empiriſchen Regeln für die teutſche Proſodie hat, nach einem neuen Plane und mit tiefem Eindringen in den Geiſt unſrer Sprache und Poeſie, Voß in ſeiner Zeitmeſſung der teutſchen Sprache aufgeſtellt und durchgehends mit Beiſpielen belegt. Die Regeln von der Länge der Sylben, oder von zweizeitiger Dauer, S. 15—38; die Regeln von der Kürze der Sylben, oder von einzeitiger Dauer, S. 39—48; die Regeln von der Mittelzeit, oder von den Sylben, die zwiſchen der zweizeitigen Länge und der einzeitigen Kürze ohngefähr in der Mitte ſchweben, S. 49—94, und Beſtimmung der Mittelzeit, S. 95—121. Dieſer letzte Abſchnitt iſt ohnſtreitig der intereſſanteſte in der Schrift von Voß, und mit vielen neuen Anſichten ausgeſtattet. Sehr wahr erinnert er, daß es dem nicht ſchwer fallen kann, zu beſtimmen, ob ſich mittelzeitige Sylben zur Länge oder zur Kürze hinneigen, der die Verſchiedenheit mittelzeitiger Wörter, Anhängſel und Vorſylben, ſowohl nach innerem Gehalte, als nach Stellung des Tons und der verbundenen Zeiten, ſorgfältig geprüft und die Mitwirkung des Verstaktes erwogen hat. —

Da im Teutſchen der Accent das Princip für die Länge und Kürze der Sylben iſt, der Accent aber von der Bedeutung der Begriffe abhängt, und es der minder wichtigen Begriffe (die zur ſtyliſtiſchen Umgebung der Hauptbegriffe dienen,) weit mehrere gibt, als der wichtigen, (d. i. der Hauptbegriffe); ſo hat auch die teutſche Proſodie mehr Kürzen als Längen. Dahingegen ſtehen in der griechiſchen und lateiniſchen Proſodie die Kürzen und Längen ziemlich in gleichem Verhältniſſe gegen einander.

§. 175.

Abgeleitete Principien der teutſchen Proſodie.

Der Accent iſt die Seele der teutſchen Proſodie; denn die teutſche Sprache iſt eine accentuirte, und keine quantitirende. Er muß das allgemeinſte Princip für die teutſche

Proſodie enthalten. Aus demſelben ergeben ſich aber folgende drei abgeleitete Principien *):

1) der Grundſatz des Begriffes, nach welchem die Quantität der Sylben in Hinſicht auf ihre Bedeutung, und nach dem dieſer Bedeutung zum Grunde liegenden Sinne, beſtimmt wird;

2) der Grundſatz des Tons, nach welchem die Quantität der Sylben durch die Verſchiedenheit des Tons (nach der Höhe oder Tiefe, nach der Stärke oder Schwäche deſſelben) beſtimmt wird.

(In der teutſchen Sprache ſind in den meiſten Fällen beide Principien aufs innigſte verbunden. Nur in ſeltenen Fällen wird der Ton in der teutſchen Sprache nicht auf die Hauptſylbe, (welche nämlich dem Begriffe nach die Hauptſylbe iſt, gelegt, z. B. in: auslaufen, wo wir den Ton nicht auf die Hauptſylbe lauſen, ſondern auf die Penultima legen.)

3) der Grundſatz der Zeit, oder der mechaniſche, nach welchem die Quantität der Sylben aus dem Verweilen der Zunge auf ihnen beſtimmt wird, je nachdem ſie in geſchwinderer oder langſamerer Zeit ausgeſprochen werden. Manche Sylben nämlich, die an ſich kurz ſind,

*) Man vergleiche die weitere Ausführung dieſer Principien bei Radiſch, S. 4 — 22, und die beiden Abſchnitte in Voß Zeitmeſſung 2c. 1) von der Tonſtellung S. 122 — 140, wo Voß zeigt, daß zwar der Ton die Länge nicht macht, ſondern begleitet; daß aber doch in den verſchiedenen Zeitverhältniſſen die Höhe und Tiefe des Tons manche für den Rhythmus bedeutende Abſtufung der Länge hervorbringt. 2) Vom Zeitverhalt, S. 141 — 169, wo er zeigt, daß unabhängig vom Tone, obgleich im Teutſchen gewöhnlich ihm zugeſellt, das Verhältniß wirke, in welchem die Zeiten mit einander ſtehen. Die verſchiedene Anordnung derſelben beſtimmt nämlich nicht nur größtentheils, ob eine Mittelzeit lang oder kurz werde; ſondern ſie gibt auch den Längen und Kurzen, den natürlichen ſowohl, als den aus Mittelzeit gewordenen, ein verſchiedenes Maas ihrer Dauer.

verlangen in der Ausſprache mehr Zeit, als lange Sylben, beſonders wenn mehrere Conſonanten in denſelben gehäuft ſind, demohngeachtet werden ſie dadurch nicht lange Sylben, weil in der teutſchen Sprache die Länge durchgehends von dem Begriffe, und nicht von der Gewandtheit der Zunge abhängt, die eine Sylbe fertiger, als die andre auszuſprechen.

Der Grundſatz der Zeit iſt vorzüglich für die Declamation wichtig. Es muß nämlich für dieſelbe ein Medium geben, die verſchiednen Grade des Zuſammenhanges unter den Gedanken darzuſtellen, und dieſes ſind die verſchiedenen Grade der Verbindung, worin, der Zeit nach, die Wörter auf einander folgen. — Das Aufeinanderfolgen in der Zeit iſt nämlich ein Sinnbild von dem Zuſammenhange in den Sachen Je näher die ausgedruckten Vorſtellungen verknüpft ſind; deſto näher müſſen auch ihre Ausdrücke auf einander folgen; deſto kürzer die Zwiſchenzeiten ſeyn, die zwiſchen ihnen verfließen. Sind die Vorſtellungen unmittelbar verbunden, (wenn z. B. die eine blos eine Beſtimmung der andern iſt); ſo muß zwiſchen den Ausdrücken gar keine Zwiſchenzeit ſeyn, ſondern ſie müſſen ſtetig auf einander folgen. Hängen die Gedanken wenig oder gar nicht zuſammen, (wenn man z. B. zu einem neuen Gedanken übergeht); ſo wird am längſten abgeſetzt. Die Größe der Zwiſchenzeiten alſo, die der Declamator zwiſchen den Ausdrücken verfließen läßt, muß mit der Größe des Zuſammenhanges unter den ausgedrückten Vorſtellungen im umgekehrten Verhältniſſe ſtehen. — Am längſten dauern alſo die Pauſen am Ende der Perioden, ob ſie gleich auch hier von verſchiedener Länge ſeyn können, indem die Perioden unter ſich bald mehr, bald weniger zuſammenhängen, wie man aus dem Inhalte derſelben zu beurtheilen hat. Hierauf folgt die Pauſe zwiſchen dem Vorderſatze und Nachſatze einer Periode; darauf die Pauſe zwiſchen den Hauptſätzen des Vorderſatzes oder Nachſatzes; darauf die Pauſe zwiſchen den Nebenſätzen derſelben, und darauf endlich die Pauſe zwiſchen den Theilen der einzelnen Sätze, wenn ſie zuſammengeſetzt ſind. Worte, welche bloße Beſtimmungen von andern ſind, müſſen mit dieſen unmittelbar verbunden werden, ohne irgend eine Pauſe dazwiſchen zu machen, wie z. B. das Adjectiv mit dem Subſtantiv, das Adverbium mit dem Verbum, der Artikel mit dem Worte ꝛc. wozu es gehört. So Maaß in ſeiner Rhetorik, S. 140. f. —

§. 176.

Das Versmas.

Was der Numerus in der Proſa iſt; das iſt das Versmaas, das Metrum, in der Poeſie. Der Numerus (§. 30.) iſt derjenige Wohlklang in den Perioden des proſaiſchen Styls, der auf dem ſorgfältig berechneten Ebenmaaſe aller einzelnen Theile einer zuſammenhängenden Rede beruht, ohne daß dieſer Wohlklang von der Wiederkehr derſelben Art der Verbindung der Theile, oder von einem beſtimmten Metrum oder Sylbenmaaſe abhängt. Das Versmaas, oder Metrum *) hingegen iſt eine rhythmiſche Compoſition, ein aus abwechſelnden Zeitfüßen in beſtimmtem Schritte geordneter Tanz, deſſen Umfang, wenn er nicht allzuklein iſt, in Abſätze und Einſchnitte (Cäſur) **) getheilt, und durch einen vernehmlichen Schlußfall geendigt wird. Der Rhythmus beſteht nämlich in der Abtheilung eines poetiſchen Ganzen in ſeine Glieder, und in dem Verhältniſſe der Hebung und Senkung gegen einander. In der Muſik gründet ſich der Tact, und in demſelben die Zeit des Auf- und Niederſchlagens, auf den Rhythmus; und da man in der Poeſie die gleichen Abſtände der Hebungen durch einen Schlag der Hand oder des Fußes andeuten kann, ſo werden ſie Füße ***) (pedes) oder Tacte genannt. —

*) Ueber das Verhältniß des Numerus zum Metrum, Moritz Proſodie, S. 42 ff. und Voß Zeitmeſſung der teutſchen Sprache, S. 170. ff, woraus dieſe Darſtellung entlehnt iſt.

**) Alle längere Versarten haben Cäſur, wodurch die Poeſie ſich der Muſik nähert. Schon die Proſa hat in dem Numerus ein Analogon davon. Vergl. den Artikel: Abſchnitt, in Sulzers Theorie ꝛc. Th. 1, S. 7. ff, und den (von Blümner bearbeiteten) Artikel: Einſchnitt, in dem kurzgefaßten Handwörterb. Th. 1, S. 365. f. wo das Verhältniß des poetiſchen Rhythmus zum muſikaliſchen aufgeſtellt iſt. Die Cäſur galt von jeher für eine der erſten Schönheiten des Versbaues; Moritz Proſodie, S. 43.

***) Voß, Zeitmeſſung ꝛc. S. 143. f, unterſcheidet den Versfuß, oder des Verſes gleichgemeſſenen Schritt, der auch Tact in der Sprache des Muſikers heißt, von dem Wortfuße (wie

Jedes Versmaas verlangt Meſſung, und Anreihung der einzelnen Glieder an einander in genau abgezählten Verhältniſſen. Dadurch eben unterſcheidet ſich ſein geregelter Tanz von dem Gange ſelbſt der ſchwungreichſten Proſa, welcher zwar versähnlich, durch gewählte Zeitfüße, aber niemals versmäßig, d. i. im ſtetigen Wellenſchlage des Tactes fortſchweben darf. — Die Versarten von kleinem Umfange fordern nothwendig ein gleichmäßiges Fortſchreiten in dem angenommenen Verhältniſſe der Bewegung; dagegen können größere poetiſche Ganze, in denen eine hohe Leidenſchaft wiederhallt, aus einer Tactart in die andere ausweichen. Aus der Gleichmäßigkeit des Tactes entſpringt die Gleichmäßigkeit der ganzen rhythmiſchen Melodie; die Lebendigkeit des Vortrages hingegen (das Tempo, nach der Analogie der Muſik,) hängt von dem Inhalte ab. Die Länge und Kürze der Sylben ſteht aber in der Proſodie unter dem höhern Princip des Rhythmus, oder der gleichſchwebenden Bewegung und der gleichgemeſſenen Umfänge von Tactſchritten *). Je länger das Versmaas iſt; deſto mehr iſt die Rückſicht auf zergliedernde Einſchnitte und Abſätze und auf einen vortönenden Schluß nöthig, damit, durch Angabe der Theile und ihrer Verhältniſſe, das Ganze der rhythmiſchen Periode vernehmlicher ins Gehör falle **).

ihn Klopſtock nennt,) unter welchem er die abgezählte Friſt und Bewegung ſowohl des einfachen und zuſammengeſetzten Wortes, als mehrerer in Verbindung ſtehender verſteht, wenn ſie nicht über zwei Hebungen hinausgehen.

*) Voß macht in ſeiner Zeitmeſſung ꝛc. S. 177. ff. den Verſuch, den poetiſchen Rhythmus auf die Principien des muſikaliſchen Tactes zurückzuführen; ſo z. B. ſetzt er S. 187. ff. den vierzeitigen Tact für alle Versarten feſt, wo der Gang des Spondeus oder Daktylus herrſcht; den Dreivierteltact (S. 143. ff.) für die choriambiſchen Verſe ꝛc.

**) Voß, Zeitmeſſung ꝛc. S. 241. Der Einſchnitt in der Mitte eines Tacts iſt entweder beſtimmt, oder wandelbar. Jener zerlegt z. B. den Pentameter oder den choriambiſchen Vers mit vorſchreitendem Spondeus in unveränderliche Haupttheile; dieſer den Hexameter in veränderliche.

Da aber in der teutſchen Sprache der Rhythmus zunächſt vom Accente abhängig iſt; ſo ſteigt das Intereſſe an dem Sylbenmaaſe um ſo höher, je öfter der Zuſammenhang des Sylbenmaaſes in den Zuſammenhang der Bedeutung eingreift *). Man fühlt ſich bei jedem Ruhepuncte, den man macht, doppelt angezogen, indem der Zuſammenhang nach dem Metrum und der Zuſammenhang nach der Idee einander entgegen ſtreben, ſo daß uns das erſtere immer noch zurückhält, wenn das andre uns ſchon vorwärts zieht. Dieſes doppelte ſich ſelbſt entgegenſtrebende Anziehen verſetzt die Seele in eine ungewohnte Thätigkeit, und reißt mit dem Verſe uns unwiderſtehlich fort.

§. 177.

Fortſetzung.

Hebung oder Senkung, Steigen oder Fallen in abwechſelnden Verhältniſſen iſt der Charakter des Sylbenmaaſes. So einfach dieſes Princip an ſich iſt; ſo viel Mannigfaltigkeit und Schattirungen erhält es in der Anwendung auf die Darſtellung der Versfüße.

Jede Zuſammenſetzung mehrerer Sylben muß ſich alſo entweder mehr zum Falle, oder mehr zum Sprunge neigen **). Zum Falle neigt ſie ſich, wenn das Lange vorangeht, und das Kurze nachtönt; zum Sprunge, wenn das Kurze vorangehet, und das Lange nachtönt. Selbſt zwei lange Sylben neigen ſich, ihrer Langſamkeit wegen, mehr zum Falle, als zum Sprunge; zwei kurze Sylben hingegen neigen ſich, ihrer Schnelligkeit wegen, mehr zum Sprunge als zum Falle, ob ſie gleich in Anſehung ihrer Dauer völlig gleich ſind.

A) Zweiſylbige Füße. Zwei, in Anſehung ihrer Dauer verſchiednen Sylben laſſen ſich auf nicht mehr als zweierlei Art zuſammenſtellen:

*) Moritz Proſodie, S. 44. ff. — Vergl. den ausführlichen und reichhaltigen Artikel: Rhythmus, in Sulzers Theorie, Th. 4. S. 90. ff; den Artikel: Sylbenmaas, ebendaſ. S. 475. ff; in den Artikel: Vers, ebendaſ. S. 655. ff; und den Artikel: Versart, ebendaſ. S. 663. ff.

**) Dieſe ganze einfache Darſtellung gehört Moritz an, in ſeiner Proſodie, S. 53 ff.

1) entweder die lange Sylbe geht voran, und die kurze tönt nach, — υ, der Trochäus, auch Chorus (Wälzer);
2) oder die kurze Sylbe geht voran, und die lange tönt nach, υ —; der Jambus (Schleuderer) *).
3) Zwei unmittelbar auf einander folgende lange Sylben, — —, der Spondeus (Tritt), neigen ſich zum Falle, und deshalb nähert ſich der Spondeus dem Trochäus;
4) zwei unmittelbar auf einander folgende kurze Sylben, υυ, der Pyrrhichius (Läufer), neigen ſich zum Sprunge, und deshalb nähert ſich der Pyrrhichius dem Jambus.

B) Dreiſylbige Füße. Von dieſen ſind acht verſchiedene Zuſammenſtellungen möglich:

1) drei auf einander folgende kurze Sylben, υυυ, der Tribrachys (Dreigekürzte), neigen ſich zum Sprunge, und nähern ſich dem Jambus.
2) drei auf einander folgende lange Sylben, — — —, der Moloſſus (Schwertritt), neigen ſich zum Falle, und liegen dem Trochäus näher, als dem Jambus.
3) Zwei lange und in der Mitte eine kurze Sylbe, — υ —, der Amphimaker (Zweilängigte), neigen ſich zum Falle (Annäherung an den Trochäus).
4) Zwei kurze und in der Mitte eine lange Sylbe, υ — υ, der Amphibrachys (Zweigekürzte), neigen ſich zum Sprunge (dem Jambus verwandt).
5) Eine lange und zwei kurze Sylben, — υυ, der Daktylus (Fingerſchlag), neigen ſich zum Falle.
6) Zwei kurze und eine lange Sylbe, υυ —, der Anapäſt (Gegenſchlag), neigen ſich zum Sprunge.
7) Eine kurze und zwei lange Sylben, υ — —, der Bachius (Stürmer), nähern ſich dem Jambus.

*) In dieſen beiden einfachen Verſetzungen liegen alle übrige Sylbenmaaſe, ſie mögen ſo zuſammengeſetzt ſeyn, wie ſie wollen, wie im Keime verborgen. Jede Zuſammenſtellung von Sylben iſt entweder jambiſch, oder trochäiſch; neigt ſich entweder zum Falle, oder zum Sprunge.

8) Zwei lange und eine kurze Sylbe, — — ◡, der Palimbachius (Schwerfall), ſind dem Trochäus verwandt.

C) Vierſylbige Füße. Von dieſen ſind ſechszehn verſchiedene Zuſammenſtellungen möglich:

1) Vier auf einander folgende kurze Sylben, ◡◡◡◡, der Prokeleusmatikus (Doppelſchlag), dem Jambus verwandt.

2) Vier auf einander folgende lange Sylben, — — — —, der Diſpondeus (Doppeltritt), dem Trochäus verwandt.

3) Zwei lange und in der Mitte zwei kurze Sylben, — ◡◡ — der Choriambus (Aufſprung). Er iſt, weil er mit dem Falle anhebt, dem Trochäus näher, als dem Jambus verwandt.

4) Zwei kurze und in der Mitte zwei lange Sylben, ◡ — — ◡, der Antiſpaſt (Gegenzug). Er nähert ſich, weil er mit dem Sprunge anhebt, mehr zum Jambus. (Der Choriamb iſt die natürliche und leichteſte, der Antiſpaſt die gewaltſamſte und ſchwerſte Sylbenſtellung.)

5) Die erſte und dritte Sylbe kurz, die zweite und vierte lang, ◡ — ◡ —, der Dijambus (Doppelwurf). Er ſteigt nicht, um ganz zu ſinken, ſondern ſinkt nur ein wenig, um aufs neue zu ſteigen.

6) Die erſte und dritte Sylbe lang, die zweite und vierte kurz, — ◡ — ◡, der Ditrochäus (Doppelfall), nähert ſich dem Choriamb.

7) Zwei kurze und zwei darauf folgende lange Sylben, ◡◡ — —, der Jonikus *a minori* (Vorſchläger).

8) Zwei lange und zwei darauf folgende kurze Sylben, — — ◡◡, der Jonikus *a maiori* (Nachſchläger).

9) Eine lange und drei kurze Sylben, — ◡◡◡, Päon primus (Tänzer).

10) Eine kurze, dann eine lange, darauf zwei kurze Sylben, ◡ — ◡◡, Päon ſecundus.

11) Zwei kurze, dann eine lange, zuletzt eine kurze Sylben, ◡◡ — ◡, Päon tertius.

12) Drei kurze und eine lange Sylbe, ∪∪∪—, Päon quartus.

(Alle Päone neigen ſich, der Mehrheit der kurzen Sylben wegen, mehr zum Sprunge, als zum Falle.)

13) Eine kurze und drei lange Sylben, ∪———, der erſte Epitrit (Dreiſchlag); neigt ſich zum Sprunge.

14) Eine lange, dann eine kurze, darauf zwei lange Sylben, —∪——, der zweite Epitrit; neigt ſich zum Falle.

15) Zwei lange, eine kurze, und eine lange Sylbe, ——∪—, der dritte Epitrit; neigt ſich zum Falle.

16) Drei lange und eine kurze Sylbe, ———∪, der vierte Epitrit.

(Moritz verſucht darauf, S. 78. ff. die verſchiedenen Sylbenmaaſe z. B. das ſapphiſche, alkäiſche ꝛc. aus der Verbindung der verſchiedenen einzelnen Füße zu erklären.)

Ob nun gleich mehrere dieſer Versfüße in der teutſchen Proſodie nicht rein vorkommen; ſo fehlt es der teutſchen Proſodie doch nicht an Beſtimmtheit, ſie erhält dieſelbe nur auf einem andern Wege, als die Alten. Bei den leztern entſtand das Metrum durch die Zuſammenſtellung der urſprünglich langen und kurzen Sylben, weil ihre Sprache an ſich muſikaliſche und Empfindungsſprache war; bei uns entſteht das Metrum durch die Bedeutung, (welche der Accent ausdrückt,) weshalb allerdings die Länge und Kürze der Sylben in der teutſchen Sprache beſtimmt iſt, aber nicht durch die Sylben ſelbſt, ſondern durch ihre Stellung gegen einander. Die Quantität iſt in der teutſchen Proſodie nicht ſelbſt das höchſte Geſetz, ſondern untergeordnet dem höhern Princip des Accents. Daher die Verſchiedenheit der alten und neuen Proſodie, und die ſcheinbare Unbeſtimmtheit der Länge und Kürze der Sylben in der teutſchen Sprache, die aber ſogleich verſchwindet, als die Sylben und Wörter nach dem Princip der Accentuation, und nach dem Verhältniſſe ihrer gegenſeitigen Bedeutung im Versmaaſe verbunden werden. — Wenn daher die Sylbenſtellung bei den Alten von ihrem Sylbenmaaſe abhing; ſo hängt in der teutſchen Proſodie das Sylbenmaaß ſelbſt von der Accentuation ab. Nachdrucksvoller wird dadurch unſre Poeſie vor der Poeſie der Alten, daß ſie jede bedeutende Sylbe vor den unbedeutenden charakteriſirt, ſtatt daß die Poeſie der Alten

gar keine Sylben vor der andern aushebt; dahingegen war in der Poeſie der Alten mehr Wohlklang, als in der unſrigen — Aus dieſer Verſchiedenheit kann aber noch nicht geradezu mit Moritz (S. 126) gefolgert werden, „daß unſre Poeſie bei dem Uebergange von der Gedanken- zur Empfindungsſprache auf halbem Wege ſtehen geblieben ſey,„ da ihr dieſer Uebergang keinesweges verunglückt iſt, ſondern der Charakter der teutſchen Poeſie überhaupt mehr in kräftiger Darſtellung der Gedanken (im Gedankenausdrucke) als in muſikaliſchen Malerei beſteht.

Da nun aber in der teutſchen Sprache die Quantität der Sylben von der Accentuation abhängt; ſo muß auch die Bezeichnung der Länge und Kürze der Sylben in der teutſchen Proſodie eben ſo unendlich mannigfaltig ſeyn, als in dem Gebrauche des Accents zur Bezeichnung der Bedeutſamkeit die größte Mannigfaltigkeit herrſcht. Wer daher in der teutſchen Sprache richtig dichten will; der muß nicht nur den grammatiſchen und logiſchen Gebrauch des Wortaccents, ſondern auch die proſodiſchen Grundſätze der Sylbenſtellung kennen; denn unſre Sprache hat allerdings ein feſtes und beſtimmtes Sylbenmaas, aber es iſt abhängig von zwei Puncten: von dem Accente, und von der daraus reſultirenden Sylbenſtellung (vergl. Moritz. S. 252). --- Die Metrik überhaupt auf feſte Principien zurückzuführen, machte G. Hermann, in ſeinem Handbuche der Metrik (Leipz. 1799.) den erſten philoſophiſchen Verſuch, wo er ſich gegen den Empirismus in der Metrik erklärte, und die Aufſtellung des Geſetzes des Rhythmus verſuchte, indem er von der Frage ausging: was iſt Rhythmus? — Bernhardi (Sprachl. Th. 2, S. 334. ff), der von der Frage ausgeht: wie werden mehrere Sylben eine Einheit, trifft, nach ſeiner eignen Erklärung, mit Hermann in gleichen Reſultaten zuſammen. Nach ihm ſind die Füße nichts anders, als die Terminologie des Rhythmus. --- Ueber die Cäſur iſt zu vergleichen: Ramler in ſeiner Ueberſetzung des Batteux, Th. 1, S. 163. ff. von der teutſchen Verskunſt; und J. A. Schlegel, von der Harmonie des Verſes in ſeiner Ueberſ. des Batteux, Th. 2, S. 477. ff; ſo wie Home's *Elements of Criticism*, Kap. 18, Abſchn. 4. —

§. 178.

Der Reim.

Der Reim iſt eine eigne neue Erſcheinung in den jüngern abendländiſchen Sprachen, die ſämmtlich accentuirte

Sprachen ſind. Accentuirte Sprachen bedürfen nämlich für den quantitativen Rhythmus eines Erſatzes, und dieſer liegt in dem Reime. Da der Accent die Bedeutung der Begriffe bezeichnet; ſo würde man bei dem Reime, dem Eigenthume der accentuirten Sprachen, nicht ausreichen, wenn man ihn blos in dem Gleichklange zweier Sylben am Ende zweier Verſe ſuchen wollte. Das letztere würde blos das Formelle, die äußern Bedingungen des Reims enthalten, und dann könnte auch Nonſens und Plattheit für Poeſie gelten, wenn blos dieſer Gleichklang im Reime als das Weſen der modernen Poeſie aufgeſtellt werden ſollte. Es muß vielmehr mit dieſem Formellen des Reimes etwas Materielles, das von den Ideen abhängt, die in dem Gleichklange des Reims verbunden werden, vereiniget ſeyn; neben ſeiner äußern Natur muß ihm auch noch eine innere zukommen. Das Weſen des Reimes beſtehet darin: eine Reihe von Vorſtellungen ſo zu ordnen, daß, mit Beobachtung gewiſſer Ruhepuncte, beſtimmte Sylbenreihen mit ſolchen Ideen ſchließen, die im Ausdrucke eine ſinnlich-gleiche Geſtalt annehmen. Der Reim iſt alſo nichts anders, als das Zuſammentreffen zweier verſchiedenen Vorſtellungen in zwei gleichklingenden Wörtern, und reimen heißt demnach: zu zwei verſchiedenen Ideen zwei gleichklingende Wörter auffinden; oder: zwei verſchiedene Ideen (das in der Vorſtellung Verſchiedene) unter gleichen Klang (in ſinnliche Einheit) bringen.

So erklärt ſich der neueſte ſcharfſinnige Apologet des Reims, J. S. Schütze, darüber in ſeinem Verſuch einer Theorie des Reims, S. 15. ff. Er bemerkte ſehr richtig, daß, um zu ſehen, was der Reim urſprünglich ſey, und wie er, ſeinem pſychologiſchen Entſtehen nach, die Seele ſelbſt intereſſiren, und, von ihr ſelbſt gewählt, durch das Gehör angenehm auf ſie zurückwirken müſſe, — daß es dafür nicht hinreichend ſey, den Reim, wie er vorhanden iſt, zu betrachten; ſondern daß man das Gedachte, das dieſen gleichen Schlußklang annimmt, und in der Geſtalt des Reims erſcheint, zuerſt ſowohl vom Reime ſelbſt, als überhaupt von allem ſinnlichen Ausdrucke abgeſondert, ſich vorſtellen, und ſodann, nach der Vereinigung mit dem

Gleichklange, den daraus entſtandnen Reim als eins und ungetrennt mit dem Gedachten anſehen müſſe. Wir müſſen uns nämlich Idee, Wort und Klang als innigſt vereint, wie es auch das Gehör empfängt, vorſtellen. Um dies zu bewirken, betrachtet Schütze den Reim nach drei verſchiednen Vorſtellungsarten:

a) Zwei im Gleichklange vereinigte Ideen machen den Reim, nach ſeinem Urſprunge und Weſen, aus. Materie des Reims. (Der pſychologiſch urſprüngliche Reim.)

b) Die Vereinigung zweier Ideen zum Gleichklange (zu zwei gleichklingenden Wörtern) iſt der pſychologiſch-ſinnliche Reim. — Die Handlung des Reims; das Reimen ſelbſt.

c) Der die zwei Ideen vereinigende Gleichklang zweier Wörter, iſt der äußere Reim. Form des Reims.

Nach dieſer Darſtellung iſt der Reim in einem Gedichte nicht blos ein leerer Klang, (eine bloße Empfindung des Ohrs), ſondern zugleich der Ausdruck einer Vorſtellung. — Vorzüglich verdienen bei Schütze (S. 103. ff.) die äſthetiſchen Erforderniſſe für den Reim nachgeleſen zu werden.

Der Reim hat aber auch ſeine Gegner. So z. B. iſt der Artikel: Reim in Sulzers Theorie ꝛc. Th. 4. S. 80. ff. an ſich ſchon etwas unbedeutend, beſonders aber ſehr partheiiſch gegen den Reim. So heißt es daſelbſt: „Wir wollen den Reim, als ein Werk der Mode, als eine Decke, die man vor die Schwäche und Fehler des Verſes ziehet, als ein Hülfsmittel des Gedächtniſſes, als ein körperliches Mittel, träge Ohren zu reizen, gelten laſſen. Aber wir können nicht verbergen, daß wir ihn für ein Gefängniß halten, in welches die Gedanken und die Sätze der Rede eingeſperret werden. Wir wollen ſogar zugeben, daß der Reim zur Zeit, da die Sprachen noch in ihrer erſten Rohigkeit waren, wo es ohnmöglich war, kurze Sätze in einem dem Ohre ſchmeichelnden Abfalle vorzutragen, nothwendig geweſen; uns aber für dieſes Geſtändniß dadurch ſchadlos halten, daß wir ihn für überflüßig und gothiſch erklären, ſobald man ſo weit gekommen iſt, daß man einzelne, größere und kleinere Sätze nach Wohlklang und Tact vortragen kann.,, — Es kann allerdings nicht geläugnet werden, daß, als man die Poeſie in Deutſchland zunftmäßig trieb, (ſeit den Zeiten der Meiſterſänger.) der Reim das Behelf ſchlechter Dichter ward; aber jene ſchlechten Dichter würden auch, wenn ſie das griechiſche Sylbenmaas angenommen hätten, eben ſo unglük-

liche Verſuche gemacht haben. Die Meinung Huets (reflexions ſur la rime,) und Barbieri (dell' origine della poeſia rimata), daß die neuern abendländiſchen Völker den Reim von den Arabern erlernt haben, beruht nur auf dem hiſtoriſchen Factum, daß derſelbe bei den Troubadours zuerſt vorkommt, und von da ins ſüdliche Teutſchland überging. — Vom Reime handeln Ramler in ſeiner Ueberſetzung des Batteux, Th. 1, S. 163. ff. und J. A. Schlegel, in ſeinem Batteux Th. 2, S. 515. ff. — Die franzöſiſchen Schriftſteller über den Reim vergl. man bei Sulzer, Th. 4, S. 83. f. — Die Geſchichte des Reims bei Morhof, in ſeinem Unterrichte der teutſchen Sprache, Kap. 7 — 12. — Die Schweizer, in den Diſkurſen der Maler, erklärten ſich gegen ihn. — Noch gehören hieher: J. G. Meyer, vom Werthe der Reime, in ſeiner Vorrede vor Langens Horaziſchen Oden, Halle 1747. — Der Reim, meiſtens mit den eignen Worten der vornehmſten Kunſtrichter beſchrieben. Baſel 1777. — Mich. Denis, Geſpräch vom Werthe der Reime, vor dem 5ten Buche ſeiner lyriſchen Gedichte. — Nicht erſchöpfend iſt das, was Gottſched, (vollſtändige teutſche Sprachkunſt S. 622. ff.) von den Reimen in der teutſchen Poeſie ſagt, ob er dieſelben gleich „für eine beſondere Zierrath unſrer Dichtkunſt„ erklärt. Er ſetzt das Weſen des Reims (S. 623.) darein, daß die zwei zunächſt beiſammenſtehenden Zeilen einander in den letzten Sylben, entweder völlig, oder doch einigermaßen gleich klingen. Er nimmt dreierlei Arten teutſcher Reime an, je nachdem ſich einzelne, zwei oder drei Sylben zweier Wörter mit einander reimen: männliche Reime, weibliche (weil ſie viel zärtlicher und weicher klingen), und kindiſche, weil ſie zu ſpielend und klappernd herauskommen, (z. B. predigen, entledigen; brüderlich, lüderlich ꝛc). In Hinſicht auf die Regeln für den Reim (S. 633. ff.) iſt er rigoröſer, als man es neuerlich bei den Dichtern findet. Gottſcheds Regeln verdienten wohl einmal neu bearbeitet zu werden, beſonders da unſere vaterländiſchen Dichter in dem dritten Viertheile des 18ten Jahrhunderts mehr Sorgfalt auf den Mechanismus und die Korrectheit des Reims wendeten, als die neueſten Dichter. — Kurz und nicht befriedigend iſt das, was Heynatz von den Reimen in ſeine Sprachlehre, S. 299. ff. aufgenommen hat. — Moritz, in ſeinem Verſuch einer teutſchen Proſodie, S. 96. ff. hat die ſehr richtige Bemerkung, „daß der Reim der teutſchen Sprache vielleicht mehr, als irgend ei-

ner andern angemeſſen ſey, weil in ihr, wegen der bedeutenden Kraft ihrer Zuſammenſetzung, der Einklang der Sylben ſehr häufig einen gewiſſen Einklang der Begriffe mit ſich führt, der oft unmerklich bei dem Reime mit durchtönt.„ — Moritz fühlt die Unbeſtimmtheit der Länge und Kürze in der teutſchen Poeſie, und nimmt ſich deshalb (aber freilich auch aus keinem höhern Grunde) des Reimes (S. 108. ff) an, weil er immer ein ſehr gutes Hülfsmittel bleibe, den Vers auffallend hörbar zu machen, welcher ſich ſonſt ſo leicht wieder zur Proſa neige, (wie dies der Fall bei allen accentuirten Sprachen ſeyn muß). — Allgemeine Bemerkungen über den teutſchen Reim befinden ſich als Einleitung zu G. H. Schäfers hochteutſchem Wörterbuche nach den Endſylben geordnet (Weißenfels 1800). Schäfer handelt zuerſt von dem Urſprunge des Wortes Reim (S. XXI), wo er, mit beigebrachter reichhaltiger Literatur, dennoch zu weit ausholt; dann von dem Alter und Urſprunge des Reims (S. XXIV.) wo er aber, ob er ſich gleich gegen Huets Hypotheſe erklärt, ſich doch nicht anders helfen kann, als den Reim (S. XXXII) „aus dem Verfalle des Geſchmacks in der lateiniſchen Dichtkunſt und Sprache ſelbſt abzuleiten.„ Darauf gehet er zu dem Werthe des Reims fort (S. XXXV), wo er denſelben den reimfreien Gedichten gleichſetzt, und ſich auf die klaſſiſchen Dichter der Nation beruft, die theils den Reim beibehielten, theils die Feſſeln deſſelben wegwarfen. — Darauf folgen S. XXXIX. einige nähere Bemerkungen und Regeln über den Reim, u. S. XLVI eine Erörterung deſſen, was ſich aus der Grammatik auf den Reim bezieht. Mit philoſophiſchem Geiſte ſtellt Bernhardi, Sprachlehre Th. 2, S. 381. ff. den Reim als rhythmiſches und ſtrophiſches Princip auf, das aus der Accentuation ſelbſt reſultirt und mit derſelben zuſammenhängt, das aber, als charakteriſirend über die Accentuation hinausgehet. Nach ihm beſteht der Reim, „in der Gleichförmigkeit und dem Gleichlaute, die Vokale und Conſonanten zweier Wörter von den letzten accentuirten Sylben an gerechnet.„ Der Reim, als Princip einzelner Verſe, drückt, nach Bernhardi, das Ende eines einzelnen Verſes aus, in ihm liegt das bewegende Princip des ganzen Verſes, und er wird angeſehen als der Grund des ganzen vorhergehenden Rhythmus, wie dieſer von ihm abhängig, und als Wirkung gedacht wird. Die verſchiedenen Arten der Reime geben durch ſich ſelbſt ſchon einen ver-

ſchiedenen Charakter. Schließt der Vers auf einen männlichen; ſo wird der Charakter ſcharf und hart. Der weibliche hingegen, indem er den Umfang des Verſes vergrößert, und die Härte der accentuirten Sylben mildert, gibt einen ſanftern und mildern Ton, ohne der Würde der Darſtellung zu ſchaden. Dies gilt in noch höherem Grade von den gleitenden Verſen, (die Gottſched die kindiſchen nennt). Der Reim, als strophiſches Princip, knüpft mehrere Verſe zu einem Ganzen. Welche dies ſind, und wie viele, wird durch die Gleichheit des Reimes angedeutet. —

§. 179.

Ueber das Verhältniß des Reims zu dem entlehnten Sylbenmaaße in der teutſchen Sprache.

Die teutſche Sprache kannte nach ihrem urſprünglichen Geiſte, als accentuirte Sprache, blos den Reim, als ſichtbaren Charakter ihrer Poeſie. Bei der Bildſamkeit aber, welche der teutſchen Sprache vor den meiſten abendländiſchen Sprachen zukommt, konnte es geſchehen, daß Männer, welche hohes Dichtertalent mit gründlichem Studium der teutſchen Sprache und mit inniger Bekanntſchaft mit den Sylbenmaaſen der griechiſchen und römiſchen Sprache verbanden, die letztern in die Mitte unſrer Poeſie aufnahmen. Bekanntlich war Klopſtock derjenige, der darin den ausgezeichnetſten Verſuch wagte. Dadurch mußte nothwendig die teutſche Proſodie eine andere Geſtalt bekommen. Nicht nur das bisherige Syſtem der Quantität der Sylben mußte verändert, ſondern auch das Gebiet der einzelnen Dichtungsformen, beträchtlich erweitert, und ein neues Verhältniß des Reims zu den neuaufgenommenen Dichtungsarten ausgemittelt werden. Je weniger dieſes Verhältniß, während des Kampfs des Reims mit den neuen Sylbenmaaſen, aufgefunden werden konnte; deſto größer mußte die Verſchiedenheit in Hinſicht auf die proſodiſchen Grundſätze werden. Nach jenem langen Kampfe zwiſchen dem Reime und den neuen Sylbenmaaſen ging endlich das Reſultat hervor: daß beide neben einander beſtehen können; daß der Genius der teutſchen Sprache zwar zunächſt für die Beibehaltung

des Reims, als des urſprünglichen äußern Charakters der teutſchen Poeſie, ſpricht, daß aber, bei der hohen Bildſamkeit unſrer Sprache, jene neu aufgenommenen Dichtungsarten den Reichthum der dichteriſchen Darſtellung erhöht haben, und daß ſich die leztern beſonders für die Darſtellung gewiſſer dichteriſchen Stoffe eignen, für welche der Reim nicht ſo angemeſſen iſt, wie dieſe neuen Sylbenmaaſe. Durch das Nebeneinanderbeſtehen beider iſt nun aber die Mannigfaltigkeit der dichteriſchen Darſtellung vergrößert werden, und die Aufnahme der griechiſchen Sylbenmaaſe iſt unter der Bedingung eine wahre Bereicherung unſrer poetiſchen Formen, daß dieſelben für diejenigen Stoffe gewählt werden, für die ſie ſich vorzüglich eignen, und daß durch dieſelben die Rechte des Reims nicht gekränkt und beeinträchtiget werden. Bei der gegenwärtigen Lage unſrer Dichtkunſt kann man mit Sicherheit behaupten, daß es weder dem Reime gelingen wird, die neuen Sylbenmaaſe wieder zu entfernen, noch den leztern, den Reim gänzlich zu verdrängen. Sie können beide neben einander beſtehen, und die Nation kann unter ihren Klaſſikern Dichter nachweiſen, die Muſter in beiden Formen geworden ſind. — Die ſeit der Aufnahme der neuen Sylbenmaaſe erſchütterte Proſodie bedarf freilich nun einer neuen Bearbeitung. Dieſe Bearbeitung im Detail iſt aber dadurch ſchon um ein Großes erleichtert, weil nun entſchieden iſt, daß die Proſodie itzt auf den Reim und auf die neuen Sylbenmaaſe zugleich Rückſicht nehmen muß, da ſich beide neben einander behaupten, und daß durch den Kampf den neuen Sylbenmaaſe mit dem Reime, nicht nur die Ehre des leztern gerettet und für die Zukunft geſichert, ſondern auch das feſte Princip der Accentuation ausgemittelt iſt, auf welches die Proſodie, als eine empiriſche Wiſſenſchaft, gegründet, und mit Beiſpielen aus den teutſchen Klaſſikern in jedem einzelnen gegebenen Falle unterſtützt werden kann und muß.

Zu einem ähnlichen Reſultate gelangt Schäfer, (Wörterbuch nach den Endſylben, S. XXXVII fg.

„Je unpartheiiſcher man bei der Beurtheilung des Werthes der Reime verfährt; deſto ſchwerer wird es itzt, zu beſtimmen, welcher von beiden Dichtungsarten überhaupt, oder auch in einzelnen Fällen man den Vorzug geben ſoll, da man in jeder Versart und in jeder Art von Gedichten die trefflichſten Muſter von reimfreien Gedichten und vom Gegentheile aufweiſen kann. Ueberhaupt läßt ſich hier weiter nichts mit Beſtimmtheit anführen, als daß der Hexameter, Pentameter, die anakreontiſche Versart und diejenigen Gedichte, in welchen kein Versmaas beobachtet iſt, jederzeit reimfrei geſchrieben werden. In einzelnen Fällen ſcheinen vorzüglich diejenigen Gedichte ohne Reim geſchrieben zu werden, in welchen der Schwung des Dichters zu hoch iſt, als daß er auf die einzelnen Schlußſylben Rückſicht nehmen könnte; doch findet man hier ſchon ſehr viele Beiſpiele des Gegentheils.„ — Wenn Klopſtock in ſeiner Abhandlung von der Nachahmung des griechiſchen Sylbenmaaſes im Teutſchen zunächſt dieſe damals neue, und hart angegriffene Erſcheinung theoretiſch rechtfertigen wollte, wie er ſie practiſch durch ſeinen unſterblichen Meſſias in unſrer Proſodie eingebürgert hatte; ſo wollte er doch keinesweges den Reim ganz verdrängen, er, der ſelbſt ſo treffliche gereimte Gedichte geſchrieben hat. — Was Schütze, in dem vorhergehenden Paragraphen, in nächſter Beziehung auf den Reim verlangt, Harmonie zwiſchen dem Gedanken des Gedichts und dem Wohlklange; das entwickelt Klopſtock (in jener Abhandlung S. 13. f.) mit allgemeiner Beziehung auf unſre Poeſie und mit beſonderer Anwendung auf den Hexameter. „Wenn wir unſern Hexameter, nach der Proſodie unſrer Sprache und nach ſeinen übrigen Regeln, mit Richtigkeit ausarbeiten; wenn wir in der Ausſuchung harmoniſcher Wörter ſorgfältig ſind; wenn wir ferner das Verhältniß, das ein Vers gegen den andern in den Perioden bekommt, verſtehen; wenn wir endlich die Mannigfaltigkeit auf viele Arten von einander unterſchiedner Perioden nicht nur kennen, ſondern auch dieſe abwechſelnde Perioden, nach Abſichten, zu ordnen wiſſen; denn erſt dürfen wir glauben, einen hohen Grad der poetiſchen Harmonie erreicht zu haben. Aber die Gedanken des Gedichts ſind noch beſonders, und der Wohlklang iſt auch beſonders. Sie haben noch kein anderes Verhältniß unter einander, als daß die Seele zu eben der Zeit durch die Empfindungen des Ohres unterhalten wird, da ſie der Gedanke des Dich-

ters beſchäftigt. Wenn die Harmonie der Verſe dem Ohre auf dieſe Weiſe gefällt; ſo haben wir zwar ſchon viel erreicht, aber noch nicht alles, was wir erreichen konnten. Es iſt noch ein gewiſſer Wohlklang übrig, der mit den Gedanken verbunden iſt, und der ſie ausdrücken hilft. Es iſt aber nichts ſchwerer zu beſtimmen, als dieſe höchſte Einheit der Harmonie. Die Grammatiker haben ſie den lebendigen Ausdruck genannt. Verſchiedene Grade der Langſamkeit oder Geſchwindigkeit; etwas von ſanften oder heftigen Leidenſchaften; einige feinere Minen von demjenigen, was in einem Gedichte vorzüglich Handlung genannt zu werden verdient, können, durch den lebendigen Ausdruck, von ferne nachgeahmt werden. Wenn der Poet dieſes thut; ſo braucht er, oder es glücken ihm vielmehr einige ſeiner zarteſten Künſte der Ausbildung, die ihm eben ſo leicht mißlingen können, ſo bald er zu ſehr mit Vorſatz handelt, oder ſeine Einbildungskraft das enge Gebiet dieſer Nebenzüge zu hitzig erweitert, und ſich aus der Harmonie eines Gedichtes in die Muſik verſteigt. Ich muß zwar zugeſtehn, daß es Fälle gibt, wo der lebendige Ausdruck dasjenige ſtark ſagen muß, was er ſagen will. Aber überhaupt ſollte man die Regel feſtſetzen, ſich demſelben vielmehr zu nähern, als ihn zu erreichen; und die Anwendung dieſer Regel ſollte man nur bei der Beurtheilung ſeiner Arbeit nöthig haben. Denn wenn dieſe Art Schönheit recht gelingen ſoll; ſo muß ſie im Feuer der Ausarbeitung faſt unvermerkt entſtehen.„ — Die großen Veränderungen, welche, durch die Aufnahme der griechiſchen Sylbenmaaſe in die teutſche Proſodie, in derſelben entſtehen mußten, hat niemand beſtimmter gewürdiget, als Radiſch, über die proſodiſchen Grundſätze ꝛc. S. 33. ff. wo er die Vergleichung zwiſchen der teutſchen, lateiniſchen und griechiſchen Proſodie anſtellt und durchführt. Da in dieſer Sprachkunde nicht das Detail der Proſodie, als Theil der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft, erſchöpft werden kann; ſo verweiſe ich auf dieſe Vergleichung, die mit reiner Unpartheilichkeit S. 41. — 55 die Vorzüge der griechiſchen und lateiniſchen Proſodie vor der teutſchen, und S. 56 — 74. die Vorzüge der teutſchen Proſodie vor der lateiniſchen und griechiſchen ſorgfältig nach der recipirten Metrik entwickelt.

In Hinſicht auf die Vorwürfe, die man dem Reime gemacht hat, verdient erwogen zu werden, a) daß der Reim ein Erſatz in den accentuirten Sprachen für die

natürliche Muſik iſt, die der quantitirenden Sprache zukömmt, indem die Darſtellung der Gefühle durch den Reim an Reiz und Intereſſe gewinnt; daß er alſo, in den accentuirten Sprachen, die Sprache ſelbſt zur muſikaliſchen Bedeutung erhebt (Bernhardi, Th. 2, S. 423); b) daß der Reim, wenn er blos das Product der Armſeligkeit eines unkultivirten Zeitalters geweſen wäre, und ſeinem Charakter nach nicht tief in dem Weſen des Menſchen ſelbſt, und in dem Genius der accentuirten Sprachen begründet wäre, ſich nicht in dem Zeitalter der höhern Reiſe und Geſchmacksbildung der Nation erhalten und die Vollkommenheit angenommen haben würde, welche er durch die klaſſiſchen Dichter der Nation erhalten hat, (Schütze Theorie des Reims, S. 9. ff.); c) daß der Reim vor den entlehnten Sylbenmaaſen den großen Vorzug voraus hat, daß er das geiſtig Verſchiedene durch eine ſinnliche Form (den Gleichklang der Endſylben) vereinigen, und dadurch Verſtand, Phantaſie, Empfindung und das Ohr gleich lebhaft intereſſiren kann; d) daß er einer eben ſo großen Verſchiedenheit des Versmaaſes fähig iſt, als die entlehnten Sylbenmaaſe; e) daß dichteriſche Armuth, Mangel an Korrectheit, abgenutzte, gemeine wider die Ausſprache verſtoßende fehlerhafte Reime (z. B. die reichen Reime ꝛc.) nicht in ſeinem Charakter, ſondern in den Dichtern liegen, die ſich deſſelben bedienen, und die jene individuellen Mängel auch in den entlehnten Sylbenmaaſen zeigen würden, wenn ſie ſich derſelben bedienten; ja daß die Härten in den letztern noch auffallender ſind, als in gereimten Gedichten, wo das Ohr durch den Gleichklang doch wenigſtens einigermaßen getäuſcht und bewogen wird, über jene Härten leichter hinwegzugehen; f) daß die gereimten Gedichte für die Belehrung und Aufklärung des Volks, für den jugendlichen Unterricht und für die geſellſchaftliche Freude unentbehrlich, und durch die Anwendung der entlehnten Sylbenmaaſe auf keine Weiſe zu erſetzen ſind.

§. 180.

Literatur der Proſodie.

Da die Proſodie gewöhnlich in Verbindung mit der Theorie der Dichtkunſt bearbeitet, und die ganze Poeſie oft nur zur Proſodie herabgewürdiget worden iſt; ſo gehört hieher die Vergleichung der Literatur der Poeſie S. 258. ff. — Diejenigen, welche die Proſodie mit der Grammatik in neuern Zeiten verbanden, ſind in der Note zu

§. 169. aufgeführt; die aus den frühern Zeiten kommen unter der Literatur der Grammatik (§. 181.) überhaupt vor. Unter den ältern ſchrieb ſchon **Oelinger** im Jahre 1574 eine Anweiſung zur Proſodie; er kannte aber in der teutſchen Sprache weder Jamben, noch Trochäen und Daktylen. — **Clajus** hingegen zeigte in ſeiner 1578 zu Leipzig erſchienenen *grammatica germanicae linguae* die Möglichkeit der jambiſchen und trochäiſchen Verſe im Teutſchen, und gab auch die Metra und Beiſpiele dazu an. — **Martin Opitz** ging in ſeiner **Poeterei** von dem Grundſatze aus, daß die teutſche Sprache ein richtiges Zeitmaas der Sylben beobachten könne und müſſe. Das Nämliche ſuchte **Buchner** in ſeinem **teutſchen Poeten** zu beweiſen.

Zu den noch nicht unter der oben erwähnten Literatur aufgeführten, gehören:

Der fruchtbringenden Geſellſchaft pinax poeticus, d. i. poetiſches Lexikon. Nürnb. 1626.

Mart. Rinkart, ſummariſcher Diskurs und Durchgang von teutſchen Verſen, Fußtritten, und vornehmſten Reimarten. Leipzig 1645.

J. G. Schottel, (Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft) der teutſchen Sprache Einleitung, zu richtiger Gewißheit und grundmeßigem Vergnügen der teutſchen Haubtſprache, ſamt beigefügten Erklärungen. Lübeck 1643; beſchäftigt ſich hauptſächlich mit der Poeſie.

J. G. Schottel, teutſche Verskunſt, Lüneb. 1644, iſt nicht Anweiſung zur Poeſie, ſondern zur Reimkunſt.

Phil. v. Zeſen, hochteutſcher Helikon, d. i. grundrichtige Anleitung zur hochteutſchen Dicht- und Reimkunſt, ſamt einem Anweiſer der hochteutſchen männlichen und weiblichen Reimwörter, 3 Theile. Wittenb. 1640; (erlebte mehrere Auflagen.)

Derſelbe, Scala Heliconis teutonici, ſive compendioſa omnium carminum germanicorum ſimplicium, tum hactenus uſitatorum, tum recens ad Graecorum et Latinorum formas effictorum delineatio. Amſtel. 1643.

Derſelbe, hochteutſche helikoniſche Hechel, oder des Roſenmonds zweite Woche *), darinnen von der hochteutſchen reinen Dichtkunſt, und derſelben Fehlern, die ſich durch Pritſchmeiſterei, auch ſonſten in dieſelbe eingeſchlichen, ja wie ſolche zu verbeſſern, ſamt andern den Sprachliebenden nützlichen Dingen gehandelt wird. Hamb. 1668

*) Die erſte unter der Literatur der Grammatik.

Andr. Tſcherning, unvorgreifliches Bedenken über etliche Mißbräuche in der teutſchen Schreib- und Sprachkunſt, inſonderheit der edlen Poeterei. Lübeck 1658.

Dan. Georg Morhof, Unterricht von der teutſchen Sprache und Poeſie, wo der zweite Theil von der teutſchen Poeterei Urſprunge und Fortgange handelt, und die Schickſale der gereimten Dichtkunſt der Franzoſen, Italiener, Spanier, Engländer, Niederländer und Teutſchen von Karl dem Großen bis auf Opitz umſchließt; der dritte aber von Proſodie, Numerus, Reim ꝛc. handelt.

C. *Caldenbach*, poetica germanica, ſeu de ratione ſcribendi carmen teutonicum. Norimb. 1674.

J. A Moller, Kunſt- und grundrichtige Einleitung zur teutſchen Vers- und Reimkunſt. Helmſt. 1675.

G. Werner, teutſcher Daedalus, oder poetiſches Lexikon, 2 Th. Berl. 1675.

Th. Kornfeld, Selbſtlehrende alt- neue Poeſie oder Verskunſt der edlen teutſchen Heldenſprache, darin grundgründlich aller gebräuchlichen Sylben, Pedum, Reimen, Verſen, Gedichten, Strophen, Beſchaffenheiten, nebenſt guter Invention des Gedichter deutlich vorgeſtellt werden. Bremen 1686. (iſt in Fragen und Antworten.)

C. Dunkelberg, vierſtufige Lehrbahn zur teutſchen Proſodie. Nordh. 1703.

J. F. Reinmann, bekannte und unbekannte Poeſie der Teutſchen, 2 Theile. Leipz. 1703. (Der erſte Theil handelt von dem Metrum, Rhythmus, von dem jambiſchen, trochäiſchen und daktyliſchen Versmaas; der zweite die bis dato noch von Niemand unterſuchten Grundregeln ꝛc.)

Ch. Weißenborn, gründliche Einleitung zur teutſchen und lateiniſchen Oratorie und Poeſie. Frankf. 1713.

D. C. Müller, teutſche Proſodie. Magd. 1718.

D. H. Arnold, Verſuch einer ſyſtematiſchen Anleitung zur teutſchen Poeſie überhaupt. Königsb. 1732.

J. C. Clemann, Verſuch einer regelmäßigen Beugung der teutſchen Reimwörter. Wismar 1749.

Kritik über den Wohlklang des Sylbenmaaſes in dem Meſſias. Halle 1749.

J. H. Oeſt, Verſuch einer kritiſchen Proſodie, nebſt Beurtheilung des teutſchen Hexameters. Frankf. am Mayn 1765.

(K. Ch. Canzler) über die teutſche Tonmeſſung. Dresden 1766.

J. Riepel, harmoniſches Sylbenmaas, Dichtern melodiſcher Werke gewidmet. Regensb. 1776.

Der Reim, meiſtens mit den eignen Worten der vornehmſten Kunſtrichter beſchrieben und beurtheilt. Baſel 1777.

Ee

K. Ph. Moritz, Verſuch einer teutſchen Proſodie. Berl. 1786.

K. F. W. Radiſch, über die proſodiſchen Grundſätze, und deren Einfluß in die griechiſch- und lateiniſche, wie auch in die teutſche reimfreie Dichtkunſt. Halle 1796.

G. H. Schäfer, hochteutſches Wörterbuch nach den Endſylben geordnet. Ein bequemes Hülfsmittel beim Sprachunterrichte, bei der Rechtſchreibung und dem Reime. Weißenfels und Leipzig 1800.

J. G. Schätze, Verſuch einer Theorie des Reims nach Inhalt und Form. Magdeb. 1802.

J. H. Voß, Zeitmeſſung der teutſchen Sprache. Beilage zu den Oden und Elegien. Königsb. 1802.

Das ſechſte Buch in Bernhardis Sprachlehre, Th. 2. Berl. 1803.

Ueber den teutſchen Hexameter: Klopſtock vor dem 3ten Bande des Meſſias; derſelbe, von der Beobachtung der Quantität des Hexameters, im teutſchen Muſeum aufs Jahr 1778; und derſelben im erſten Fragmente der Fragmente über Sprache und Dichtkunſt. — Ueber die Geſchichte des teutſchen Hexameters vergl. die Literaturbriefe, Th. 1. S. 109. ff. und Heynatz vom Alter des t. Hexameters, im Gothaiſchen Magazin, 1 B. S. 168. ff, 2 B. S. 987 ff.

§. 181.

Literatur der teutſchen Grammatik.

Unter dieſer Literatur werden hier die Schriften aufgeführt, welche ſich zunächſt mit der Grammatik, als Wiſſenſchaft, beſchäftigen, obgleich ſowohl ältere als neuere Schriftſteller ſehr oft bald mehr, bald weniger in den grammatiſchen Unterricht aufgenommen haben. So z. B. fehlt bei mehrern die Orthographie, bei vielen die Proſodie ꝛc., weshalb auch die iſolirten Anweiſungen zur Orthographie und Proſodie bereits ſogleich nach der Darſtellung dieſer einzelnen Theile der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft aufgeführt worden ſind. Diejenigen aber, welche den Unterricht in der Orthographie, Proſodie, ja ſelbſt im Style, mit der Grammatik in **Verbindung** brachten, mußten hier aufgeführt werden, weil die Literatur der Grammatik gewiſſermaßen die Baſis des geſammten literariſchen Studiums der einzelnen Beſtandtheile der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft ausmacht. — In der Darſtellung dieſer Literatur iſt die **möglichſte Vollſtändigkeit** beabſichtigt worden; aber bei der ungeheuren Maſſe von Anweiſungen zur teutſchen Sprache

kann es nicht anders ſeyn, als daß der Begriff dieſer Vollſtändigkeit nur relativ iſt *).

Val. Ickelſamer (ein Zeitgenoſſe Luthers), teutſche Grammatica, darauß ainer von jm ſelbs mag leſen lernen, mit allem dem, ſo zum Teütſchen leſen, vnnd deſſelben Orthographiam mangel vnñ überflaß, auch anderm viel mehr, zu wißen gehört. Auch etwas von der rechten art und Etymologia der teutſchen ſprach vnnd wörter, vnnd wie man die teutſchen Wörter in jre ſilben taylen, vnd zuſammen buchſtabieren ſoll. (5 Bogen, ohne Druckort und Jahrzahl, aber wahrſcheinlich zwiſchen 1520-1530; mehr Fibel als Grammatik.)

Becherer, Synopſis grammaticae germanicae, latinae et graecae. Jena 1569. (Lippenius gedenkt dieſes Buches.).

Laur. Albertus, (nach ſeinem Vaterlande gewöhnlich: Oſtrofrank genannt,) teutſch Grammatik oder Sprachkunſt. Certiſſima ratio diſcendae, augendae, ornandae, propagandae conſervandaeque linguae Alemanorum ſive Germanorum, Grammaticis regulis et exemplis comprehenſa et conſcripta (per Laurentium Albertum, Oſtrofrancum.) Aug. Vindel. 1573. 16 Bogen in 8. Dieſes Werk iſt nicht bedeutend als Sprachkunſt, wie ſchon Schottel richtig bemerkt, obgleich mit viel Wärme für den Anbau der teutſchen Sprache, und mit der Ueberzeugung geſchrieben, daß ſie an Menge der Wörter und nach den Arten der Compoſition derſelben, weder der griechiſchen noch lateiniſchen Sprache weiche. (vergl. Reichards Hiſtor. der teutſchen Sprache. S. 39. ff.)

Alb. Oelinger, Vnderricht der hochteutſchen Spraach: Grammatica ſeu inſtitutio verae germanicae linguae, in qua Etymologia, ſyntaxis et reliquae partes omnes ſuo ordine breviter tractantur. Argent. 1574. 14 Bogen. (Sie war zunächſt für junge Franzoſen beſtimmt, die teutſch lernen wollten.)

Johann Clajus, Grammatica germanicae linguae, ex bibliis Lutheri germanicis et aliis ejus libris collecta. Lipſ. 1578. 18 Bogen. (Morhof, in ſeinem Polyhiſtor, 1 Th. 4 B. 4 Kap. hält ſie für eine der beſten, die man bis auf ſeine Zeiten hatte. Der Verfaſſer hat über 20 Jahre daran gefeilt, ehe er ſie erſcheinen ließ. „Sie enthält (ſagt Reichard S. 49. ff.) mehrentheils ſehr gründliche Regeln, welche durch deutliche und reine Exempel, die alle aus Luthers Bibelüberſetzung und übrigen teutſchen Schriften genommen ſind, erklärt werden, und

*) Bis zum Jahre 1747 reicht E. C. Reichards Hiſtorie der teutſchen Sprachkunſt; dann ſchließt ſich Rüdiger an ihn an, in ſeinem neueſten Zuwachs ꝛc. St. 4. S. 3. ff.

die teutſche Sprache erſcheint darin überhaupt in einer edlern Schönheit, als man ſichs in der damaligen Zeit vermuthen ſollte„. — Auch Gottſched nimmt in ſeiner Sprachkunſt oft Rückſicht auf dieſelbe. — Sie erlebte 11 Auflagen. — Clajus versprach auch eine vollſtändige teutſche Grammatik und ein teutſches Wörterbuch, welche aber nicht erſchienen ſind.)

Stephan Ritter ließ 1576 eine teutſche Grammatik in lateiniſcher Sprache für Ausländer in Marburg erſcheinen. 1578 erſchien eine Weimariſche teutſche Grammatik. — Die grammatiſchen und orthographiſchen Arbeiten von Hulſius, Bracker (1620), Rowlros, Daſypec u. a. werden zwar von Phil. von Zeſen angeführt, waren aber ſelbſt Reichard nicht näher bekannt (vergl. deſſen Hiſtorie ꝛc. S. 67 ff.)

(Tilemann Olearius) teutſche Sprachkunſt. Aus den allergewiſſeſten, der Vernunfft vnd gemeinen Brauch teutſch zu reden, gemäſſen gründen genommen. Sampt angehängten newen methodo, die lateiniſche Sprache geſchwind vnd mit Luſt zu lernen. Halle 1630, 5 Bogen. (Dieſe Schrift war zum Jugendunterrichte beſtimmt.)

Chr. Gueinz, teutſcher Sprachlehre Entwurf. Köthen 1641. 9 Bogen. (Er handelt in zwei Büchern von der teutſchen Sprachkunſt überhaupt, von der Rechtſchreibung, Wortforſchung und Wortfügung, und war ein Puriſt ſeiner Zeit.)

Juſt Georg Schottel, teutſche Sprachkunſt, darinn die allerwortreichſte, prächtigſte, reinlichſte, vollkommene, uhralte Haubtſprache der Teutſchen aus jhren Gründen erhoben, dero Eigenſchaften und Kunſtſtücke völliglich entdeckt, und alſo in eine richtige Form der Kunſt zum erſtenmale gebracht worden. Abgetheilt in drey Bücher. Braunſchw. 1641. 1 Alph. 19 Bogen, 2te vermehrte und verbeſſerte Aufl. 1651. (Der Verfaſſer, bekanntlich ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, beſchäftigt ſich zunächſt mit Wortforſchung und Wortfügung.)

J. G. Schottel, ausführliche Arbeit von der teutſchen Haubtſprache, dero Uhralterthum, Reinlichkeit, Vermögen, Grundrichtigkeit, Mundarten, Stammwörtern, Sprichwörtern ꝛc. ſamt beygefügter Sprachkunſt und Verskunſt. Braunſchweig 1663. 8 Alph. 3 B. in 4to. (Es iſt das ausführlichſte Werk jener Zeit, in welchem aber die Grundſätze der fruchtbringenden Geſellſchaft nicht zu verkennen ſind. — Ein Auszug daraus erſchien auf 15 Bogen. Braunſchw. 1676: Kurze und gründliche Anleitung zu der Rechtſchreibung und zu der Wortforſchung in der teutſchen Sprache.)

Phil. v. Zeſen, hoochteutſche Sprachübung, oder unvorgreifliches Bedenken übar die hoochteutſche Hauptſprache und derſelben Schreiberichtigkeit. Hamb. 1643.

Derſelbe, Roſenmohnd, d. i. in 31 Geſprächen eröffnete Wunderſchacht zum unerſchätzlichen Steine der Weiſen, darinnen unter andern gewieſen wird, wie das lautere Gold und der unausſprächliche Schatz der hochteutſchen Sprache, unſichtbarlich durch den Trieb der Natur, von der Zunge; ſichtbarlich aber durch den Trieb der Kunſt, aus der Feder, und beiderſeits jenes den Ohren, dieſes den Augen vernähmlich, ſo wunderbahrer Weiſe, und ſo reichlich entſprüſſet. Hamb. 1651. (Seine hochteutſche Sprachlehre und ein angefangenes Wörterbuch vollendete er nicht.)

J. Girbert, teutſche Grammatica, oder Sprachkunſt (erſchien 1653. Sie iſt aus Clajus, Gueinz und Schottel zuſammengetragen und tabellariſch geordnet; übrigens unbedeutend. Er iſt gegen die Zeſianer.)

Jſ. Pölmann, neuer hochteutſcher Donat, zum Grund gelegt der neuen hochteutſchen Grammatick. Berlin 1671. (Er iſt halb lateiniſch, halb teutſch, bald in Proſa, bald in Verſen geſchrieben. Er ſollte ein märkiſcher teutſcher Donat ſeyn.)

Chr. Pudor, der teutſchen Sprache Grundrichtigkeit und Zierlichkeit, oder kurze Tabellen, dariunen gewieſen wird, wie man nicht allein grundrichtig teutſch reden und ſchreiben, ſondern auch, wie man eine einfältige teutſche Rede durch zierliche Verſetzung, Verwechslung, Erweiterung, Zuſammenziehung und rechtmäßige Verömachung ausſchmücken könne. Aus vielen teutſchen Reden und Poeten zuſammengetragen. Cölln an der Spree, 1672.

J. L. Praſch, Geheimniſſe der teutſchen Sprache. Regensburg 1686.

Ph. Groſgebauer, Hodegek zur teutſchen Sprache. Jena 1691.

J. G. Langjahr, kurzgefaßte doch gründliche Anleitung zur leichten Erlernung der teutſchen Sprache. Eisleben 1697.

J. Bödiker, Grundſätze der teutſchen Sprache im Leſen und Schreiben, ſammt einem ausführlichen Berichte vom rechten Gebrauche der Vorwörter. Cölln an der Spree, 1690. 3te Aufl. 1709. (eine Sprachlehre, die nach einem guten Plane angelegt und lange im Gebrauche war.)

C. v. Stieler, kurze Lehrſchrift von der hochteutſchen Sprachkunſt, oder brevis grammaticae imperialis linguae germanicae delineatio. 1 Alph. 8 Bogen, (an ſeinem teutſchen Sprachſchatze.)

J. C. Kleibert, teutſche Grammatica. Schleuſingen 1711.

J. D. Longolius, Einleitung zur gründlichen Erkenntniß einer jeden, inſonderheit aber der teutſchen Sprache. Bauzen 1715.

J. G. Anſorge, teutſcher Rath und Lehrmeiſter. Jena 1721.

H. Wahn, kurzgefaßte teutſche Grammatica, oder ordentliche Grundlegung der teutſchen Sprachlehre. Hamburg, (ohne Jahrzahl, aber nach den krit. Beyträgen im Jahre 1723.)

C. F. Steinbach, kurze und gründliche Anweiſung zur teutſchen Sprache. Roſtock 1724.

S. Hentſchel, Grundregeln der hochteutſchen Sprache. Naumburg 1725.

J. L. Friſch, Joh. Bödikeri Grundſätze der teutſchen Sprache, meiſtens mit ganz andern Anmerkungen. Berl. 1723.

P. Habendorf, Anleitung zur teutſchen Sprache für die Jugend in den Schulen der Geſellſchaft Jeſu. Bresl. 1744. 2te Auflage 1753

J. J. Wippel, Bödikers Grundſätze der teutſchen Sprache, mit deſſen eignen und Friſchens vollſtändigen Anmerkungen, durch neue Zuſätze vermehrt. Berl. 1746.

J. G. Vortatz, teutſch lateiniſcher und lateiniſch teutſcher Donat, in welchem die Anfangsgründe, zur Erreichung des erſten Grades beider Sprachen, nach grammatikaliſcher Ordnung mit einander verbunden, deutlich vorgetragen werden. Hildburghauſen 1745.

J. E. v. Anteſperg, die kaiſerliche teutſche Grammatik, oder Kunſt, die teutſche Sprache recht zu reden und ohne Fehler zu ſchreiben. Wien 1747. 2te Aufl. 1749.

G. Müller, Obeliscus bilinguis d. i. Anfangs- und Grundlehren, ſowohl der teutſchen als lateiniſchen Sprache. Bauzen 1750.

J. C. Gottſched, Grundlegung einer teutſchen Sprachkunſt, nach den Muſtern der beſten Schriftſteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts. Leipz. 1748. bis 1775 die achte Auflage von Hofmann beſorgt. (Seit der 4ten Aufl. 1756 unter dem Titel: vollſtändigere und erläuterte teutſche Sprachkunſt.)

Derſelbe, Kern der teutſchen Sprachkunſt. 8 Aufl. bis 1777; iſt ein Auszug aus dem größern Werke.

J. M. Heinze, Anmerkung über Gottſcheds teutſche Sprachlehre, nebſt einer neuen Proſodie. Göttingen und Leipz. 1759. (ein heftiger Gegner Gottſcheds.)

G. C. Kunze, Beleuchtung einiger Anmerkungen über Gottſcheds Sprachlehre von Heinze. Brandenburg 1760 (für Gottſched).

Geſammelte Briefe über die Heinziſche Widerlegung der Gottſchediſchen Sprachlehre. Leipz. 1760 (für Gottſched.)

A. Dornblüth, Obſervationes über die Art und Weiſe eine gute Ueberſetzung in der teutſchen Sprache zu machen, nebſt einer Kritik über Gottſcheds Redekunſt und teutſche Grammatik. Augsb. 1755.

C. F. Fiſcher, erſte Regeln der teutſchen Sprache. Kiel 1749.

J. S. V. Popowitſch, die nothwendigſten Anfangsgründe der teutſchen Sprachkunſt, zum Gebrauche der öſtreichiſchen Schulen. Wien 1754; (und ein Auszug daraus unter demſelben Titel in demſelben Jahre) *)

C. F. Aichinger, Verſuch einer teutſchen Sprachlehre, ohne Hülfe eines Muſters oder Vorgängers. Frankfurt 1754. (hat viel Originelles; vergl. Rüdigers Zuwachs ꝛc. St. 4. S. 19.)

C. F. Hempel, erleichterte hochteutſche Sprachlehre. Frankf. 1754. (mehr Auszug, als Original.)

Fr. W. Gerlach, kurzgefaßte teutſche Sprachlehre. Wien 1758.

J. H. G. Weber, teutſche Sprachkunſt, nach reiner ungekünſtelter Mundart. Frankf. 1759.

J. B. Baſedow, neue Lehrart und Uebung in der Regelmäßigkeit der teutſchen Sprache. Kopenhagen 1759. (meiſtens nach Gottſched.) Die neue Ausgabe erſchien 1775 unter dem Titel: Elementariſche teutſche Grammatik der philantrophiniſchen Seminarien, nach Grundſätzen Baſedows.

Kurzer Begriff der teutſchen und allgemeinen Sprachlehre. Augsb. 1763.

H. Braun, Anleitung zur teutſchen Sprachkunſt. München 1765; verbeſſert und mit einem orthographiſchen und grammatikaliſchen Lexikon vermehrt. 1775. Neue Aufl. 1803. — Ein Auszug daraus erſchien 1775; in der 3ten Aufl. neueſte Aufl. 1796.

J. H. Faber, erſte Grundſätze der teutſchen Sprachkunſt, als ein Auszug aus den Anfangsgründen der ſchönen Wiſſenſchaften. Mainz 1768.

Bodmer, Grundſätze der teutſchen Sprache, oder von den Beſtandtheilen derſelben und von dem Redeſatze. Zürich 1768, (iſt originell, aber ſchließt ſich an das Teutſche der Schweiz zu ſehr an. Voran ſtehen zwei Abhandlungen: über die Würde der Sprachkunſt, und über Luthers Verdienſt um die teutſche Sprache.)

J. F. Heynatz, teutſche Sprachlehre zum Gebrauche der Schulen. Berlin 1770. 2te Aufl. 1772. 3te Aufl. 1777. 4te Aufl. 1790. 5te Aufl. 1803. (hat viele eigenthümliche Vorzüge.)

(J. C. Denſt) Zweiter Theil der Heynaziſchen teutſchen Sprachlehre oder Anmerkungen über dieſelbe. Liegnitz 1775. (nicht ohne Werth.)

J. Mayer, Anfangsgründe der teutſchen und lateiniſchen Sprache. Augsb. 1771.

Regeln vom Schreiben, Reden und Verſemachen in teutſcher

*) Die meiſten der folgenden Sprachlehren hat Rüdiger charakteriſirt in ſeinem neueſten Zuwachs ꝛc. S. 4.

Sprache, nebſt einem Wörterbuche, zum Gebrauche der katholiſchen Schulen Teutſchlands. Würzb. 1772.

J. P. Miller, teutſche Sprachlehre, in ſeinem Handbuche zu gemeinnütziger Bildung der Jugend. Ulm 1773.

J. Hemmer, teutſche Sprachlehre zum Gebrauche der kurpfälziſchen Lande. Mannheim 1775. (er gefällt ſich oft in einer ſonderbaren Orthographie, beſonders zeigt ſich dieſe in dem von ihm beſorgten Auszuge aus jenem Werke: Kern der teutſchen Sprachkunſt und Rechtſchreibung. Mannh. 1780.)

Anleitung zur teutſchen Sprachlehre, zum Gebrauche der teutſchen Schulen in den kaiſerl. Staaten. Wien 1775. verbeſſerte Aufl. 1779.

A. G. Mätzke, teutſche Grammatik. Bresl. 1776.

G. F. Bärmann, kurze Anleitung zur teutſchen Sprachkunſt für die Jugend. Leipzig 1776.

Buch für junges Frauenzimmer, die Sprach- Dicht- und Redekunſt enthaltend. Dresden 1776. 2 Theile.

F. J. Bob, Grundſätze der teutſchen Sprachkunſt. 2te Aufl. Freiburg 1779. (folgt meiſtens Gottſched und Popowitſch. — Es erſchien auch ein Auszug der nothwendigſten Grundſätze der teutſchen Sprachkunſt, der 1780 den Titel erhielt: F. J. Bob, erſte Anfangsgründe der teutſchen Sprache, mit einem orthographiſchen Wörterbuche.)

F. C. Fulda, Grundregeln der teutſchen Sprache. Stuttg. 1778. (er hält ſich an die ältere ſchwäbiſche Mundart als Norm, und hat viel Tiefſinn und Eigenthümlichkeit, bei ſchwerfälliger Darſtellung.)

G. Franklin, Verſuch einer neuen Lehre von den vornehmſten Gegenſtänden der teutſchen Sprachlehre nach den Regeln der Vernunftlehre. Regensb. 1778. (nicht mit Glück gearbeitet.)

Anfangsgründe der teutſchen, lateiniſchen und griechiſchen Sprache und Rechenkunſt zum Gebrauche der Vorbereitungsklaſſen zum Gymnaſium. Augsb. 1779.

Anleitung zur teutſchen Sprachkunſt für die Jugend, aus Gottſcheds größerm Werke gezogen. Frankf. 1780.

J. C. Adelung, teutſche Sprachlehre zum Gebrauche der Schulen in den preußiſchen Landen. Berl. 1781. — 4te Aufl. 1802. (auf Veranlaſſung des Miniſters von Zedlitz.) — Gegen ihn ſchrieb J. G. Richter, kritiſche Anmerkungen zu Adelungs teutſcher Sprachlehre. Königsb. 1784.

J. C. Adelung, Auszug aus der teutſchen Sprachlehre für Schulen. Berl. 1781. 2te Aufl. 1794. 3te Aufl. 1802.

J. C. Adelung, umſtändliches Lehrgebäude der teutſchen Sprache, zur Erläuterung der Sprachlehre für Schulen. 2 Bände. Leipz. 1782. (ein gründliches, befriedigendes Werk; doch ohne Proſodie.)

J. F. Heynatz, Handbuch für Ungelehrte ꝛc. 5 Theile. Berl. 1781 — 1786.

K. Ph. Moritz, teutſche Sprachlehre für die Damen in Briefen. Berlin 1782. 3te Aufl. 1794. (eine mit philoſophiſchem Geiſte geſchriebene und geſchmackvoll dargeſtellte Sprachlehre.)

C. G. Schütz, neues Elementarwerk, 3ter Theil und 7ter Theil. Halle 1782. (Der 7te Theil enthält Ausſprache, Rechtſchreibung, Wortfolge und Wortfügung.)

Teutſche Sprachlehre in Klügels Encyklopädie, 3ter Theil. Berlin 1784. (nach Adelung.)

J. F. Heynatz, Anweiſung zur teutſchen Sprache, zum Gebrauch beim Unterrichte der erſten Anfänger. Berl. 1785.

Anleitung zur teutſchen Sprache und zu ſchriftlichen Aufſätzen für Ungelehrte. Leipzig 1787.

J. H. Ritlemacker, teutſche Sprachlehre für die Trivialſchulen im Hochſtifte Münſter. Münſter 1787.

F. A. Schröter, teutſche Sprachlehre für das ſchöne Geſchlecht. Erfurt 1789.

L. H. G. Jebens, Anweiſung in der hochteutſchen Sprache für die Jugend in Niederteutſchland. Altona 1790.

J. F. Stutz, teutſche Sprachlehre. Potsdam 1790.

J. P. Snell, neuer Verſuch einer teutſchen Sprachlehre, nach den bewährteſten Quellen für Stadt- und Landſchulen und ihre Lehrer. Offenbach 1790.

M. A. Röl, teutſche Sprachlehre, nebſt einem dazu gehörigen Wörterbuche. Würzburg 1791.

Lebmann, Sprachlehre für Schulen, 3 Theile. Cölln 1791

J. K. Angerſtein, Anweiſung, die gewöhnlichſten Schreib- und Sprachfehler zu vermeiden, 2 Theile. Stendal 1791.

J. F. Stutz, kleinere teutſche Sprachlehre, zum Schulgebrauche. Potsdam 1793.

Ueber die vornehmſten Gegenſtände der teutſchen Sprachlehre, in Briefen an eine Dame. Hamb. 1793.

(J. C. F. Scherber) Einleitung in die teutſche Sprachlehre. Cölln 1794.

G. Holzinger, philologiſches Handbuch, oder Anleitung zur teutſchen und lateiniſchen Sprache. Landshut 1795.

J. Wismayr, Grundſätze der hochteutſchen Sprache, zum Gebrauche bei dem Schul- ſowohl als Selbſtunterricht, 2 Theile. Salzb. 1796. neue Aufl. 1802.

Derſelbe, kleine teutſche Sprachlehre, zum Gebrauch in Schulen, 2te Aufl. Salzb. 1800.

A. Hartung, Verſuch einer kleiner teutſchen Sprachlehre für die heranwachſende Jugend, 3te Aufl. Berlin 1797.

J. C. Kinderling, Katechismus der teutſchen Sprache. Köthen 1798.

C. W. Heinzelmann, kurze erleichterte Anweiſung, beſonders für Frauenzimmer, zur Entwöhnung des fehlerhaften oft zweideutigen Redens und Schreibens ihrer Mutterſprache. Stendal 1798.

J. F. Heynatz, neues Lehrgebäude der teutſchen Sprache. Berlin 1798. — 1r Theil.

J. G. Purmann, Vorbereitung zur teutſchen und lateiniſchen Sprachkunſt theoretiſch und practiſch, für Anfänger, 2te Aufl. Frankf. 1798.

L. P. F. Leutwein, neue teutſche Sprachlehre, zum Gebrauche in Schulen. Stuttg. 1798.

Fiedler, kurze Anweiſung, richtig teutſch zu reden und zu ſchreiben, zum Gebrauch für Volksſchulen. Dresden 1798.

Eine kleine teutſche Sprachlehre befindet ſich auch vor dem Handwörterbuche der teutſchen Sprache. Leipzig 1798.

C. D. Belling, Anweiſung, die teutſche Sprache auf eine leichte Art zu erlernen, nebſt einer ausführlichen Abhandlung über den richtigen Gebrauch des Dativs und Accuſativs; mit Vorrede von W. A. Teller. Berlin 1798.

G. M. Roth, ſyſtematiſche teutſche Sprachlehre. Gießen 1799. Dieſes treffliche Werk iſt bereits oft angeführt.

F. P. Wilmſen, Anleitung zu zweckmäßigen teutſchen Sprachübungen in Beiſpielen und Aufgaben für Lehrer in Bürgerſchulen. Berl. 1799. N. A. 1802.

E. Danielſen, Taſchenbuch über die Richtigkeit der teutſchen Sprache im Sprechen und Schreiben, 2 Theile, 2te Auflage. Hamb. 1799.

C. F. Splittegarb, teutſche Sprachlehre für Anfänger mit Aufgaben. Berlin 1800.

K. H. L. Pölitz. Verſuch in der Analyſis styliſtiſcher Aufgaben. Görlitz 1800. (Auch der erſte Theil des Syſtems des teutſchen Styls.)

Baur, Anmerkungen über die teutſcher Sprache, in Zuſätzen und Verbeſſerungen zu Seutz teutſcher Sprachlehre. Potsdam 1800.

Th. Heinſius, der Sprachlehrer für die Jugend, oder Vorbereitungslehre zu dem grammatiſchen Unterrichte für Schulen. Berl. 1800.

Th. Heinſius, der teutſche Rathgeber, oder Noth- und Hülfswörterbuch der teutſchen Sprache, zum Nachſchlagen in zweifelhaften grammatikaliſchen Fällen. Berlin 1800.

Th. Heinſius, neue teutſche Sprachlehre, beſonders zum Gebrauche in Schulen eingerichtet; mit einer Vorrede von W. A. Teller. Erſter, theoretiſcher Theil. Berlin 1801. (Auch unter dem Titel: Anweiſung zur Erlernung der teutſchen Sprache). Zweiter, oder practiſcher Thei. Berlin 1801. (Auch unter dem

Titel: Practiſches Lehrbuch der teutſchen Sprache zum Gebrauche in Schulen und Gymnaſien) Dritter Theil. Berlin 1802. (Auch unter dem Titel: theoretiſche und practiſche Anleitung zur Bildung des mündlichen Vortrags.)

J. H. M. Erneſti, Vorübungen in der Mutterſprache. Coburg 1801.

J. A. Gabris, teutſche Sprachübungen nach einer neuen Lehrart. Wien 1801.

Das Buch, welches im Schreiben und in Vermeidung der gewöhnlichen Sprachfehler unterrichtet. Berlin 1801.

G. M. Roth, Anfangsgründe der teutſchen Sprachlehre, vorzüglich zum Gebrauche in Schulen entworfen. Gießen 1801 (eine trefflich gearbeitete Schrift; doch ohne Orthographie und Proſodie. Die erſtere hat er in einer eignen Schulſchrift, 1803, herausgegeben.)

L. Hünerkoch, practiſche teutſche Sprachlehre, zum Selbſtunterrichte und für Schulen. Leipzig 1801.

F. Rambach, neue teutſche Sprachlehre; oder practiſche Anleitung zur Erlernung der teutſchen Sprache; ein Lehrbuch für Schulen. Berlin. 1801.

K. F. Hahn, populäre teutſche Sprachlehre, ein Leitfaden für Lehrer und Lernende, mit Vorrede von Pöliß. Dresden 1801.

Kurzgefaßte teutſche Sprachlehre, oder Grammatik, als ein Bedürfniß für Schulen kleiner Städte und auf dem Lande. Leipzig 1801.

Kleine teutſche Sprachlehre; ein Lehrbuch für die untern Klaſſen der Schulen. Stendal 1801.

C. F. Appel, Elementarbuch der teutſchen Sprachlehre, zum Unterrichte der Jugend der obern und mittlern Klaſſen auf Gymnaſien, auch in Volksſchulen und bei dem Privatunterrichte nützlich zu gebrauchen, 2 Theile. Magdeb. 1801. Neue Aufl. (nur ein neues Titelblatt. — iſt populär, aber nur nicht für obere Klaſſen der Gymnaſien brauchbar.)

J. C. Vollbeding, teutſche Sprachlehre. Leipzig 1802. (im Ganzen trefflich bearbeitet.)

K. H. L. Pöliz, gedrängte Darſtellung der Grundzüge der teutſchen Grammatik, in deſſen Elementarbuch des Wiſſenswürdigſten ꝛc. S. 53. ff. Görliß 1802.

Simon, teutſche Sprachlehre für Damen, mit Vermeidung aller fremden Kunſtwörter. Mainz 1802. (Auch unter dem Titel: erſte Anfangsgründe der teutſchen Sprache, größtentheils nach Adelung.)

Reinbeck, teutſche Sprachlehre, zum Gebrauche teutſcher Schulen. Lübeck 1802.

Th. Heinſius, Einleitung in die Grammatik. Berl. 1802.

C. A. Etzler, Leitfaden für den Unterricht in der teutſchen Sprache. Breslau 1802.

Kleine teutſche Sprachlehre für Landſchulen, mit Vorbereitung zu ſchriftlichen Aufſätzen. Köthen 1802. (nimmt zunächſt auf Orthographie Rückſicht.)

Deßmann, Verſuch einer kleinen kurzgefaßten teutſchen Sprachlehre für Anfänger in Schulen. Halle 1802.

J. C. Schweizer, Anleitung zur Erlernung der teutſchen Sprache und Orthographie. Zürich 1802.

G. Kahlenberg, Hauptſchlüſſel zur teutſchen Sprache. Berlin 1802. (enthält eigentlich Grammatik, und ein Wörterbuch gleichlautender Wörter.)

Hahn, gemeinnützige teutſche Sprachlehre. Leipzig 1803.

Brand, teutſche und lateiniſche Grammatik für Schulen, 2 Theile. 1803.

Memmert, Verſuch einer practiſchen und vergleichenden teutſchen lateiniſchen Sprachlehre. Erlang. 1803.

G. H. Müller, kurzer Auszug der teutſchen Sprachlehre und Orthographie, durch Beiſpiele erläutert und mit Formularen zu allerlei Aufſätzen und Gelegenheitsbriefen ausgeſtattet. Hamb. 1803.

Verſuch einer teutſchen Sprachlehre. Straſb. 1803.

G. A. Hildebrand, neue teutſche Sprachlehre für Schulen. Leipzig 1803.

(Ueber die bis zum Jahre 1747 erſchienenen teutſchen Sprachlehren für Ausländer, ſind zu vergl. Reichards Hiſtorie ꝛc. S. 447 ff: Hermanz Briefe, Th. 5, S. 138 — 141. Rüdigers neueſter Zuwachs ꝛc. St. 4, S. 39. ff. Zu der an jenen Orten beigebrachten Literatur gehört noch:

I. C. *Adelung*, Grammatica theotiſca, ſcholis conſcripta, latine verſa a F. G. *Born*. Lipſ. 1798.

Für den Anbau der einzelnen Theile der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft verdienen folgende Abhandlungen und Aufſätze verglichen zu werden:

a) Kritik der teutſchen Sprache überhaupt.

J. H. L. Meierotto, iſt die Sprache der urſprünglichen Teutſchen nicht einſylbig geweſen? in den Beiträgen zur teutſchen Sprachkunde, Th. 2, S. 154. ff.

G. M. Roth, Beſtandtheile einer empiriſchen Sprachl. in Fichte und Niethammers phil. Journal, Jahrg. 1798. St. 5.

Cludius, Vorſchläge zur Verbeſſerung der teutſchen Schrift und Schreibung, in Campe Beitr. St. 4, S. 65. ff.

J. G. Radloff, Sprachbemerkung, (ein intereſſanter Aufſatz) in dem Intelligenzblatte der neuen Leipz. Literat. Zeitung 1803, St. 3, S. 36. ff.

J. Löwe, über die Vervollſtändigung der teutſchen Schriftzeichen, in deſſen Beitr. zur Kritik der teutſchen Sprache, Breslau 1803, S. 243. ff. (betrifft vorzüglich die Buchſtaben und Ausſprache.)

b) Redetheile und deren Gebrauch.

E. C. Reichard, Lehre von teutſchen Vorwörtern. Hamburg 1752.

J. C. Adelung, von dem Participio der Teutſchen, in ſeinem Magazin für teutſche Spr. 1 B. 1 St. S. 41 ff.

Derſelbe, von dem Geſchlechte der Subſtantiven; in ſeinem Mag. 1 B. 4 St. S. 1. ff.

K. W. Ramler, über die Bildung der teutſchen Nennwörter, in den Beitr. zur teutſchen Sprachkunde Th. 2. S. 1. ff.

Wagner, über Vokale und Conſonanten, in Campe Beiträgen zur Ausb. St. 5, S. 89. ff.

v. Winterfeld, von Verdoppelung der Mitlauter, in Campe Beit. St. 3, S. 89. ff.

J. C. Vollbeding, Verſuch einer nähern und richtigern Beſtimmung des Geſchleches einiger teutſchen Wörter. Helmſtädt 1790.

Derſelbe, Tabellen über einige teutſche Wörter ꝛc. Berl. 1792.

K. W. Ramler, von der Bildung der teutſchen Beiwörter, in den Beitr. zur teutſchen Sprachkunde, Th. 1, S. 160. ff.

J. J. Engel, über Artikel, Hülfs- und Perſonenwörter der neuern Sprachen; vorgeleſen in der Akad. der Wiſſenſch.; in ſeinen Schriften (Berl. 1802.) Th. 4, S. 343 ff.

C. F. Etzler, warum wird in der Grammatik gewöhnlich der Artikel von dem Pronomen getrennt? in ſeinen Beitr. zur Kritik des Schulunterrichts. (Leipz. 1796.) St. 1. S. 169. ff.

Derſelbe, über einige grammatiſche Grenzbeſtimmungen in Abſicht auf die Redetheile; in ſeinen Beiträgen, St. 4, S. 134ff

Mackenſen, darf man aus Umſtandswörtern Beiwörter bilden? in Campe Beitr. zur Ausb. St. 4, S. 104. ff.

J. Löwe, über Zeitwörter, beſonders Seyn, Haben und Werden; in Campe Beitr. zu Ausb. St. 8, S. 47. ff.

Mackenſen, über die Entſtehung der Hülfswörter, in ſeinen Beitr. zur Kritik. der Sprache St. 1. S. 74. ff.

L. A. Jänichen, die Präpoſitionen oder Umſtändswörter mit ihren richtigen Fällen, in Hinſicht auf Geſchlechts- und Fürwörter. Köthen 1803.

c) Etymologie, Syntax, Orthographie ꝛc.

J. C. Adelung, Gebrauch und Mißbrauch der Etymologie, in ſeinem Magazin für teut. Spr. 2 B. 2 St. S. 96. ff.

Heinzelmann, Grundſätze der Wortforſchung, in den Beitr. zu Ausb. der teutſch. Spr. St. 8, S. 124. ff.

J. G. Setzenſack, Muſtertabellen der teutſchen Declination und Conjugation. Salzb. 1786.

A. H. Mäzke, Verſuch in teutſchen Wörterfamilien, nebſt einer orthographiſchen Abhandl. Bresl. 1779.

K. Ph. Moritz, vom Unterſchiede des Accuſativs und Dativs; nebſt einigen andern kleinen Schriften, die teutſche Sprache betreffend, für ſolche, die keine gelehrte Sprachkenntniß haben. In Briefen, 4te Aufl. Berl. 1799.

J. C. Vollbeding, kurzgefaßtes Wörterbuch zum Behuf des richtig zu treffenden Unterſchieds vieler Zeitwörter. Berl. 1792.

Derſelbe, kurzgefaßtes Wörterbuch zum Behuf der richtigen Verbindung vieler Zeitwörter mit dem Dativ und Accuſativ, in kurzen Beiſpielen, 3te Aufl. Berlin 1801.

Derſelbe, über Mir und Mich, oder practiſcher Rathgeber in der teutſchen Sprache. Roßlau 1802.

Derſelbe, Verſuch einer richtigen Beſtimmung der Verhältnißbegriffs und Gegenſätze der teutſchen Sprache. Berlin 1795.

F. H. W. Ihring, Handwörterbuch der teutſchen Sprache, beſonders in Hinſicht auf den Gebrauch des Dativs und Accuſativs. Berlin 1801.

---

§. 182.

B) Beſondere empiriſche Sprachwiſſenſchaft.

Wenn der allgemeine Theil der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft die Kunde von den in der teutſchen Sprache vorhandnen Wörtern, ihrem Urſprunge, ihrer Geltung, ihrer Rechtſchreibung, ihrer Verbindung und ihrem proſodiſchen Werthe enthält (§. 113 — 179); ſo folgt nun der beſondere Theil der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft, der ſich (§. 110) mit der Darſtellung der ſämtlichen, empiriſch in der Sprache wahrgenommenen, ſtyliſtiſchen Gattungen und Untergattungen des Stoffs beſchäftigt, inwiefern dieſer durch die Anwendung der allgemeinen Principien die Form erhält. Es kommt daher

in dieſem beſondern Theile darauf an: daß theils ſämtliche Gattungen und Untergattungen des proſaiſchen und poetiſchen Stoffes aufgeführt werden; daß andern Theils die Klaſſifikation derſelben auf einem einfachen, die Untergattungen zu einer bequemen Ueberſicht verbindenden, Princip beruht; und daß endlich der Charakter einer jeden Gattung und Untergattung, wie er empiriſch wahrgenommen wird, nach ſeinen allgemeinen Grundzügen angegeben wird.

Dieſer beſondere Theil der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft zerfällt aber wieder in zwei Untertheile, wovon der erſte die Darſtellung der einzelnen Gattungen des proſaiſchen, der zweite die Darſtellung der einzelnen Gattungen des poetiſchen Stoffes enthält (§. 112.)

§. 183.

a) Gattungen des proſaiſchen Stoffes.

Der empiriſche Charakter der Proſa iſt Darſtellung von Begriffen nach dem Princip der innigſten Harmonie zwiſchen Korrectheit und Schönheit in der ſtyliſtiſchen Form (§. 18). Der Stoff ſelbſt, welcher dargeſtellt werden, d. i. eine Form erhalten ſoll, gehört an ſich nicht der Sprachwiſſenſchaft an; nur ſeine Darſtellung gehört in den Kreis derſelben. Deshalb iſt das oberſte Princip der beſondern Sprachwiſſenſchaft, die Bedingungen, unter welchen ein Stoff, ſobald er die Form erhält, als korrect und ſchön erſcheint, dem Styliſten zu vergegenwärtigen, und zu zeigen, in welchem Sinne und in welchem Grade jeder einzelne Stoff, welcher die Form erhalten ſoll, in der Darſtellung der innigſten Verbindung von Korrectheit und Schönheit fähig ſey.

Der Stoff aber, welcher die Form in der Darſtellung erhalten ſoll, entſpringt entweder aus den geſamten Verhältniſſen des bürgerlichen Lebens, über welche man ſich mündlich und ſchriftlich mittheilen muß; oder aus dem wiſſenſchaftlich geordneten Gebiete der menſchlichen Erkenntniß, d. i. aus einer einzelnen Wiſſenſchaft, oder auch nur aus dem ſpeciellen Theile einer beſondern Wiſſenſchaft; oder aus Gefühlen, welche den

dargeſtellten Begriffen theilszum Grunde liegen, theils denſelben beigemiſcht ſeyn können, und deren Ausdruck in der Form hervorſchimmert. Bei dem proſaiſchen Stoffe wird dieſer Ausdruck des Gefühls hauptſächlich im vertraulichen Briefſtyle und im oratoriſchen Lehrſtyle nicht zu verkennen ſeyn.

§. 184.

Fortſetzung.

Je mehr nun der kultivirte Menſch des Stoffes ſelbſt, der dargeſtellt werden ſoll, mächtig iſt, d. h. je mehr er theils den ganzen Umfang ſeiner bürgerlichen Verhältniſſe überſieht, je umſchließender er den Kreis derſelben beherrſcht; und andern Theils je wiſſenſchaftlicher, und je vielſeitiger er in den Wiſſenſchaften gebildet iſt; deſto mehr wird er im Stande ſeyn, dieſen Stoff unter einer Form erſcheinen zu laſſen, welche den höchſten Bedingungen der innigen Verbindung von Korrectheit und Schönheit entſpricht. Die erſte Bedingung alſo, dem Stoffe eine Form zu geben, welche den logiſchen und äſthetiſchen Principien angemeſſen iſt, beruht auf der völligen und umſchließenden Bemächtigung des Stoffes. Aber man kann des Stoffes mächtig und ſehr wiſſenſchaftlich gebildet ſeyn, ohne die dem Stoffe angemeſſene Form zu finden; daher iſt die Bemächtigung der Sprache, in welcher die Verbindung des Stoffes mit der Form geſchehen ſoll, die zweite weſentliche Bedingung des guten Styliſten. Hier zeigt ſich eben die Anwendung der Principien, auf welchen die Theorie des Styls beruht, in ihrem ſchönſten Lichte. Der Stoff ſelbſt wird, durch dieſe Anwendung, gewiſſermaßen veredelt und gehoben erſcheinen, indem die Form, unter welcher er erſcheint, der reinſte und freiſte Ausdruck des erreichten Grades der ſubjectiven Reife und Vollendung iſt.

Die Gegenſtände aber, aus welchen der proſaiſche Stoff hervorgehet, (§. 183) ſind theils die wirklichen Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens, theils die geſammten wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe, über welche ſich ein Individuum mittheilen will. Aus der Verbindung der Form mit dem auf dieſen beiden Wegen gefundenen Stoffe gehen die vier Unter-

gattungen des proſaiſchen Stoffs hervor; der ſogenannte Geſchäftsſtyl, der Briefſtyl, der hiſtoriſche Styl, und der didactiſche Styl.

1) **Der Geſchäftsſtyl.** Inwiefern nämlich jedes Individuum, in der geſellſchaftlichen Verbindung der Menſchen Bürger des Staats und Mitglied eines beſondern Standes in demſelben iſt; inſofern müſſen ihm auch, in dem Kreiſe ſeines Berufes und öffentlichen Lebens, gewiſſe Geſchäfte ausſchlieſſend zukommen, und es muß ſich den Kreis und die einzelnen Beziehungen derſelben vollſtändig vergegenwärtigen und ſich über dieſelben mit Beſtimmtheit erklären können. Jene Vergegenwärtigung geſchieht aber durch Begriffe, und dieſe Erklärung durch die Sprache. Der aus jenen Verhältniſſen hervorgehende Stoff erhält daher durch die Sprache eine Form, vermittelſt welcher jene Verhältniſſe bezeichnet und dargeſtellt werden, und dieſe Form heißt der Geſchäftsſtyl. Sie bekommt im Einzelnen ſo viele Modifikationen, als es viele und iſolirt für ſich beſtehende Verhältniſſe des öffentlichen und bürgerlichen Lebens gibt.

2) **Der Briefſtyl.** Er iſt die Bedingung der Unterhaltung mit abweſenden Perſonen, und der nöthigen Mittheilungen an dieſelben. Die zwiſchen Individuen, welche ſich kennen, angeknüpfte Verbindung ſoll, nach ihrer gegenſeitigen Trennung, fortdauern und fortgeſetzt werden; ſie ſoll auf dieſelbe Weiſe fortdauern, als wären die Abweſenden gegenwärtig. Deshalb muß der Brief ganz das Gepräge der mündlichen Unterhaltung tragen, welche wir mit den Abweſenden perſönlich unterhalten würden, wenn ſie anweſend wären; er muß daher auch ganz den allgemeinen oder beſondern Verhältniſſen entſprechen, in welchen wir zu den Abweſenden ſtehen. Sind es die Verhältniſſe der bürgerlichen Convenienz und der Höflichkeit, welche der Brief ausdrückt; ſo heißt er der **Wohlſtandsbrief.** Sollen die Verhältniſſe der Familienverbindungen, der Freundſchaft, der Liebe und des gegenſeitigen Wohlwollens durch den Brief bezeichnet wer-

den; ſo geſchieht es durch den **vertraulichen Brief.** Miſchen ſich in den vertraulichen Brief die Züge der frohen Laune und des muntern Scherzes; ſo nennt man ihn den **Brief des Witzes.** Sind endlich die ſchriftlichen Mittheilungen im Briefe belehrend und betreffen ſie wiſſenſchaftliche Gegenſtände; ſo heißt der Brief nach dieſer ſeiner Beſtimmung, der **didactiſche.** (Der **Geſchäftsbrief**, der blos die Einleidung und den Schluß von dem Briefſtyle entlehnt, übrigens aber, dem Stoffe nach, ganz aus den gegenſeitigen bürgerlichen Verhältniſſen der abweſenden Perſonen hervorgehet, gehört nicht zum Brief- ſondern zum Geſchäftsſtyle.)

3) **Der hiſtoriſche Styl.** Das Leben der Individuen und der Staaten beſteht aus einer engverknüpften Reihe einzelner Begebenheiten; die Veränderungen der unbelebten Natur und ihrer Geſchöpfe ſind ebenfalls der Aufmerkſamkeit und Aufbewahrung werth. Wenn nun jene Begebenheiten und dieſe Veränderungen erhalten werden ſollen; ſo gibt es kein anderes Mittel, als die Sprache. Die ſtyliſtiſche Form aber, durch welche jener aus Factis beſtehende Stoff aufbewahrt wird, heißt der hiſtoriſche Styl.

4) **Der didactiſche Styl** (Lehrſtyl). Er entſteht aus dem Bedürfniſſe des Menſchen, die Summe ſeiner eingeſammelten Kenntniſſe und ſeiner gemachten Erfahrungen Andern mitzutheilen; dieſe Kenntniſſe und Erfahrungen entweder theilweiſe, oder als in ſich zuſammenhängende Ganze zu bearbeiten und darzuſtellen; in der Darſtellung ſeine Anſicht der wiſſenſchaftlichen Gegenſtände niederzulegen; die Anſichten Andrer zu prüfen; durch ſeine Mittheilungen bei Andern die Bearbeitung und Prüfung deſſelben Gegenſtandes zu veranlaſſen u. ſ. w.

(So viel Treffliches von **Adelung** in ſeinem Werke **über den teutſchen Styl** im zweiten Theile, der die **beſondern Arten des Styls** enthält, über dieſe Arten geſagt iſt; ſo geſtehe ich doch, daß ich in der **Eintheilung** der beſondern empiriſchen Sprachwiſſenſchaft ganz von ihm abweichen muß, wie daſſelbe denn auch der

Fall mit denen iſt, welche Adelung ausſchließend folgen. — Denn eines Theils wird die beſondere empiriſche Sprachwiſſenſchaft nicht erſchöpft, wenn ſie ſich blos über die Gattungen des proſaiſchen, und nicht auch des poetiſchen Stoffes verbreitet, doch auf dieſe Rückſicht zu nehmen lag nicht im Plane jenes Werkes; aber andern Theils iſt mir unerklärbar, wie Adelung die Arten (richtiger: die Untergattungen) des proſaiſchen Stoffs nach folgender Eintheilung bearbeiten könnte, die er, Th. 2, S. 3 ff. aufſtellt. „Der vornehmſte Umſtand, welcher die verſchiedenen Arten des Styls beſtimmt, iſt die vernünftige, d. i. den jedesmaligen Verhältniſſen angemeſſene, Abſicht des Schriftſtellers. Er will entweder belehren und unterrichten, oder die Einbildungskraft unterhalten, oder rühren und Empfindungen erwecken, oder beluſtigen u. ſ. w. Oft verbindet er auch mehrere einander nicht widerſprechende Abſichten. Alle dieſe Abſichten geben nun verſchiedene Arten des Styls. Oft werden dieſe Abſichten des Schriftſtellers noch durch gewiſſe Nebenumſtände beſtimmt, welche denn wieder verſchiedene Modifikationen in jeder Art des Styls hervorbringen. Dieſe Nebenumſtände ſind vornehmlich die Perſonen, zu welchen man ſpricht; der Gegenſtand, wovon man ſpricht, und die äußere Form des Vortrages. Daraus ergeben ſich wieder verſchiedene beſondere Arten des Styls.„ — Auf dieſe verſchiedenen Umſtände gründet ſich nun der Inhalt des zweiten Theils (den er nach Folgendem eintheilt.) 1) Die Nebenumſtände des ſowohl perſönlichen als ſächlichen Gegenſtandes geben die verſchiedenen Arten des Styls in Anſehung der Würde, das iſt, den vertraulichen, mittlern und höhern Styl. 2) Die Abſichten des Schriftſtellers geben ſo vielfache Arten des Styls, als es merklich unterſchiedene Abſichten gibt. Von der Abſicht zu belehren und zu unterrichten hängt der Geſchäftsſtyl, der hiſtoriſche und der didactiſche Styl ab; von der Abſicht, die Einbildungskraft zu unterhalten, der figürliche und bildliche; von der Abſicht, ſanfte, ſtarke, oder erhabene Empfindungen zu erregen, der rührende, pathetiſche und erhabene Styl; von der Abſicht zu überreden, der Styl der förmlichen Rede; von der Abſicht zu beluſtigen, der muntere mit ſeinen Unterarten bis zum Niedrigkomiſchen; von der Abſicht endlich, die höchſte Lebhaftigkeit und Anſchaulichkeit zu gewähren, der poetiſche. 3) In Anſehung der äußern Form des Vortrages kommen beſonders Geſpräche, Briefe und Reden in Betrachtung.„ — Dieſe Eintheilung trifft nicht nur der Vorwurf, daß die einzelnen Theile zu ſehr von einander iſolirt

und unter kein gemeinſames Princip gebracht werden; ſondern auch, daß ſie durchaus mit Logik und Aeſthetik zu ſtreiten ſcheint. Die Verwechslung ſcheint (nach dem, was ſchon §. 100 und beſonders in der Note dazu erinnert worden iſt, beſonders auf der Verwechslung der Begriffe von Eigenſchaft des Styls, Schreibart und Gattung und Unterordnung des ſtyliſtiſchen Stoffes zu beruhen. — 1) Die Eigenſchaften des Styls ſind blos a priori, d. i. formell, nach logiſchen und äſthetiſchen Principien feſtzuſetzen. Die höchſte logiſche Eigenſchaft für den Styl iſt Darſtellung der Wahrheit in den Begriffen, und dieſe Darſtellung heißt in der Sprache, als Eigenſchaft des Styls, Korrectheit. Die höchſte äſthetiſche Eigenſchaft iſt Schönheit der Form. Da nun die Sprache für die Darſtellung dieſer Eigenſchaft, ſowohl in der Rhetorik als Poetik, nur Worte hat; ſo beruht auf der Verbindung und dem gegenſeitigen Verhältniſſe der gewählten Wörter die Schönheit der ſtyliſtiſchen Form. Dieſe beiden Eigenſchaften haben nun wieder ihre untergeordneten Eigenſchaften, welche in der philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft ausgeführt worden ſind. — Wer dieſes Princip umſtoßen will, muß dreierlei thun: a) er muß zeigen, daß die philoſophiſche Sprachwiſſenſchaft empiriſchen Urſprungs iſt, d. h. daß ſie von dem Stoffe abhängt; denn in dem erſten Theile dieſer Schrift iſt die Form, unabhängig von dem Stoffe, alſo a priori nach ihren weſentlichen Bedingungen (doch ohne Rückſicht auf irgend ein herrſchendes Syſtem) dargeſtellt; b) er muß zeigen, daß die philoſophiſche Sprachwiſſenſchaft, welche hier als formelle, aber als abgeleitete Wiſſenſchaft, (d. i. abhängig von Logik und Aeſthetik und deren Principien) aufgeſtellt iſt, entweder keine abgeleitete formelle — ſondern eine primitive — ſey (ein Verſuch, der nicht gelingen möchte), oder daß, durch die Verbindung der logiſchen und äſthetiſchen Principien zur Begründung einer neuen formellen Wiſſenſchaft, das Gebiet dieſer neuen Wiſſenſchaft nicht vollſtändig erſchöpft ſey, daß es alſo außer den beiden aufgeſtellten Haupteigenſchaften für alle ſtyliſtiſche Formen, außer Korrectheit und Schönheit, noch eine dritte, oder noch mehrere dieſen beiden coordinirte Eigenſchaft der Form gebe, welche hier übergangen worden ſey; c) er muß darthun, daß die den beiden Haupteigenſchaften, der Korrectheit und Schönheit, untergeordneten Eigenſchaften, denſelben nicht untergeordnet werden können, oder untergeordnet werden dürfen. Nur dadurch kann das in der philoſophiſchen

Sprachwiſſenſchaft aufgeführte formelle Gebäude umgeſtoßen werden; denn darüber werde ich mit keinem ſtreiten, ob er die eine untergeordnete Eigenſchaft eher, als die andere geſtellt, oder enger oder weiter beſtimmt haben würde. Denn darüber wird, beſonders im Felde der Aeſthetik, die Verſchiedenheit der Anſichten und Meinungen nie ganz aufgehoben werden, und jeder denkende Kopf hat das Recht, nach ſeiner Ueberzeugung, d. i. nach den Principien zu claſſificiren, die für ihn ſubjectiv die einleuchtendſten waren. Alles alſo, was Adelung als figürlichen, bildlichen, rührenden, pathetiſchen, komiſchen ꝛc. Styl aufſtellt, ſind, nach meiner Einſicht, nicht Stylarten, ſondern untergeordnete Eigenſchaften des Styls. Die Anwendung dieſer Eigenſchaften auf den dargeſtellten Stoff richtet ſich allerdings nach dem Stoffe (denn die Gedächtnißrede auf einen Heinicke oder Herder würde nicht die Eigenſchaft des Komiſchen haben dürfen u. ſ. w.); aber demohngeachtet iſt Eigenſchaft des Styls etwas ganz anders als Art des Styls; die Eigenſchaft gehört der Form an, die Art dem Stoffe. Das erſte iſt aprioriſchen, das zweite empiriſchen Urſprungs. — Daher die Verwechslung. — 2) Der Begriff: Schreibart iſt der Begriff der Species von dem Gattungsbegriffe Styl (vergl. §. 100). Dies erhellet daraus, weil es keine von den drei Schreibarten, der niedern, mittlern und höhern, verſchiedene Species des Styls geben kann. Styl iſt blos der Gattungsbegriff; in der **Wirklichkeit**, gibt es kein ſtyliſtiſches Product, das nicht entweder der niedern, oder der mittlern, oder der höhern Schreibart zugehörte, dieſe Schreibarten mögen nun richtig, oder fehlerhaft gehalten ſeyn. Dadurch wird denn bei Adelung das Princip aufgehoben: daß die Nebenumſtände des ſowohl perſönlichen als ſächlichen Gegenſtandes dieſe drei Schreibarten (von denen er die niedere: die vertrauliche nennt, als ob das Vertrauliche nicht auch in der mittlern Schreibart ſtatt finden könnte —) beſtimmten, ſo wie, daß bei ihm dieſe drei Schreibarten, gleichſam als Eigenſchaften, in coordinirten Verhältniſſen mit dem von ihm ſogenannten bildlichen, pathetiſchen, rührenden ꝛc. Style erſcheinen. — 3) Die Eintheilung des Stoffes in Gattungen und Untergattungen erſcheint bei mir, weil der Stoff nicht *a priori* zu erkennen, ſondern blos empiriſch wahrzunehmen iſt, als ganz empiriſch, deshalb auch in der empiriſchen Sprachwiſſenſchaft, und zwar in der zweiten Abtheilung derſelben, in der beſondern empiriſchen Sprachwiſſenſchaft. Hier iſt bei Adelung das, was

Eigenſchaften des Styls ſind, mit dem, was Untergattungen des Stoffes ſind, verwechſelt, eben weil bei ihm alles nur empiriſch begründet iſt. Hätte dieſer ſcharfſinnige und ehrwürdige Sprachforſcher zuerſt das Aprioriſche von dem Empiriſchen in der Sprachwiſſenſchaft geſchieden; ſo würde die Verwechslung beider, und alſo auch dieſe nicht genügende Eintheilung vermieden worden ſeyn. So iſt zwar, bei ſeinem das ganze Sprachgebiet umfaſſenden Blicke, nichts in ſeinem Werke übergangen, was in den Kreis einer Theorie des Styls gehört; aber man vermißt ungern den nothwendigen Zuſammenhang der einzelnen Theile der Sprachwiſſenſchaft unter ſich, weil das, was bei ihm auf einander folgt, nach keinem feſten Princip ſich untergeordnet, und was neben einander ſteht, wieder nach keinem feſten Princip coordinirt iſt. — Unendlich mehr, als alle ſeine Vorgänger und Nachbeter, hat er durch den Reichthum der behandelten Materialien und durch das Eigenthümliche in ſeinen Urtheilen, ſo wie durch den ſichern Blick in der Behandlung der einzelnen Gegenſtände und durch die treffenden richtigen und fehlerhaften Beiſpiele aus teutſchen Schriftſtellern geleiſtet; aber die Offenheit, mit welcher man in wiſſenſchaftlicher Hinſicht verfahren muß, und beſonders die Rückſicht darauf, daß ſo viele, auf Adelungs Auctorität, ſeine Eintheilungen wörtlich beibehalten haben, nöthigen mich zur Rechtfertigung meiner Abweichungen von ihm in Hinſicht auf die Architektonik dieſes ganzen Werkes.)

§. 185.
Fortſetzung.

Da der Stoff, der in der Darſtellung die Form erhält, empiriſchen Urſprungs, und aus einem andern Gebiete, als aus dem Umfange der philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft, entlehnt iſt, indem er entweder aus den Verhältniſſen des wirklichen Lebens, oder aus dem iſolirten Gebiete einer jeden einzelnen Wiſſenſchaft hervorgehet; ſo können auch die Untergattungen einer jeden einzelnen Gattung des proſaiſchen Stoffes, d. i. die Untergattungen des Geſchäfts-, des Brief-, des hiſtoriſchen und des didactiſchen Styls nur nach einem empiriſchen Princip claſſificirt werden. — Bei der iſolirten Darſtellung dieſer Untergattungen des proſaiſchen Styls kommt es daher auf folgende Puncte an:

1) dieſe Untergattungen müſſen der Zahl nach vollſtändig, nach empiriſchen Merkmalen, aufgeführt und dadurch muß das Gebiet einer jeden Hauptgattung des proſaiſchen Stoffs ſelbſt ganz erſchöpft werden.

2) Der Charakter dieſer Untergattungen einer jeden Hauptgattung des proſaiſchen Stoffes muß empiriſch, d. i. nach den vorzüglichſten Muſtern derer, die in dieſer Untergattung geſchrieben haben, beſtimmt werden. Dadurch nur wird das Eigenthümliche einer jeden dieſer Untergattungen genau angegeben.

3) Die Art und Weiſe, wie in jeder dieſer Untergattungen die Verbindung der Korrectheit und Schönheit geſchehen kann, muß ſo genau als möglich verzeichnet werden. Dadurch wird die philoſophiſche Sprachwiſſenſchaft auf die empiriſche angewendet, und der genaue Zuſammenhang zwiſchen beiden bewährt, indem die Eigenſchaften aufgeführt werden, die ſich in Beziehung auf den Stoff, der die Form enthalten ſoll, beſonders dieſem Stoffe aneignen laſſen. Je vollendeter der genaue Zuſammenhang zwiſchen Korrectheit und Schönheit in der einzelnen ſtyliſtiſchen Form iſt; deſto mehr entſpricht dieſelbe den Forderungen der philoſophiſchen Sprachwiſſenſchaft.

4) Es muß die Schreibart, es ſey nun die niedere, mittlere, oder höhere, angegeben werden, in welcher der Stoff zu bearbeiten iſt, weil, nach dem beſtimmten Charakter einer jeden dieſer Schreibarten (§. 100. ff.), immer nur eine, bisweilen auch zwei, ſich zur Ausführung und Darſtellung des Stoffes vermittelſt der ſtyliſtiſchen Form, eignen werden.

§. 186.

1) Der Geſchäftsſtyl.

Mit dem Ausdrucke: Geſchäfte begreifen wir alle diejenigen Aeußerungen unſrer Thätigkeit, die aus unſern Verhältniſſen hervorgehen, inwiefern wir Bürger eines gewiſſen Staates und Mitglieder eines gewiſſen Standes in demſelben ſind. Dieſe Geſchäfte ſind ſo verſchiedenartig, als die Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens ſelbſt verſchieden-

artig ſind. — Der Geſchäftsſtyl umſchließt daher dieje-nigen ſtyliſtiſchen Formen, welche den gegenſeitigen Verhält-niſſen und Beziehungen des bürgerlichen Lebens ſelbſt ange-meſſen ſind, und ſeine Untergattungen müſſen den ganzen Kreis dieſer Verhältniſſe und Beziehungen erſchöpfen.

§. 187.

α) Klaſſifikation der Untergattungen des Geſchäftsſtyls.

Der Staat bildet, als ſolcher, ein abgeſchloſſenes Ganze, einen Verein, an deſſen Spitze die Regierung ſtehet, die ſo-wohl gegen die Regierungen anderer neben einem gegebenen Staate beſtehenden Staaten, als auch gegen die Bürger und Mitglieder ihres eigenen Staates gewiſſe Verhältniſſe gel-tend macht, deren Ausdruck in der Mitte des Geſchäftsſtyls liegt. Der Staat iſt aber auch die Bedingung eines recht-lichen Vereins zwiſchen den einzelnen Individuen und Cor-porationen (Ständen und Zünften), die ihm zugehören; es muß daher auch einen Ausdruck dieſer Verhältniſſe zwi-ſchen Corporationen und Corporationen, und zwiſchen Indi-viduen und Corporationen geben, welcher in den Kreis des Geſchäftsſtyls gehört. — Der Geſchäftsſtyl zerfällt daher in folgende Untergattungen:

A) Styl für die öffentlichen Geſchäfte (höhe-rer Geſchäftsſtyl). Er enthält die Darſtellung der öffentlichen Angelegenheiten eines Staates, inwiefern dieſer ein abgeſchloſſenes Ganze bildet. Er heißt auch der Curial- oder Canzleiſtyl. Dieſe öffentlichen Angelenhei-ten werden aber verhandelt in dem Hofſtyle und in dem Gerichtsſtyle, welche die Unterarten des Curialſtyls ſind.

a) Der Hofſtyl, enthält die Bezeichnung und den Aus-druck derjenigen Verhältniſſe, in welchen der Staat, als eine moraliſche Perſon, gegen andre Staaten und ge-gen ſeine eignen Bürger ſteht, und inwiefern der Staat durch ſeine Regierung repräſentirt wird, (die Form der Regierung ſey übrigens monarchiſch, republi-kaniſch ꝛc.) Er zerfällt:

α) in den Hofſtyl für die auswärtigen Angelegenheiten, inwiefern ein Staat gegen die andern, mit ihm zur großen europäiſchen Staatenrepublik gehörenden, Staaten ſeine Rechte, und die Rechte ſeiner Bürger geltend macht. Dies geſchieht

αα) ſowohl in den öffentlichen Verhandlungen und gegenſeitigen Bekanntmachungen der einzelnen Staaten, z. B. in Unterhandlungen, Verträgen, Vergleichen, Bündniſſen, Manifeſten, Kriegserklärungen, Friedensſchlüſſen u.ſ.w.;

ββ) als auch in geheimen Negociationen, wohin die Noten gehören, welche der inländiſche Hof über Angelegenheiten, die noch nicht zur Publicität gelangen ſollen, andern auswärtigen Höfen, und deren Geſandten, oder welche auswärtige Höfe und deren Geſandten dem inländiſchen Hofe mittheilen.

Unter der Vorausſetzung des Begriffes einer Politik, welche auf rechtliche Grundſätze gebaut iſt, kann dieſe Art des Hofſtyls blos ſolche Verhandlungen betreffen, welche die Rechte des Ganzen und der Individuen begründen und ſichern, und in dem Staatsvereine ſelbſt die möglichſt höchſte Wohlfahrt beabſichtigen ſollen.

β) in den Hofſtyl für die innern Staatsangelegenheiten, inwiefern nämlich durch die gegenſeitige Beziehung der Regierung auf die Bürger, und der Bürger auf die Regierung eine Baſis vermittelt wird, welche ihre gegenſeitigen Rechte garantirt, und der Ausdruck des moraliſchen Verhältniſſes iſt, in welchem ſie gegen einander ſtehen. Dahin gehören

αα) ſowohl die Verhandlungen der Regierung mit allen Bürgern ihres eignen Staates, um deren Rechte ſchriftlich ſicher zu ſtellen; z. B. durch Wahlcapitulationen, Landtagsordnungen, Receſſe, Vergleiche mit gewiſſen Ständen, feſtgeſetzte Steuern und Abgaben, Decrete,

Begnadigungen, Mandate, Patente, Reſcripte, Beſtallungen, Privilegien, u. ſ. w.

ββ), [illegible] auch die Verhandlungen der Bürger eines Staates mit der Regierung, wohin theils die Aufrechthaltung der Rechte ganzer Stände, theils die Garantie der Rechte und Privatvortheile der Individuen gehört; z. B. durch Bittſchriften, Geſuche, Memoriale, Berichte, Klagen, Beſchwerden, Anhaltungsſchreiben u. ſ. w.

Da ein Staat ſeinen eignen Zweck mißkennen würde, wenn nicht in der Verwaltung ſeiner innern Angelegenheiten Recht und Wohlfahrt die einzige Baſis ſeines Verfahrens wäre; ſo iſt auch dieſer Theil des Hofſtyls ein Reſultat der Moralpolitik.

b) Der Gerichtsſtyl, iſt die zweite Unterart des Curialſtyls. Er enthält den Ausdruck der Anerkennung der rechtlichen Verhältniſſe der Staatsbürger und der einzelnen Stände eines Staates unter ſich ſelbſt unter der Garantie und im Namen der Regierung. Durch den Gerichtsſtyl werden die wirklichen Rechte der Mitglieder eines Staates näher gegen einander beſtimmt, und die ſtreitigen Rechte gegen einander entſchieden und ausgeglichen. Das Gleichgewicht der Rechte der Individuen in Hinſicht auf ihr Eigenthum, auf ihre Ehre, Sicherheit und dergl. iſt der höchſte Geſichtspunct des Gerichtsſtyls. Zu ihm gehören alle Verhandlungen der Juſtiz und Policei, mithin: Citationen, Protocolle, Relationen, Klagſchriften, Proteſtationen, Appellationen, Läuterungen, Repliken, Dupliken, Exceptionen, Deductionen, Atteſtate, Conſenſe, Contracte (Wechſel- Pfand- Schuld- Mieth- Kauf- und Pachtcontracte), Steckbriefe, Kundſchaften, Geburtsbriefe, Teſtimonia, Beſcheinigungen, Vollmachten, Teſtamente, Trauſcheine, Todtenſcheine, Anfragen u. ſ. w.

B) Styl für die Privatgeſchäfte (niederer Geſchäftsſtyl). Zu ihm gehört die Darſtellung derjeni-

gen rechtlichen Verhältniſſe der Bürger eines Staates, welche, ohne Antheil der Regierung und ohne Zuziehung eines Gerichtshofes, zwiſchen den Staatsbürgern ſelbſt, als ſolchen, ausgemittelt, verhandelt und abgethan werden können. Inwiefern nämlich jedes Individuum im Staate die Rechte ſeiner Mitbürger, mit denen es in Verbindung und Wechſelwirkung ſtehet, garantiren und aufrecht erhalten ſoll; inſofern erhält der niedere Geſchäftsſtyl die Bezeichnung und den Ausdruck dieſer Anerkennung in allen den Angelegenheiten, wo das gegenſeitige Wort und die ſchriftliche Zuſicherung des einen Bürge genug ſind für die Vollziehung der gethanen Verſprechungen. Dahin gehören: Obligationen, Quittungen, Zeugniſſe, Abſchiede von Dienſtboten u. d. gl. Avertiſſements in Zeitungen u. ſ. w. Selbſt der Geſchäftsbrief gehört mehr dem niedern Geſchäftsſtyle, als dem Briefſtyle an, da er mit dem letztern nichts, als Ueberſchrift, Unterſchrift und nur die allgemeinſten und unweſentlichſten Merkmale der äußern Form gemein hat, hingegen dem niedern Geſchäftsſtyle ſowohl in Hinſicht auf die Gegenſtände, die er behandelt, als auch in Hinſicht auf die weſentlichen Merkmale der Einkleidung dieſer Gegenſtände angehört.

§. 188.

β) Charakter des Geſchäftsſtyls.

Der Geſchäftsſtyl unterſcheidet ſich eben ſo ſehr durch ſeine Form von allen übrigen Gattungen des Styls, wie durch ſeinen Stoff ſelbſt. So weit dieſer Stoff von dem Stoffe zum Briefſtyle, zum hiſtoriſchen und didactiſchen Style abliegt; ſo weit entfernt ſich auch die angenommene und herkömmliche Form des Geſchäftsſtyls von den Formen des Briefſtyls, des hiſtoriſchen und des didactiſchen Styls. Das Eigenthümliche, Ernſte und gewiſſermaßen Feierliche, in den öffentlichen Geſchäften, die Grandezza der Perſonen und des Lebens in den höhern Cirkeln, geht auch auf die Darſtellung des Stoffes über, in welcher der Ausdruck jener Verhältniſſe enthalten iſt. Wo nicht allmählig das Ceremoniell des ſechszehnten Jahrhunderts dem Geiſte ei-

nes jüngern und geſchmackvollern Zeitalters weicht; wo nicht die Abſtufungen der verſchiedenen Stände eines Staates nach und nach milder wahrgenommen werden; da wird auch der Geſchäftsſtyl noch ganz ſeine verjährte Geſtalt behalten. Indeſſen hat doch der Hofſtyl in dieſer Hinſicht in einigen Staaten einige Fortſchritte gemacht, welche der Gerichtsſtyl noch nicht gethan hat. Mehrere Noten, welche zwiſchen Höfen in neuern Zeiten gewechſelt worden ſind, haben, bei aller Energie in Hinſicht auf den Gegenſtand, den ſie betreffen, doch eine Eleganz der Form, welche den vorigen Zeiten fremd war. Selbſt die Kriegserklärungen der neuern Zeiten ſind in einem gemäßigteren Tone geſchrieben, als vormals, und die Friedensſchlüſſe erliegen nicht mehr unter einer 6 — 10 Bogen langen Weitſchweifigkeit. Dazu kommt, daß mehrere Höfe in den Geſetzen und Bekanntmachungen für ihre eignen Staatsbürger eine humanere und verſtändlichere Sprache angenommen haben. Beſonders zeichneten ſich in dieſer Hinſicht die preußiſchen Kabinetsordern ſeit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms des dritten, und die bayriſchen, ſeit dem Regierungsantritte Maximilian Joſephs, und die ruſſiſchen, ſeit Alexanders des erſten Thronbeſteigung aus. Hieher gehört auch das neue preußiſche Geſetzbuch, und das, was Joſeph der zweite für die Verbeſſerung des Geſchäftsſtyls that. — Nur der Gerichtsſtyl iſt ſelbſt da, wo der Hofſtyl vorgerückt iſt, geſchmacklos, unteutſch und veraltet geblieben, obgleich weder die Gründlichkeit der Rechtswiſſenſchaft, noch die Beſtimmtheit der Urtheilsſprüche dadurch verlieren würden, wenn der Gerichtsſtyl, wenigſtens von fern, dem fortſchreitenden Geiſte der Sprache folgte, und allmählig ſich einer größern Reinheit und verminderten Weitſchweifigkeit befleißigte.

§. 189.

Fortſetzung.

Ob nun gleich das Hochteutſche eben ſo die Baſis des beſſern Geſchäftsſtyls ausmacht, wie in den übrigen Gattungen des Styls; ſo wird der Geſchäftsſtyl doch immer gewiſſe Eigenthümlichkeiten behalten, wodurch er

ſich von dieſen Gattungen unterſcheiden wird. Schon das iſt ihm eigenthümlich, und beinahe nothwendig, daß er nur langſam und allmählig den Fortſchritten in der Sprachverbeſſerung folgt; daß Neologismen nie in ihm geduldet werden können. Jedes Wort, deſſen er ſich bedient, ſollte beſtimmt in die teutſche Sprache eingebürgert ſeyn; denn jedes noch nicht allgemein recipirte Wort würde nicht nur, wegen des Schwankenden in ſeiner Geltung, Unbeſtimmtheit in den Zuſammenhang bringen, ſondern auch gegen die Würde verſtoßen, welche eine Haupteigenſchaft des Geſchäftsſtyls iſt. — Dabei kommen dem Geſchäftsſtyle gewiſſe Kunſtausdrücke zu, welche ſeine eigne Terminologie bilden. Er hat noch Archaismen beibehalten, welche nicht ſelten an das funfzehnte Jahrhundert erinnern; in ſeiner Mitte, beſonders im Gerichtsſtyle der einzelnen Provinzen, finden ſich noch bisweilen Provinzialismen, welche die hochteutſche Mundart längſt von ſich entfernt hat; eben ſo ſtößt man nicht ſelten auf ausländiſche Wörter, die dem gemeinen Manne ganz unverſtändlich, aber in dem Gerichtsſtyle noch häufiger, als im Hofſtyle gebräuchlich ſind. — Eben ſo veraltet und fehlerhaft iſt gewöhnlich der Periodenbau im Geſchäftsſtyle. Eine läſtige Weitſchweifigkeit, eine drückende Schwerfälligkeit, ein beinahe abſichtlicher Verſtoß gegen alles, was Wohlklang und Symmetrie heißt, charakteriſirt noch immer den Geſchäfts- und beſonders den Gerichtsſtyl. Eine gewiſſe Einförmigkeit, Trockenheit und Härte wird er allerdings, ſchon ſeinen Gegenſtänden nach, immer behalten; aber nicht zu entſchuldigen ſind die Verſtöße gegen die Grammatik, gegen die Interpunction und gegen den Styl, beſonders in Hinſicht auf den Periodenbau. Weder teutſche Fürſten, noch ihre Dicaſteria können Wohlgefallen am Curialſtyle finden, wenn man in ihm auf Koſten der Sprache der Nation, Verſtöße gegen Sprachreinigkeit und Sprachrichtigkeit antrifft, oder wenn er gar in Unſinn, d. i. in Verſtöße gegen die Logik, ausartet.

§. 190.

Fortſetzung.

Als eine beſondere Eigenthümlichkeit kommt dem Ge-

ſchäftsſtyle die Courtoiſie zu. — Es werden nämlich die Abſtufungen, welche durch die verſchiedenen Stände und Klaſſen des Volkes in Anſehung der Kultur und des Ranges ſeiner Individuen nach ihrem gegenſeitigen Verhältniſſen, hervorgebracht ſind und ſtatt finden, im Geſchäftsſtyle mit Sorgfalt beobachtet und feſtgehalten, ſtatt daß ſie im veredeltern Umgange des Privatlebens und im Briefſtyle gröſtentheils durch den milden Geiſt eines jüngern Zeitalters aufgehoben, wenigſtens vermindert worden ſind. Die Courtoiſie beſteht daher in dem beſtimmten **Feſthalten, der, durch gewiſſe willkührlich angenommene Ausdrücke und Formeln, feſtgeſetzten Bezeichnung der äußern Würde und gegenſeitigen Verhältniſſe der verſchiednen Staatsmitglieder gegen ſich ſelbſt, gegen das Staatsoberhaupt und deſſen Diener, ſo wie der letzteren gegen die übrigen Staatsbürger,** ohne weder aus Unwiſſenheit, noch aus Abſicht gegen die einmal in den bürgerlichen Verhältniſſen recipirten Formen der Convenienz zu verſtoßen. Dieſe Courtoiſie läuft am Ende freilich auf einen gewiſſen Mechanismus hinaus, bei dem man ſich nichts denkt, und erhält im Geſchäftsſtyle eine Trockenheit und Schwerfälligkeit, die ſelbſt dann noch zurückbleibt, wenn auch der Geſchäftsſtyl übrigens in grammatiſcher und ſtyliſtiſcher Hinſicht verbeſſert werden ſollte; allein das Beobachten und Feſthalten derſelben hängt gewiſſermaßen mit dem Verhältniſſe der verſchiednen Stände im Staate ſelbſt zuſammen; wird bisweilen in Verhandlungen mit Perſonen, die man ſelbſt nicht entfernt näher kennt, zwiſchen denen alſo gar keine Vertraulichkeit ſtatt finden kann, nothwendig; und kann nicht durch die Willkühr und die Launen einzelner Menſchen, die daran Anſtoß nehmen, aufgehoben werden, ob es gleich zu wünſchen wäre, daß von Seiten der Regierungen und der obern Collegien im Staate, wie dies auch in einigen kleinen teutſchen Staaten der Fall geweſen iſt, der beſſere und dem Geiſte unſers Zeitalters angemeſſenere Ton angegeben würde. — Die Courtoiſie zeigt ſich aber nicht blos in gewiſſen Titeln, welche der Regierung, den Collegiis, den einzelnen Ständen und gewiſſen

Individuen ausſchließend beigelegt werden; ſondern auch theils in gewiſſen beigebrachten Wendungen des Ausdrucks, die zu der Einkleidung, zur Einleitung, zu den Uebergängen und zu dem Schluſſe der Aufſätze des Geſchäftsſtyls gehören; theils in der äußern Form der Geſchäftsaufſätze in Hinſicht auf das Format, das Papier, das Beſchreiben deſſelben, auf die Unterzeichnung, auf die Aufſchrift und das Verſiegeln u. d. gl. — Im Ganzen muß man, in Beziehung auf die Courtoiſie, bemerken, daß keiner die in einem Staate recipirten Titulaturen und Formen eigenmächtig ändern, und dieſelben weder aus Unwiſſenheit und Schwachheit verſtärken und übertreiben, noch aus Dünkel und Anmaßungen vermindern darf, und daß man bei Vernünftigen ſowohl durch das zu Viel, als durch das zu Wenig leicht verſtößt; daß aber auch durch die Courtoiſie der Sprache ſelbſt nicht Unbehülflichkeit oder Unrichtigkeit im Style bewirkt werden muß. Uebrigens bezieht ſie ſich nur auf die öffentlichen Geſchäfte und auf die unmittelbaren Verhältniſſe, in welchen Vorgeſetzte und Untergebene gegen einander ſtehen; in Privatgeſchäften, welche der Untergebene mit ſeinen Vorgeſetzten zu verhandeln hat, wird ſich der erſtere des Tones bedienen, wozu ihn die letztern berechtigt haben, ohne doch in Vertraulichkeit zu fallen, oder die Verhältniſſe der Abhängigkeit ganz zu vernachläßigen, die zwiſchen ihm und dem Vorgeſetzten ſtatt finden. So liberal auch der Vorgeſetzte von ſeinem Range und Stande denken mag; ſo muß doch zwiſchen ihm und ſeinen Untergebnen immer noch eine Abſtufung ſichtbar bleiben, an welche der ſchriftliche Ausdruck erinnert. Minder bindet man ſich an die Formen der Courtoiſie gegen Perſonen, die zwar dem bürgerlichen Range nach über uns ſtehen, denen wir aber auf keine Weiſe untergeordnet ſind.

Ein Verzeichniß der gangbaren Titulaturen findet man in jedem guten Briefſteller. Ich verweiſe beſonders auf Moritz Briefſteller. — Die Titulaturen haben ſich in den letztern Jahrhunderten einigermaßen geändert, und zwar ſind ſie erhöht worden, indem man theils neue Wörter und Ausdrücke zur Bezeichnung gewiſſer Würden im Staate

gewählt, theils Formeln, welche ehemals höhern Standesperſonen ausſchließend zukamen, man abwärts mehreren andern Staatsbedienten beigelegt hat. — Im Concepte ſelbſt werden öfters die ungeſchmeidigen Formeln: Hochdieſelben, Hochdenenſelben, u. ſ. w. mit zweckmäßigern und angemeſſenern (z. B. Sie, gnädiger Herr, erlauben ꝛc. ꝛc.) vertauſcht.

§. 191.

γ) Ueber die ſtyliſtiſchen Eigenſchaften, welche dem Geſchäftsſtyle zukommen.

Auch für den Geſchäftsſtyl bleibt Korrectheit und Schönheit in innigſter Verbindung das höchſte ſtyliſtiſche Princip. Doch kann in keiner Gattung des Styls von den äſthetiſchen Principien fur die Schönheit der Form ſo viel nachgelaſſen werden, als im Geſchäftsſtyle, weil, ſchon nach den weiter oben bemerkten Einſchränkungen des Geſchäftsſtyls durch ſeine Eigenthümlichkeiten, der Schönheit der Form Eintrag geſchehen muß. — Deſto unnachlaßlicher iſt die Forderung der **Korrectheit** an die einzelnen Geſchäftsaufſätze. Auf Ueberzeugung, Belehrung, Verſtändigung und Zurechtweiſung kommt es zunächſt bei dem Geſchäftsſtyle an; deshalb müſſen in ihm alle **untergeordnete Eigenſchaften der Korrectheit** (§. 72): **Deutlichkeit, Klarheit, Vollſtändigkeit, Einheit, Angemeſſenheit, Natürlichkeit, Ordnung, Präciſion, Treue und Sicherheit** getroffen werden. — In Hinſicht auf die untergeordneten Eigenſchaften der Schönheit der Form, (§. 99.) werden die **rhetoriſchen Figuren** beinahe gar nicht im Geſchäftsſtyle anzuwenden ſeyn; aber eine gewiſſe **Lebhaftigkeit** und **Leichtigkeit** des Ausdrucks, die Rückſicht auf **Ueblichkeit** und **Schicklichkeit**, die **Kraft** in der Behandlung des Gegenſtandes, und **beſonders die Würde** im Ausdrucke müſſen in demſelben gefunden werden. Das Feierliche würde nur unter gewiſſen Umſtänden ſichtbar werden dürfen. **Wohlklang** und **Symmetrie**, im Periodenbaue können mit der Darſtellung ſelbſt der ernſthafteſten Gegenſtände des Geſchäftsſtyls verbunden werden. Ueberhaupt gehören mehrere von

denen Eigenſchaften, welche die Schönheit der Form vermitteln, nur dem Hofſtyle, beſonders in Betreff der Verhandlungen der auswärtigen Angelegenheiten, nicht aber dem Gerichtsſtyle an.

§. 192.

δ) Gebrauch der drei Schreibarten im Geſchäftsſtyle.

Je beſtimmter überhaupt die Begriffe des Styliſten von der einen Seite in Hinſicht auf den Charakter und die Grenzen der drei Schreibarten ſind; und je genauer und ſicherer er ſich von der andern des Stoffes bemächtigt hat, den er darſtellen will; deſto weniger wird er in der Wahl der Schreibart Mißgriffen ausgeſetzt ſeyn.

Was nun die Gegenſtände des Geſchäftsſtyls betrifft; ſo eignen ſich die meiſten zunächſt zur Darſtellung in der niedern Schreibart, ſobald man nämlich den Charakter der niedern Schreibart (§. 101.) richtig gefaßt hat. Denn in der niedern Schreibart kündigt ſich der Verſtand, um durch deutliche und faßliche Darſtellung des Stoffes Ueberzeugung und Belehrung zu bewirken, als hervorſtechend wirkſame Kraft an; die Urtheilskraft unterſtützt ihn, aber die Phantaſie hat an den Producten, welche der niedern Schreibart angehören, nur einen ſehr entfernten Antheil. Deshalb gehören auch jene Eigenſchaften, welche (§. 191.) als dem Geſchäftsſtyle weſentlich nöthig aufgeſtellt worden ſind, hauptſächlich in den Kreis der niedern Schreibart. Bei dem Gerichtsſtyle und in dem niedern Geſchäftsſtyle, welcher die Privatgeſchäfte betrifft, iſt die niedere Schreibart ausſchließend zu gebrauchen.

Dagegen iſt in dem Hofſtyle, beſonders inwiefern er die Verhandlungen der Anlegenheiten mit andern Staaten betrifft, der Gebrauch der mittlern Schreibart erlaubt, obgleich die Phantaſie, in Hinſicht auf die Bearbeitung des Stoffes, denſelben mehr nur beleben, als gleichen Antheil mit dem Verſtande an der Hervorbringung der Form haben darf. Dies ergibt ſich ſchon daraus, weil die nächſte Wirkung aller Producte des Geſchäftsſtyls nur auf das Vorſtellungsvermögen berechnet iſt, und blos in höchſt ſeltenen Fällen

das Gefühlsvermögen durch denſelben etwas belebt wird. — Die höhere Schreibart aber bleibt, als ganz unanwendbar, von allen Angelegenheiten und Verhandlungen des Geſchäftsſtyls ausgeſchloſſen.

Nur aus der in der Note zu §. 184 bemerkten Verwechslung der Begriffe: Eigenſchaft des Styls und Schreibart kann es erklärt werden, wie Adelung (über den Styl, Th. 2, S. 34. ff.) den Geſchäftsſtyl als eine Untergattung des mittlern Styls (wie er es nennt) behandeln konnte. Denn zugeſtanden, daß z. B. miniſterielle Noten; officielle Verhandlungen zwiſchen zweien Höfen; Friedensſchlüſſe u. d. gl. in der mittlern Schreibart abgefaßt werden können, welches aber eben ſo oft, und vielleicht noch öfter in der niedern Schreibart wirklich geſchieht, wie man deshalb nur ſolche Producte des Geſchäftsſtyls vergleichen darf; ſo möchte ich die Citationen, Steckbriefe, Geburtsbriefe, Teſtimonia, Quittungen, Obligationen u. ſ. w. leſen, die in der mittlern Schreibart gehalten wären, und nach einem richtigen Begriffe von dem Charakter der mittlern Schreibart, in derſelben gehalten und durchgeführt werden könnten. — Nur, indem Biſchoff Adelungs Auctorität unbedingt folgte, konnte er in ſeinem trefflichen Handbuch der teutſchen Kanzleipraxis Th. 1, S. 155. f. ebenfalls die mittlere Schreibart für den Geſchäftsſtyl beſtimmen. Sein Begriff der mittlern Schreibart weicht freilich von dem weit ab, was ich als Charakter der mittlern Schreibart (§. 102.) aufgeſtellt habe. Ihm iſt der mittlere Styl „derjenige, welcher ſich weder bis zum Vertraulichen oder Pöbelhaften erniedrigt, noch zum Leidenſchaftlichen oder Poetiſchen übergeht„ — Uebrigens hat Adelung, Th. 2, S. 34 ff, auch die Eintheilung der Geſchäfte in Privatgeſchäfte und öffentliche, und die Eintheilung des Curialſtyls in den Hof- und Gerichtsſtyl. Sehr richtig ſtellt er Würde, Ernſt, Deutlichkeit und Beſtimmtheit, Kürze und Präciſion ꝛc. als weſentliche Eigenſchaften des Geſchäftsſtyls auf, von welchem alles Neologiſche ausgeſchloſſen, dahingegen die übliche Courtoiſie beibehalten werden müſſe. Die Mängel des teutſchen Kanzleiſtyls rügt er nachdrücklich, S. 43 ff, gibt ihre Urſachen an, und belegt ſie mit Beiſpielen. — Man kann über die Behandlung des Geſchäftsſtyls in Compendien vergleichen: Th. Heinſius Auszug aus Adelungs Werke über den Styl, S. 185. ff; — C. W. Snell, Lehrbuch der t. Schreibart, (2te Aufl.) S. 230. ff. D

Adelung folgt. — K. Reinhard, erſte Linien eines Entwurfs der Theorie und Lit. des teutſchen Styls, S. 239. ff, nur daß er ſelbſt S. 243. einen Theil der Wohlſtandsbriefe zu den Geſchäftsbriefen gezogen hat. — Etzler, Anleit. zur Wohlredenheit. S. 79. hat den Geſchäftsſtyl blos kurz erwähnt. — Mit einigen Beiſpielen belegt iſt er in Voigtels Lehrb. der teutſchen proſaiſchen Schreibart S. 225. ff. — Eſchenburg in der Theorie der ſchönen Wiſſenſch. hat ihn ganz übergangen. — Kurz hat ihn Maaß in ſeiner Rhetorik S. 327 ff. behandelt. — Beinahe ganz nach dem hier aufgeſtellten Geſichtspuncte habe ich den Geſchäftsſtyl behandelt in der zweiten Abth. meiner Theorie des Styls, S. 21 — 121, und in meinem Elementarbuche des Wiſſensw. S. 285 — 301. — Beiſpiele des Geſchäftsſtyls hat geſammlet König, in ſeinem practiſchen Handbuch des teutſchen Styls, Th. 1, S. 1 - 112. — Die brauchbarſte Schrift, beſonders für angehende Rechtsgelehrte, ſich im Geſchäftsſtyle auszubilden, iſt: J. N. Biſchoffs Handbuch der teutſchen Kanzleipraxis für angehende Staatsbeamte und Geſchäftsmänner. 1r Th. handelt von den allgemeinen Eigenſchaften des Kanzleiſtyls, Helmſt. 1793. 2ter Theil, (von welchem 1798 nur das erſte Buch erſchienen iſt) handelt von den Kollegien und dem Geſchäftsgange. In dem erſten Theile befindet ſich von S. 11 an ein kurzer Abriß einer Geſchichte des Kanzleiſtyls. — Von der practiſchen Seite haben Brauchbarkeit: H. Benſen, Materialien zur Policei- Kameral- und Finanzpraxis, Erlang. ſeit 1800, ſind die völlige Umarbeitung von A. L. Schotts Vorbereitung zur juriſtiſchen Praxis, es iſt bis zum 1ten Heft des 3ten Bandes heraus. — Ueber den Geſchäftsſtyl vergl. Moritz Vorleſungen ꝛc. Th. 1, S. 219. ff.

§. 193.

e) Literatur des Geſchäftsſtyls.

Außer den im vorigen Paragraph angeführten Schriften, (womit man noch die für Rechtsgelehrte brauchbare Literatur des teutſchen Kanzleiſtyls in Biſchofs Handbuch, Th. 1, S. 116. ff. vergleichen kann —):

G. Ph. Harsdörfer, teutſcher Secretarius. Nürnb. 1656.

F. A. Hallbauer, Anleitung zur politiſchen Beredſamkeit. Jena 1736.

A. F. Glaffer, Anleitung zu einer weltüblichen teutſchen Schreibart, oder Grundlehren zu dem in Welthändeln gebräuchlichen Styl. Leipz. 1747.

F. K. v. Moſer, Verſuch einer Staatsgrammatik. Frankf. 1749.

J. St. Pütter, Anleitung zur juriſtiſchen Praxi, wie in Teutſchl. ſowohl gerichtliche als außergerichtliche Rechtshändel oder andere Kanzlei- Reichs- u. Staatsſachen ſchriftlich oder mündlich verhandelt und in Archiven beigeleget werden, 1r Th. Götting. 1753. 2r Theil, 1759, unter dem Titel: Zugabe zur juriſtiſchen Praxi. Vom erſten Theile erſchien 1789 die fünfte, vom zweiten die vierte Auflage.

C. A. Beck, Verſuch einer Staatspraxis, oder Kanzleiübung aus der Politik, dem Staats- und Völkerrechte. Wien 1754. N. Aufl. 1779.

J. J. Moſer, Einleitung zu den Kanzleigeſchäften. Frankf. 1755.

J. H. G. v. Juſti, Anweiſung zu einer guten teutſchen Schreibart und allen in den Geſchäften und Rechtsſachen vorfallenden ſchriftlichen Ausarbeitungen. Leipz. 1755. neue Aufl. 1778.

J. Claproth, Grundſätze von Verfertigung der Relationen, aus Gerichtsacten mit nöthigen Muſtern. Götting. 1756. 4te Aufl. 1789.

K. H. Seibt, vom Unterſchiede des zierlichen, des Hof- und Kurialſtyls. Prag 1769.

L. F. Friedersdorf, Anweiſung für angehende Juſtizbeamte und Unterrichter. Lemgo 1772. 3 Theile.

Joſ. v. Sonnenfels, über den Geſchäftsſtyl; nebſt Anhang. Wien 1785 u. 1787. 2te Aufl. Wien 1799. 3te Auflage. Wien 1802, iſt größtentheils nur auf Oeſtreich berechnet, nicht frei von Provinzialismen, und nicht vollſtändig und genug ſyſtematiſch.

Joſ. v. Sonnenfels, neueſter Briefſteller auf alle Fälle, nebſt einem Titularbuche. Wien 1786.

Verſuch über die Grundſätze des Styls in Privat- und öffentlichen Geſchäften, 3 Theile. Wien 1782. Der Verfaſſer nannte ſich erſt in der Folge, wo es denn folgenden Titel führt:

Lugo, ſyſtematiſches Handbuch für Jedermann, der Geſchäftsaufſätze zu entwerfen hat. 2 Theile 1790.

C. F. Elſäßer, Leitfaden zum Gebrauche bei ſeinen Vorleſungen über die Theorie der Kanzleipraxis. Erlang 1783.

J. F. Plitt, über den Geſchäftsſtyl und Anweiſung zu demſelben auf hohen Schulen. Frankf. 1785.

E. F. Klein, Abhandlung über die Frage: Inwiefern muß ein Geſchäftsmann ſich eines ſchönen Styls befleißigen? in den Annalen der preuſ. Geſetzgeb. 2r Band, S. 1. ff.

H. Kuppermann, juriſtiſches Wörterbuch zur Verbeſſerung des Actenſtyls und Einführung einer völlig reinen t. Schreibart in

gerichtlichen und außergerichtlichen Geſchäften, mit practiſchen Beiſpielen erläutert. Leipz. 1792.

Derſelbe Verſuch eines practiſchen Handbuchs für Notarien, Sachverwalter ꝛc. 4 Bände. Leipz. 1789. ff.

J. C. C. Rüdiger, Anweiſung zur guten Schreibart in Geſchäften der Wirthſchaft, Handlung, Rechtspflege, Polizei, Finanz- und übrigen Staatsverwaltung. Halle 1792.

A. C. Eichler, Geſchäftsleiter, oder practiſcher Unterricht für jene, die ſich den öffentlichen Geſchäften widmen wollen, 2te Aufl. Prag 1792.

F. C. C. Link, warum der alte Kanzleiſtyl noch herrſcht? Nürnberg 1793.

Derſelbe, neuer Katechismus des Kanzleiſtyls, oder Anleitung ſich bei Abfaſſung gerichtlicher Aufſätze in der Mutterſprache gut und richtig auszudrücken, herausgegeben von J. A. Fiſcher. Coburg 1798.

Neues Berliniſches Titular- und Addreßbuch, oder vollſtändige Nachricht von den Titeln und Aufſchriften bei Vorſtellungen an ſämmtliche Dicaſterien und Collegien ꝛc. 2te Aufl. Berlin 1799.

F. Rambach, theoretiſch practiſche Anleitung zum Geſchäftsſtyle, oder Anweiſung, alle Arten von ſchriftlichen Aufſätzen, ſowohl im gemeinen Leben, als in Civilgeſchäften zweckmäßig anzufertigen. Ein Handbuch für Vorleſungen. Berl. 1799.

M. Runitſch, der practiſche Geſchäftsmann, welcher alle im bürgerlichen Leben vorkommende ſchriftliche Aufſätze zu verfaſſen lehrt. 2te Aufl. Grätz 1800.

G. P. Gemünden, Anweiſung zur richtigen und zweckmäßigen Abfaſſung der Geſchäftsaufſätze, die im Privat- und niedern Amtskreiſe vorkommen. Straubingen 1802.

§. 194.

2) Der Briefſtyl.

Der Brief hat die Beſtimmung, zwiſchen uns und abweſenden Perſonen, die Stelle der mündlichen Unterhaltung zu erſetzen, und entweder eine Verbindung mit abweſenden Perſonen anzuknüpfen, oder die angeknüpfte Verbindung zu erhalten. Der Brief iſt alſo eine Anrede an eine oder mehrere abweſende Perſonen, und ſoll den Verhältniſſen ganz angemeſſen ſeyn, in welchen wir zu denſelben ſtehen. Der Briefſtyl nun iſt diejenige Gattung des proſaiſchen Styls, in welcher die allgemeinen Geſetze des ſchriftlichen Ausdruckes (Korrectheit und Schönheit) angewendet

werden auf Anreden an abweſende Perſonen, mit Beziehung auf alle die Verhältniſſe, in welchen wir gegen dieſelben ſtehen. Die Untergattungen deſſelben müſſen demnach den ganzen Kreis dieſer Verhältniſſe erſchöpfen.

§. 195.

α) Klaſſifikation der Untergattungen des Briefſtyls.

αα) Wohlſtandsbrief.

Mit unſerm bürgerlichen Leben im Staate ſtehen die Geſchäfte in Verbindung, deren Vollziehung uns obliegt. In Hinſicht auf Abweſende müſſen dieſe Geſchäfte ſchriftlich betrieben werden; daraus entſteht der Geſchäftsbrief. Doch da der Geſchäftsbrief blos dem Zufälligſten in der Form, nicht aber dem Inhalte nach, zu dem Briefſtyle gerechnet werden könnte; ſo wird er mit Recht von dem Briefſtyle ausgeſchloſſen und unter dem Geſchäftsbriefe verhandelt.

Anders iſt es mit

1) dem Wohlſtandsbriefe. Unter der Wohlanſtändigkeit verſtehen wir dasjenige Betragen, welches aus unſrer Bekanntſchaft mit dem guten geſellſchaftlichen Tone, mit den in unſerm Staate recipirten Formen der Convenienz, und mit allen den Nüançen, wodurch die Sitten in den gebildetern Volksklaſſen bezeichnet werden, hervorgehet. Das Feſthalten dieſer Formen geſchieht im Wohlſtandsbriefe; aber er enthält nicht den Ausdruck unſers bürgerlichen Verhältniſſes gegen die Perſonen, an welche wir ſchreiben, (ſonſt wäre es: Geſchäftsbrief), ſondern er bezeichnet unſer perſönliches Verhälcniß gegen diejenigen, die entweder in Familienverhältniſſen mit uns leben, oder die mit uns im bürgerlichen Leben auf eine nähere Weiſe verbunden ſind. Der Stoff zum Wohlſtandsbriefe betrifft nicht Privatverhältniſſe zwiſchen uns und der abweſenden Perſon, ſondern öffentliche Vorgänge und Veränderungen, durch Begebenheiten veranlaßt, die auf den Gang des Schickſals jener Perſonen, oder auf unſer eignes Schick-

ſal Einfluß haben. Es gehören daher ins Gebiet der Wohlſtandsbriefe: Glückwünſchungsbriefe an Vorgeſetzte, geachtete Verwandte, oder an vornehme mit uns in Verbindung ſtehende Perſonen, wenn ſie in eine höhere Stelle einrücken; oder eine neue Auszeichnung in ihrem Stande erhalten; oder wenn in ihrer Familienverbindung ſich irgend eine frohe Begebenheit ereignet hat, (z. B. eine Vermählung, eine Geburt, eine Geneſung von Krankheiten ꝛc.); Condolenzbriefe, an dieſelben Perſonen, wenn traurige Schickſale (z. B. Todesfälle u. d. gl.) ihnen begegnet ſind; Dankſagungsbriefe für erzeigte Gefälligkeiten, für Theilnahme an unſerm Schickſale, für Verwendungen in unſern Angelegenheiten, für Anſtellung und Beförderung, für Gehaltserhöhung u. d. gl. Anwünſchungsbriefe, veranlaßt durch allgemeine Veränderungen der Zeit (z. B. Geburtstags-Neujahrsbriefe u. ſ. w.).

Es gehört die Bemerkung hieher, daß der Wohlſtandsbrief von der Perſon, an welche er gerichtet wird, nicht verlangt, wohl aber von unſrer Höflichkeit und Verbindlichkeit gegen ſie, und von unſrer Bekanntſchaft mit der eingeführten Convenienz erwartet werden kann. Der Ton in dem Wohlſtandsbrief iſt nicht der officielle Ton des Geſchäftsbriefes; aber er darf ſich, in ſeiner Einkleidung, auch nicht ganz von der Rückſicht auf die Verhältniſſe entfernen, welche im bürgerlichen Leben zwiſchen uns und der Perſon ſtatt finden, an welche er gerichtet iſt. Die Einkleidung alſo, die ſich nicht von dem Ausdrucke der Achtung und der conventionellen Höflichkeit entfernen darf, muß zugleich ſich dem Ausdrucke in dem Empfindungsbriefe nähern, und das als Gefühl erſcheinen laſſen, was die bürgerlichen Verhältniſſe verlangen. Die Achtung, welche wir der Perſon, nach unſern bürgerlichen Beziehungen, ſchuldig ſind, ſoll im Wohlſtandsbriefe die Farbe der ungeheuchelten perſönlichen Anhänglichkeit tragen; die Dankbarkeit, zu der wir bürgerlich verpflichtet ſind, ſoll hier als wahre Stimmung unſers Herzens erſcheinen; die Theilnahme an dem fremden Schickſale ſoll in Ausdrücken vorliegen, wodurch wir die wirkliche in uns vorhandene Mitfreude, oder unſer wahres Beileid bezeichnen. Der Wohl-

ſtandsbrief tritt alſo an die Stelle des Empfindungsbriefes gegen Perſonen, wo die bürgerlichen oder anderweitigen Verhältniſſe den reinen Empfindungsbrief, der allezeit einen vertraulichen Ton athmet, nicht verſtatten; wo zwar ſein Stoff unſre Empfindung belebt haben ſoll, wo aber doch jene Verhältniſſe die Rückſichten auf eine geſchmackvolle Beibehaltung der allgemeinen Formen der Convenienz nöthig machen. Der Wohlſtandsbrief iſt alſo eigentlich ein Zwittergeſchöpf zwiſchen dem Geſchäfts- und Empfindungsbriefe, und wird nur dann gelingen, wenn wir **entweder** gegen die Perſon, welcher unſre Hochachtung gehört, auch perſönliche Zuneigung und Empfindung beſitzen, **oder** wenn wir, **durch Gewandtheit und Fertigkeit im Ausdrucke,** dieſen Ton der vereinigten Hochachtung und Empfindung treffen, ohne doch das dabei zu fühlen, was wir niederſchreiben.

Schon dieſe Angaben können es erklärbar machen, warum die Wohlſtandsbriefe, ſelbſt guten Styliſten ſehr ſelten gelingen. Die Armuth, Dürftigkeit und Einförmigkeit des Stoffes iſt das erſte, was ſie drückt; dazu kommt, daß dieſer Stoff, welcher Vorgänge des täglichen Lebens oder Veränderungen betrifft, die die Zeit veranlaßt, ſchon ſo oft und vielſeitig behandelt worden iſt *), daß ſich ihm alſo wenige neue Seiten abgewinnen laſſen; dann hindert die Miſchung des Conventionellen mit der Sprache der Empfindung und Theilnahme ſo oft das glückliche Finden und Halten des ſchicklichen Tones, und endlich befindet ſich der Schreibende oft gar nicht in der Stimmung, welche der Wohlſtandsbrief verlangt. Gute Theoretiker **) haben dies von jeher

*) Aus demſelben Grunde mit dem Wohlſtandsbriefen mißlingen auch die meiſten Gelegenheitsgedichte.

**) Gellert, in ſeiner praktiſchen Abhandlung von dem guten Geſchmacke in Briefen (ſ. deſſen ſämtliche Schriften, Th. 4, S. 66. ff.) ſagt ſehr wahr: „Wie viele Condolenzbriefe, wie viele Freudensbezeugungen müſſen wir nicht mit kaltem Blute aufſetzen? Unſer Herz nöthigt uns nicht dazu, ſondern die Mode, der Wohlſtand, der bloße Name eines Freundes, eines Klienten. Man ſtellt ſich, als ob man

gefühlt und geſagt. — Ob nun gleich in neuern Zeiten die
Fälle vermindert worden ſind, wo man Wohlſtandsbriefe

etwas wäre, das man nicht iſt. Gut; wer eigennützig ge-
nug iſt, ſich zu verſtellen, oder wer dazu gezwungen iſt;
der behält doch allemal in ſeinen Briefen die Pflicht, den
Charakter zu beobachten, den er verſtellen will. Er wird
ſich doch erinnern können, wie er ſelbſt, oder Andere, bei
dergleichen Gelegenheit, im Affecte zu reden pflegen. Dieſe
Sprache muß er nachahmen, wenn man nicht ſein kaltes
und verſtelltes Herz entdecken ſoll; allein er muß ſie nicht
übertreiben. Er muß allen Vergrößerungen und Künſte-
leien entſagen, damit ſein Affect nicht ſtudirt, oder komiſch
werde. — Ueberhaupt läßt ſich von keinen Briefen we-
niger hoffen, als von denen, die der Geiſt des Ceremo-
niells und der Mode eingeführt, und an gewiſſe betrübte
oder freudige Fälle, oder an gewiſſe Tage, an Namens-
Geburts- und Neujahrs-Tage gebunden hat. Sie ſind die
beſchwerlichſten, und aus einer gerechten Strafe gemeini-
niglich die ſchlechteſten. Es ſind Geburten, denen man ihre
Herkunft, denen man die Verſtellung, die Schmeichelei,
den Eigennutz, die Sklaverei gemeiniglich anſieht. Es
ſind ausgedehnte, froſtige, übertriebene Komplimente. Die
Materie verändert ſich in dieſen Briefen nicht. Das Er-
freuen, das Glückwünſchen, das Bezeugen des Mitleids
bleibt allemal das Hauptwerk, und die Gelegenheit iſt nur
die Urſache dazu. Wer kann von einem ſo unfruchtbaren
Inhalte etwas Anſtändiges ſagen? Und wenn es einmal
angeht, wer kann es zehn, zwölfmal verändert thun? wer
kann bei kleinen und täglichen Fallen, worüber die Perſon
oft ſelbſt nicht betrübt iſt, an welche man ſchreibt; wer
kann ſich da immer auf eine natürliche Art betrüben?
Wer kann immer auf eine andere Art, in einem ganzen
Briefe, Glück wünſchen, ohne gezwungen zu werden? Ein
bloßes Kompliment läßt ſich ſeiner Natur nach nicht aus-
dehnen, wenn man ihm nicht Gewalt anthun will. Seine
Zuflucht zu langweiligen Anfangs- und Schlußformeln
nehmen, iſt pedantiſch. Sein Komplimente in das Sinn-
reiche einkleiden, iſt eben ſo viel, als wenn ich ein münd-
liches Kompliment nicht herſagen, ſondern meinen Gön-
nern nach den Noten abſingen wollte. Wenn nicht das
beſondere Verhältniß, das zwiſchen mir und dem Gönner
iſt, freiwillig etwas zum Anfange, oder zur Ausfüllung
ſolcher Komplimente hergibt; kurz, wenn die Beſchaffen-
heit der Perſonen und gewiſſer zufälligen Umſtände uns
nicht bei ſolchen Gelegenheiten beredt macht, und uns

erwartet (denn z. B. die eigentlichen Condolenzbriefe werden ſehr oft bei der Annonce eines Todesfalls ſogleich verbeten, und die ſogenannten Neujahrs- und Geburtstagsbriefe ſind durch gedruckte Neujahrswünſche und durch einige Verſe, welche höchſtens noch die Kinder bei Geburtstagen in Familien herſagen, — oft herſtammeln — müſſen, zum Theil erſetzt worden); ſo wird doch kein gebildeter Mann ganz der Verlegenheit entgehen, bisweilen einen Wohlſtandsbrief arbeiten zu müſſen. Es iſt daher gut, wenn man ſogleich im pädagogiſchen Unterrichte auf practiſche Arbeiten dieſer Art vorbereitet worden iſt, und wenn man dann bisweilen gelungene Producte aus dieſer Untergattung des Briefſtyls bei teutſchen Klaſſikern geleſen hat. Denn je mehr ſich der conventionelle Ton in der mündlichen Unterhaltung verfeinert hat; je mehr dieſer nüançirt, und durch Nüançen zu intereſſiren ſucht; deſto mehr muß auch der Wohlſtandsbrief ſich an dieſen Ton anſchließen. Demjenigen wird er daher auch am ſicherſten gelingen, der am meiſten durch den geſellſchaftlichen Umgang mit den gebildeten Ständen gewonnen, und ſich jenen feinern Ton der beſſern Convenienz ei-

zu einer guten Einkleidung hilft; ſo werden ſolche Briefe immer leer und unnatürlich bleiben. Und wenn auch dergleichen Briefe keine höflichen Zwangsmittel ſind, dadurch man den Gönner zu etwas nöthigen will; wenn ſie auch, unſere Ehrfurcht zu bezeugen, geſchrieben werden; ſo ſind es doch ſo ungewiſſe und durch die Mode ſo verdächtig gewordene Zeichen, daß uns oft Angſt dabei werden muß, wenn wir uns ihrer bedienen.„ — Beinahe das Nämliche ſagt Adelung, über den Styl, Th. 2, S. 338; „Briefe, welche der bloße Wohlſtand nothwendig macht, ſind, wenn ſie nicht den vertraulichen Ton geſtatten, in Anſehung der guten Schreibart, immer die undankbarſten und daher gemeiniglich auch die ſchlechteſten. Sollen ſie erträglich ausfallen, und nicht in ſteife und froſtige Komplimente ausarten; ſo erfordern ſie die meiſte Geſchicklichkeit. Am beſchwerlichſten ſind ſie, wenn die Ehrerbietung, welche man Höhern ſchuldig iſt, den Ausdruck ängſtlich und gezwungen macht.„ — In Moritz Briefſteller finden ſich einige ſehr gut gerathene Beiſpiele von Wohlſtandsbriefen.

genthümlich zu machen gewußt hat. Hauptſächlich muß er ſich ſeine Verhältniſſe gegen den, an welchen er ſchreibt, lebhaft vergegenwärtigen; er muß die Stimmung genau im Voraus berechnen, in welche er durch den Vorgang, der die Veranlaſſung zum Wohlſtandsbriefe enthält, geſetzt worden iſt, (z. B. der Stolze, der höher gerückt iſt, verlangt mehr Huldigung, als der Beſcheidne; der Mann, der einen hoffnungsvollen Sohn verloren hat, erwartet mehr Theilnahme, als wenn ihn der Tod von einem nur entfernten Verwandten u. d. gl. befreit hat; die Gattin, die den geliebten Mann, den einzigen Freund verlor, bedarf mehr Beruhigung, als wenn ſie mit dem Gatten blos durch den Zwang der Verhältniſſe verbunden war; u. ſ. w.); er muß endlich den Ton richtig treffen, welcher der Stimmung angemeſſen iſt, in welcher ſich muthmaßlich der Empfänger, zu der Zeit des Empfangees, befindet. — Zartheit und Feinheit des Gefühls müſſen immer den Wohlſtandsbrief bezeichnen; dabei muß er kurz und ungezwungen ſeyn. Uebertreibung und Weitſchweiſigkeit; unnöthiger, geſuchter Schmuck in der Einkleidung ſind im Wohlſtandsbriefe eben ſo widerlich, als Froſt und Kälte, oder als weitgeholte und geſuchte Verſicherungen von fortdauernder Unterwerfung, Ergebenheit und Anhänglichkeit.

§. 196.

ββ) Empfindungsbrief.

Die edelſten Empfindungen des Herzens können wir nur gegen diejenigen Perſonen fühlen, die wir näher kennen gelernt haben, und die durch ihre trefflichen Eigenſchaften des Kopfes und Herzens, durch alles das Vorzügliche, das ihnen eigenthümlich iſt und das zu unſrer Kenntniß gelangte, ſo wie durch ihre Verhältniſſe gegen uns und durch ihre Verdienſte um unſre Bildung und Wohlfahrt, uns theuer und werth geworden ſind. Es ſind alſo Aeltern, Gatten, Geſchwiſter, Kinder, Verwandte, Freunde, Geliebte, Erzieher und Wohlthäter, welche Anſpruch auf unſre Empfindung haben, und Achtung, Wohlwollen, Dankbarkeit, innige Anhänglichkeit, Treue, Ergebenheit und alles, was

den beſſern Menſchen an gleichgeſinnte Weſen knüpft, von uns zu erwarten berechtigt ſind. Der Unterſchied des Alters und der bürgerlichen Verhältniſſe wird bei Perſonen, die uns durch die Natur oder durch gleiche Geſinnungen, Gefühle und Beſtrebungen verwandt ſind, wenig bemerkbar, und hindert uns nicht, uns, bei der innern Wahrnehmung und bei dem Ausdrucke unſrer Gefühle, mit ihnen in ein gewiſſes **Verhältniß der Gleichheit**, in das Verhältniß des gegenſeitigen Gebens und Empfangens, zu ſtellen. — Reicher, unverſtellter und unumwundner läßt ſich dieſes Verhältniß ſchriftlich bezeichnen, als es mündlich geſchehen kann; das Herz ergießt ſich freier, natürlicher und ſtärker in Briefen an ſolche Perſonen, als es mündlich möglich iſt. Sind wir noch überdies auf längere oder kürzere Zeit von ſolchen Perſonen getrennt, an welche ein gutes Geſchick die ſchönſten Augenblicke unſers Daſeyns geknüpft hat; ſo wird der Empfindungsbrief, der, wie jeder Brief, an die Stelle der mündlichen Unterhaltung tritt, jene Verhältniſſe und vertraulichen Verbindungen mit abweſenden theuren und geliebten Perſonen fortſetzen und unterhalten. Der Empfindungsbrief hat alſo die wichtige Beſtimmung, ein treuer Abdruck alles deſſen zu ſeyn, was unſer Herz für die, die ihm theuer ſind, empfindet, leidet, begehret und realiſiren will. Er hat, bei der Mannigfaltigkeit und Unermeßlichkeit des menſchlichen Gefühlsvermögens, den größten Umfang. In ſeinen Kreis gehört das ganze häusliche Leben, mit ſeinen ſo verſchiedenen Freuden und Leiden; alle wohlwollende Mittheilungen über fortdauernde oder veränderte Verhältniſſe unſrer Liebe; alle Kümmerniſſe der älterlichen Sorgfalt; alle Beſorgniſſe und Hoffnungen des gewiſſenhaften Erziehers; alle Eröffnungen der Geſchwiſterliebe; alle herzliche Berichtigungen eingetretener Mißverſtändniſſe zwiſchen uns und den Perſonen, die ein geheiligtes Anrecht auf unſre unbedingte Offenheit haben; alle Ergießungen der kindlichen Zärtlichkeit; alle wohlgemeinte Erinnerungen und Warnungen, alle durchdachte Rathſchläge in Abſicht auf die Wohlfahrt dieſer Perſonen; alle Tröſtungen und Beruhigungen bei verſchuldeten oder unverſchuldeten Leiden; alle

Erhebungen des Herzens und des Muthes in widrigen Schickſalen; alle Theilnehmungen an den unerwarteten frohen Veränderungen ihres Schickſals; alle erquickende Ausſichten und Erwartungen für die Zukunft; alle unaufhaltbare Eröffnungen über bevorſtehende wichtige Vorgänge; alle Winke in Hinſicht auf die Bemerkungen, welche wir an Andern gemacht haben; alle ſchonende Zurechtweiſungen bei ihren Fehlern, alle dankbare und gerechte Anerkennungen in jeder Art menſchlicher Vollkommenheit; alle fortgeſetzte Verbindungen mit ehemaligen Lehrern, Erziehern und Führern; überhaupt alle die unzähligen Abſtufungen und Schattirungen der menſchlichen Gefühle in Hinſicht auf Perſonen, welche Natur, Schickſal oder eigne Wahl und Ueberzeugung von der Güte ihrer Geſinnungen und Handlungen mit uns in irgend einer Periode unſers Lebens aufs innigſte verband.

§. 197.

Fortſetzung.

Für Briefe dieſer Art ſollte es gar keine Anweiſung geben. Hier ſpricht das Herz ſelbſt in uns, und folgen wir ſeiner Stimme; iſt ſeine Richtung rein und unverdorben; ſo wird unſer Brief alles das enthalten, was bei dem Andenken an jene theuern Perſonen in uns angeregt iſt, und was wir in dem gegenwärtigen Augenblicke ihnen mitzutheilen haben. Ohne Kunſt und ohne Geräuſch wird ſich der innere Drang unſers Herzens in Worten entladen, welche, da ſie ein wahres Gefühl bezeichnen, in den Abweſenden gleiche Gefühle erwecken und unterhalten werden. — Um ſolche Briefe mit einer gewiſſen Vollkommenheit der Form zu ſchreiben, bedarf es blos eines hellen Verſtandes und eines wahren, warmen Gefühls. Die beſſere Natur in uns wird ſich dann nicht in die Regeln der Kunſt zwingen laſſen, und dennoch ein Werk darſtellen, das jeden befriedigt, der es vermag, ſich in die beſeligenden Verhältniſſe zu verſetzen, mit deren Bewußtſeyn wir den Empfindungsbrief niederſchreiben. — Daß hieher die ſogenannte vertrauliche Schriebart beinahe ausſchließend gehört, bedarf kaum der Erinnerung. Denn wenn könnten wir das Bedürfniß, vertraulich

zu ſchreiben und dem Drange unſrer Gefühle ungeſtört und unaufhaltbar zu folgen, ſtärker und unaufhaltbarer fühlen, als wenn wir uns ſchriftlich gegen die erklären ſollen, denen wir mündlich alles anzuvertrauen, von deren Rathe wir Belehrung, von deren Erfahrung wir fruchtbare Winke und Erinnerungen, von deren Liebe und Theilnahme wir Troſt, neue Kraft, Beruhigung und Mitfreude, bei allem Wechſel unſrer Verhältniſſe, zu erwarten gewohnt ſind?

Nach allen dieſen Prämiſſen leuchtet ein, daß der Brief der Empfindung **kein empfindelnder** Brief ſeyn kann, der entweder eine Empfindung erkünſtelt, oder der ſich in einer ſüßelnden Sprache gefällt; er wird vielmehr in einer reinen, einfachen und natürlichen Sprache unſer **wirkliches** Verhältniß, unſre **wahren** Gefühle gegen die abweſende Perſon ausdrücken. Nur dem wird der Brief der Empfindung nicht gelingen, der durch die Macht der Convenienz und durch die kalten und klug berechneten Künſte des geſchraubten Umgangs bewogen wird, ſeine angenommene und erkünſtelte Empfindung gegen dieſe geltend zu machen, die Anſprüche haben auf wahres und natürliches Gefühl. Wer aber noch nicht durch die Gewalt der Verhältniſſe und durch den Drang der Umſtände die natürliche Geradheit, Einfachheit und Theilnahme eines warmen und wohlwollenden Herzens verloren hat; dem wird es wohlthun, ſich in vertraulichen Briefen gegen die, welche ihm theuer und lieb ſind, zu eröffnen; den wird das Band, welches zwiſchen ihm und den Abweſenden fortdauert, feſthalten; er wird ihnen ſeine Regungen, Neigungen, Hoffnungen und Wünſche mittheilen, und ſie, nach ihren gegenſeitigen Verhältniſſen, an dem ganzen Gange ſeines Schickſals, er nehme eine Wendung, welche er wolle, Theil nehmen laſſen, um durch dieſe vertraulichen Eröffnungen die perſönliche Trennung von ihnen ſo viel als möglich erträglich und vergeſſen zu machen. — Selbſt da, wo man ſich von geliebten Perſonen verkannt ſieht, muß ſich nicht ſo leicht Mißtrauen, noch weniger Bitterkeit einmiſchen; denn theils dürfen wir nach dem ſtärkern Grade unſers Gefühls nicht die Gefühle Anderer gegen uns ängſtlich berechnen; theils können momen-

tane Verhältniſſe ſie in die Stimmung gebracht haben, in welcher ſie einen Brief an uns ſchrieben.

Die meiſten wirklich gut geſchriebenen Empfindungsbriefe gehen ihres ſpeciellen Inhaltes und der Familienverbindungen wegen, gewiß fürs Publicum verloren. In dem Briefwechſel der Gelehrten iſt dem Ausdruck der Empfindung immer zu viel Scientifiſches beygemiſcht; man muß ſich alſo immer an gut geſchriebene Briefe in guten Romanen halten; nur nehme man ſich auch die beſten derſelben, beſonders der Liebesbriefe, nie zu Muſtern der Nachahmung. Der Liebesbrief hat überhaupt Klippen, an welchen er leicht ſcheitert; ſelbſt wenn ſein Ton nicht erkünſtelt, ſondern der Ausdruck der wirklich vorhandenen innern Stimmung iſt. Wie lange wird dieſe Stimmung dauern? Wird man nicht in derſelben mehr verſprechen, als man in der Ehe hält? Wird man durch denſelben nicht oft in den Augen der geliebten Perſon ſinken? O es gehört Reinheit der Seele, Wahrheit der Empfindung, genaue Selbſtkenntniß, Ehrlichkeit gegen den geliebten Gegenſtand und hohe, innige unerkünſtelte Wärme des Herzens, ſo wie ein geläuterter Geſchmack dazu, um einen guten Liebesbrief zu ſchreiben.

§. 197.

γγ) Brief des Witzes und der Laune.

Der Brief des Witzes und der Laune hat das mit dem Briefe der Empfindung gemein, daß er nur an eine Perſon gerichtet ſeyn kann, die wir genau kennen, und gegen die wir unſerer guten Laune freien Lauf laſſen können, weil wir mit ihr in gleichen Verhältniſſen und auf einem vertraulichen Tone ſtehen. Eine Aehnlichkeit des Temperaments, der intellectuellen Bildung, der Bedürfniſſe und Beſtrebungen, gewöhnlich auch des Alters, der Sitten und der bürgerlichen Verhältniſſe, muß zwiſchen uns und denen ſtatt finden, gegen die wir im Briefe Witz und frohe Laune geltend machen dürfen. Briefe dieſer Art ſetzen beinahe nothwendig perſönliche und mehrjährige Bekanntſchaft, wenigſtens einen wiederhohlten Briefwechſel voraus, ehe man ſich die Ausbrüche der frohen Laune mit allen ihren perſönlichen Beziehungen und Anſpielungen erlauben darf; denn ſie verlangen eine vielſeitige Kenntniß deſſen, an den man ſchreibt, eine umſchließende Ueberſicht ſeiner häuslichen und bürgerlichen Verhältniſſe,

um in der Mannigfaltigkeit derſelben und in ihrer gegenſeitigen Vergleichung Stoff zu neuen Anſichten und Beziehungen zu finden, die ſie ſelbſt überraſchen und nach welchen ſie ſich bisher noch nicht gekannt haben. Dieſe genaue Bekanntſchaft mit allen Verhältniſſen deſſen, an den man ſchreibt, macht aber einen langen Umgang mit demſelben nothwendig, und der Ton ſelbſt, in welchem der Brief gehalten iſt, muß ſo gewählt und getroffen ſeyn, daß ſich der Abweſende dadurch nicht nur nicht beleidigt, ſondern, durch die Anſpielungen, aufgeheitert und belebt fühlt. Dieſer Ton ſetzt ſich nämlich über allen Zwang der Convenienz mit einer gewiſſen frohen Keckheit hinaus, und bietet den Feſſeln der bürgerlichen Verhältniſſe durch ſeine Rückſichten Trotz. Er ergreift von den in die Mitte ſeiner Darſtellung gezogenen Gegenſtänden immer die heitere, bisweilen die lächerliche Seite; — nicht ſelten berührt er auch die Schwäche des Andern, oder legt ihm Schwächen bei, um ihn deſto zugänglicher für die Beziehungen des Witzes zu finden.

Je natürlicher, leichter und fließender der Witz des Schreibenden iſt; deſto weniger wird der Ton in ſolchen Briefen verfehlt ſeyn. Da aber ſo wenigen ein wahrer und geſunder Witz gegeben iſt; da ſo viele leicht aus der Haltung eines witzigen Einfalls herausfallen, und denſelben mit einer Menge von platten und geſchraubten Wendungen vermiſchen; da ſie ferner den Witz oft über ſeine Grenzen ausdehnen, und ihn ſo durchwäſſern, daß er ſeinen Treffpunct verfehlt; ſo läßt es ſich erklären, warum wir ſo wenige Briefe des echten Witzes aufzuzeigen haben. Der unechte Witz ſucht nämlich die Bilder und Beziehungen mühſam, deren er ſich bedient; der echte Witz kokettirt nur mit denſelben, und gebietet über den Reichthum der ihm zuſtrömenden Aehnlichkeiten. Der unechte Witz ſucht ſeine Beziehungen in der Entfernung; dem echten Witze liegt alles nah. Der unechte Witz wird einſeitig und ſchielend; der echte Witz iſt mannigfaltig und treffend. Der unechte Witz verwechſelt Perſonen und Sachen, weil es ihm nur um einen intereſſanten Gedanken zu thun iſt, nach welchem er haſchet; der echte Witz unterſcheidet genau zwiſchen Perſonen und Sachen,

ſtrömt nicht immer, zu allen Zeiten und ohne Aufhören über, faßt aber auch den Gegenſtand, den er meint, von allen Seiten. Der unechte Witz ſetzt ſich ſelbſt gewöhnlich in Sicherheit und ſtutzt, ſobald er auf einen überlegenern Kopf ſtößt; der echte Witz verträgt die Zurückgabe des ausgetheilten Witzes, wird durch die geweckte Gewandtheit eines guten Kopfes nicht decontenancirt, und weiß mit derſelben Leichtigkeit, mit welcher er die Schwächen Andrer berührt, ſich ſelbſt blos und mit jenem in gleiche Linie zu ſtellen, ohne zu befürchten, dadurch bei dem Andern zu verlieren. Der unechte Witz perſiflirt ernſthafte und ſcherzhafte Gegenſtände auf gleiche Weiſe, um nur etwas geſagt zu haben; der echte Witz hingegen läßt das Ernſte und Ehrwürdige außer ſeiner Beziehung, nur das wirklich oder ſcheinbar lächerliche liegt innerhalb ſeiner Sphäre. Dabei ſchimmert bei dem echten Witze immer eine gewiſſe Wärme des Herzens und ein lebhafter Antheil an den großen Anlegenheiten der Menſchheit und der Individuen hindurch; denn er verweilt nur deshalb bei Fehlern, Thorheiten und Mängeln, damit die individuelle und allgemeine Vollkommenheit dadurch nicht länger beeinträchtigt werde. Nie wird der echte Witz als fad, überſpannt, einſeitig, wiederhohlt und abgenutzt, als zweideutig und unverſtändlich erſcheinen. Ein jugendlicher, lebendiger Hauch bezeichnet alle ſeine Aeußerungen. — Inwiefern nun der echte Witz in dem Briefe herrſcht und herrſchen ſoll; inſofern kann er nicht die Abſicht haben, zu beleidigen, oder unangenehme, ſchmerzhafte Gefühle in dem Andern zu erregen. Mit dem Geſichtspuncte der Gleichheit, der zwiſchen zweien Perſonen vorwaltet, die auf dieſen Ton gegenſeitig eingegangen ſind, verträgt ſich keinesweges die behauptete Ueberlegenheit des einen über den andern. Mit dem Zwecke der frohen und heitern Mittheilung iſt die Anregung unangenehmer Erinnerungen und Gefühle nicht zu vereinigen; deshalb vergißt der echte Witz nie perſönliche Schonung und nie die Grenzen des Schicklichen. Am meiſten hütet er ſich, plump zu ſcheinen, oder der Nachbeter fremden Witzes zu ſeyn, der immer, wenn er in einer andern, als der urſprünglichen Beziehung gebraucht und angebracht wird, verfehlt,

undeutlich und ohne Kraft iſt. Gutmüthigkeit, Herzlichkeit und Wohlwollen; Achtung gegen den, an den man ſchreibt; Vertraulichkeit, als das weſentliche Erforderniß der Gleichheit der Beziehungen, müſſen unverkennbar neben den Aeußerungen des Witzes im Briefe vorliegen, wenn er Intereſſe erregen ſoll. — Da die Teutſchen ohnedies nicht glücklich für den echten Witz organiſirt ſind, weil ſie ſich ſchwerer, als ihre Nachbarn bewegen, und ſtatt der Leichtigkeit des Ausdrucks, zu viel dociren und zu geſucht und gelehrt ſchreiben; da ſie ferner ſo oft jenes zarten Gefühls des Schicklichen ermangeln, um mit Sicherheit zu finden, wohin der Witz gehört, und wo er aufhören muß; da ſie ſo gern ſo lange witzig ſind, als ſich nur ein Gedanke auffinden läßt, und da ſie ſo oft witzig ſeyn wollen, ohne die dazu nöthigen Naturgaben, einen lebhaften Verſtand, eine mit Leichtigkeit combinirende Phantaſie, ein reiches Gedächtniß und eine zweckmäßig entwickelte und ausgebildete Anlage zum Witze, zu beſitzen; ſo müſſen die ſogenannten Briefe des Witzes und der Laune bei unſrer Nation ſchärfer geprüft werden, als andere Briefe, damit nicht ein einſeitiger und ſchiefer Geſchmack allmählig den ſichern und richtigen Tact vermindere, der unſre äſthetiſche Literatur bisher aufrecht erhalten hat.

(Die Satyre, als Rüge der Unvollkommenheiten der moraliſchen Welt, gehört nie in den Brief des Witzes und der Laune, weil ſolche ſittlich unvollkommene Menſchen, bei denen die Geißel der Satyre angebracht werden muß, nie unſre Freunde ſeyn, noch weniger des vertraulichen Tones gewürdigt werden dürfen, der von den Aeußerungen des echten Witzes im Briefſtyle nicht getrennt werden kann. Der Satyriker äußert durch die Satyre allezeit Ueberlegenheit über den andern, und berechnet ſeine Aeußerungen nicht nach Schonung und Humanität, ſondern, wenn er es redlich meint, will er die Beſſerung des Gegeißelten, oder wenigſtens die Vermeidung des gerügten Fehlers veranlaſſen, der die allgemeine Vollkommenheit beeinträchtigt. — Deshalb kann nie von Satyre in Briefen an Perſonen die Rede ſeyn, mit denen man herzlich und vertraulich zu leben gewohnt iſt.)

(In Gellerts und Rabners Briefwechſel, auch in Leſſings Briefwechſel mit mehrern Gelehrten, die ſeine Zeitgenoſſe

waren, finden ſich Briefe, die hieher gehören. Die beſten und intereſſanteſten gehen aber gewiß fürs größere Publikum, wie die vorzüglichſten Empfindungsbriefe, verloren, weil man ſie aus Privatrückſichten nicht bekannt werden läßt.)

§. 198.

dd) Belehrende (didactiſche) Briefe.

Der didactiſche Brief hat die Beſtimmung, entweder eine wirklich abweſende, oder eine fingirte Perſon über gewiſſe wiſſenſchaftliche Gegenſtände und Theile der menſchlichen Erkenntniß zu unterrichten und zu belehren. Er gehört daher, dem Stoffe nach, eigentlich zu der vierten Gattung des proſaiſchen Styls, zum Lehrſtyle; aber da er den wiſſenſchaftlichen Stoff für individuelle Zwecke bearbeitet, und denſelben unter der Einkleidung des Briefes, deutlicher, lebhafter, geſchmackvoller und ohne Terminologie und Polemik, wie es in Kompendien und Syſtemen geſchieht, darſtellen will; ſo gehört er allerdings, wenn er dieſe letztern Bedingungen hinreichend erfüllt, dem Briefſtyle an. Entlehnt er aber blos das Außerweſentliche des Briefſtyls, die Anrede, die zufälligen Uebergänge und den Schluß, von demſelben, und fehlen ihm übrigens alle Eigenſchaften des Briefes; ſo muß man ihn eben ſo an den Lehrſtyl abgeben, wie der Geſchäftsbrief zunächſt dem Geſchäftsſtyle angehört.

Soll der didactiſche Brief ſeinem Zwecke entſprechen; ſo muß ſich der wiſſenſchaftliche Stoff der Form gefällig anſchmiegen. Man muß einen wirklichen Brief leſen, deſſen Inhalt aber aus irgend einem wiſſenſchaftlichen Gebiete entlehnt iſt, und dieſer Inhalt muß durch die Briefform ſo modificirt werden, daß er, in Hinſicht auf Belehrung, auf den Leſenden denſelben Eindruck hervorbringt, welchen, in Hinſicht auf vertrauliche Mittheilung und Eröffnung, der Empfindungsbrief hervorzubringen beſtimmt iſt. Je ſchwerer dieſe Aufgabe zu löſen iſt, und je weniger wir noch gute und zweckmäßige didactiſche Briefe beſitzen, welche dieſer Forderung entſprächen; deſto mehr müſſen die Begriffe darüber berichtigt werden.

Es iſt an ſich nicht ungereimt, irgend eine abweſende Perſon, deren intellectuelle Kultur man nach allen ihren Abſtufungen und Graden genau kennt, über wiſſenſchaftliche Gegenſtände in Briefen zu belehren, um die Lücken in ihrer Erkenntniß auszugleichen, die noch vorhandnen Irrthümer zu heben, und dem ganzen Kreiſe ihrer Einſichten mehr Rundung, Licht und innern Zuſammenhang zu geben. Dabei muß aber in dieſer Art von Briefen die Rückſicht auf die Individualität der Perſon, an welche man ſchreibt, genau mit dem wiſſenſchaftlichen Inhalte ſelbſt verſchmelzen, und durch die Form beides unzertrennlich verbunden werden; dann iſt den Forderungen des Briefſtyls überhaupt und der wiſſenſchaftlichen Tendenz zugleich Genüge geſchehen. — Briefe dieſer Art werden daher wiſſenſchaftlich gebildete Väter an ihre Kinder, und Erzieher oder Lehrer an ihre Zöglinge am zweckmäßigſten ſchreiben, weil ſie nie im Briefe die ganz beſtimmte Rückſicht auf den individuellen Grad der Kultur des Abweſenden aus den Augen verlieren, und doch dabei, wegen der perſönlichen Bekanntſchaft mit demſelben, nie in den bloßen Docirton fallen, und ins Blaue hineindemonſtriren werden. Je mehr dieſe Briefe auf die Bedürfniſſe eines einzigen Individuums berechnet ſind; deſto mehr nähern ſie ſich ihrer Beſtimmung. Je allgemeiner ſie ſind; deſto weiter entfernen ſie ſich von derſelben. Denn entweder wird man dann bei dem Abweſenden zu viel Vorkenntniſſe ſchon vorausſetzen; oder man wird zu weit ausholen, und gedehnt und weitſchweifig werden.

Mit größerer Vorſicht muß man noch verfahren, wenn man bei dem didactiſchen Briefe keine beſtimmte Perſon im Auge hat, ſondern ſich eine fingirt, an welche man ſich über wiſſenſchaftliche Gegenſtände mittheilt. Soll dann der Verſuch nicht mißlingen; ſo muß dieſe fingirte Perſon eben ſo beſtimmt gedacht werden, als eine wirklich vorhandene, d. h. man muß einen gewiſſen Standpunct intellectueller Kultur für die fingirte Perſon annehmen, ihr gewiſſe Vorkenntniſſe beilegen, bei ihr gewiſſe wiſſenſchaftliche Bedürfniſſe vorausſetzen, und ſo ſpeciell verfahren, als möglich. Thut man dies nicht; ſo liefert man gelehrte Abhand-

lungen und Aufſätze, denen man die Ueberſchrift: Brief gibt, entfernt ſich aber ganz von dem Weſen und dem Charakter des didactiſchen Briefes. Bei dem Vorſatze alſo, wiſſenſchaftliche Gegenſtände in einer fortlaufenden Reihe von Briefen zu behandeln, kommt es auf die Fertigkeit im Briefſtyle eben ſo an, wie auf das Bemächtigen des darzuſtellenden wiſſenſchaftlichen Stoffes. Wer ſich dieſem Geſchäfte unterzieht, muß Gewandtheit und lange Uebung in beiden Gattungen des Styls, im Briefſtyle und im didactiſchen Style, beſitzen; ſonſt liefert er Schulchrien, oder Kathedervorleſungen ſtatt Briefe. Wer aber jener beiden Gattungen des Styls mächtig iſt, mithin berechnen kann, daß er in Hinſicht auf die Form, unter welcher der wiſſenſchaftliche Gegenſtand erſcheinen ſoll, nie verlegen ſeyn wird; wer ferner zugleich irgend eine Wiſſenſchaft ſo überſieht, und ſich dieſelbe ſo verdeutlicht hat, daß er ſie für die unbeſtimmt gedachten Bedürfniſſe einer fingirten Perſon vorzutragen vermag; der wird dann allerdings ein Kunſtwerk in einer Gattung liefern, die zwar von teutſchen Gelehrten mehrmals, aber mit geringem Erfolge angebaut worden iſt, ſobald man nämlich dem didactiſchen Briefe den Charakter des Briefſtyls überhaupt nicht erlaſſen, und unter der Rubrik deſſelben ſich mit gelehrten Aufſätzen begnügen will. Der gelungene Verſuch in jener Art wird aber auch die dargeſtellte Wiſſenſchaft in den Kreis von Perſonen bringen, welche durch die neue Anſicht derſelben in der Briefform Intereſſe dafür fühlen werden. Durch einen ſolchen gelungenen Verſuch werden die Wiſſenſchaften fruchtbarer und dem wirklichen Leben angemeſſener gemacht, ſie werden der Schulſprache und der ſchwerfälligen Terminologie, ſo wie der Polemik entkleidet, und ein Mittel werden, die übrigen Volksklaſſen, die ſich nicht dem gelehrten Stande widmen, an den Reſultaten der erſten Denker der Nation Theil nehmen zu laſſen. Nothwendig muß der wiſſenſchaftliche Anſtrich und die ſyſtematiſche Folge der Theile auch in dem didactiſchen Briefe bleiben; aber das, was der Speculation, als ſolcher, zugehört, muß von ihm ausgeſchloſſen werden. Speculative Köpfe, die ſich in der

Mitte eines von ihnen durchdachten philoſophiſchen Syſtems bewegen, und Stubengelehrte, welche die wirkliche Welt und die Bedürfniſſe der gebildeten Volksklaſſen nicht gehörig kennen, werden daher, bei aller Gelehrſamkeit, an Verſuchen dieſer Art am erſten ſcheitern. Die Leichtigkeit und Gewandtheit, welche der Briefſtyl erfordert, wird ihnen fehlen; immer werden ſie demonſtriren, und die Grenzen von dem überſchreiten, was eigentlich aus den Wiſſenſchaften in einen weitern Kreis gehört; immer wird in ihrer verſuchten populären und geſchmackvollen Darſtellung eine gewiſſe Trockenheit und Steifheit ſichtbar werden, die von dem frohen und üppigen Leben, welches den Brief in ſeiner höhern Vollkommenheit durchdringt, ſehr entfernt iſt. —

Uebrigens kann jede Wiſſenſchaft ſo dargeſtellt werden, daß ſie ſich für den didactiſchen Brief eignet; aber nur auf das Wie? und auf das Wieviel? kommt alles an. Nicht alle Theile einer ſpeculativen Wiſſenſchaft verſtatten die Briefform, und es gehört ein ſehr ſicherer Tact in der Ueberſicht der Wiſſenſchaft, ſo wie eine ſehr genaue Bekanntſchaft mit den wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſen gebildeteter, aber nicht ſtudirter, oder erſt im Studiren begriffener Perſonen dazu, um nichts wegzulaſſen, was der ſyſtematiſchen Ordnung nachtheilig werden könnte, und nichts aufzunehmen, was der Darſtellung im Briefe, nach dem Charakter des Briefſtyls, unfähig iſt. Nur muß der didactiſche Brief alles gelehrte Zanken von ſich ausſchließen. Der Briefſtyl iſt der Antipode der Polemik.

Hieher gehören: J. G. Herder, Briefe, das Studium der Theologie betreffend. 4 Theile, 2te Aufl. Weimar 1785. — J. G. Herder, Briefe zur Beförderung der Humanität, 10 Bändchen, ſind keine eigentlichen Briefe. — Mehr ſind es ſeine Briefe über die Frage: wie die Alten den Tod gebildet? im 2ten Bande ſeinen zerſtreuten Blätter, S. 273. ff. — Meiſterhaft in der Diction ſind Moſes Mendelsſohns Briefe über die Empfindungen, im 1 Th. ſeiner philoſ. Schriften. — F. H. Jacobi, über die Lehre des Spinoza, in Briefen an Moſes Mendelsſohn. 2te Aufl. Bresl. 1789. — Duſch, moraliſche Briefe zur Bildung des Herzens, 2 Theile, gehören mehr zu den Em-

pfindungsbriefen, als zu den didactiſchen. — K. L. Reinhold, Briefe über die Kantiſche Philoſophie. 2 Theile. 1790-92. — K. H. Heydenreich, Briefe über den Atheismus. Leipz. 1796. — J. C. Hoffbauer, Naturlehre der Seele in Briefen. Halle 1796. — K. L. Pörſchke, Briefe über die Metaphyſik der Natur. Königsb. 1800. — K. G. Schelle, Briefe über Garve's Schriften und Philoſophie. Leipzig 1800. — K. L. Reinhold, Sendſchreiben an J. C. Lavater und J. G. Fichte, über den Glauben an Gott. Hamb. 1799. — J. G. Münch, werden wir uns wieder ſehen nach dem Tode; Briefe an Emma. Bayreuth 1798. — J. G. Müller, Briefe über das Studium der Wiſſenſchaften ꝛc. Zürich 1798. — K. F. Sintenis, Briefe über die wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit, 4 Theile. — K. F. Sintenis, theologiſche Briefe. — A. H. Niemeyer, Zuſchrift an Theologie Studirende. — Fr. Maier, Briefe über das Ideal der Geſchichte, Lübeck 1796. — J. A. Eberhard, Handbuch der Aeſthetik in Briefen. 2 Theile. Halle 1803. — (Hieher gehören auch: die ältern Literaturbriefe, und Merkels Briefe an ein Frauenzimmer ꝛc. Jahrgänge 1801 und 1802.)

§. 199.

Ueber den Briefwechſel der Gelehrten.

So gewiß es iſt, daß der Briefwechſel denkender Männer, beſonders ſolcher, die ihrem Zeitalter eine gewiſſe Richtung gaben, für Andre ſehr intereſſant iſt; ſo darf man doch auch nie vergeſſen, daß Gelehrte ihre Briefe oft ſehr eilig hinwerfen; daß dieſen Briefen, eben weil ſie nur für Einen Freund und nicht fürs größere Publikum berechnet ſind, die Feile abgehen muß, welche vielleicht in ihren mühſam bearbeiteten Schriften ſichtbar wird; daß in dieſen Briefen oft Beziehungen und Rückſichten vorkommen, die entweder nur für den Schreibenden und ſeinen Freund Intereſſe haben, oder die auf literariſche Ereigniſſe gehen, welche nur zu einer gewiſſen Zeit Senſation erregten. Will man alſo den Briefwechſel von Gelehrten, beſonders von verſtorbenen Gelehrten dem Publikum vorlegen; ſo vergeſſe man nie, daß der Verſtorbene durch dieſe Briefe nicht unbedeutender erſcheinen dürfe, als er in ſeinen Schriften erſchien; daß man nicht moraliſche Blößen an ihm dadurch aufdecke, die nun, nach ſeinem Tode, ſeinem Rufe nachtheilig werden

könnten; daß man, wenn die Briefe des Verſtorbenen übrigens lehrreich ſind, das Unbedeutende und blos Temporelle und Lokale darin unterdrücke, und daß man durch die Bekanntmachung dieſer Briefe nicht noch lebende Gelehrte compromittire, welche ſich dem Verſtorbenen öfter anvertrauten, es aber nie erwarteten, daß ihre freundſchaftlichen Aeußerungen zur Publicität gelangen, und ihnen entweder persönliche Feinde, oder bittere Ausfälle, auch vielleicht Erinnerungen von ihren Vorgeſetzten zuziehen würden. Deshalb falle die Herausgabe eines ſolchen Briefwechſels immer in die Hände humaner und vorſichtiger Männer, die nicht aus Gewinnſucht, nicht aus übelverſtandner Vorliebe für alles, was der Verſtorbene ſchrieb, und nicht vielleicht ſogar aus Abneigung gegen gewiſſe Männer, welche mit dem Verſtorbenen im Briefwechſel ſtanden, nun deſſen ganzen Nachlaß ohne Auswahl dem Publikum und ohne Diſcretion gegen den Nachruhm des Verſtorbenen und gegen die bürgerlichen Verhältniſſe der Lebenden übergeben.

Hieher gehören vorzüglich theils wegen ihres literariſchen Werthes, theils wegen des freundſchaftlichen Tons, der in ihnen herrſcht, theils wegen des guten Styls: Gellerts Briefe, in ſeinen ſämmtlichen Schriften. Th. 4. ff. — G. W. Rabeners Briefe, nach ſeinem Tod herausgegeben von Weiße. Leipzig 1772. — Briefe von J. G. Jacobi. Berlin 1768. — Briefe von Gleim und Jacobi. Berlin 1778. — Thom. Abbts freundſchaftliche Correſpondenz. Berlin 1782. — Winkelmanns Briefe an ſeine Freunde. Dresd. 1777. — Deſſen Briefe an ſeine Freunde in der Schweiz Zürich 1778. - C. L. v. Hagedorn, Briefwechſel über die Kunſt, herausgegeben von Baden. Leipz. 1797. — J. H. Lambert gelehrter Briefwechſel; herausgegeben von Bernoulli, 4 Bände. Deſſau 1782. ff. — G. E. Leſſing, Briefwechſel mit Gleim; Berlin 1794. Deſſen Briefwechſel mit ſeinem Bruder; Berl. 1794. Deſſen Briefwechſel mit Ramler, Eſchenburg und Nicolai. Berlin 1794. — Deſſen Briefwechſel zwiſchen ihm und ſeiner Frau. 2 Th. Berlin. 1789. — Deſſen gelehrter Briefwechſel zwiſchen ihm, Reiske und Moſes Mendelsſohn, 2 Th. Berlin 1789. machen auch den 26 — 30 Theil ſeiner ſämmtl. vermiſchten Schriften aus. — Briefe von Garve an C. F. Weiße und einige andre Freunde. 2 Th. Bresl. 1803. — Garve vertraute Briefe

an eine Freundin. Leipzig 1801. — J. D. Michaelis literariſcher Briefwechſel, herausgegeben von Buhle, 3 Theile. Leipzig 1794. ff. — Sal. Geſners Briefwechſel mit ſeinem Sohne in Dresden und Rom. Zürich 1801. — Zum Theil gehören auch hieher die Briefe angeſehener Gelehrten ꝛc. an C. F. Bahrdt. 5 Theile. Leipz. 1798. u. Mauvillons Briefwechſel 1801.

§. 200.

Ueber den Briefwechſel der Frauenzimmer.

Wenn es wahr iſt, daß das weibliche Geſchlecht, ſobald es Bildung durch Erziehung, Lectüre und Umgang erlangt hat, oft heller ſieht, ſchärſer ergreift, treuer wiedergibt und tiefer fühlet, als das männliche; ſo muß der Briefwechſel gebildeter Perſonen des andern Geſchlechts höchſt intereſſant ſeyn. Zur Publicität ſind zwar verhältnißmäßig nur wenige Briefwechſel dieſer Art gekommen; aber ſie ſind zum Vortheile des andern Geſchlechts ausgefallen. Sehr wahr erklärt ſich Gellert *) über die Erſcheinung, daß Frauenzimmer natürlichere Briefe ſchreiben, als Mannsperſonen: „Die Empfindungen der Frauenzimmer ſind zarter und lebhafter, als die unſrigen. Sie werden von tauſend kleinen Umſtänden gerührt, die bei uns keinen Eindruck machen. Sie werden nicht allein öfter, ſondern auch leichter gerührt, als wir. Eine Vorſtellung macht bei ihnen geſchwind der andern Platz; daher halten ſie ſich ſelten bei einem guten Gedanken zu lange auf. Wir fühlen ihn ſtärker, und darum gehen wir oft zu lange mit ihm um. Ihre Gedanken ſelbſt ſind, wie ihre Eindrücke, leicht; ſie tragen ein ſcharfes, aber kein tiefes Gepräge. Die Frauenzimmer ſorgen weniger für die Ordnung eines Briefes, und weil ſie nicht durch die Regeln der Kunſt ihrem Verſtande eine ungewöhnliche Richtung gegeben haben; ſo wird ihr Brief deſto freier und weniger ängſtlich. Sie wiſſen durch eine gewiſſe gute Empfindung das Gefällige, das Wohlanſtändige in dem Putze, in der Einrichtung eines Gemähldes, in der Stellung des Tiſchgeräthes leicht zu bemerken und zu finden; und dieſe

*) Practiſche Abhandl. von dem guten Geſchmack in Briefen. S. 60. ff.

gute Empfindung der Harmonie unterſtützt ſie auch im Denken und Briefſchreiben.“ Zwar darf man in Hinſicht auf grammatiſche und orthographiſche Korrectheit und in Betreff der Interpunction nicht zu ſtreng in ſeinen Forderungen an Frauenzimmerbriefe ſeyn; auch werden ihre Briefe ſelten Gründlichkeit haben; aber wer Geſchmeidigkeit und Gewandtheit im Briefſtyle ſich erwerben will, der leſe Frauenzimmerbriefe, oder bilde ſich im Umgange mit gebildeten Perſonen des andern Geſchlechts. Die Grenzlinie des Schicklichen, die feinern Berührungspuncte des geſellſchaftlichen Lebens werden von ihnen ſicherer gefunden und feſtgehalten, als von dem männlichen Geſchlechte. —

Als Muſter von Ausländern gehören hieher die Briefe der Marquiſe von Sevigné an ihre Tochter; die Briefe der Ninon de l'Enclos *) und die Briefe der Babet. — Unter den Teutſchen haben ſich als Schriftſtellerinen ausgezeichnet: Louiſe A. V. Gottſched, ſämmtliche Briefe; 4 Theile. Dresden 1771 ff. Soph. de la Roche, Roſaliens Briefe, 3 Theile. N. Aufl. 1791, und deren Briefe an Lina 3 Theile, 1797. N. Aufl. —

§. 201.

Ueber Dedikationen.

Dedikationen ſind, der Form nach, Briefe, haben aber die eigenthümliche Beſtimmung, ein herausgegebenes Buch einer oder mehrern Perſonen zu widmen, denen man dadurch öffentlich ſeine Verehrung und Dankbarkeit, oder ſeine Liebe und Anhänglichkeit bezeugen will. Sie werden alſo entweder an regierende Perſonen, an Staatsbeamte und an unmittelbare Vorgeſetzte, oder an Perſonen von gleichem Stande und ähnlichen Verhältniſſen, an Aeltern, Geſchwiſter, Verwandte, Freunde oder geachtete Gelehrte, bisweilen auch an verehrte Frauenzimmer gerichtet.

Was ihre Form betrifft; ſo iſt es entweder ein mehr oder weniger langer eigentlicher Zueignungsbrief, oder man bezeichnet

*) Ueberſetzt unter dem Titel: Geheimer Briefwechſel zwiſchen Ninon von Lenclos, Marquis von Villanceaux und der Demoiſelle d'Aubigné, nachmal. Frau von Maintenon. Leipzig 1795.

die Dedikation nur mit wenigen Worten auf den nächſten Blatte hinter dem Titelblatte. — In der letztern Hinſicht hüte man ſich zunächſt aus dem Ton der edlen Simplicität zu fallen, und durch eine Häufung von Prädicaten (z. B. den treſſlichen, bewanderten ꝛc.) ſich und den zu kompromittiren an welchen die Dedikation gerichtet iſt. Im erſten Falle aber, wenn man einen eignen Zueignungsbrief ſchreibt, vergeſſe man folgende Rückſichten nicht:

1) Der Zueignungsbrief iſt **Brief**, und muß alſo auch den allgemeinen eigenthümlichen Charakter dieſer ſtyliſtiſchen Gattung behaupten. Er muß **Ein** Ganzes ſeyn.
2) Der Zueignungsbrief gehört, je nachdem die Perſon gewählt iſt, an welche man ihn richtet, entweder zum **Wohlſtands-** oder zum **Empfindungsbriefe**. Als Geſchäftsbrief kann er nie angeſehen werden, und Briefe des **Witzes** in Dedikationen zeigen von einem unreifen und einſeitigen Geſchmacke. Die Dedikation muß alſo nach den beſondern Eigenthümlichkeiten des Wohlſtands- oder Empfindungsbriefes bearbeitet ſeyn.
3) Der Zueignungsbrief, er gehöre zum Wohlſtands- oder Empfindungsbriefe, iſt kein Privatbrief, ſondern ein öffentlicher. Nie darf dieſe Rückſicht bei der Dedication aus den Augen verloren werden. Alles, was für die Publicität zu ſpeciell iſt, muß aus derſelben hinwegfallen.
4) Nichts deſto weniger muß die Dedication ganz individuell ſeyn, d. h. ſie muß ganz aus dem Verhältniſſe hervorgehen, in welchem **wir** zu der Perſon ſtehen, an welche ſie gerichtet iſt; ſie muß ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie durchaus von keinem andern Verfaſſer herrühren und an keine andere Perſon gerichtet ſeyn könnte.
5) Die Dedication muß aber auch, durch eine gute Wendung, die weder Schmeichelei, noch Affectation, noch Zwang verräth, das Buch, vor dem ſie ſteht, mit der Perſon in **Verbindung** bringen, an welche ſie gerichtet iſt. Man darf alſo z. B. einem Theologen nicht eine Geſchichte der Kriegskunſt, oder eine Theorie des Straßenbaues u. ſ. w. dediciren; das Buch muß eine Bezie-

hung haben, welche die Perſon intereſſirt, an welche man die Dedication richtet. Dieſe Beziehung darf aber auch nicht erkünſtelt ſeyn.

6) Die Dedication darf der Perſon, an welche ſie gerichtet iſt, nichts beilegen, was gegen die öffentliche Meinung verſtößt, welche von dieſer Perſon herrſchend iſt.

7) Da die Dedication an höhere kein Geſchäfts- ſondern ein Wohlſtandsbrief iſt; ſo enthält ſie ſich der ſteifen Convenienz, aber ſie beobachtet die recipirte Courtoiſie. Sie wird nie vertraulich; aber ſie ſinkt weder zur Kriecherei, noch zu Ausdrücken herab, durch welche der Verfaſſer ſich vor dem Publikum herabſetzen, und ſelbſt in den Augen deſſen verlieren muß, an den ſie gerichtet iſt. — Die Dedication an gleiche Perſonen darf herzlich, aber nicht zu vertraulich ſeyn. Beſonders iſt der Ausdruck der edlen Dankbarkeit und der reinen Hochachtung nicht mit Uebertreibungen vereinbar. Freunden ſage man in keiner Dedication, was ſie der Welt, ſondern blos, was ſie uns ſind. — Dedicationen an Frauenzimmer verlangen des Kredits wegen, in welchem wir und dieſe Perſon öffentlich ſtehen, die größte Feinheit und Zartheit im Ausdrucke. Nicht ſelten hat die Perſon, an welche die Dedication gerichtet iſt, theils des Inhalts des Buchs, theils des Inhalts der Dedication wegen, mehr dabei zu verlieren, und beſitzt ein feineres Gefühl, als der, der die Dedication niederſchreibt.

8) Dedicationen müſſen ſo kurz als möglich ſeyn. Sie ſind keine gelehrten Abhandlungen; ſie ſind Briefe. Man kann die Tendenz des Buches ſelbſt erwähnen; aber nicht über den Inhalt deſſelben commentiren. Die Dedication dient nicht ſtatt der Vorrede. — Lange Dedicationen ermüden, und ſind gewöhnlich verfehlt im Tone und in der Haltung.

9) Dedicationen an ganze Corporationen, (z. B. an Rathscollegia, an ganze Stände, an Schulklaſſen ꝛc.) zeigen immer von einem unrichtigen Geſchmacke, wenn nicht beſondere Verhältniſſe jene Rückſicht verſtatten.

10) Dedicationen an höhere Perſonen müſſen nie als ein Erwerbsmittel angeſehen werden. Es heißt den Stand des Gelehrten herabwürdigen, wenn man Vornehme durch Dedicationen in Contribution ſetzen will.

Wir haben bis itzt unzählige unſchickliche, überſpannte und einſeitige, aber noch wenige gute Dedicationen. Sonnenfels hat ſein Handbuch der innern Staatsverfaſſung mit einer braven Dedication an den Kaiſer; Heydenreich ſeine Grundſätze zur Bildung für Verſtand und Herz, mit einer ſehr edlen Dedication an den König von Preußen; Garve eine ſeiner Schriften mit einer ſehr herzlichen Zueignung an C. F. Weiße, ausgeſtattet, die man als Muſter in speciellen Fällen betrachten kann.

§. 202.

β) Charakter des Briefſtyls.

Wenn der Brief (§. 194.) im Allgemeinen die Beſtimmung hat, die Verhältniſſe des Wohlſtandes, der Vertraulichkeit und der frohen Laune, zwiſchen uns und Abweſenden zu unterhalten; wenn er an die Stelle der mündlichen Converſation tritt; ſo muß er auch in der That das zu erſetzen ſuchen, wofür er das Surrogat iſt, nämlich die mündliche Unterhaltung. Zwar ſpricht in ihm nur Einer allein; aber er ſpricht mit Vergegenwärtigung aller der Beziehungen, in welchen er mit der abweſenden Perſon ſteht, und alles deſſen, was dieſe ihm erwiedern könnte auf das, was er vorträgt. Alles alſo, was der perſönliche Umgang und das gegenſeitige Verhältniß, in welchem wir zu der abweſenden Perſon ſtehen, bei ihrer Anweſenheit von uns verlangen würde; alles was wir da zu ſagen und zu leiſten im Stande wären; davon muß der Brief den reinen und unverfälſchten Ausdruck enthalten. Er muß deshalb gleichſam in dem Abweſenden ein ſinnliches Bild von unſrer gegenſeitigen Verbindung erwecken, und alles das treu wiedergeben, was in Hinſicht auf Convenienz und Höflichkeit beim Umgange mit Höhern, und in Hinſicht auf Herzlichkeit, Offenheit und Vertraulichkeit beim Umgange mit unſern Freunden von uns erwartet werden kann.

Ob nun gleich der Brief ganz nach dem Tone der beſſern Converſation eingerichtet ſeyn, und dieſen nachahmen muß; ſo darf ſich doch die mündliche Unterhaltung einige Nachläſſigkeiten, in der Wahl und Beſtimmtheit des Ausdruckes eher erlauben, als der Brief *). Das, was die mündliche Unterhaltung oft etwas weiter ausdehnt, beſchränkt der Brief auf wenige Sätze. Das, was die mündliche Unterhaltung nicht ſelten zufällig und abſichtlich in die Nähe und Ferne verſtreut, ſammlet der Brief mehr nach den Geſetzen einer natürlichen Ordnung und Folge der Begriffe auf einander. Der Faden, der in der mündlichen Unterhaltung, oft ohne in einem Mittelpuncte zu enden, willkührlich fortläuft, wird im Briefe aus der Mitte eines Hauptbegriffes und Gegenſtandes ausgeſponnen, welcher die nächſte Veranlaſſung zum Briefe gab.

Das Feſthalten dieſes Begriffes im Briefe, und die Darſtellung deſſelben für die abweſende Perſon nach allen Modifikationen der gegenſeitigen Verhältniſſe, die zwiſchen uns und ihr ſtatt finden, iſt daher das Eigenthümliche, der unterſcheidende Charakter des Briefſtyls von jeder andern Gattung ſchriftlicher Aufſätze. Die Anrede und der Beſchluß müſſen als untergeordnete Theile des Hauptbegriffs in der Darſtellung erſcheinen. Ihre Einkleidung richtet ſich nach der für den Hauptbegriff nöthigen Umgebung, und muß mit der Darſtellung des Hauptbegriffes ſo unmerklich zu Einem Ganzen verſchmolzen ſeyn, daß man den Uebergang von der Anrede und Einleitung auf den Hauptbegriff ſo wenig wahrnimmt, wie man ſich an der Schlußformel befindet, ohne daß man im Leſen es fühlt, wie ſich dieſe Wendung zum Schluſſe an die vollendete Darſtellung des Hauptbegriffes angeſchloſſen hat. — Denn, wenn in einem logiſch geordneten Entwurfe, z. B. in einem Aufſatze aus dem didactiſchen Style, es nöthig iſt, daß man die logiſche Aufeinanderfolge der Begriffe wenigſtens etwas erkenne

*) Plus habent epiſtolae nativi ſenſus quam orationes; *plus etiam maturitatis, quam colloquia ſubita. Baco.* de augm. ſcient. libr. 2, c. 12.

und wahrnehme; ſo iſt es im Gegentheil das Zeichen eines guten Briefes, wenn alle ſeine Theile ſo in einander verſchmelzen, daß man ihre Folge gar nicht bemerkt, und daß die logiſche Haltung der Begriffe nach dieſer Folge ſich mehr dem Gefühle, als dem Verſtande aufdringt. Uebrigens überrede man ſich nie, daß es gleichgültig ſey, wie die einzelnen Theile eines Briefes auf einander folgen, und mit einander verbunden ſind; von der natürlichen und leichten Verbindung, von der ebenmäßigen Haltung und Durchführung, von der geſchmackvollen Schattirung der einzelnen Parthien, aus welchen der Brief beſteht, hängt durchaus der Effect deſſelben ab. Allerdings muß die **Freiheit** in der **Bewegung** zunächſt aus dem Briefe hervorſchimmern; aber ſie muß im innigſten Verhältniſſe mit den Geſetzen der **Ordnung** und **Deutlichkeit** ſtehen. Findet irgend eine **Kunſt** im **Briefſtyle** ſtatt; ſo beſteht ſie in der Sicherheit und Gewandtheit, mit welcher ſich um den Hauptgegenſtand alles herum bewegt, doch ſo, daß die einzelnen Glieder und Theile des Ganzen mit dem Hauptgegenſtande ſelbſt ſo verwebt ſind, daß man ihr allmähliges Hinübergleiten in einander nur durch ſcharfes Analyſiren finden kann; daß ferner die Darſtellung ſich ſo durch Leichtigkeit und Natürlichkeit auszeichnet, daß man gar keine Kunſt zu ahnen glaubt, daß nirgends eine Spur von Aengſtlichkeit, Geſchraubtheit und Erzwungenheit ſichtbar wird, und daß der ganze Brief ſo innig in ſich zuſammenhängt, daß man, wenn er anders ein äſthetiſches Ganze bleiben ſoll, kein Glied deſſelben von ihm trennen kann.

§. 203.
Fortſetzung.

Nächſt dieſen allgemeinen Zügen, welche zu dem Charakter des Briefſtyls gehören, müſſen noch folgende beſondere Rückſichten nie vernachläſſiget werden. Es muß im Briefe, ſo weit als es ſein Gegenſtand erlaubt, das **Ich** ſo wenig als möglich ſichtbar ſeyn; das **Du**, d. h. die abweſende Perſon muß gleichſam im Vordergrunde ſtehen; die ganze Darſtellung des Briefes muß ſo genau auf ſie

bezogen, ſie ſelbſt muß ſo in den Mittelpunkt des Intereſſe am Gegenſtande geſtellt ſeyn, daß ſie die Ueberzeugung gewinnt, (wie es denn auch wirklich die Beſtimmung des Briefes iſt,) daß Alles nur um ihrentwillen geſchrieben, und deshalb auf dieſe Art dargeſtellt ſey. — Es dürfen ferner im Briefe die Rückſichten auf die Verhältniſſe nie vernachläſſigt ſeyn, in welchen wir zu der abweſenden Perſon ſtehen; die Rückſichten auf ihr Lebensalter, auf ihren Stand, auf ihre Denkungsart, auf ihre Grundſätze, weil die äußere Farbe des Briefes nothwendig ſich nach allen dieſen Beziehungen richten muß. Der Bejahrte ſchreibt anders an den Jüngling, als der Jüngling an den Freund von gleichen Jahren; denn das Kolorit des Lebensalters iſt beinahe in jedem Briefe in mehr oder minder hellen oder dunkeln Zügen zu erkennen. Die Beobachtung der Formen der Convenienz im Wohlſtandsbriefe nähert ſich zwar dem Rigorismus des Geſchäftsſtyls, wird aber gemildert durch die beſondern Eigenthümlichkeiten dieſer Briefgattung (§. 195). Der bloße Geſchäftsbrief, der hier von dem Briefſtyle ganz ausgeſchloſſen wird, bewegt ſich zunächſt in den recipirten Formen des Geſchäftsſtyles *) — Der gute Brief ſoll aber nicht allein der treue und wahre Ausdruck der eignen individuellen Stimmung des Schreibenden ſeyn; er ſoll auch gleichſam im Vorgefühle die Stimmung der abweſenden Perſon ahnen und ſich vergegenwärtigen, in wel-

*) Im Briefe der Empfindung fallen die Ueberſchriften und die ausführlichen Unterſchriften, ſo wie der längere Eingang und die wiederholten Zuſicherungen der Ergebenheit u. d. gl. gegen das Ende, hinweg. Er muß wie aus dem Ganzen ſeyn; obgleich der Ausdruck der Verhältniſſe, in welchen Kinder zu ihren Aeltern, Zöglinge zu ihren Lehrern u. ſ. w. ſtehen, immer charakteriſtiſch ſeyn muß. — Der Brief des Witzes und der Laune vernachläſſigt noch beſtimmter die recipirte Courtoiſie, da er nie anders, als unter gleichen Verhältniſſen der ſchreibenden Perſonen ſtatt finden kann, dahingegen bei dem Empfindungsbriefe doch nicht ſelten ungleiche — obgleich vertrauliche — Verhältniſſe, z. B. zwiſchen Aeltern und Kindern vorkommen.

cher ſie ſich im Augenblicke des Empfanges des Briefes befindet, beſonders aber die, in welche ſie durch das Leſen des Briefes verſetzt werden wird. Irgend eine Stimmung muß jeder Brief in dem leſenden veranlaſſen; je ſicherer diejenige Stimmung hervorgebracht wird, welche der Schreibende beabſichtigte, deſto zweckmäßiger iſt der Brief. —

Die beantwortenden Briefe ſind zwar von der Seite ohne Schwierigkeit, daß der Stoff zu denſelben genau beſtimmt iſt; aber von einer andern Seite verlangen ſie deshalb eine höhere Sorgfalt, weil ſie nichts vernachläſſigen dürfen, was in dem Briefe angedeutet iſt, der beantwortet werden ſoll. Ein beantwortender Brief muß ſich daher ganz über den Inhalt des empfangenen verbreiten; er muß ſich über die Gegenſtände deſſelben mit Genauigkeit, Deutlichkeit und Beſtimmtheit erklären, ſo daß der Empfänger nach ſeiner Erwartung befriedigt wird; er muß, wo möglich, in demſelben Tone gehalten ſeyn, wie der empfangne und ſeine Abſendung darf nicht aufgeſchoben werden, beſonders wenn die Angelegenheit, die er betrifft, für eine von beiden Perſonen, oder auch für eine dritte dabei intereſſirte Perſon, dringend iſt. Sollte der Ton des empfangnen Briefes unverſtändlich und unbeſtimmt ſeyn; ſo ſucht man der Antwort ſo viel Beſtimmtheit zu geben, als es möglich iſt. Iſt der Ton des empfangnen Briefes aber bitter und beleidigend; ſo verlangt es Moralität und Klugheit, daß man die Beantwortung des beleidigten Briefes ſo lange aufſchiebt, bis man jenen Brief mit Ruhe leſen und mit Faſſung beantworten kann. Durch neue Ausfälle die Bitterkeit höher zu treiben, iſt weder klug noch gut. Oft iſt Stillſchweigen die beſte Antwort.

Man hat zwiſchen Briefen und Sendſchreiben unterſchieden, und bezeichnet mit dem letztern Worte gewöhnlich längere Briefe. — Mehr muß man das Billet von dem eigentlichen Briefe unterſcheiden, da es an ſich nur ein unvollendeter Brief iſt, der eine gewiſſe gelegenheitliche Veranlaſſung hat, die aber, wo möglich, augenblicklich befriedigt werden muß. Das Billet wird gebraucht bei

augenblicklich nöthigen Anfragen; bei ſchnell verlangten Antworten; oder bei gewiſſen minder wichtigen Gegenſtänden des häuslichen Lebens, welche keinen hinreichenden Stoff zu einem ordentlichen Briefe darbieten, z. B. Einladungen zum Eſſen, zum Spazierengehen; Bitte um ein Buch u. ſ. w. Das Billet enthält ſich ganz des conventionellen Eingangs und Schluſſes, und fängt ſogleich mit dem Gegenſtande ſelbſt an, den es kurz und faßlich darſtellt, ohne ihn weiter auszuführen. Zum Schluſſe iſt die bloße Unterzeichnung des Namens hinreichend. Da das Billet nicht auf die Poſt gegeben werden kann; ſo unterſcheidet es ſich auch durch das Zuſammenlegen des Papiers, von dem eigentlichen Briefe. Selbſt Vorgeſetzte können in dringenden Fällen, wo ſchleunige Anfragen oder ſchleunige Antworten nöthig werden, den Empfang eines Billets nicht übel aufnehmen. — Ueber die übrigen Förmlichkeiten beim Schreiben eines Briefes, z. B. über die Feinheit des Papiers, über den Bruch am Rande, über das Verſiegeln, Couvert, über die Aufſchriften ꝛc. geben gute Briefſteller hinreichende Auskunft. —

Des Wortes: Epiſtel bedient man ſich bloß für den poetiſchen Brief, weshalb auch die poetiſche Epiſtel unter den Untergattungen des poetiſchen Styls behandelt wird.

§. 204.

γ) Ueber die Eigenſchaften, welche dem Briefſtyle zukommen müſſen.

Wenn bei dem Wohlſtandsbriefe zunächſt der Verſtand, bei dem Empfindungsbriefe zunächſt das Gefühlsvermögen, bei dem Briefe des Witzes und der Laune zunächſt der Witz, und bei dem didactiſchen Briefe wieder zunächſt der Verſtand thätig iſt; ſo wird, bei dieſer hervorſtechenden Thätigkeit des einen geiſtigen Vermögens, der Antheil der übrigen an der Hervorbringung dieſer Producte keinesweges ausgeſchloſſen. So wirken z. B. die Phantaſie, zum Theil auch das Gefühlsvermögen bei dem Wohlſtandsbriefe; bei dem Empfindungsbriefe ſind alle geiſtige Kräfte in einer wohlthätigen Bewegung; dem Briefe des Witzes ſoll ebenfalls ein Zug der Empfindung und Theilnahme beigemiſcht ſeyn, weil ſonſt der Witz zu kalt und mit zu vieler Ueberlegenheit über den andern aufgetragen ſeyn würde; und in

dem didactiſchen Briefe kann Wärme an dem wiſſenſchaftlichen Stoffe und das Verlangen ſichtbar werden, denſelben in einem weitern Kreiſe, durch gemeinnützigere Darſtellung bekannt zu machen, und zu verbreiten. Je ebenmäßiger alle jene geiſtigen Anlagen ausgebildet ſind; deſto mehr werden ſich die einzelnen Producte des Briefſtyls der Vollkommenheit nähern.

Sind **Korrectheit** und **Schönheit** in engſter Verbindung das untrügliche Merkmal der ſtyliſtiſchen Vollendung überhaupt; ſo werden auch die **untergeordneten** Eigenſchaften dieſer beiden Haupteigenſchaften des Styls in den Untergattungen des Briefſtyls ſichtbar werden müſſen.

Die untergeordneten Eigenſchaften der **Korrectheit**,*) **Deutlichkeit, Klarheit, Vollſtändigkeit, Einheit, Angemeſſenheit, Natürlichkeit, Ordnung, Präciſion**,**) **Treue** und **Sicherheit** dürfen in keiner Gattung des Briefſtyls fehlen, wie dies ſchon einleuchtet, wenn man die nähere Beſtimmung dieſer Eigenſchaften (§. 72.) aufſucht, und mit dem Charakter jeder einzelnen Untergattung des Briefſtyls zuſammenhält.

In Hinſicht auf die untergeordneten Eigenſchaften der **Schönheit** (§. 99.), verlangen alle vier Untergattungen des Briefſtyls: **Lebhaftigkeit**, die nur im Empfindungsbriefe in einzelnen Fällen, und im didactiſchen Briefe, nur wenn die Darſtellung die höchſten Angelegenheiten der Menſchheit betrifft, den Grad erreichen darf, den man **Feuer** nennt. — **Intereſſe** an der Form des Briefes ſollte durch die **Form** ſelbſt, eigentlich bei jedem Leſer eines Briefes erreget werden. — **Anmuth** wird dem Wohlſtandsbriefe und dem didactiſchen nur ſelten zukommen; ungern wird man ſie aber im Empfindungsbriefe und im Briefe des Witzes vermiſſen. — Die **Leichtigkeit** und **Natürlich**-

*) In der Erziehung der weiblichen Jugend ſollte man, beſonders in den gebildeten Volksklaſſen, die Rückſicht auf Grammatik, und überhaupt auf Korrectheit des Ausdrucks, nicht länger ſo vernachläſſigen, wie bisher.

**) Hauptſächlich iſt die Weitſchweifigkeit nirgends widerlicher, als im Briefſtyle.

keit in der Darſtellung dagegen iſt für alle Untergattungen des Briefſtyls ein dringendes Erforderniß. — Das Naive wird ſich im Wohlſtands- und didactiſchen Briefe beinahe nie, im Empfindungsbriefe nur unter gewiſſen Verhältniſſen, und im Briefe des Witzes blos unter der Bedingung eines dem Naiven angemeſſenen Stoffes zeigen können. — Die Aehnlichkeit, welche durch die ebenmäßige Vertheilung, Haltung und Behandlung der ſtyliſtiſchen Form Wohlgefallen erregen ſoll, wird in allen Producten des Briefſtyls um ſo nöthiger ſeyn, je kleiner, dem Umfange nach, der Brief als ſtyliſtiſches Product iſt, und je leichter alſo in demſelben das Verhältniß der einzelnen Theile gegen einander überſehen werden kann. — Die Ueblichkeit und Schicklichkeit ſind weſentliche Bedingungen für alle Untergattungen von Briefen, weil die Feinheit und Zartheit im Style von ihnen zunächſt abhängt, zwei Eigenſchaften, die den Werth des Wohlſtands-, des Empfindungsbriefes und des Briefes des Witzes vorzüglich begründen. — Eben ſo muß Mannigfaltigkeit in den einzelnen Producten des Briefſtyls herrſchen; man muß nicht blos das Ganze der Form, ſondern auch die Theile derſelben mit Wohlgefallen betrachten. Daſſelbe gilt von der Farbengebung, oder von der Vertheilung von Licht und Schatten, und von den Nüancen, die recht eigentlich in das Gebiet des Briefſtyls gehören, und eben ſo den Wohlſtandsbrief heben, wie ſie dem Empfindungsbriefe und dem Briefe des Witzes Leben und Intereſſe geben. — Die Kraft der Diction modificirt ſich im Briefſtyle ganz nach dem Stoffe, der dargeſtellt wird. In gewiſſen Empfindungsbriefen wird ſie auf den Leſer einen tiefen Eindruck hervorbringen. — Das Edle im Style, das ſich in dem unbefangnen und natürlichen Ausdruck moraliſcher Gefühle und Geſinnungen ankündigt, iſt, als der Wiederſchein unſrer innern Geſinnungen eine weſentliche Bedingung des Briefſtyls. — Dagegen wird das Große, das Erhabene, das Pathetiſche, das Feierliche, das Kühne und Wunderbare nur höchſt ſelten im Briefſtyle anwendbar ſeyn. Vorzüglich muß man

ſich vor dem Mißbrauche des Pathetiſchen im Empfindungsbriefe, und vor dem Mißbrauche des Feierlichen im Wohlſtandsbriefe hüten. — Das **Rührende** gehört zunächſt dem Empfindungsbriefe an, weil dieſer der natürliche Erguß eines vollen Herzens iſt. Im Wohlſtandsbriefe kann die Anwendung deſſelben leicht zu Verirrungen von der eigentlichen Beſtimmung dieſer Untergattung des Briefſtyls führen. — Dagegen wird die **Neuheit** in der Behandlung des Stoffes, beſonders bei lange fortdauerndem Briefwechſel, dem letztern ein höheres Intereſſe geben, und die gediegene ſtyliſtiſche Fertigkeit des Schreibenden bewähren. — Der **Kontraſt**, und das **Komiſche** gehören zunächſt, bei einer weiſen und behutſamen Anwendung, dem Briefe des Witzes an. — Der **bildliche** Ausdruck, der übrigens im Briefſtyle nie überläuft und überladen ſeyn darf, muß ſich zunächſt nach der Haltung des ganzen Briefes richten. Nur zu oft wird er der Deutlichkeit, Leichtigkeit, Natürlichkeit und Simplicität in der Darſtellung nachtheilig, welche die Baſis des Briefſtyls ſind, beſonders wenn ſich mit dieſen Eigenſchaften noch **Einheit** und **Würde** vereinigen; die erſte, um jeden Brief zu einem in ſich vollendeten und iſolirten Ganzen zu erheben, das eine Totalwirkung hervorzubringen vermögend iſt; die zweite, um, durch die Angemeſſenheit des Stoffes zu den Geſetzen der Vernunft, nicht nur das Wohlgefallen an der ganzen Form nicht zu vermindern, ſondern auch, durch das harmoniſche **Verhältniß** zwiſchen **Stoff** und **Form**, den beabſichtigten Eindruck um ſo tiefer zu begründen. —

Was die **rhetoriſchen Figuren** betrifft; ſo muß ihr Gebrauch im Briefſtyle ſehr vorſichtig und genau berechnet ſeyn. In dieſem Gebrauche wird ſich der bewährte Geſchmack und die Schönheit im Ausdrucke ſelbſt am zuverläſſigſten beurkunden. Der Brief der Empfindung, und auch der Brief des Wohlſtandes, inwiefern er ſich dem **Empfindungsbriefe** nähert, wird zwar den Gebrauch der Figuren erlauben; doch dürfen nie die herrſchenden Eigen-

ſchaften der Deutlichkeit, Leichtigkeit, Natürlichkeit, der Simplicität und Würde im Ausdrucke dadurch beeinträchtigt werden. Der Brief des Witzes hat ein freieres Spiel in Hinſicht auf den Gebrauch der Figuren; aber er kann auch durch dieſelben am leichteſten überſpannt, oder mattherzig und widrig werden, wenn nicht ein innerer ſicherer Tact den Styliſten vor dem Mißbrauche der Figuren bewahrt. Im didactiſchen Briefe beſchränkt ſich ihr Gebrauch mehr auf Belebung des Stoffes, als daß man ſich ihrer zum bloßen Luxus im Style bedienen dürfte. Immer wird der Gebrauch der Figuren der Gradmeſſer des echten oder unechten Geſchmacks des Styliſten ſeyn. —.

Was Adelung, über den Styl, Th. 2, S. 334. ff. und die, welche ihm wörtlich folgen, über die Eigenſchaften des Briefſtyls ſagen, reicht, nach meiner Ueberzeugung, nicht hin, dieſen Gegenſtand zu erſchöpfen; auch fehlt eine beſtimmte Klaſſifikation der einzelnen Untergattungen des Briefſtyls. — Das Brauchbarſte enthält immer noch Gellerts practiſche Abhandlung über dieſe Eigenſchaften des Briefſtyls; aber es fehlt die ſyſtematiſche Ueberſicht dieſer Eigenſchaften und die Zurückführung derſelben auf ein letztes gemeinſchaftliches ſtyliſtiſches Princip, ſo wie überhaupt dieſe Abhandlung nur durch empiriſche in ſich zuſammenhängende, aber an ſich ſehr wahre und gut vorgetragne Regeln ſich charakteriſirt. So dringt er hauptſächlich auf Natürlichkeit und Leichtigkeit der Darſtellung und geht von dem ſehr wahren Gedanken aus: daß der Brief eine freie Nachahmung des guten Geſprächs ſey; daß er ganz ſpeciell ſeyn müſſe u. ſ. w. und zeigt darauf an ältern fehlerhaften Briefen von Neukirch u. a. wie ſehr man ſich vor Weitſchweifigkeit, Uebertreibung und Schwulſt zu hüten habe. Selbſt das Kapitel: Schreibart der Briefe, in Eſchenburgs Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften S. 302. ff. erſchöpft den Gegenſtand nicht Daſſelbe iſt der Fall mit K. Reinhards Theorie und Literatur des teutſchen Styls S. 245 ff. vergl. Snells Lehrbuch der teutſchen Schreibart, S. 272. ff. — Voigtel, Lehrbuch der teutſchen proſaiſchen Schreibart S. 268. f. hat dem ganzen Briefſtyle nur eine Seite gewidmet. — Reichhaltig, obgleich nur nach empiriſchen Momenten, be-

handelt H. Blair, Vorleſ. über Rhetorik und ſchöne Wiſſenſchaften, Th. 3, S. 257. ff. (nach der Ueberſetzung von Schreiter,) die Schreibart in Briefen. Vorzüglich iſt das, was er ſagt, auf die Briefe der Gelehrten anwendbar. — Schärfer faßt Maaß, Rhetorik S. 332. ff. den Geſichtspunct, aus welchem man den Charakter des Briefſtyls betrachten muß; doch konnte er ſich, nach der Beſtimmung jener Schrift, nur kurz darüber verbreiten. — Nach dem von mir für den Briefſtyl gewählten Standpuncte habe ich ihn bearbeitet in meiner Theorie des teutſchen Styls, Th. 2, S. 122 — 235; und compendiariſch in dem Elementarbuch des Wiſſensw. S. 301. ff.

§. 205.

δ) Gebrauch der drei Schreibarten im Briefſtyle.

Da der Brief ganz das Gepräge der Individualität des Schreibenden tragen muß, u. jeder Schreibende gewöhnlich entweder in der niedern, oder in der mittlern Schreibart eine gewiſſe Fertigkeit ſich eigen macht; ſo wird er auch in ſeinen Briefen gewöhnlich diejenige Schreibart wählen, welche ihm am meiſten zuſagt. Deshalb kann nicht ganz genau für jede Untergattung des Briefſtyls die anpaſſende Schreibart angegeben werden; nur im Allgemeinen kann man ſagen, daß die niedere und mittlere Schreibart gleich anwendbar für alle vier Untergattungen des Briefſtyls ſind, wiewohl in den meiſten Fällen die niedere Schreibart bei dem Wohlſtandsbriefe und bei dem Briefe des Witzes, in vielen Fällen auch bei dem Empfindungsbriefe, — die mittlere Schreibart hingegen beſonders bei dem didactiſchen Brief und in vielen Fällen auch bei dem Empfindungsbriefe zu wählen ſeyn dürfte. — Nur die höhere Schreibart ſollte ganz von dem Briefſtyle ausgeſchloſſen werden *). —

*) Selten iſt es den Verfaſſern von Romanen gelungen, einzelne Briefe, beſonders in dem höchſten Ausdrucke der Liebe in der höhern Schreibart zu halten. Die meiſten ſind verunglückt. Nur bei Jean Paul dürften ſich einige finden, die aber, eben wegen ihrer ausgezeichneten Eigenthümlichkeit, nie Muſter der Nachahmung werden können.

Der **Wohlſtandsbrief** wird, je weniger unſer Verhältniß gegen die Perſon, an welche er gerichtet iſt, auf Empfindung beruht, in der niedern Schreibart am ſicherſten gehalten, weil in derſelben der ausgebildete Verſtand zwar nie ohne Mitwirkung der Phantaſie ſich zeigt, aber doch auch den ſtyliſtiſchen Ausdruck nie in ein Ueberſtrömen der Gefühle übergehen läßt. Nur dann, wenn der Wohlſtandsbrief mit unſern wahren Gefühlen zuſammentrifft, und wenn wir unſre Gefühle gegen die Perſon, an welche er gerichtet iſt, zeigen dürfen, weil ſie Empfänglichkeit für herzliche Theilnahme und ſubjective Bildung beſitzt; nur dann wird für den Wohlſtandsbrief die mittlere Schreibart gewählt werden können.

Der **Empfindungsbrief** wird die Schreibart am ſicherſten treffen, wenn er ein reiner Wiederſchein, ein treuer, unverfälſchter Ausdruck der Gefühle unſers Herzens iſt. Je gebildeter die Perſon iſt, an welche wir ſchreiben; je gleichmäßiger Vernunft und Phantaſie in uns angebaut ſind; deſto leichter wird ſich der Empfindungsbrief der mittlern Schreibart anſchmiegen. Die niedere Scheibart aber iſt eben ſo fähig, Empfindungen des Herzens zu bezeichnen; nur freilich tragen ſie in ihr nicht das hohe Kolorit, das ſie durch den Gebrauch der mittlern Schreibart erhalten.

Der **Brief des Witzes**, welcher Heiterkeit und Frohſinn, bisweilen einen kecken, doch nie beſriedigenden Uebermuth ausdruckt, gehört der niederen Schreibart an, weil der Witz dem Verſtande näher, als dem Gefühle liegt. Er darf wegen des Niedrig-Komiſchen, das in ihn gehört, ſelbſt bisweilen provinzielle, nur **niemals niedrige und unwürdige Ausdrücke** gebrauchen, und ſelbſt jene dürfen ihm nicht aus Unbekanntſchaft mit der Sprachrichtigkeit und Sprachreinigkeit, (mithin als Fehler) entfallen, ſondern man muß es fühlen, daß er ſelbſt mit der Sprache in ſeinem Uebermuthe kokettirt, und ſie neckt, ohne ſie zu beleidigen. Die feine leichte Haltung des Witzes; das ſchnelle Vorübergleiten über die Gegenſtände, die dennoch treffend, oft mit einem einzigen Worte, charakteriſirt ſind; ein gewiſſer **leichter Sinn** (nicht Leichtſinn,) der weder ſich noch

Andre ſchont, ohne doch je unſittlich zu werden; ein ohne Kunſt und ſcheinbar ohne Abſicht, herbeigeführtes Parodiren ernſthafter Gegenſtände, ohne ſie gemein zu machen; und unzählige andere Nüancen verlangen, daß der Brief des Witzes in der niedern Schreibart dahin gleite. — Je höher die Schreibart ſteigt; deſto feierlicher, ſteifer und pedantiſcher erſcheint der Witz in ihr. Je mehr die Schreibart an das gebildete bürgerliche Leben angrenzt und den Ton deſſelben feſthält; deſto leichter und ſicherer kann der Witz die Verhältniſſe und Beziehungen deſſelben treffen, die er eben vor ſein Forum zieht *)

Im didactiſchen Briefe hängt die Wahl der niedern oder der mittlern Schreibart, theils von dem Gegenſtande, den man darſtellen will, theils von der Art ab, wie man ihn darſtellen will, und welchem Kreiſe von Perſonen dieſe Behandlung deſſelben beſtimmt iſt. Gegenſtände der Philoſophie werden im didactiſchen Briefe am zweckmäßigſten in der mittlern Schreibart zu behandeln ſeyn; theils paßt dieſe dem Gegenſtande am meiſten an; theils darf man bei den Perſonen, welchen dieſe Bearbeitung beſtimmt iſt, ſowohl Intereſſe am Gegenſtande, als auch Bildung genug vorausſetzen, um Sinn für die höhere Richtung zu haben,

*) Gellert ſagt ſehr wahr (practiſche Abhandlung S. 83. f.) darüber: „Niemand, dem es an Lebhaftigkeit und einem lachenden Witze fehlt, wird es durch alle Regeln, durch alle Mühe, auch nur bis zum Leidlichen in der ſinnreichen und ſcherzhaften Schreibart bringen. Alle Regeln werden ihm zu nichts helfen, als daß er auf ihre Rechnung Fehler macht. Wenn man den Klugen durch ſeinen Scherz nicht gefällt; ſo kann man ſicher wiſſen, daß man keine Gabe dazu hat, wenn man auch noch ſo viel Luſt dazu hätte. Wer eine Fähigkeit zu dieſer Schreibart hat, bei dem wird ſie durch das Leſen munterer Briefe nicht allein erweckt, ſondern auch zugleich befruchtet werden. Er wird nicht nöthig haben, daß man ihm die Quellen anzeige, aus welchen man ſchöpft, wenn man ſcherzhaft und galant ſeyn will; wenn man z. B. Höhere zum Scheine tadeln, ihnen zum Scheine widerſprechen und nicht gehorchen, oder mit denen von Liebe reden will, die man beleidigen würde, wenn man es auf eine ernſthafte Art thäte„

welche der mittlern Schreibart eigen iſt. Didactiſche Briefe hingegen an Zöglinge oder nur auf niedern Stufen der Bildung ſtehende Perſonen werden in der niedern Schreibart gehalten werden müſſen.

§. 206.

ε) Literatur des Briefſtyls.

Für keine Gattung ſtyliſtiſcher Arbeiten gibt es ſo viele Anweiſungen, als für die Verfertigung von Briefen. Allerdings ſind auch dieſe Anweiſungen die unentbehrlichſten, nur daß unter der großen Maſſe derſelben ſich auch viel Unbrauchbares und Unhaltbares findet. — Der Vollſtändigkeit wegen mußten auch diejenigen Anweiſungen aufgenommen werden, welche blos ſpecielle Beziehung haben, weshalb auch mehrere Anleitungen zu Geſchäftsbriefen, wenn ſie in die allgemeinen Anweiſungen zum Briefſtyle aufgenommen ſind, hier ihren Platz finden. —

Der Menge von ältern und neuern Briefſammlungen und Briefſtellern ohngeachtet, fehlt es doch immer noch an einem gründlichen, dem Zeitgeiſte angemeſſenen, auf die Fortſchritte der Sprache und des Styls berechneten, alle Gattungen des Styls umſchließenden und mit Beiſpielen aus teutſchen Klaſſikern belegten, Werke über den Briefſtyl.

Noch immer muß:

Gellerts practiſche Abhandlung von dem guten Geſchmacke in Briefen; vor ſeinen Briefen in ſeinen ſämtlichen Werken, Th. 4, S. 1-98, als das Einzige in dieſer Art angeführt werden, obgleich in den Briefſtellern einzelne treffende Winke zerſtreut ſind, aber keine vollſtändige und befriedigende Theorie angetroffen wird. — Gellerts Abhandlung leiſtete für ihre Zeiten viel: ſie iſt noch itzt ſehr brauchbar; aber erſchöpfend iſt ſie keinesweges.

Dann gehören hieher:

Stockhauſens Grundſätze wohleingerichteter Briefe. Helmſtädt 1763;

Batteux von Ramler, Th. 4, S. 304. ff. und J. S. V. Popowitſch, Entwurf einer Abhandl. von teutſchen Briefen. Wien 1760.

Tob. Schröter, ſonderbares Briefſchränklein. Leipz. 1690.

Talander, gründliche Anleitung zu teutſchen Briefen, nach den Hauptregeln der teutſchen Sprache. Jena 1700.

Derſelbe, neuerläuterter Briefſteller, 2 Th. Leipz. 1716.

Derſelbe, allezeit fertiger Briefſteller, 3 Th. Leipz. 1732.

Chr. Weiſe, Gedanken von teutſchen Briefen. Dresd. 1719.

J. G. Neukirch, nützlicher Vorrath neuer Briefe. Leipzig 1731.

Derſelbe, Fundamente zu teutſchen Briefen, nach dem heutigen Stylo curiä. Leipz. 1731.

Chr. Junker, wohlinformirter Briefſteller, zum Gebrauche der Jugend auf Gymnaſien, nebſt Titularbuch. Leipz. 1746.

G. Venzky, Anweiſung zum Briefſchreiben. Prenzlau 1750.

J. G. H. Weber, natürliche und leichteſte Anweiſung zum Briefſtellen, nebſt Wörterbuch, Orthographie und Titularbuch. Frankf. 1754.

J. G. Placius, nach heutiger Art wohleingerichtetes Briefbuch, nebſt einem orthographiſchen Wörter- und Titularbuche. Nordhauſen 1759.

Benj. Neukirch, Anweiſung zu teutſchen Briefen. Nürnberg 1760.

Derſelbe, teutſche Briefe. Nürnberg 1760.

C. W. Pfeiffer, Verſuch einer Anleitung zu teutſchen Briefen. Bamberg 1760.

Theophilus, deutlicher Unterricht vom Briefſchreiben. Leipz. 1761.

Derſelbe, gründliche Anweiſung zum Briefſchreiben. Leipzig 1770.

C. C. Röder, auf alle Fälle kurzabgefaßter und vollſtändiger Briefſteller. Nürnb. 1766.

J. F. Wagner, Anweiſung zum Briefſchreiben nach dem heutigen Geſchmacke. Wismar 1767.

Anweiſung, Briefe auf eine leichte Art und mit Geſchmack zu ſchreiben. Cölln 1768.

H. V. v. Wertheim, auf neue Manier abgefaßter und allezeit fertige Briefſteller. Chemnitz 1770.

Die Kunſt, teutſche Briefe ſchön abzufaſſen, 2 Theile. Frankfurt 1774.

Practiſche Anweiſung zu Briefen für Frauenzimmer. Nürnberg 1775.

Neueſte und beſte Anweiſung zu Briefen, zur Orthographie, zum Schönſchreiben ꝛc. Bamberg 1776.

Anweiſung zum Briefwechſel des Frauenzimmers. Nürnberg 1777.

Anweiſung und Beiſpiele zu den teutſchen Briefen. Breslau 1777.

Die Kunſt, teutſche Briefe zu verfertigen, nebſt orthographiſchen Vorleſungen. Glogau 1778.

Sammlung neueſter Briefe auf alle erdenkliche Fälle, nach heutigem Geſchmacke zu ſchreiben. Wien 1782.

Anweiſung zum Briefſchreiben, und andern dahin einſchlagenden Materien. Stuttg. 1782.

Anweiſung zum kaufmänniſchen Briefwechſel. Frankf. 1784.

Anweiſung zum Briefſchreiben, nach den Grundſätzen Gellerts. Quedlinburg 1785.

P. G. Vogler, kurze Anleit. zum Briefſchreiben. Ulm 1787.

Anweiſung zum Briefſchreiben, ein Weihnachtsgeſchenk. Leipzig 1787.

H. Braun, Anleitung zur guten teutſchen Schreibart in freundſchaftlichen Briefen und bürgerlichen Geſchäften. München 1787.

Vorübungen zum Briefſchreiben für die Jugend. Berl. 1789.

C. F. Moſer, Anweiſung zum teutſchen Briefſchreiben und andern ſchriftlichen Aufſätzen, zum Gebrauch für Schulen. Stuttg. 1789.

J. C. May, Verſuch in Handlungsbriefen nach den Gellertſchen Regeln, nebſt einer Abhandlung vom guten Geſchmacke in Handlungsbriefen. Altona 1789.

J. Mayr, Briefe zum Gebrauch der Jugend in lateiniſcher und teutſcher Sprache. Würzburg 1789.

Wiener Briefſteller auf alle Fälle eingerichtet. Wien 1789.

J. L. Adlerjung, theoretiſch-praktiſcher Briefſteller für mannigfaltige Fälle des bürgerlichen Lebens. Prag 1790. 3te Aufl. 1801.

Anweiſung zum Briefſchreiben für die adliche Jugend. Berl. 1791

Anweiſung zur Verfertigung practiſcher Briefe für junge Leute vom Handelsſtande. Grätz 1791.

(J. Lang,) kurze Anleitung zur Kenntniß der teutſchen Schreibart und zur Verfertigung aller Gattungen von Briefen. 2 Theile. Düſſeldorf 1791.

Berliniſcher Briefſteller für das gemeine Leben. Berl. 1791. 8te Aufl. 1802.

Berliniſcher Briefſteller für junge Kaufleute. Berlin 1791.

Anleitung zum Briefſchreiben für Liebende. Grätz 1791.

Der nach der neuſten und beſten Art eingerichtete Briefſteller für jeden Stand, Alter und Geſchlecht. Leipz. 1792.

Braunſchweigiſcher Briefſteller für das gemeine Leben. Braunſchw. 1792.

C. F. Schröter, allzeitfertiger und auf alle Fälle eingerichteter Briefſteller. Leipzig 1792.

Die neueſte und leichteſte Methode, gute Briefe ſchreiben zu lernen, ſamt Anweiſung zu verſchiednen ſchriftlichen Aufſätzen und Titulaturen. Prag 1792.

Gründliche Anweiſung zu allerlei Arten von Briefen und im gemeinen Leben vorkommenden Aufſätzen, mit Beiſpielen. Stendal 1792.

J. F. E. Albrecht, Briefſteller. Prag 1793.

K. Badhauſer, practiſcher Briefſteller. München. 1793.

J. G. A. Kläbe, Dresdner Briefſteller zum Gebrauch für Stadt- und Landſchulen. Dresden 1795. 3te Aufl. 1802.

J. C. Jahm Materialien zur Bearbeitung teutſcher und lateiniſcher Briefe und Reden für die mittlern Schulen. Nürnberg 1795.

J. St. Pütter, Empfehlung einer vernünftigen neuen Mode teutſcher Aufſchriften auf teutſchen Briefen, 3te Auflage. Götting 1796.

Leipziger Briefſteller, oder ausführliche und gründliche Anleitung zum Briefſchreiben für Bürgerſchulen. Leipzig 1796.

J. F. Schlez, Briefmuſter für das gemeine Leben, beſonders für Stadt- und Landſchulen. 2te Aufl. Heilbron 1796.

Derſelbe, Schreibeſchüler, oder Vorübungen im Briefſchreiben und andern bürgerlichen Aufſätzen. 3te Aufl. 1797.

Leipziger Briefſteller für Kinder und Erwachſene. Leipzig 1797.

Anweiſung zum Briefſchreiben für die Jugend beiderlei Geſchlechts, 4te Aufl. Warſchau 1797.

Cäciliens Briefwechſel mit ihren Kindern, oder lehrreiche und unterhaltende Briefe, vorzüglich zur Bildung des Briefſtyls junger Leute, 2 Bändchen. Leipzig 1797.

J. H. Fiſcher, practiſcher Briefſteller für alle Fälle des gemeinen Lebens. 3te Aufl. Wien 1798.

Teutſche Briefe, zur Uebung junger Leute im Briefſtyle, 2 Samml. 2te Aufl. Düſſeldorf 1798.

Handbuch für Schulmeiſter auf dem Lande und in kleinen Städten, woraus ſie Anweiſung geben können, wie Kinder einen verſtändigen Brief ſchreiben ſollen. Halberſt. 1798.

Anweiſung zum Briefſchreiben und zur teutſchen Rechtſchreibekunſt. Glogau 1798.

Kerndörfer, Leipziger Briefſteller für Frauenzimmer, 2 Theile, Leipzig 1799.

Frankfurter Briefſteller für das gemeine Leben. Gießen 1799.

Frankfurter Briefſteller für Kaufleute. Gießen 1799.

Briefſteller für Liebende beiderlei Geſchlechts. Leipzig 1799.

J. F. Heynatz, Handbuch zu richtiger Verfertigung und Beurtheilung aller Theile von ſchriftlichen Aufſätzen des gemeinen Lebens überhaupt und insbeſondere der Briefe, 6ſte Aufl. Berlin 1800 S. 466 — 613.

Oberrheiniſcher Briefſteller für das gemeine Leben; oder

deutlicher Unterricht, alle Gattungen ſchriftlicher Aufſätze zu verfertigen; nebſt angehängtem Wörterbuche ꝛc. Gießen 1801.

J. G. Müller, neueſter Briefſteller für alle Fälle im gemeinen Leben; nebſt einer Anleitung, Geſchäftsaufſätze zu verfaſſen. Wien 1801.

P. F. Michaelis, neuer und vollſtändiger theoretiſch-practiſcher Briefſteller für alle im bürgerlichen Leben vorkommende ſchriftliche Aufſätze. Prag 1801.

Allgemeiner oberſächſiſcher Briefſteller, oder die Kunſt richtig zu ſchreiben und alle Arten ſchriftlicher Aufſätze zweckmäßig und in gebildetem Style abzufaſſen. Leipz. 1802.

Allgemeiner Briefſteller, oder deutliche und gründliche Anweiſung zum Briefſchreiben für alle vorkommende Fälle, und zu andern im geſellſchaftlichen und bürgerlichen Leben nöthigen Aufſätzen. Grätz 1802.

Hamburgiſcher Briefſteller, oder Briefvorſchriften auf die mehreſten im bürgerlichen Leben vorkommenden Fälle, für mittlere Stände entworfen. Hamburg 1802.

K. Ph. Moritz, allgemeiner teutſcher Briefſteller, welcher eine kleine teutſche Sprachlehre, die Hauptregeln des Styls und eine vollſtändige Beiſpielſammlung aller Gattungen von Briefen enthält. Vermehrt und verbeſſert von Th. Heinſius, 4te Aufl. Berl. 1802.

Th. Heinſius, Anhang zu K. Ph. Moritz allgemeinem teutſchen Briefſteller; auch unter dem Titel: der vollkommene Geſchäftsmann, eine Anleitung zur Beförderung einer richtigen Kenntniß der kaufmänniſchen Correſpondenz und Statiſtik ꝛc. Berlin 1803.

Briefſchule für Menſchen von gutem Ton in allerlei Verhältniſſen, mit Rückſicht auf conventionelle Etikette, Gefälligkeit und Klugheit. Ein Geſchenk für die elegante Welt. Leipz. 1803.

H. A. Kerndörfer, allgemeiner Leipziger Briefſteller für das bürgerliche Leben, oder Anleitung zu einem guten ſchriftlichen Vortrag in Briefen und andern dergleichen Aufſätzen. 2te Aufl. Leipz. 1803.

Beiſpiele des Briefſtyls in Briefen von Winkelmann, Gleim, Jacobi, Cramer, Rabener, Gellert, Abbt, und andern in Königs prakt. Handbuch des teutſchen Styls. Nürnberg 1792, Th. 1, S. 113 — 237. ff. und in den Beiſpielen von allen Arten des teutſchen proſ. Styls. Leipzig 1799. — Viele in Zeitſchriften zerſtreute Briefe, z. B. in der Minerva, im teutſchen Merkur, in London und Paris, in den engliſchen und franzöſiſchen Miſcellen, im Journale Frankreich ꝛc. gehören auch hieher unter die einzelnen Untergattungen des Briefſtyls. —

Unter den Reiſebeſchreibungen in Briefform gelangten zur Celebrität: Risbeck, Briefe eines reiſenden Franzoſen über Teutſchland, 2 Th. C. Meiners Briefe über die (damalige) Schweiz, 4 Theile. — G. A. Jacobi, Briefe aus der Schweiz und Italien in das vaterländiſche Haus nach Düſſeldorf geſchrieben, 2 Th. Lübeck 1796.

Zu den freundſchaftlichen und ſentimentalen Briefen gehören: Fr. Matthiſon Briefe, 2 Th. Zürich 1795, 2te Aufl. 1802. — Allwills Briefſammlung, herausgegeben von F. H. Jacobi, mit einer Zugabe von eignen Briefen. Königsberg 1792. — Treffliche Briefe von Schloſſer und Iſelin befinden ſich in den 5 Theilen von Schloſſers Schriften. —

§. 207.

c) Der hiſtoriſche Styl.

Nächſt der Welt in unſerm Innern iſt außer uns eine Sphäre von Gegenſtänden vorhanden, die wir blos durch Erfahrung kennen lernen. Wir nennen dieſe Gegenſtände **Erſcheinungen**, weil ſie nur durch Anſchauung von uns wahrgenommen werden können. Die ganze Maſſe dieſer Erſcheinungen nennen wir den **Kreis der Erfahrung**, und der hiſtoriſche Stoff iſt aus dieſem großen Gebiete entlehnt. Zu demſelben gehören aber alle Erſcheinungen, ſie mögen nun als **neben einander** im **Raume**, oder als **nach einander**, in der **Zeit** wahrgenommen werden. Alle Erſcheinungen nehmen wir aber als **einzelne, individuelle** Theile wahr, die nur durch die Anſchauung zu Einem Ganzen verbunden werden, das jedesmal wieder der Theil eines größern Ganzen iſt. Unſre Vorſtellungen von dieſen Erſcheinungen darzuſtellen, iſt nun die Aufgabe des hiſtoriſchen Styls. Erſcheinungen und Thatſachen, mithin den **gegenwärtigen und vergangenen Kreis der Erfahrung**, hat er darzuſtellen. Dies kann aber nicht anders geſchehen, als daß die Erſcheinungen und Thatſachen, wie ſie bereits in der Vorſtellung zur Einheit verbunden ſind, auch in der Darſtellung in einem **nothwendigen** Zuſammenhange erſcheinen, und in derſelben, weil ihnen eine Anſchauung des äußern Sinnes zum Grunde liegt, zu einem

Bilde vereiniget werden, das der innere Sinn auffaßt, in welchem er zwar die einzelnen Theile, aus welchen es erfahrungsmäßig beſteht, unterſcheiden, aber auch den Zuſammenhang und die Verbindung dieſer einzelnen Theile, vermittelſt der Form der Vorſtellung, wahrnehmen kann. Die äußere Anſchauung muß alſo in eine innere verwandelt werden, und neben der Vorſtellung von dem angeſchauten Gegenſtande, welche zunächſt der Darſtellung zum Grunde liegt (weil keine Darſtellung ohne Vorſtellung möglich iſt,) muß durch die Darſtellung ein Bild von dem dargeſtellten Gegenſtande hervorgebracht werden, das mit der Vorſtellung von demſelben, in dem genaueſten Zuſammenhange ſtehet.

Schon ſeinem ganz empiriſchen Urſprunge nach, bedarf der hiſtoriſche Stoff in der Darſtellung einer höhern Belebung und Verſinnlichung, als der, welcher aus aprioriſchen Erkenntniſſen hervorgehet. Hier liegt aber auch eben die Schwierigkeit der vollendeten hiſtoriſchen Darſtellung. Müſſen irgendwo Korrectheit und Schönheit, als die höchſten Geſetze aller ſtyliſtiſchen Darſtellung, in der genaueſten Harmonie ſtehen; ſo iſt es bei der hiſtoriſchen Darſtellung. Wenn ſie der Vorſtellung entſprechen ſoll; ſo muß ſie jenen nothwendigen Zuſammenhang aller ihrer einzelnen Theile haben, welcher ein Reſultat der logiſchen Principien iſt, und ſich in der Darſtellung als **Korrectheit**, ankündigt; dann aber muß dieſe Darſtellung auch Sinnlichkeit im Ausdrucke, und Freiheit in der Bewegung haben, wenn ſie den äſthetiſchen Principien an die Schönheit der Form entſprechen ſoll, d. h. ſie muß den empiriſchen Stoff in ein Ganzes (in ein vollſtändiges Bild) vermittelſt der Verſinnlichung deſſelben verwandeln, und dieſes Ganze gleichſam als ein organiſches Product vor dem innern Sinne erſcheinen laſſen. Nur dann ſtehen in der aus dem hiſtoriſchen Stoffe hervorgehenden ſtyliſtiſchen Form Korrectheit und Schönheit in inniger Verbindung, und nur dann iſt den höchſten Geſetzen für die Vollendung einer jeden ſtyliſtiſchen Form auch in Hinſicht auf den hiſtoriſchen Stoff Genüge geleiſtet.

Beinahe noch weiter, als es in dieſem § geſchehen iſt, gehet in ſeiner Forderung an den hiſtoriſchen Styl: **Maaß**, in

ſeiner Rhetorik, S. 292. f. Er ſagt: „Die erſte allgemeine Bedingung der Schönheit einer hiſtoriſchen Rede iſt dieſe: es muß alles ſo vorſtellig gemacht werden, daß die Einbildungskraft ſowohl die einzelnen Thatſachen, als auch die Folge derſelben leicht auffaſſen, und ohne bemerkbare Anſtrengung ein klares Bild davon entwerfen kann. Die andere allgemeine Bedingung iſt: daß auch der Verſtand hinlänglich beſchäftigt werde. Das Hauptintereſſe aber, das der Verſtand bei der Betrachtung von Thatſachen hat, iſt: das Daſeyn oder Entſtehen derſelben zu begreifen, alſo ihren Zuſammenhang mit ihren Urſachen einzuſehen.“ — So wahr auch im Ganzen das iſt, was H. Blair, Vorleſungen über Rhetorik ꝛc. Th. 3, S. 203. ff. (nach Schreiters Ueberſetzung) über Geſchichte und deren Behandlung ſagt; ſo wird doch ſchon dadurch der Standpunct etwas verrückt, daß er erklärt: „Weisheit iſt der große Endzweck der Geſchichte. Es iſt die Beſtimmung der letztern, den Mangel von Erfahrung zu erſetzen. „Treffend charakteriſirt er mehrere griechiſche und römiſche Geſchichtſchreiber. — Was Adelung in grammatiſcher und ſtyliſtiſcher Hinſicht über den hiſtoriſchen Styl, (über den Styl, Th. 2, S. 55. ff.) mittheilt, iſt allerdings gegründet; aber, nach meiner Ueberzeugung, iſt dadurch weder das Weſen, noch das ganze Gebiet des hiſtoriſchen Styls erſchöpft. Schon ſeine Angabe des allgemeinen Charakters des hiſtoriſchen Styls ſcheint nicht hinzureichen. Er ſagt: „Die wahre Geſchichte erzählt Begebenheiten, welche wirklich vorgefallen ſind, und ſo, wie ſie vorgefallen ſind. Ihre Pflicht iſt daher, ſie nicht allein getreu zu erzählen, d. i. ſo wie ſie wirklich geſchehen ſind, ſondern auch genau, d. i. mit allen zur jedesmaligen Abſicht gehörigen Umſtänden. Ihr vorzüglichſter Charakter iſt daher Wahrheit im ſtrengſten Verſtande, und da deren Erkenntniß und Beurtheilung ein Werk des Verſtandes iſt; ſo hat es auch der hiſtoriſche Styl zunächſt und unmittelbar mit dem Verſtande zu thun.“ Bei dieſem Begriffe von dem hiſtoriſchen Style darf es nicht befremden, daß er weiter hinten fragt: darf der hiſtoriſche Styl lebhaft ſeyn? — Nach dem, was über die Verbindung der Korrectheit und Schönheit im hiſtoriſchen Style theils im Texte dieſes Paragraphs, theils in den folgenden Unterſuchungen aufgeſtellt wird, leuchtet es von ſelbſt ein, daß alles, was Adelung vom hiſtoriſchen Style ſagt, blos mit dem übereinſtimmt, was ich über die Korrectheit der Form hiſtoriſcher geſagt

habe, daß wir aber in Hinſicht auf die Bedingungen der Schönheit der Form im hiſtoriſchen Style weſentlich von einander abweichen, und mir das nicht genügt, was er mit wenigen Worten als Lebhaftigkeit im Style aufſtellt, als das einzige, was er in äſthetiſcher Hinſicht verlangt. Der Tadel, der bei ihm mehrere hiſtoriſche Schriftſteller in Hinſicht der in den Styl aufgenommenen Curialien und der Schwerfälligkeit des Ausdrucks trifft, fällt bei den beſſern neuern Hiſtorikern hinweg, und von den ſchlechten kann nicht die Rede ſeyn. Mehr bedarf es ſeit der Zeit, als man die hiſtoriſche Darſtellung als Sache der Kunſt zu behandeln anfing, der Erinnerung: daß man über die Schönheit der Form nicht die Wahrheit derſelben vergeſſe, daß man nicht die Facta entſtelle, indem man ſie zu verſchönern glaubt, und daß man ſich nicht in einer pretiöſen und blumenreichen Darſtellung gefalle, die ebenfalls eine Verirrung von den rein äſthetiſchen Principien iſt. — Von dem Geſchichtsſtyle, handelt Th. Heinſius Auszug aus J. C. Adelung über den teutſchen Styl, S. 190. ff. Nur zu wenig ausgeführt iſt das, was C. Meiners in ſeinem Grundriß der Theorie und Geſch. der ſchönen Wiſſenſch. (Lemgo, 1787) S. 353 ff. von der hiſtoriſchen Schreibart aufſtellt. — Mit Sachkenntniß und befriedigender, als bei Adelung, hat Eſchenburg die einzelnen Momente des hiſtoriſchen Styls aufgefaßt, aber nur durch kein inneres nothwendiges Band vereiniget, und nicht auf die beiden höchſten Principien, Korrectheit und Schönheit, zurückgeführt, in ſeiner Theorie und Literat. der ſchönen Wiſſenſch. S. 345. ff. — Auch Snell, Lehrbuch der teutſchen Schreibart, S. 236. ff. hat die Rückſicht darauf, daß durch jede hiſtoriſche Darſtellung ein Bild von dem Dargeſtellten hervorgebracht werden müſſe, ganz vernachläſſigt, und nimmt Belehrung als den einzigen Zweck des hiſtoriſchen Styls an. Er ſagt ſehr unbeſtimmt: „Mit der Schreibart für die Einbildungskraft und die Empfindung darf ſich der hiſtoriſche Styl nur da miſchen, wo die Beſchaffenheit des Stoffes ſolches ganz natürlich mit ſich bringt; nie aber darf hierin dasjenige Maas überſchritten werden, welches die Hauptabſicht, zu unterrichten, vorſchreibt.“ — K. Reinhard, Theorie und Literatur des teutſchen Styls, S. 229. ff. theilt, nach Adelung, den hiſtoriſchen Styl auch in den Styl der wahren und der erfundenen Geſchichte, und hat in ſeiner Darſtellung deſſelben nichts Originelles. — Nur zwei Paragraphen hat ihm Voigtel in ſeinem Lehrb. der teutſchen proſ. Schreibart S. 236 ff. gewidmet; doch hat er einige Beiſpiele aus

demſelben beigebracht. — Fülleborn, Rhetorik, S. 78. ff. gibt blos eine dreifache Methode für den hiſtoriſchen Styl, die chroniſtiſche, pragmatiſche und philoſophiſche an, welche letztere beide er aber nicht ſorgfältig genug von einander unterſcheidet, ohne das Weſen des hiſtoriſchen Styls und den Umfang des hiſtoriſchen Stoffes näher zu bezeichnen. — Mit ſeltener Originalität und tiefem Forſchungsgeiſte iſt die Einleitung zur Geſchichte des ältern Europa, nach dem Engliſchen des W. Ruſſel, von J. W. Bartoldy, Th. 1, S. 1. ff. (Berl. 1794.) geſchrieben. Sie betrifft nicht blos den hiſtoriſchen Styl an ſich; ſie iſt auch ſehr lehrreich für Kulturgeſchichte und Geſchichte der Menſchheit. Der Verf. ſagt ſelbſt in der Vorrede, daß ſeine Ideen von Geſchichte ziemlich von den gewöhnlichen abweichen, und kündigt ſeine Unterſuchungen als eine Philoſophie der Geſchichte an. Nur haben ſeine philoſophiſchen Bemühungen zunächſt blos die Tendenz: „die Geſchichte aus einer Laſt des Gedächtniſſes in ein Werk des Verſtandes umzuwandeln.“ Ginge durch die Reihe ſeiner Unterſuchungen ein feſter an die Spitze geſtellter Begriff hindurch; ſo würden die einzelnen trefflichen Reflexionen, die ſich auch über Naturbeſchreibung verbreiten, unter ſich zuſammenhängender ſeyn. Auf jeden Fall ſind des Verfaſſers Ideen noch viel zu wenig von den neuen Forſchern geprüft. — In Hinſicht auf den hiſtoriſchen Styl nähert ſich K. L. Woltmann (Plan für hiſtor. Vorleſ. S. 14. ff.) vielleicht zuerſt den richtigen Grundſätzen: „Das Verhältniß, das zwiſchen den gewählten Materialien, (dem hiſtoriſchen Stoffe) in der Erzählung ſeyn ſoll, muß die Lehre von der Darſtellung beſtimmen. Das erſte Geſetz derſelben, welches ſich aus der Natur der Geſchichte ergibt, würde dieſes ſeyn: bilde deine Darſtellung ſo, daß die reinſte Empirie durch ſie anſchauend gemacht werde.„ Daſſelbe ſagt er noch beſtimmter im erſten Theile ſeiner kleinen hiſtor. Schriften, (Jena 1797), S. 109 ff. „daß echtes hiſtoriſches Leben nicht durch einzelne Schilderungen, ſelbſt wenn ſie glücklich ſind, nicht durch eine fließende Erzählung, ſelbſt wenn ſie bisweilen hinreißt, ſondern durch die Compoſition des Ganzen entſtehe, und dieſe wiederum bei einem hiſtoriſchen Kunſtwerke nicht durch das logiſche Licht des Verſtandes, ſondern durch den magiſchen Schein der Anſchauung ihre Klarheit erhalten müſſe.„ Eine Theorie der Geſchichte hält er (Vorrede S. 8. ff.) für dringend nöthig, weil ſich vor Aufſtellung derſelben kein vollendetes hiſtoriſches Werk erwarten laſſe. Sehr treffend vergleicht er das Verhältniß der

wahren und erdichteten Geſchichte für die Darſtellung, „In der Poeſie (z. B. im Romane) iſt es möglich, daß vor aller Theorie derſelben vollendete Kunſtwerke erſcheinen, da der Dichter ſeine Empirie ſchaffet, wenn er auch ſeinen Stoff von der Tradition leihet; der Hiſtoriker hingegen ſoll eine gegebene Empirie darſtellen, und muß für dieſen Zweck ſelbſt ſeine Schöpfungen nur als ein Mittel der Geſchichtsforſchung brauchen. Welche Pflichten nun durch die ungeheuren, verwickelten Verhältniſſe zwiſchen der gegebenen Empirie und dem Hiſtoriker dieſem auferlegt werden, und auf welche Weiſe er ihm genug zu thun vermag; dieſes einzuſehen, dazu reicht alles hiſtoriſche Genie allein nicht hin, ſondern die Theorie der Geſchichte muß ihm durch feſte Geſetze hier zu Hülfe kommen.„ — Ganz empiriſch und auf keine Weiſe befriedigend iſt das, was Ramlers Batteux (Einl. in die ſchönen Wiſſenſch.) Th. 4, S. 295 ff. (5te Ausg. von 1802.) über die Schreibart der Geſchichte aufſtellt. — Als ich den hiſtoriſchen Styl zum erſtenmal bearbeitete in meiner Theorie des teutſchen Styls Th. 2, S. 236—381, nahm ich noch auf die fehlerhafte Eintheilung in wahre und erdichtete Geſchichte Rückſicht. Dies vermied ich in dem Elementarbuche des Wiſſensw. S. 329. ff. —

§. 208.

Begriff der Geſchichte.

Nach der allgemeinen Eintheilung alles deſſen, was zum Kreiſe der Erfahrung gehört, in Erſcheinungen und Thatſachen, wodurch die Begriffe: Gegenwart und Vergangenheit erſchöpft und ihre gegenſeitigen Beziehungen auf ſich ſelbſt näher modificirt werden, iſt die Geſchichte, objectiv genommen, die Darſtellung aller empiriſch aufgefaßten Erſcheinungen und Thatſachen, ſubjectiv aber, die ſtyliſtiſche Fertigkeit, Erſcheinungen und Thatſachen unter der Bedingung der innigſten Harmonie zwiſchen Korrectheit und Schönheit darzuſtellen. Die ſogenannte hiſtoriſche Kunſt kann daher auch in nichts anderm beſtehen, als in der Hervorbringung einer ſolchen ſtyliſtiſchen Form, vermittelſt welcher der dargeſtellte hiſtoriſche Stoff nach der innigen Verbindung der Korrectheit und Schönheit in der Darſtellung wahrgenommen wird, und die, wegen dieſer Verbindung, ein rei-

nes Wohlgefallen an ihr ſelbſt zu bewirken vermag. — Dazu gehört denn vorzüglich, daß man die darzuſtellenden Erſcheinungen und Facta ſo in der Zuſammenſtellung gruppire, daß man nicht nur über alle eine vollſtändige Ueberſicht erhält, ſondern daß man auch ſogleich durch die Art der Darſtellung in den Stand geſetzt wird, die wichtigern Facta von den minder wichtigen zu unterſcheiden. Die erſtern müſſen nämlich in der ſtyliſtiſchen Umgebung ſo erſcheinen, daß ſie den Verſtand beſonders beſchäftigen und zugleich das Hauptbild für die Phantaſie enthalten, um welches herum die übrigen Facta gleichſam zur Unterſtützung und Verſtärkung ſich von ſelbſt anſchließen, ohngefähr nach der Analogie, wie in jeder ſtyliſtiſchen Periode ſämmtliche Prädikate von dem Subjecte abhängig ſind und ſeine Umgebung bilden. — Was die Erſcheinungen betrifft, welche den einen Theil des Stoffes der Geſchichte vermitteln; ſo kommt bei denſelben alles auf die Richtigkeit des Auffaſſens an. In Hinſicht aber auf die Facta, als den zweiten Theil des hiſtoriſchen Stoffes, kann einmal die Geſchichte nicht über den Zeitpunct der Entſtehung des menſchlichen Geſchlechts auf dem Erdboden, ſelbſt nicht einmal mit Beſtimmtheit über den Anfang des geſellſchaftlichen Lebens hinausreichen; dann muß ſie ſich blos an beglaubigte Facta halten, welche die Prüfung der hiſtoriſchen Kritik aushalten, und deren Sicherheit erſt ſeit der Erfindung der Buchſtabenſchrift feſter begründet wird.

Die erdichtete Geſchichte, wo entweder eine ganze Reihe von Begebenheiten, nach der Analogie der wirklichen Ereigniſſe, oder wo wirkliche Begebenheiten in einem blos für äſthetiſche Zwecke berechneten Ganzen mit poetiſcher Freiheit modificirt und dargeſtellt werden, gehört nicht in den Umfang des proſaiſchen hiſtoriſchen Stoffes, ſondern in das Gebiet des Romans, der unter der hiſtoriſchen Form des poetiſchen Styls entwickelt wird.

Was die hiſtoriſche Kunſt betrifft; ſo ſagt Woltmann ſehr wahr in ſeinem Plane für hiſtor. Vorleſungen S. 13: „Eine Wiſſenſchaft der hiſtoriſchen Kunſt, welche nach der zwiſchen philoſophiſchen und hiſtoriſchen Wiſſenſchaften gezogenen Linie offenbar zu jenen gehören würde, würde in die Kritik und in die Lehre von der Darſtellung zerfallen.„

Durch Gatterer und Schlözer erhielt die Bearbeitung der Geſchichte unter den Teutſchen mehr Haltung und innern Zuſammenhang. — A. L. Schlözer, Weltgeſchichte nach ihren Haupttheilen. (Götting 1792.) definirt die Weltgeſchichte als eine „ſyſtematiſche Sammlung von Thatſätzen, vermittelſt deren ſich der gegenwärtige ſo ſehr verſchiedene Zuſtand der Erde und des Menſchenſchlechts aus Gründen verſtehen läßt.„ — C. D. Beck, Anleitung zur Kenntniß der allgem. Welt- und Völkergeſchichte. (Leipz. 1787.) Th. 1. S. 3. definirt die Geſchichte als die lehrreiche Erzählung wahrer und merkwürdiger Begebenheiten in ihrem Zuſammenhange, und unterſcheidet genau zwiſchen merkwürdigen und denkwürdigen Begebenheiten. — J. A. Remer, Handb. der ältern Geſchichte ꝛc. unterſcheidet die hieher gehörenden Begriffe nach folgendem Geſichtspuncte: „Die Geſchichte iſt die Kenntniß hiſtoriſch wahrer Thatſachen. Die Regeln, nach welchen dieſe Wiſſenſchaft erlernt werden muß, lehrt die Hiſtoriomathie. Anweiſung, wie hiſtoriſche Bücher aller Art verfertigt werden müſſen, gibt die Hiſtoriographie, oder hiſtoriſche Kunſt. Den Werth eines hiſtoriſchen Buches lernen wir kennen durch die hiſtoriſche Kritik; die Natur und das Weſen der Begebenheiten gehörig einſehen und ſie zweckmäßig anwenden, lehrt die Philoſophie der Geſchichte. Eine Erzählung, was dieſe Wiſſenſchaft durch alle Zeitpuncte für Schickſale gehabt hat, iſt die Hiſtorie der Geſchichte.„

§. 209.

α) Allgemeinſte Klaſſifikation des hiſtoriſchen Styls.

Der Kreis der Erfahrung umſchließt blos Gegenwart und Vergangenheit; die Zukunft liegt außerhalb deſſelben. Der hiſtoriſche Stoff iſt deshalb an die Darſtellung der Gegenwart und Vergangenheit gebunden. Die Gegenwart kann er beſchreiben, die Vergangenheit erzählen; in dieſen beiden Begriffen liegt daher die allgemeinſte Eintheilung aller ſtyliſtiſchen Darſtellung des hiſtoriſchen Stoffes. In der weitern Ausführung dieſer Eintheilung aber ſind mehrere Untergattungen des hiſtoriſchen Styls enthalten, welche aus dem Charakter der beiden Hauptgattungen hervorgehen, unter welche nämlich der empiriſch wahrgenommene Stoff für die Geſchichtsdarſtellung gebracht wird.

Die Beſchreibung, als die erſte Hauptgattung des hiſtoriſchen Styls, hält ſich zunächſt an die Gegenwart, und ſtellt deshalb die Erſcheinungen und Veränderungen im Raume dar; die Erzählung aber, die zweite Hauptgattung des hiſtoriſchen Styls, hält ſich ausſchließend an die Vergangenheit, und ſtellt mithin die Facta nach der Zeitfolge dar. Bei der Beſchreibung kommt es hauptſächlich darauf an, daß alle einzelne Merkmale des darzuſtellenden Stoffes rein und vollſtändig aufgefaßt werden, weil ſonſt die ſtyliſtiſche Form weder Wahrheit noch Verſinnlichung haben kann; bei der Erzählung hingegen beruht alles beſonders auf dem vollſtändigen Auffaſſen der erfahrungsmäßigen und nothwendigen Succeſſion der Thatſachen unter ſich, weil von dieſer, in Hinſicht auf die Darſtellung der Vergangenheit, die Harmonie der Korrectheit und der Schönheit in der Form abhängig iſt. Es kommt alſo darauf an, die Untergattungen dieſer beiden Hauptgattungen des hiſtoriſchen Styles näher anzugeben.

§. 210.

αα) Untergattungen des beſchreibenden hiſtoriſchen Styls.

aa) Naturbeſchreibung.

Der beſchreibende hiſtoriſche Styl, welcher die Gegenwart umfaßt, zerfällt in den naturbeſchreibenden und in den geographiſchen Styl.

a) Styl für die Naturbeſchreibung *). Sie iſt entweder allgemein oder ſpeciell. Die erſte umſchließt die ganze Natur, und beſtimmt zugleich das Verhältniß unſrer Erde zu den übrigen Weltkörpern (Uranographie). Die ſpecielle Naturbeſchreibung aber beſchränkt ſich auf die Darſtellung der ſinnlichen Gegenſtände, nach

*) Der Ausdruck: Naturbeſchreibung iſt richtiger, als Naturgeſchichte. Soll nämlich die Gegenwart in den Erſcheinungen dargeſtellt werden, aus welchen das Ganze der Natur beſteht; ſo iſt dies Beſchreibung des Vorhandenen, nicht Geſchichte des Geweſenen.

einem, aus der aufwärts ſteigenden Kette der Organiſationen hervorgehenden, Princip.

α) Beſchreibung der unorganiſchen ſichtbaren Gegenſtände (Mineragraphie);
β) Beſchreibung der organiſchen ſichtbaren Gegenſtände (Phytographie);
γ) Beſchreibung der thieriſchen Körper (Zoographie);
δ) Beſchreibung der menſchlichen Organiſation und ihrer phyſiſchen Verhältniſſe nach den verſchiedenen Menſchenraçen (Anthropographie — ein Theil der Anthropologie).

Die Naturbeſchreibung muß, in ſtyliſtiſcher Hinſicht, Ausführlichkeit und Erſchöpfung des Gegenſtandes haben, darf aber nicht in Weitſchweifigkeit ausarten. Sie muß die nothwendigen Merkmale der darzuſtellenden Gegenſtände *) von den zufälligen unterſcheiden, und deshalb mehr die innern, als die äußern Merkmale derſelben beabſichtigen.

Die tabellariſche Methode ſcheint für dieſe Gegenſtände deshalb am brauchbarſten, weil ſich durch dieſelbe die Objecte nach Gattungen und Arten am bequemſten ordnen, und zu einer deutlichen Ueberſicht claſſificiren laſſen. Man kann aber auch die geographiſche Methode anwenden, ſobald man nach den verſchiednen Gegenden des Erdbodens die belebten und lebloſen Geſchöpfe der Natur darſtellt, und auf die klimatiſchen Verſchiedenheiten Rückſicht nimmt. — Sehr richtig ſagt Link, in ſeinen Bemerkungen über die Naturbeſchreibung in philoſophiſcher Rückſicht, (in Fichte und Niethammers phil. Journal 1797, St. 8, S. 367. ff.) „Der Zweck der Naturbeſchreibung iſt, durch ſie die Mannigfaltigkeit in der Natur kennen zu lernen. Sie wäre freilich ganz unnütz, wenn wir durch ein Princip a priori dieſe Mannigfaltigkeit gleichſam anticipiren könnten; wenn es möglich wäre, ſie

*) Maaß, Rhetorik, S. 307. ff.

aus den verſchiednen Graden der Naturkräfte herzuleiten, oder gar aus dem höchſten Zwecke eines Weltſchöpfers zu beſtimmen. — Es iſt daher in der Naturbeſchreibung nöthig, das Mannigfaltige, das in der Anſchauung und der Empfindung gegeben wird, auf **Begriffe** zu bringen, und dann aus den Beſchreibungen der mannigfaltigen Formen ein **ſyſtematiſches Ganze** zu errichten. Dies muß aber ein natürliches Syſtem ſeyn, wo auf **alle** Verſchiedenheiten der Form geſehen wird. Wir ſollen die Mannigfaltigkeit der Formen auf Geſetze oder, da die Kenntniß derſelben gewiſſermaſſen mathematiſche Kenntniß iſt, ſie auf **Formeln** bringen, und müſſen in dieſer Formenlehre vom Einfachen zum Zuſammengeſetzten übergehen, von der Unterſuchung der Theile anfangen, und dann zur Unterſuchung des Ganzen fortſchreiten. „—

§. 211.

bb) Geographiſcher Styl.

Geographiſcher Styl. Er betrachtet die Erde und ihre Gegenſtände in Beziehung auf die darauf berechneten **politiſchen** Verhältniſſe der Menſchen. Dahin gehört

α) die Darſtellung der **phyſikaliſchen** Beſchaffenheit des Erdbodens, in Hinſicht auf Boden, Klima, Jahreszeit, Producte, Thiere, Naturveränderungen u. ſ. w. (**phyſikaliſche Geographie**).

β) die Darſtellung der gegenwärtigen **örtlichen** Verhältniſſe der Menſchen und Völker, in Angemeſſenheit zu dem Theile der Erde, den ſie bewohnen (**Chorographie** — ſonſt auch: **politiſche Geographie**);

γ) die Darſtellung der gegenwärtigen politiſchen Verfaſſung der Staaten, nach ihrem Umfange, nach ihrer Bevölkerung, nach ihren verſchiedenen Ständen, nach ihrer Regierungsverfaſſung, nach ihrer Religion, nach ihrem Handel und Verkehr mit andern Völkern, nach ihren Sitten, ihrer Kultur, ihren Manufacturen, Fabriken, Künſten u. ſ. w. (**Statiſtik**); ſie iſt eine Folge der vorhergehenden Wiſſenſchaft;

δ) die Darſtellung der **einzelnen** Beobachtungen, Bemer-

kungen und Reſultate über einzelne, oder mehrere Völker und Staaten, welche man bei einem längern oder kürzern Aufenthalte in der Mitte derſelben ſammlet. (**Reiſebeſchreibungen.**)

Der geographiſch-ſtatiſtiſche Styl muß in der Bezeichnung die möglichſt größte **Genauigkeit** und **Beſtimmtheit** haben, damit keine Verwechslung der Gegenſtände geſchehe. Er muß **Vollſtändigkeit** haben, weil Mängel und Lücken in ihm beinahe unverzeihlich ſind. Für ſeinen Zweck müſſen die Quellen, aus denen man ſchöpft, ſorgfältig geprüft werden; beſonders aber muß in der Anlegung des ganzen Planes lichtvolle Ueberſicht und harmoniſche Verbindung aller einzelnen Theile herrſchen, jene Ueberſicht mag nun von der gewöhnlichen tabellariſchen, oder von der ethnographiſchen Methode abhängen, wo man die einzelnen Theile des Erdbodens nach ihrem Verhältniſſe zu dem darauf wohnenden Theile des menſchlichen Geſchlechts darſtellt.

Noch fehlt uns eine Theorie der Reiſebeſchreibungen, die man aber aus den meiſten, ſelbſt den gelungenſten Arbeiten dieſer Art nicht würde abſtrahiren können. Unſre meiſten Reiſebeſchreibungen enthalten noch eine zu bunte Miſchung fremdartiger Materialien, und ſind gewöhnlich mehr lehrreich, als ſtyliſtiſch vollendet. Adelung hat ihrer in ſeinem Werke gar nicht gedacht. Th. Heinſius in ſeinem Auszuge dieſes Werkes bringt ſie S. 195. f. in einer Note bei, und Snell, Lehrbuch der teutſchen Schreibart S. 246. f. — [illegible]

§. 212.

ββ) Untergattungen des erzählenden hiſtoriſchen Styls.

aa) Naturgeſchichte; bb) Menſchengeſchichte.

Der erzählende hiſtoriſche Styl umfaßt die **Vergangenheit**. Er hat daher die Aufgabe zu löſen, in einer vollendeten ſtyliſtiſchen Darſtellung alle die einzelnen Momente aufzuführen, aus welchen die gegenwärtige phyſiſche und politiſche Geſtalt des Erdbodens und ſeiner Geſchöpfe hervorging. Er beſchäftigt ſich alſo nicht mit dem, was gegenwärtig iſt, (weil die zuſammenhängende und verſinnlichte Dar-

ſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes der Erde die Aufgabe für den beſchreibenden hiſtoriſchen Styl enthält); ſondern mit dem, wie das, was gegenwärtig iſt, ſich entwickelte und entſtand, und ſtellt deshalb alle die unzähligen, unter ſich aber nothwendig zuſammenhängenden, Erſcheinungen und Thatſachen auf, welche durch mündliche, artiſtiſche und ſchriftliche Ueberlieferungen von der allmähligen Entwickelung und Veränderung der Natur und Menſchheit ſich erhalten haben. Er iſt daher theils Naturgeſchichte, theils Menſchengeſchichte.

aa) Die Naturgeſchichte, in dieſem richtigern Sinne des Wortes, beſchäftigt ſich mit den Reſultaten über die Bildung unſers Erdkörpers; mit den Veränderungen, welche die Erdoberfläche, ſowohl das Continent, als das Meer, erfahren hat; mit dem ehemaligen Zuſtande der ſogenannten drei Naturreiche; u. ſ. w. (Hieher gehören alſo die hiſtoriſchen Unterſuchungen über das Alter der Erde; über die Verſteinerungen; über Vulcanismus und Neptunismus; über die Veränderungen der Atmoſphäre und die davon abhängende klimatiſche Verſchiedenheit; über Erdbeben; totale oder partielle Ueberſchwemmungen; über untergegangene und entſtandene Länder; über ausgeſtorbene Thierarten; über die Spielarten und Degeneration der Organiſationen ꝛc.)

bb) Die Menſchengeſchichte, im weitern Sinne, begreift alle Veränderungen und Thatſachen in ſich, die ſich auf die gegenſeitigen Verhältniſſe freier Weſen und auf den Gang ihres Schickſals, ſo wie auf die gegewärtige politiſche Geſtalt des Erdbodens, mit Einſchluß des Grades der intellectuellen und moraliſchen Reiſe unſers Geſchlechts, — des allgemeinen Reſultates der ganzen Geſchichte deſſelben — beziehen. Die Menſchengeſchichte iſt daher:

a) Geſchichte der Individuen, weil das Ganze der Geſchichte eben ſo aus der Darſtellung der einzelnen Thätigkeiten und Schickſale der Individuen beſteht, wie die Menſchheit ſelbſt der Totalbegriff für alle Weſen iſt, deren unterſcheidender Charakter in der unzertrennlichen Verbin-

dung von ſinnlich-geiſtigen Anlagen zu dem Ganzen Einer Perſon beſteht. (Dahin gehören Biographien, Charakteriſtiken, Anecdoten, und der lapidariſche Styl)

b) Specialgeſchichte. Sie enthält die Darſtellung der Schickſale und Thätigkeiten einer Mehrzahl von Individuen, die entweder durch Familienverhältniſſe, oder durch Privatverträge zu einem beſondern Zwecke, oder durch die Unterwerfung unter eine gemeinſchaftliche bürgerliche Conſtitution mit einander verbunden ſind. Zur Specialgeſchichte gehören alſo:

α) Die hiſtoriſchen Darſtellungen des Familienlebens, ſowohl aus dem patriarchaliſchen Zeitalter, als aus den folgenden;

β) Die hiſtoriſchen Darſtellungen ganzer einzelner Geſellſchaften; z. B. Geſchichte der Stände, der Geſchlechter, der Zünfte, der Secten, der Orden, der Unionen, der geheimen Geſellſchaften ꝛc.

γ) Die Geſchichte der einzelnen Reiche, Völker und Staaten, nach allen den Eigenthümlichkeiten, die ihnen, als iſolirten Theilen der ganzen Menſchheit, in Hinſicht auf Verfaſſung, Kultur, Religion, Sitten ꝛc. zukommen.

δ) Die Geſchichte der einzelnen Momente der Ausbildung des menſchlichen Geiſtes; Geſchichte der iſolirten Wiſſenſchaften und Künſte; Geſchichte der Religionen; Kirchengeſchichte; Literargeſchichte ꝛc.

c) Univerſalgeſchichte. Die Geſchichte der Allheit unſers Geſchlechts, Geſchichte der Menſchheit im weitern Sinne, mit ihren Untertheilen.

Daß die Menſchengeſchichte mit ihren Untergattungen und mit den ſtyliſtiſchen Formen, unter welchen ſie erſcheint, auch bisweilen ausſchließend: Geſchichte genannt werde, bedarf kaum der Erinnerung.

§. 213.

β) Entwickelung der Hauptbegriffe für die verſchiedenartigen Formen der Darſtellung des erzählenden Styls.

1) Die Erzählung.

Die Erzählung, (im Gegenſatze der erzählenden hiſtoriſchen Gattung) iſt ein, in ſich abgeſchloſſenes, aber der Form nach, kleineres styliſtiſches Ganze. Sie beſchäftigt ſich mit der Darſtellung eines Factums, oder eines Individuums, welches man in der Ueberſchrift, oder in dem Eingange ankündigt, und auf deſſen Entwickelung und Schilderung der Totaleindruck dieſes styliſtiſchen Products berechnet iſt. — Es bewegen ſich daher in der Erzählung um das an die Spitze geſtellte Factum oder Individuum die übrigen zur Darſtellung nöthigen Begebenheiten gleichſam im Kreiſe; immer ſchimmert jener Hauptpunkt hervor, und nie darf man denſelben über den Nebenparthien aus dem Blicke verlieren. — Da alſo, dem Stoffe nach, die Erzählung nur ein verhältnißmäßig kleines und in ſich arrondirtes Gebiet ausmacht; ſo kommt bei ihr beinahe alles auf die Form an, welche nicht nur das Intereſſe erregen, ſondern auch vom Anfange bis zum Schluſſe ſo zu feſſeln wiſſen muß, daß man von dem dargeſtellten Gegenſtande nicht nur einen beſtimmten Begriff, ſondern auch ein gehörig hervorgehobenes Bild erhält. Je kleiner aber das Gebiet der Erzählung iſt; deſto ſorgfältiger müſſen die Epiſoden in derſelben, welche durch die zu entwickelnden Nebenvorſtellungen herbeigeführt worden ſind, gehalten und nicht über ihre Grenzen ausgedehnt werden.

§. 214.

2) Die Schilderung.

Die Schilderung kann ſowohl im beſchreibenden, als im erzählenden hiſtoriſchen Style vorkommen; denn ſowohl der hiſtoriſche Stoff, der aus der Gegenwart entlehnt iſt (z. B. eine Naturſcene ꝛc.), als auch der, welcher der Vergangenheit angehört (z. B. eine Schlacht, eine große Unternehmung ꝛc.) iſt der erhöhten Verſinnlichung

empfänglich, welche den weſentlichen Charakter der Schilderung ausmacht. Ob nun gleich dieſe erhöhte Verſinnlichung in der Darſtellung an ſich der Form angehört: ſo hängt ſie doch zunächſt von dem Stoffe ab, weil ſich nicht jeder hiſtoriſche Stoff zur Schilderung eignet, und nicht ſelten in dieſer Hinſicht die bedeutendſten Mißgriffe gethan werden. Nur derjenige Stoff, der an ſich ſchon dazu geeignet iſt, in der Anſchauung das Gefühl des Großen, des Rührenden, u. ſ. w. in uns anzuregen, wird der Schilderung fähig ſeyn, die man auch deshalb, ſobald nur der Stoff dieſe Darſtellung verſtattet, nicht ganz unrichtig hiſtoriſche Gemählde genannt hat. Doch ſcheint man bei der Wahl dieſes Ausdrucks ſich nicht immer den beſtimmten Begriff der Schilderung gedacht zu haben. Die Schilderung hat nämlich das mit der Erzählung gemein, daß nur Ein Object, es ſey nun eine Erſcheinung, oder eine Thatſache, in ihr der Mittelpunct iſt, um welchen ſich alles bewegt; daß, ſobald die Schilderung nicht zum Romane werden ſoll, dieſes Object mit hiſtoriſcher Wahrheit gehalten und durchgeführt ſeyn muß; und daß die ganze ſtyliſtiſche Umgebung von dieſem Gegenſtande abhängt. Nur das iſt aber ihre Eigenthümlichkeit, wodurch ſie ſich von jeder andern hiſtoriſchen Form unterſcheidet, daß ſie, weil der Stoff ſich dazu eignet, denſelben ſelbſt, und dann auch deſſen Umgebung, mit einer ſolchen Verſinnlichung darſtellt, daß der Eindruck der Darſtellung auf Phantaſie und Gefühl, und minder auf Belehrung und Ueberzeugung von gewiſſen Thatſachen, berechnet iſt. Sie ſoll von dem Hauptgegenſtande ein ſolches Bild entwerfen, daß man gleich ſtark von ihm, ſo wie von der Darſtellung ſelbſt ergriffen wird; denn in der Schilderung erſcheint die Darſtellung nicht zunächſt des Objects wegen, ſondern um ihrer ſelbſt willen. Deshalb wird der Gegenſtand, der auch, als hiſtoriſcher Stoff, einer einfachen und ruhigern Behandlung fähig wäre, mit dieſer lebensvollen Haltung, die beinahe an Begeiſterung grenzt, dargeſtellt, daß Gefühl und Phantaſie ihr Intereſſe dar-

an zwiſchen den Stoff und die Form, und zwar gleichmäßig theilen müſſen.

In dieſer Gattung hat Jean Paul gelungene Naturſchilderungen, und Schiller ſowohl in der Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, als auch in der Geſchichte des Abfalls der Niederlande meiſterhafte Schilderungen von Factis aufgeſtellt, welche, wenn jene Erſcheinungen, und dieſe Facta ganz einfach, und ohne dieſe höhere ſinnliche Bekleidung dargeſtellt wären, ohnmöglich das Intereſſe erregen würden, das man nun zwiſchen den dargeſtellten Stoff und ſeine Darſtellung theilen muß. — Von Schilderungen in Romanen kann, der Form nach, daſſelbe gelten, nur daß der Stoff dazu aus der erdichteten Geſchichte, aus einer Ideenwelt, und weder aus den Erſcheinungen der Sinnenwelt noch aus den Factis der Geſchichte entlehnt iſt.

§. 215.

3) Die Biographie.

Die Biographie iſt Darſtellung des Lebens eines einzigen Menſchen. Sie verhält ſich zur Wiſſenſchaft der Geſchichte wie ein iſolirter Theil zu dem Ganzen. So wichtig aber das Beſondere für das Allgemeine iſt; ſo wichtig ſind auch gut geſchriebene Biographien für die Vollendung der allgemeinen Geſchichte. Soll die Biographie ihrem Zwecke entſprechen; ſo darf ſie kein Panegyricus ſeyn, der blos die vortheilhaften Seiten des darzuſtellenden Subjects heraushebt, und alles ins Licht ſtellt, was nur ins Licht geſtellt werden kann, ja bisweilen die Schwächen und Verirrungen ſelbſt als preißwürdige Eigenſchaften behandelt. Eben ſo wenig darf ſich der Biograph als Gegner des darzuſtellenden Individuums ankündigen. Seine Stimmung muß vielmehr Neutralität ſeyn. Die Biographie hat daher die Beſtimmung, das ganze Leben eines Menſchen, nach allen ſeinen einzelnen Theilen, nach der Folge der Begebenheiten, und nach den Gründen dieſer Folge, alſo nach dem Kauſalzuſammenhange aller Thatſachen, welche zu dem Leben eines Individuums gehören, darzuſtellen, ſo daß man über das

Individuum ſelbſt, ſo wie über alle ſeine Verhältniſſe und Begebenheiten eine ſolche Ueberſicht bekommt, daß man ein richtiges Urtheil darüber fällen kann. Der Grundriß zu einer Biographie iſt alſo, dem Stoffe nach, die Aufeinanderfolge der einzelnen Begebenheiten in dem Leben eines Menſchen in den verſchiedenen Perioden dieſes Lebens, welche aber in der Darſtellung ſo verbunden ſeyn muß, daß vermittelſt der Succeſſion der Begebenheiten ein Bild von dem Ganzen entſteht, in welchem ſich alle einzelne Theile gegenſeitig wie Urſache und Wirkung verhalten. Werden die einzelnen Momente des Lebens eines Individuums ohne styliſtiſche Kunſt blos nach den allgemeinſten Begebenheiten (nach Geburt, Erziehung, Berufsart, Familienverhältniſſen ꝛc.) angegeben; ſo iſt es ein **Lebenslauf**, und keine Biographie. Die Biographie aber erſchöpft die ganze Reihe der Thatſachen in dem Leben eines Menſchen, und berückſichtigt nicht allein die äußern Umſtände in dem Schickſale deſſelben, ſondern verbreitet ſich beſonders über die innern Urſachen deſſelben, d. h. über die natürlichen Anlagen des Individuums; über die Entwickelung derſelben durch Erziehung und ſelbſtthätige Anſtrengung; über die Richtung, welche dadurch die intellectuelle Bildung des Individuums nahm; über den Gang ſeiner moraliſchen Reife; über die bürgerlichen Verhältniſſe und Umſtände, unter welchen es wirkte; über den Einfluß deſſelben auf den Kreis von Menſchen, in welchem es lebte, und, wenn es eine für ganze Völker, oder ſelbſt für die Menſchheit merkwürdige Perſon war, über den Antheil derſelben an den Schickſalen eines Volkes, oder an der Forbildung der Menſchheit ſelbſt. Dieſe pſychologiſche Entwickelung iſt die fruchtbarſte, lehrreichſte und intereſſanteſte; denn ſie giebt uns Aufſchluß darüber, wie, unter dem Einfluſſe wechſelnder Umſtände und Verhältniſſe, der Menſch das wird, was er wird; wie er dadurch ſich entweder erhebt, oder darunter erliegt; wie ſeine Verirrungen und guten Seiten unter ſich zuſammenhängen; wie ſeine intellectuelle und moraliſche Bildung entweder in Harmonie, oder im Mißverhältniſſe ſtehen; wie ſeine Hand-

lungen und ſeine bürgerlichen Verbindungen ſich zu ſeinem Charakter und zu ſeiner ganzen Individualität verhalten; überhaupt wie die ganze Kette ſeiner Handlungen und Schickſale unter ſich ſo nothwendig zuſammenhänge, daß man nur durch eine geordnete Darſtellung derſelben in den Stand geſetzt wird, eine Ueberſicht darüber zu gewinnen, durch welche wir uns nicht allein für das dargeſtellte Individuum intereſſiren, ſondern auch ſelbſt mannigfaltige Veranlaſſungen für unſere Belehrung daraus ſchöpfen.

Die Biographie, wenn ſie ein vollendetes Ganze ſeyn ſoll, muß das Individuum von ſeiner Geburt an bis zu ſeinem Tode begleiten; aber dennoch finden ſich auch mehrere, welche den Gang der Begebenheiten nur bis zu einem gewiſſen Zeitpunkte fortführen, welches jedesmal der Fall bey den Selbſtbiographien iſt.

Für den Styliſten, der eine Biographie entwerfen will, muß es oberſtes Geſetz ſeyn, daß er mit dem Griffel der Wahrheit zeichne, daß er aber auch durch die Gruppirung der einzelnen Thatſachen einen ſolchen Zuſammenhang derſelben vermittele, daß es für die Phantaſie blos der Verſinnlichung des ganzen daraus hervorgehenden Bildes bedarf, um, neben der Forderung an die Korrectheit der Form, auch die Forderung an die Schönheit derſelben zu befriedigen. Der Biograph darf alſo nicht den Stoff verändern, oder, wie man ſich ausdrückt, verſchönern, ſonſt wird die Wahrheit in der Darſtellung verletzt; aber er kann dieſem Stoffe durch die Form ſo viel Intereſſe geben, daß wir nicht blos der Form wegen (als eines styliſtiſchen Kunſtwerks), ſondern auch um ſeiner ſelbſt willen (des dargeſtellten Individuums wegen) gern dabei verweilen. Denn darin beſteht die Vollendung der Biographie: daß in derſelben ein Individuum erſcheine, das nach dem Gange ſeines Schickſals und ſeiner Handlungen unſre Theilnahme erregt (der Grund dieſer Theilnahme ſey nun entweder das Ungewöhnliche in dieſen Schickſalen, oder die literariſche Celebrität des Individuums, oder der politiſche Wirkungskreis deſſelben ꝛc.); daß aber auch dieſes Indivi-

duum, nach ſeinen Schickſalen und Handlungen, durch die Form ſo dargeſtellt werde, daß wir unſre Aufmerkſamkeit und unſer Wohlgefallen zwiſchen Stoff und Form gleichmäßig theilen. Daß die Individualität der darzuſtellenden Perſon die Hauptaufgabe des Biographen ſey, braucht kaum noch erinnert zu werden; daß aber dazu weſentlich gehöre, daß der Biograph ſeine eigne Individualität wo möglich ganz verläugne, und das darzuſtellende Individuum durchgehends ſelbſt handeln laſſe, wird bei dem Entwerfen ſolcher hiſtoriſchen Formen mehr vernachläßigt. Diejenige Biographie wird deshalb die gelungenſte ſeyn, wo man über der Betrachtung des dargeſtellten Individuums und der Form der Darſtellung, den Urheber der Form vergißt, und ſo von dem Strome der Darſtellung fortgeriſſen wird, daß man ſich deſſelben gar nicht erinnert.

Zu der Korrectheit der Darſtellung (der nothwendigen Folge der Wahrheit in den Vorſtellungen) gehört weſentlich, daß man ſelbſt die Fehler und Verirrungen des darzuſtellenden Individuums weder verſchweige, noch verdrehe, ſondern höchſtens nur, aus der ganzen Individualität deſſelben, den Urſprung und der Zuſammenhang derſelben mit ſeinen übrigen Eigenſchaften pſychologiſch erkläre. Die Schönheit der Form in der Biographie ſchließt aber unbedingt alle Kleinigkeitskrämerei, alles Haſchen nach halbwahren Anecdoten, wodurch man nur den unreifen Geſchmack unterhalten und befriedigen will, alle Späße und Witzeleien, alle unnöthige und fremdartige Epiſoden und Räſonnements von ſich aus. So wie in einem vollendeten Gemählde nichts überflüßig iſt, aber auch nichts vermißt wird, und in ihm weder Ueberladung noch Lücken ſtatt finden; ſo muß auch jede Biographie ein in ſich abgeſchloßnes, gerundetes und vollendetes ſtyliſtiſches Ganze ſeyn.

Wie wenig die meiſten vorhandnen Biographien dieſen Forderungen entſprechen, braucht hier nicht ausgeführt zu werden. Bald glaubt man eine Biographie geliefert zu haben, wenn man an dem dürftigen Faden der Chronologie die einzelnen Momente des Lebens eines Indivi-

duums aufzählt, und über der ängſtlich geſuchten Treue in der Erzählung vergißt, daß jede Biographie, der ſtyliſchen Form nach, ein Kunſtwerk ſeyn muß; bald aber ſucht man den Charakter der Biographie in einer halbwahren und durch eingeflochtene ſchiefe Räſonnements überladenen Darſtellung, der nicht nur die Wahrheit, ſondern auch die Schönheit abgehet, weil die Schönheit einer jeden Form ein Ganzes iſt, das nicht in ſeinen Theilen zergliedert werden darf, um die ſogenannten einzelnen Schönheiten aufzufinden.

Die hiſtoriſche Kunſt des Styliſten beſteht daher in der Biographie in der Art, wie er das Ganze, als ein organiſches Ganzes, anlegt; wie er die einzelnen Theile unter ſich verknüpft, und die folgenden gleichſam ſchon in den vorhergehenden ahnen und errathen läßt; und wie er, völlig neutral und unpartheiiſch gegen das dargeſtellte Individuum, daſſelbe ganz ſeinem eignen Schickſale überläßt, und ſo hinter der Couliſſe bleibt, daß blos das Wohlgefallen an Stoff und Form endlich die Nachfrage nach dem Urheber dieſer Form veranlaſſen kann.

Maaß, Rhetorik, S. 303. ff. hat die Biographie nur in gedrängten Umriſſen verzeichnet, und nichts Neues darüber geſagt; aber eine Stelle gehört hieher, wo er den Unterſchied zwiſchen Biographie und Geſchichte angibt, inwiefern die letztere auch ſich über Individuen verbreitet. „Die Lebensgeſchichte erzählt Begebenheiten eines einzelnen Subjects wegen, deſſen Leben ſie beſchreiben will; die eigentliche Geſchichte redet von einzelnen Subjecten nur der Begebenheiten wegen, die ſie vorſtellig machen will. Dieſe betrachtet die Begebenheiten in ihrem objectiven Zuſammenhange unter ſich, als einen Theil von dem Laufe der Natur überhaupt; jener betrachtet ſie im ſubjectiven Zuſammenhange mit einem individuellen Subjecte.„ — Blair, Vorleſ. über Rhetorik, Th. 3, S. 243. ff. erklärt ſich ſehr unzureichend über das Weſen der Biographie. — Eben ſo wenig erſchöpft das, was Adelung darüber, Th. 2. S. 77. f. ſagt, das Weſen derſelben. — Eſchenburg, Theorie und Lit. der ſchönen Wiſſenſch. S. 331. f. — Eine iſolirte, zu wenig gekannte Schrift: über die Biographie, von Wiggers, Mitau 1777, darf hier nicht übergangen werden, da ſie treffliche Blicke in die Geheimniſſe des menſchlichen Herzens enthält. Das erſchöpfendſte Werk

über die Biographie, das wir beſitzen, iſt: Jeniſch, Theorie der Lebensbeſchreibung, Berl. 1802. Der Verfaſſer entwickelt alle Geſichtspuncte, aus welchen Biographien verſucht werden können, u. macht an den pragm. Biographen S. 31. ff. die Forderung: „daß er eine pſychologiſche Entwicklungsgeſchichte des von ihm dargeſtellten menſchlichen Individuums aufſtellen müſſe, eine ſorgfältige Prüfung und verhältnißmäßige Schätzung der Talente deſſelben, eine möglich zuſammenhängende Darſtellung, möglich gründliche Beleuchtung und moraliſche Würdigung ſeiner Geſinnungen und Handlungen; ein möglich vollſtändiges und reines Charakterbild ſeines ganzen Seyns und Webens; eine Geſchichte des Einfluſſes ſeiner Talente auf die von ihm bearbeitete Kunſt oder Wiſſenſchaft, ſeiner Geſinnungen und Kraftäußerungen auf ſeine Zeitgenoſſen, oder auf einen enger begrenzten Menſchenkreis. Denn die pragmatiſche Biographie erörtert Thatſachen und Charakterzüge ihres Individuums nach Urſache und Wirkung, d. h. mit andern Worten, ſie betrachtet den Menſchen als ein ſinnlich-vernünftiges, durch die äußerlichen Umgebungen in dem beſtimmten Puncte des Raums und der Zeit ſeiner Exiſtenz ausbildſames Weſen; ſie zeigt den Einfluß der Sinnlichkeit auf die Vernunft, der Vernunft auf die Sinnlichkeit, der äußern Umgebungen auf beide. Dies iſts, was ich die pſychologiſche Entwickelungsgeſchichte des Menſchen nenne, und worunter ich gewiſſermaßen alles übrige befaſſe. Denn die Talente, die Geſinnungen und Handlungen eines Menſchen ſind nichts anders, als eben ſo viele Kraftäußerungen ſeines ſinnlich-vernünftigen Ichs. Die Einheit ſeines intellectuellen und moraliſchen Charakters (denn eine ſolche Einheit liegt einem jeden reinen Charakterbilde, mithin auch jeder Charakteriſtik zum Grunde) gehört gleichfalls zu der pſychologiſchen Entwickelungsgeſchichte. Denn was durch eine beſtimmte Reihe von Urſachen und Wirkungen zuſammengebildet wird, muß eben dadurch auch Einheit haben.„ Darauf ſtellt er die einzelnen Momente auf, auf welche es bei einer Biographie ankommt, und bringt die darzuſtellenden Individuen unter mehrere Klaſſen: der Denker, Künſtler, Helden, practiſchen Weiſen, Sonderlinge, und der Weiber. — Mit Geiſt ſind K. L. Woltmanns Verſuche über die Biographie geſchrieben, in ſeinen kleinen hiſtoriſchen Schriften, 2 Theile, Jena 1797, Th. 1, S. 103. ff. Man muß ihn ſelbſt über das Verhältniß der Geſchichte zur Biographie (des Ganzen zu ſeinem Theile) und über die Klaſſen von Materialien hören, aus denen eine Biographie gebildet werden kann; S. 134. ff. „Die Hiſtorie kann nichts

ſeyn (vergl. §. 207. und die Note dazu), als Darſtellung der Empirie überhaupt; im engern Sinne, Darſtellung der Empirie in Hinſicht auf die Menſchheit und ihr Schickſal, ſowohl im Ganzen und in größern Maſſen, als im Einzelnen. Dieſe Darſtellung kann nie vollendet ſeyn, und ihrem Zwecke ganz entſprechen, als wenn ſie zum hiſtoriſchen Kunſtwerke wird, d. h. die Form für die Empirie erhält, in welcher mir dieſe nach ihrer ganzen Individualität erſcheint. Alle Individualität nämlich beſteht in einer ſolchen Modifikation und Verbindung von Eigenſchaften, wie ſie nur in dieſem beſtimmten Gegenſtand gefunden wird. Um ſie nun zu bemerken, muß ich alle Verhältniſſe in denſelben wahrnehmen, und dies iſt ohnmöglich, wenn ich nicht einen Standpunct habe. Muß ich ihn außerhalb des Kreiſes eines Gegenſtandes ahnen; ſo kann ich dieſen nicht zum Stoffe eines hiſtoriſchen Kunſtwerkes brauchen, weil ich eine fremde Einheit in ihn hineintragen, alſo unwahr ſeyn würde; nur wenn ich im Gegenſtande ſelbſt den Geſichtspunct für die Wahrnehmung ſeiner Individualität auffinden kann, darf ich ihn als hiſtoriſcher Künſtler bearbeiten. — Die Biographie iſt ein hiſtoriſches Kunſtwerk über den Kreis der Empirie, welcher durch das Leben eines einzelnen Menſchen beſchrieben wird. Dieſes Leben muß uns nothwendig einen ſolchen Stoff darbieten, deſſen Theile ſich aus einem beſtimmten Geſichtspuncte betrachten laſſen. Es laſſen ſich aber nur vier verſchiedene Klaſſen von Materialien denken, aus welchen eine Biographie geſchaffen werden könnte. Die erſte macht diejenigen aus, bei welchen der Sieg des Schickſals über die widerſtrebende Kraft des Menſchen dem Hiſtoriker den Geſichtspunct gibt; bei der zweiten verleiht denſelben die Bezwingung des Schickſals durch den menſchlichen Willen; in der dritten finden wir einen ſolchen Stoff, welcher ſeine Einheit gerade durch den immer unentſchiednen Widerſpruch zwiſchen dem Verhängniſſe und den Planen des Menſchen erhält; in der vierten haben wir die ſchöne Einheit, daß alle Kräfte und alle Schickſale eines Menſchen mit einander in einer ſteten Harmonie der Wechſelwirkung ſind."

Die Selbſtbiographien, ſo intereſſant ſie auch als Selbſtbekenntniſſe und als reiner Ausdruck der Individualität in pſychologiſcher Hinſicht ſeyn mögen, drückt doch immer der Verdacht, daß manches übergangen, und manches in einem andern, als dem Lichte der ſtrengſten Wahrheit dargeſtellt ſey. Doch ſollte jeder bedeutende Mann zu ſeiner Biographie, beſonders aus der Epoche ſeiner frühern Bil-

dung ſammlen, um dadurch ſeinem Biographen vorzuarbeiten. vergl. Jeniſch Theorie ꝛc, S. 39. f. —

§. 216.

4) Die Charakteriſtik.

Wird die Biographie in dem Sinne genommen, wie ſie hier verzeichnet worden iſt; ſo iſt die Charakteriſtik eigentlich keine ihrem Weſen nach von derſelben verſchiedne Form. Auch ſie ſchildert Individuen, wie die Biographie; auch ihr gehört die pſychologiſche Entwickelung von Handlungen und Facten an. Noch mehr aber, als die Biographie, mit der ſie in Praxis ſelbſt ſo oft verwechſelt wird, beabſichtigt ſie die Darſtellungen des Individuellen, und zwar hauptſächlich der geiſtigen Individualität. Die moraliſche Welt, die Sphäre der Freiheit, und alles, was in dem Leben und in den Handlungen der Menſchen daraus reſultirt, gehört in ihre Mitte. Sie zeichnet in einzelnen Zügen und in ganzen Gemählden die individuelle Denkungsart und Kultur nach einem dabei angenommenen pſychologiſchen Princip. Sie ſtellt an die Spitze ihrer Darſtellung einen theoretiſchen oder practiſchen Satz, und bedient ſich nun der darzuſtellenden Individualität gleichſam als des Commentars zu dieſem Satze. Das weſentlich Individuelle, wobei das Accidentelle (die äußern Schickſale des Individuums) gewiſſermaßen in den Hintergrund der Darſtellung gerückt wird, erſcheint in der Charakteriſtik teleologiſch, d. h. in Beziehung und als Erläuterung eines höhern Standpunctes. Nur ſo kann man die Grenzen zwiſchen Biographie und Charakteriſtik näher beſtimmen. — Man wird daher von Friedrich dem zweiten eine Biographie liefern, wenn man den ganzen Gang der Schickſale und Thaten dieſes großen Regenten pſychologiſch würdigt und darſtellt, und dadurch ein verſinnlichtes Bild von ihm bewirkt. Man wird aber eine Charakteriſtik von ihm entwerfen, wenn man z. B. aus der Darſtellung des Ganges der Schickſale und Thaten Friedrichs das Problem erklären will, wie ein Mann von dieſer Individualität, an der Spitze eines Volkes, dieſes Volk in

die Wagſchale des Gleichgewichtes der europäiſchen Staaten bringen kann. — Immer muß aber die Charakteriſtik nur **reflectiren**, und **nicht idealiſiren**; ſie kann die Thatſachen in dem Leben eines Individuums aus einem höhern kosmopolitiſchen Geſichtspuncte faſſen und verzeichnen, nur darf ſie nie den Zuſammenhang zwiſchen dem aufzulöſenden Probleme und dem Individuum erkünſteln und gewaltſam hervorzubringen ſuchen. Daß das **geiſtige** Weſen und Leben, daß die **politiſchen** Verhältniſſe entſchiedener merkwürdiger und ungewöhnlicher Männer ſich nur zu einer Charakteriſtik, hingegen die Menſchen im Kreislaufe gewöhnlicher Verhältniſſe ſich zunächſt zur Biographie eignen, ergibt ſich aus dieſen aufgeſtellten Principien. Was die Form, in Hinſicht auf Korrectheit und Schönheit, betrifft; da gilt alles das von der Charakteriſtik, was von der Biographie verzeichnet worden iſt.

Obgleich in dem, was Maaß, Rhetorik, S. 310. ff. unter der Rubrik: Charakterſchilderung aufſtellt, die Grenzlinie zwiſchen Biographie und Charakteriſtik nicht ſcharf genug gehalten iſt, weil er Charakteriſtik zunächſt für Darſtellung des Charakters eines Individuums nimmt, und es nicht auf die ganze Individualität bezieht; ſo iſt doch das, was er über die Schilderung des Charakters aufſtellt ſehr wahr ergriffen und frei gezeichnet. Die Miſchung des Charakters zu beobachten, welche er in das Verhältniß der Neigungen und übrigen Charakterzüge gegen einander und gegen die Grundzüge ſetzt, empfiehlt er beſonders für die Darſtellung. — Auch bei Eſchenburg (Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften S. 329. ff.) fließen die Grenzlinien zwiſchen Charakteriſtik und Biographie zuſammen. —)

§. 217.

5) Die Anecdote.

Die Anecdote iſt die Darſtellung einer einzigen Begebenheit, einer einzigen Aeußerung irgend eines Individuums, welche ſich entweder durch ihre Originalität, oder durch ihren Zuſammenhang mit andern Umſtänden ſo auszeichnet, daß ſie iſolirt dargeſtellt werden, und durch die iſolirte Darſtellung Intereſſe erregen kann. — Der Stoff zur Anecdote

iſt daher entweder eine einzelne That, oder ein einzelner Ausſpruch, welche das Gepräge der Kraft, der Neuheit, der Gegenwart des Geiſtes, oder irgend eines bedeutenden Zuges von einem menſchlichen Geiſte ſo an ſich tragen, daß durch die Hervorziehung und iſolirte Behandlung deſſelben nicht nur das Urtheil über das darzuſtellende Individuum beſtätigt und berichtigt, ſondern auch das Charakteriſtiſche und Individuelle in ſeinen Handlungen und Schickſalen noch beſtimmter verſinnlicht werden kann. Vermittelſt des Individuums, von welchem die Anecdote erzählt wird, gehört dann die Anecdote auch entweder der Biographie, oder der Specialgeſchichte, oder ſelbſt der Univerſalgeſchichte an, und erläutert nicht ſelten gewiſſe Erſcheinungen, die ohne die in den Anecdoten aufbewahrten Eigenheiten nur ſchwer zu erklären ſeyn würden. — Der Form nach muß die Anecdote **kurz** und **kräftig** dargeſtellt, und alles auf die ſogenannte Pointe, d. i. auf den Punct hingeleitet werden, welcher wahrhaft charakteriſtiſch iſt, es mag dies nun ein Ausdruck, oder eine Handlung ſeyn. — Da die Anecdoten mehr nur als Epiſoden, und nicht als integrirende Theile der Geſchichte behandelt werden können; ſo verräth es einen unreifen hiſtoriſchen Geſchmack, wenn man dieſelben häuft, oder wenn man ſie nicht in den Zuſammenhang von größern Ganzen zu verarbeiten verſteht, oder wenn man ſich durch ſie zur Kleinigkeitskrämerei verleiten läßt. Sobald die Anecdote den Zuſammenhang und die Einheit der hiſtoriſchen Darſtellung unterbrechen würde; ſobald muß ſie hinweggelaſſen, und dem höhern Zwecke der Darſtellung aufgeopfert werden.

§. 218.

6) Der lapidariſche Styl.

Der lapidariſche Styl beſteht zunächſt in Inſchriften, welche auf öffentlichen Denkmälern das Andenken an gewiſſe Perſonen oder Begebenheiten erhalten ſollen, die ſich durch irgend etwas Merkwürdiges Anſpruch auf dieſe Auszeichnung erworben haben. Man findet ihn alſo auf Grabmählern, Ehrenſäulen, Statuen, Münzen, u. ſ. w. Einzelne, mit Kraft und Kürze hingeworfene, Worte machen da die

meiſte Wirkung; Affection muß aber eben ſo, wie Weitſchweifigkeit von ihm ausgeſchloſſen werden. — Wird er z. B. in Stammbüchern, oder für andre Zwecke angewandt, und nachgebildet; ſo muß man ſich vor Uebertreibung und Mattherzigkeit gleich ſtark hüten.

Unter den gelungenen Inſchriften des lapidariſchen Styls verdienen Erwähnung: die Inſchrift auf Herzog Leopold von Braunſchweig zu Frankfurt an der Oder 1785. und Ifflands Inſchrift auf Flecks Denkmal 1803; und einige andre.)

§. 219.

7) Die Specialgeſchichte.

Die Specialgeſchichte hat den Zweck, die Schickſale und Thätigkeiten einer Mehrzahl von Individuen unter den Bedingungen der Korrectheit und Schönheit darzuſtellen. Das Familienleben gehört zuerſt in ihren Kreis, wodurch ſie ſich gewiſſermaßen an die Biographie anſchließt, da die Darſtellung des Lebens und der Verhältniſſe einer Familie eigentlich eine auf mehrere Individuen ſich erſtreckende Biographie iſt, in welcher immer eine Hauptperſon den Gang der Schickſale und Verhältniſſe der ganzen Familie leitet. —

Höher ſteigt aber das Intreſſe an der Specialgeſchichte, wenn ſie die Begebenheiten und Schickſale ganzer Corporationen verzeichnet, und man kann beſtimmt annehmen, daß die Univerſalgeſchichte nicht eher völlig wahr und umſchließend dargeſtellt werden kann, als bis die Specialgeſchichte in einer ſolchen Vollkommenheit bearbeitet iſt, daß alle einzelne Theile der ganzen Menſchheit, ſowohl die einzelnen Korporationen, als die einzelnen Völker und Staaten, als auch die einzelnen Zweige der menſchlichen Kultur, nach einer erſchöpfenden und vollendeten Ausführung uns vorliegen. So lange die Bearbeitung dieſer einzelnen Theile der Specialgeſchichte noch nicht allgemein geworden iſt und alle noch vorhandene Lücken ausgefüllt hat; ſo lange wird auch die Univerſalgeſchichte immer noch gewiſſe Lücken behalten.

Die hiſtoriſche Kritik hat alſo eigentlich ihr vorzüglichſtes Feld in der Specialgeſchichte. Hier muß ſie die unzäh-

ligen verſtreut liegenden einzelnen Materialien, welche zu der Geſchichte der Corporationen, oder der Völker, oder der Wiſſenſchaften und Künſte gehören, prüfen, ordnen, unter lichtvolle Anſichten zuſammen ſtellen, für einen feſtbeſtimmten Standpunct bearbeiten, und ſo aus ihnen ein Ganzes bilden, das ſowohl den Erwartungen des hiſtoriſchen Forſchers in Hinſicht auf den Stoff, als auch den Forderungen an die Darſtellung, in Hinſicht auf die Form Genüge leiſtet.

Was die Geſchichte der einzelnen Corporationen, Stände, Orden, Bündniſſe u. d. gl. betrifft; da müſſen die Urſachen ihres Entſtehens zunächſt erforſcht werden. Man muß den gewöhnlich kleinen Anfang derſelben aufſuchen; man muß die Verhältniſſe entwickeln, durch deren Zuſammentreffen dieſe Geſellſchaften ſich vergrößerten und dem Umfange nach rundeten; man muß den Geiſt dieſer Corporationen aus den Principien ihrer Verfaſſung eruiren; man muß in die Gründe ihres Emporblühens, ihrer weitern Verbreitung, und ihres innern Zuſammenhanges eindringen; man muß die Mängel und Unvollkommenheiten, die ſie drückten, mit Wahrheitsliebe enthüllen; man muß ihre Beziehung auf die Völker, in deren Mitte ſie ſich bildeten und erhielten, ſo wie ihr Verhältniß zu der Verfaſſung ganzer Staaten und Reiche näher beſtimmen; man darf die mit allen iſolirten Corporationen unvermeidlich verbundenen Ausartungen, ſo wie die verſuchten Regenerationen einiger derſelben nicht verſchweigen; man muß endlich entweder ihre allmählige Auflöſung in Angemeſſenheit zu dem Geiſte eines ſpätern Zeitalters, oder ihre gegenwärtige Geſtalt und Einrichtung, mit ſichern Belegen unterſtützt, angeben. So nur kann man den Geiſt ſolcher Geſellſchaften, als ſelbſtſtändiger Theile eines größern Ganzen, für ſich ſelbſt, und nach ſeinem Einfluß auf dieſes größere Ganze beſtimmen.

Sehr wahr ſagt J. G. Herder, (Vorrede zum 2ten Theile, von Fr. Maiers Kulturgeſchichte der Völker, S. 11. f.) „Unter allen geſellſchaftlichen Verhältniſſen iſt das Band der Geſchlechter und Familien das zarteſte, das die Geſchichte entwerfen kann und feſthalten ſollte; denn auf ihm

beruht nicht nur der echte Ruhm einer Nation, ſondern auch ihr innerer daurender Wohlſtand. „ —

§. 220.

Fortſetzung.

Die Staatengeſchichte als Theil der Specialgeſchichte.

Die Staatengeſchichte kann keine andere Beſtimmung haben, als die Veränderungen und Schickſale eines einzelnen Staates ſo darzuſtellen, daß dieſer iſolirte Staat als ein organiſches Ganze erſcheine. Sie muß alſo auf die erſten Stamina deſſelben zurückgehen, und die Familienſtämme und Völkerſchaften angeben, aus deren Vermiſchung er ſich bei ſeinem Entſtehen bildete. Sie muß den Gang der Entwickelung dieſer Familienvölkerſchaften, nach den verſchiedenen Perioden, charakteriſiren; ſie muß die Verfaſſung des Staats in den Mittelpunct ſeiner Begebenheiten und Schickſale ſtellen, weil ſich nur darnach die Ausbildung der verſchiedenen Stände in demſelben, das Reiben derſelben gegen einander, der Einfluß des ſich entfaltenden Gemeingeiſtes auf dieſelben, und überhaupt das ganze innere politiſche Leben eines Staates erklären läßt. Die Staatengeſchichte iſt daher kein trocknes, todtes, nach der Chronologie geordnetes Geripve von Begebenheiten, die an einem fortlaufenden Faden hererzählt werden; ſie iſt vielmehr ein belebtes und lebensvolles Ganze, wo das Daſeyn und Beſtehen aller Theile nur aus ihrem gegenſeitigen Verhältniſſe erklärt werden kann. Sie ſtellt, aus beglaubigten Facten, die allmählige Entwickelung und Ausbildung der Verfaſſung eines Staates dar, und verbindet damit die fruchtbare Anſicht der verſchiedenen Perioden ſeiner Blüte, ſeiner Reiſe, ſeiner innern Conſiſtenz, ſeiner Verbindung mit benachbarten Staaten und ſeines entweder wohlthätigen oder nachtheiligen Einfluſſes auf dieſelben; ſie zeigt, wie in dem Leben eines ſolchen Staates alle Theile des Ganzen nothwendig zuſammenhängen; und wie aus dem ihm einwohnenden eigenthümlichen Geiſte entweder ſein ſpäterer Verfall, oder ſeine höhere Größe hervorging.

Die Staatengeſchichte kann nämlich nichts anders, als ein practiſcher hiſtoriſcher Commentar zu der Verfaſſung und alſo zu dem Staatsrechte eines Staates ſeyn. Das, was das Staatsrecht als poſitiv vorhanden und als den Geiſt eines bürgerlichen Vereins, unter der höchſten Bedingung des Rechts, darſtellt; das entwickelt die Staatengeſchichte nach den verſchiedenen Abſtufungen ſeines Entſtehens und Werdens, ſeiner allmähligen Bildung und Fortführung bis zu dem gegenwärtig erreichten Puncte oder, bei den erloſchenen Staaten, bis zu dem Augenblicke ihrer Auflöſung und ihres politiſchen Todes. — Nicht alſo ohne hiſtoriſche Facta darf ſie verfahren; vielmehr verlangt ſie die ſtrengſte und ſorgfältigſte Prüfung aller möglichen einzelnen Quellen; aber die dadurch gewonnenen Facta muß der Styliſt nun ſo verarbeiten, daß das Ganze Einheit für den Verſtand bekommt, und aus demſelben ein befriedigendes Bild für die Phantaſie hervorgehet, das Bild eines organiſchen Körpers, wo alle Theile ſo ausgearbeitet ſind, daß man ihren Zuſammenhang mit dem Ganzen und ihr Verhältniß zu demſelben beſtimmt berechnen, und ſich daraus die Stärke oder Schwäche des politiſchen Lebens eines Staates, nach allen ſeinen Gründen und Urſachen, erklären kann.

Nur in den neueſten Zeiten hat man angefangen die Staatengeſchichte aus dieſem Standpuncte zu behandeln. Die ungeheuern ausgedehnten Specialgeſchichten der ältern Zeit ſind meiſtens nur Materialienſammlungen, wo man mehr zuſammentrug, als verarbeitete; wo die Form der Maſſe des Stoffes unterlag. — Auch mußte erſt die philoſophiſche Rechtslehre und die Politik von den Banden des poſitiven Rechts befreiet, und als ein unabhängiges Ganze für ſich behandelt werden, ehe man die freie Umſicht gewinnen konnte, die Staaten ſelbſt, als organiſche Ganze, nach dem Charakter ihres innern Lebens darzuſtellen. Man mußte erſt in den neueſten Zeiten Staaten veralten, (wie das osmaniſche Reich), untergehen (wie Pohlen) und ganz umgebildet (wie Frankreich) ſehen, um über die Urſachen dieſer merkwürdigen Erſcheinungen gehörig nachzudenken, und den einzelnen Strom der Begebenheiten während der Exiſtenz eines Volkes darnach zu erklären. Die Staaten-

geſchichte verdreht alſo die Facta nicht; ſondern ſie ordnet und verarbeitet ſie nur nach einem höhern Standpuncte. Sie nähert ſich darin der Biographie, daß ſie nun einen ganzen Staat als Ein Individuum betrachtet, und nachdem ſie mit ſich über die Hauptmomente einig geworden iſt, um welche ſich alles herumdrehet, die andern Begebenheiten unter dieſe ſubſumirt. — Daß in dieſer Verarbeitung der Materialien ſich der des reichhaltigen Stoffes bemächtigende Geiſt beſonders zeigen könne; daß das Bild, welches ihm vorſchwebt, durch die Darſtellung außer ihm erſcheine, und nach allen ſeinen Umgebungen vollendet werde; das iſt die große Aufgabe an den, der ſich der Bearbeitung einer Specialgeſchichte unterzieht. — Spittler verdient die Auszeichnung, daß er zuerſt die Bahn dazu brach. Sehr wahr ſagt er in der Vorrede zu ſeiner Geſchichte der europäiſchen Staaten, Th. 1, „Man fragt itzt in jeder Geſchichte eines europäiſchen Staates gleich darnach, wenn und wie iſt ein dritter Stand aufgekommen? wie haben ſich die Verhältniſſe der Stände unter einander, und wie die Verhältniſſe der Stände zum Regenten gebildet? wie iſt die gerichtliche Einrichtung geworden? wie ging es mit Steuern und Finanzen des Reiches? — Billig muß man die Conſtitution des Reiches ſo zum Hauptthema machen, daß ſich die Auswahl der Begebenheiten vorzüglich darnach richtet.„ — Der ehrwürdige Meuſel, überzeugt von der Nothwendigkeit einer ſolchen Bearbeitung der Specialgeſchichte, vervollkommnete die vierte Ausgabe ſeiner Anleitung zur Kenntniß der europ. Staatengeſch. (Leipz. 1800) nach dieſem Geſichtspuncte, wie er dies ſelbſt in der Vorrede dazu S. 4. erwähnt. — Am vollendetſten aber hat dieſen Geſichtspunct feſtgehalten und durchgeführt: A. H. L. Heeren, in ſeinem Handbuche der Geſch. der Staaten des Alterthums, (Götting 1799), der der Schöpfer der eigentlichen politiſchen Geſchichte genannt zu werden verdient, die vor ihm keiner ſo rein auffaßte, und keiner mit der Sicherheit und Haltung, in der Verarbreitung der einzelnen Parthien und in der ſorgfältigen Auswahl und Ordnung der Materialien durchführte, wie er. Sehr richtig bezeichnete er den Begriff der politiſchen Geſchichte, daß ſie nämlich ſowohl die innern, als die äußern Verhältniſſe der Staaten berückſichtigen müſſe. So wie er dies bis zu dem Untergange des abendländiſchen römiſchen Reiches gethan hat; ſo iſt zu wünſchen, daß er auch von da an den Faden von neuem auffaſſen, und ihn bis auf unſre Zeiten durchführen möge, beſonders da ſeit Karls des

fünften Zeiten in Europa ſich das Gleichgewicht von Staatskräften zu bilden anfing, in deſſen Wagſchale bald der eine Staat ſteigt, bald ſinkt, und aus deſſen richtiger Darſtellung allein, nach den Momenten ſeiner Unterbrechung und Wiederherſtellung (durch Kriege und Friedensſchlüſſe), ein richtiger Begriff über die Stärke oder Schwäche der gegenwärtigen beſtehenden Staaten hervorgehen kann. — Nur dies konnte Herder meinen, als er in der Vorrede zu Maiers Kulturgeſch. der Völker S. 4 ſchrieb: „Nur durch den Geiſt, den wir in die Geſchichte bringen, und aus ihr ziehen, wird uns Menſchen und Völkergeſchichte nützlich. Geiſtlos zuſammengeſtellte Facta ſtehen unfruchtbar da.„ — Von der Verirrung, die Staatengeſchichte blos als Regentengeſchichte zu behandeln, iſt man größtentheils zurückgekommen. Leitet wirklich ein Regent die Begebenheiten ſeines Volkes allein in einem merkwürdigen Zeitraume; ſo ſtehet er ohnedies in dem Vordergrunde der Geſchichte deſſelben. Iſt aber dies nicht der Fall; ſo darf der Gang der Entwickelung des Volkes als eines in ſich abgeſchloſſenen politiſchen Ganzen, nicht in den Hintergrund geſtellt werden. — Je mehr und umſchließender man die politiſche Geſchichte, die ſich auf das Rechtsprincip für den geſellſchaftlichen Verein der Menſchen grundet, angebaut werden, und je mehr man das Leben der erloſchenen und exiſtirenden Staaten als ein organiſches Ganze in Hinſicht auf das Rechtsprincip aufſtellen wird; deſto mehr wird die Staatengeſchichte der Kulturgeſchichte vorarbeiten.

§. 221.

Fortſetzung.

Die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes überhaupt, als Theil der Specialgeſchichte, (Kulturgeſchichte.)

Die Geſchichte des phyſiſchen Menſchen gehört entweder der Naturbeſchreibung, oder der Naturgeſchichte an. Die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes verdient aber eine iſolirte Behandlung, in welcher nämlich diejenigen Thatſachen, welche entweder auf einzelne Theile der geiſtigen Kultur ſich beziehen, iſolirt behandelt, oder auch ſo zuſammengeſtellt werden, daß daraus eine allgemeine Kulturgeſchichte entſteht. Bei dieſer Behandlung der Geſchichte ſteht alſo **kein Volk** an der Spitze der Darſtel-

lung, ſondern ein **Begriff**; d. h. man ſammlet alle iſolirte Thatſachen, welche auf einen und denſelben Gegenſtand der Entwickelung und Ausbildung des menſchlichen Geiſtes ſich beziehen, und verarbeitet dieſelben zu Einem Ganzen.

Das ganze Gebiet der Kultur des menſchlichen Geiſtes *) wird nämlich erſchöpft durch die Begriffe der **intellectuellen**, **äſthetiſchen** und **moraliſchen Kultur**.

A) Die Darſtellung der einzelnen Theile der **intellectuellen Kultur** umſchließt das ganze Gebiet des Anbaues der **iſolirten** Wiſſenſchaften. Es gibt alſo darnach a) eine **Geſchichte der menſchlichen Sprache**, wozu ſich der Gang der Ausbildung jeder **einzelnen Sprache** (z. B. der griechiſchen, lateiniſchen, teutſchen, franzöſiſchen, ruſſiſchen ꝛc.) wie ein Theil zum Ganzen verhält; b) eine **Geſchichte der Religion**, welche aus der Entwickelung der verſchiedenen einzelnen Religionen des Erdbodens entſtehet; c) eine Geſchichte **der Philoſophie**, welche alle einzelnen philoſophiſchen Meinungen und Syſteme nach ihrem Inhalte und Geiſte, ſo wie nach ihrem gegenſeitigen Verhältniſſe charakteriſirt, mit Einſchluß aller einzelnen philoſophiſchen Wiſſenſchaften, z. B. der Geſchichte der **Anthropologie**, der **Logik**, der **Metaphyſik**, der **Rechtslehre**, der **Sittenlehre** ꝛc. d) eine **Geſchichte der Mathematik**, welche die Fortbildung der einzelnen mathematiſchen Wiſſenſchaften in ſich enthält; e) eine **Geſchichte der Entdeckungen und Erfindungen**, mit Angabe der Art, wie dadurch der Kreis der menſchlichen Erkenntniſſe erweitert worden iſt; f) eine **Geſchichte der Geſchichte**, oder die Angabe aller der Momente, welch die Bearbeitung der einzelnen Theile des unermeßlichen Gebiets der Geſchichte be-

*) Will man die Geſchichte der Kultur des phyſiſchen Menſchen damit verbinden; ſo muß man mit Sorgfalt alle die Materialien dabei verarbeiten, welche die Naturbeſchreibung und Naturgeſchichte des Menſchen in Hinſicht auf Menſchenracen, Verbreitung des menſchlichen Geſchlechts auf dem Erdboden, auf klimatiſche und lokale Verſchiedenheiten ꝛc. darbieten.

fördert oder gehindert haben. (Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Kirchengeſchichte, als Geſchichte der äußern Form und Verfaſſung religiöſer Geſellſchaften, ein untergeordneter Theil der Religionsgeſchichte iſt; — daß die Geſchichte der Technologie ꝛc. unter die Geſchichte der Entdeckungen und Erfindungen gehört; daß die Literärgeſchichte eine Untergattung der Geſchichte der Geſchichte iſt, u. ſ. w.)

B) Die Darſtellung der äſthetiſchen Kultur umſchließt das ganze Gebiet der Thatſachen, durch welche der Anbau der Künſte bewirkt und bis zu ſeinem gegenwärtig erreichten Grade vollendet worden iſt. Auch hier findet die Bemerkung ſtatt, daß jede Kunſt, deren Feld von ſo weitem Umfange iſt, wieder ihre Untertheile habe, deren Geſchichte einen einzelnen Theil der Gattung ausmacht, zu welcher ſie gehören. Die Geſchichte der Künſte iſt daher a) Geſchichte der Beredſamkeit; b) Geſchichte der Dichtkunſt; c) Geſchichte der Tonkunſt; d) Geſchichte der Mahlerei; e) Geſchichte der Baukunſt; f) Geſchichte der Plaſtik; g) Geſchichte der Tanzkunſt; h) Geſchichte der Mimik; i) Geſchichte der Schauſpielkunſt; k) Geſchichte der Gartenkunſt.

C) Die Darſtellung der moraliſchen Kultur umſchließt das ganze Gebiet der Thatſachen, durch welche ſich die freie Thätigkeit der Menſchen, in Beziehung auf die Erreichung des geſammten Ideals ihrer Beſtimmung äußert. Dahin gehört nun a) die Geſchichte der Sittlichkeit, welche, da wir über die Sittlichkeit der Menſchen, (über das innere Princip ihrer Handlungen,) nur nach den Handlungen (als Erſcheinungen) urtheilen können, in eine Geſchichte der Sitten, oder des in ihren Handlungen ſichtbaren Wiederſcheins ihrer moraliſchen Reiſe, übergehet; und b) die Geſchichte des bürgerlichen Vereins, oder der geſellſchaftlichen Verbindungen des Menſchen unter der höchſten Bedingung der Realiſirung des Rechts. Dieſe Geſchichte des bürgerlichen Vereins begreift nun wieder die Geſchichte der Geſetzgebung, der Politik, der Kriege, der Verfaſſung der Staaten, des politiſchen Gleichgewichts, des Handels u. ſ. w. in ſich.

Sobald nun der Styliſt die einzelnen Untertheile eines Haupttheils der menſchlichen Kultur bearbeiten und darſtellen will; ſo muß er von dem Begriffe, welcher dieſem Haupttheile zum Grunde liegt, ausgehen, und das Verhältniß des Untertheils zum Haupttheile darnach beſtimmen. Nach dieſem Maasſtabe würde keiner mit Erfolg eine Geſchichte der kritiſchen Philoſophie ſchreiben können, der ſich nicht zuerſt den Begriff der Geſchichte der Philoſophie ſelbſt, und, vermittelſt deſſelben, wieder den Hauptbegriff der geſammten intellectuellen Kultur des Menſchen vergegenwärtigt hat. Eben ſo muß der, welcher eine Geſchichte der Dichtkunſt ꝛc. liefern will, den Hauptbegriff der äſthetiſchen Kultur feſthalten, um nach dieſem das Verhältniß des Anbaues der Dichtkunſt im Einzelnen richtig beſtimmen, und zugleich die Beziehung der Dichtkunſt auf die andern ihr verwandten Künſte, und mit derſelben auch den Hauptbegriff der äſthetiſchen Kultur ſelbſt angeben zu können. — Der ferner, der eine Geſchichte des politiſchen Gleichgewichts oder des Handels ſchreiben will, muß ſich den Hauptbegriff der moraliſchen Kultur vergegenwärtigen, und das Detail ſeiner Specialgeſchichte nach den weſentlichen in jenem Hauptbegriffe enthaltnen Momenten anordnen und ausführen.

Da nun innerhalb des Kreiſes der intellectuellen, äſthetiſchen und moraliſchen Kultur des Menſchen das ganze Gebiet der geiſtigen Kultur erſchöpft iſt; ſo würde eine Kulturgeſchichte, alle dieſe einzelnen Gattungen und Untergattungen menſchlicher Kultur zu Einem Ganzen vereinigen müſſen, und gleichſam der Wiederſchein des ganzen geiſtigen Lebens des Menſchen in einem gedrängten und vollendeten Bilde ſeyn. Dieſe Kulturgeſchichte hätte am Eingange ihrer Unterſuchungen den Begriff der Kultur ſelbſt, oder der von der Freyheit des Menſchen abhängenden Entwickelung und Ausbildung aller ſeiner Anlagen und Kräfte. Dieſer Begriff der Kultur erhübe ſich nun rückwärts zu dem Begriffe der Freyheit, zu dem Begriffe des Menſchen als eines perfectiblen Weſens, und ſchlöſſe

zuletzt in dem allgemeinen Begriff des Menſchen ſelbſt. Hier iſt nun aber auch die Grenze und das Mittel der Verbindung zwiſchen der Kulturgeſchichte und der Geſchichte der Menſchheit.

Poetiſch, aber wahr, ſagt Herder in der Vorrede zum 2ten Theil von Maiers Kulturgeſch. S. XIII: „Kulturgeſchichte der Völker; in welchen Traum verſetzt uns dies Wort; oder vielmehr in welche unendliche Laufbahn! Wie viel und wie wenig iſt in ihr geſchehen! und auf welchen Wegen iſt manches bewirkt worden! Völker blühten und verblühten; mancherlei war ihre Frucht im großen Garten. Sie pflanzten ſich fort, ſie miſchten ſich mit einander; auch jener blühende Dorn, auch jene ſtechende prächtige Diſtel. Und dort und da, wie ungeheure Wüſteneien, auf die kein Regen fällt, die kein Thautropfen bethauet.„

§. 222.

8) Die Univerſalgeſchichte — und die Geſchichte der Menſchheit.

Dir Univerſalgeſchichte (auch ziemlich unbeſtimmt; Weltgeſchichte genannt,) umſchließt, dem Begriffe nach, alle Individuen des ganzen menſchlichen Geſchlechts, die je auf dem Erdboden gelebt haben, oder noch leben, und zwar nach allen den Begebenheiten, die je von vernünftigen Weſen veranlaßt und hervorgebracht worden ſind, und die nun der Vergangenheit angehören. Man tritt ſchaudernd vor dem Umfange dieſes Gebietes der Univerſalgeſchichte zurück, wenn man damit die Kräfte eines einzigen menſchlichen Geiſtes vergleicht, der ſich nicht nur dieſes unermeßlichen Stoffes bemächtigen, ſondern denſelben auch zu einer ſolchen lebensvollen Geſtalt verarbeiten ſoll, daß man die Menſchheit ſelbſt, nach allen ihren einzelnen Zügen und Schattirungen, darin wieder erkennt. Denn ſie umfaßt das ganze menſchliche Geſchlecht ſeit ſeinem Entſtehen bis auf den geſtrigen Tag; in ihren unermeßlichen Kreis gehört alles, was in allen Zeiten, bei allen Völkern, unter allen Umſtänden und Verhältniſſen vollbracht worden iſt; für ſie iſt nichts verloren, als was ſich durch keine Tradition, durch kein ſchriftliches Denkmal vor dem Untergange hat ſichern können; ſie muß eigentlich Alles, was je geſchah, und von die-

ſem dann wieder das Merkwürdigſte und Einflußreichſte auffaſſen und verarbeiten. Alle beglaubigte Nachrichten, welche in der Specialgeſchichte die ſtrenge Prüfung der hiſtoriſchen Kritik ausgehalten haben, ſind der beinahe unüberſehbare Stoff, der hier zu einer Form geſtaltet werden ſoll. Für ſie ſind alle Individuen unſers Geſchlechts, ſelbſt die einflußreicheſten und ausgezeichnetſten, ja alle Reiche, die je geblüht haben, oder noch blühen, und umſchlöſſen ſie mehr als einen Erdtheil, nur einzelne, losgerißne Theile eines größern Ganzen. Zwar ſind für ſie unzählige Facta aus den früheſten Zeiten verloren gegangen; unzählige andere Facta kann ſie, wegen der Unſicherheit und des Widerſpruchs der verſchiedenen Quellen, nur mit der größten Vorſicht gebrauchen und gleichſam nur halb andeuten; aber dennoch enthält ſie das ganze unermeßliche Gebiet der Vergangenheit. — Unter dem Chaos dieſer Maſſen würde der Styliſt bei der Verarbeitung und Ordnung des Stoffes unterliegen, wenn nicht die Specialgeſchichte der Univerſalgeſchichte vorarbeitete. Denn ſo wie keine Univerſalgeſchichte möglich wäre, ohne Specialgeſchichte; ſo iſt auch die Vollkommenheit der Univerſalgeſchichte abhängig von der weiter fortgeführten Vollendung der Specialgeſchichte. Was die letztere ſammlet, prüft, ordnet und verbindet, überliefert ſie dann in größern verarbeiteten Maſſen, und vermittelſt der von den einzelnen Völkern und Staaten gezeichneten Bilder, der Univerſalgeſchichte, die dann daraus ein vollendetes zuſammenhängendes Gebäude für den Verſtand errichten, und es in ein Totalbild für die Phantaſie verwandeln ſoll, bei welchem der Synchronismus das ſinnliche Bild für die Phantaſie (das Bild des Gleichzeitigen) vermitteln, die Chronologie aber das leitende Princip für die Ordnung und Verbindung des Stoffes für den Verſtand ſeyn muß. So nur iſt es erklärbar, warum Chronologie und Synchronismus in der Univerſalgeſchichte unzertrennlich verbunden ſeyn müſſen. — Die Univerſalgeſchichte wird deshalb in dem Grade vollendet werden, und an Umfang, an innerer Oekonomie, an lichtvoller Ueberſicht der Theile, und an harmoniſcher Verbindung dieſer Theile zu einem abgeſchloſſenen Ganzen gewin-

nen, in welchem die Specialgeſchichte, nach dem für ſie aufgeſtellten Standpuncte, ſich der vollendeten Bearbeitung nähert.

Was nun die Geſchichte der Menſchheit betrifft; ſo verhält ſich dieſe ganz ſo zur Kulturgeſchichte, wie ſich die Univerſalgeſchichte zur Specialgeſchichte verhält. Die Specialgeſchichte arbeitet der Univerſalgeſchichte vor; die Kulturgeſchichte der Geſchichte der Menſchheit. Je befriedigender, und in ihren einzelnen Theilen (nach allen Kulturmomenten) vollendeter, die Kulturgeſchichte dargeſtellt ſeyn wird; deſto mehr wird man das Gebiet der Geſchichte der Menſchheit umſchließend anbauen können. So wie bis itzt die Univerſalgeſchichte im Ganzen zwar einem großen und kühnen, aber nur halbgelungenen und nur halb ausgeführten Verſuche gleicht; ſo ſind auch unſre Geſchichten der Menſchheit bisher nur Verſuche geweſen, welche die Ahnung einer ſolchen Bearbeitung u. das Bedürfniß des Menſchen, ſich zu einer ſolchen Anſicht zu erheben, hinreichend beurkundet haben; aber vollendet iſt noch keine Geſchichte der Menſchheit, und kann es auch nicht ſeyn. — Der Gattungsbegriff Menſchheit konnte nur in dem menſchlichen Verſtande ſich bilden, als ſchon die Species: Menſchen vorhanden war; ſo kann auch die abſtracte Wiſſenſchaft einer Geſchichte der Menſchheit nur als Reſultat der gelungnen Bearbeitung der Geſchichte der Menſchen, nach allen ihren einzelnen Kulturmomenten, hervorgehen. Und ſelbſt dann verlangt ſie noch eine Meiſterhand! — Denn nicht das philoſophiſche Räſonnement über die Anlagen und Kräfte des Menſchen und über die nothwendigen Geſetze der Entwickelung derſelben iſt Geſchichte der Menſchheit, ſondern höchſtens die Einleitung dazu; eben ſo wenig iſt eine ausführliche Kulturgeſchichte, (welche eine allgemeine Geſchichte der Wiſſenſchaften und Künſte, der Sitten und des bürgerlichen Vereins in ſich begreift,) Geſchichte der Menſchheit; noch weniger iſt ſie eine dürftige Nomenclatur von Facten, die blos chronologiſch und ſynchroniſtiſch verbunden ſind; ſie iſt vielmehr die Darſtellung deſſen, was das menſchliche Geſchlecht als Gattung, und wie ſie es geworden iſt; eine

Darſtellung, die für die Phantaſie ein Totalbild des gegenwärtigen menſchlichen Seyns vermitteln muß, in deſſen Umgebung ſich alle einzelne Kulturmomente nur wie Radien zu einem Centrallichte verhalten. Um dieſes Totalbild zu zeichnen, ſind die Begriffe von den einzelnen Kulturmomenten der nächſte und unmittelbare, die Facta aber, welche dieſe Kulturmomente erläutern, der entferntere und mittelbare Stoff *). Der Styliſt der Geſchichte der Menſchheit darf daher nicht philoſophiren, ſondern zeichnen; die Facta ſind für ſeine Darſtellung nichts weiter, als was das Factum in einem hiſtoriſchen Gemälde iſt, das zwar ohne jenes Factum nicht hätte entſtehen können, das aber, als ein in ſich vollendetes Ganze, der Form der Darſtellung wegen befriedigt. So umſchlingt die Geſchichte der Menſchheit, mit einer Auswahl von Factis, die ihre Darſtellung blos mittelbar unterſtützen, und deren Anwendung dem ſichern

*) Hier iſt die Grenzlinie zwiſchen Kulturgeſchichte und Geſchichte der Menſchheit. Der Stoff zur Kulturgeſchichte ſind Facta; aber dieſe Facta müſſen mit Auswahl geordnet, gehalten und gruppirt werden, nach den leitenden Begriffen von der intellectuellen, äſthetiſchen, und moraliſchen Kultur. In der Kulturgeſchichte ſind daher die Facta das genus proximum; in der Geſchichte der Menſchheit das genus remotum. In der Kulturgeſchichte ſteht der allgemeine Begriff Kultur, mit ſeinen Speciebus: intellectuelle, äſthetiſche und moraliſche Kultur an der Spitze; in der Geſchichte der Menſchheit geht alles von dem Begriffe der Menſchheit, als Gattung, aus. In der Kulturgeſchichte wird unterſucht, was die Menſchen durch die Ausbildung der einzelnen Arten der Kultur geworden ſind; in der Geſchichte der Menſchheit wird dargeſtellt, was der Menſch, als Repräſentant ſeines Geſchlechts, durch die Perfectibilität ſeiner Natur unter der Bedingung der Freiheit geworden iſt, wo dann der Begriff der Kultur ſich nun wieder als Begriff der Species, zu dem Hauptbegriffe: Perfectibilität der menſchlichen Natur verhält. In der Kulturgeſchichte werden aus den Factis Begriffe und Reſultate abgeleitet; in der Geſchichte der Menſchheit werden dieſe Reſultate auf die Geſammtheit unſers Geſchlechts, vermittelſt des Gattungsbegriffs Menſchheit, bezogen.

Taxte des geübten Styliſten (der zugleich der ſachkundigſte Hiſtoriker ſeyn muß, und keinesweges blos Philoſoph ſeyn darf,) überlaſſen bleibt, alle Kulturbedingniſſe unſers ganzen Geſchlechts; ſo kommt es bei ihr auf die Darſtellung und auf die Zeichnung und Haltung der Form noch mehr an, als bei der Kulturgeſchichte, bei der die ſtyliſtiſche Kunſt hauptſächlich auf der logiſchen Verbindung und auf der äſthetiſchen Gruppirung von Factis beruht, welche der unmittelbare Stoff der Bearbeitung ihrer Aufgaben ſind.

Bei dieſer Darſtellung der Geſchichte der Menſchheit kommt alles darauf an, die Menſchheit als ein ſich ſelbſt, und zwar durch ſich ſelbſt (vermittelſt ihrer Perfectibilität und Freiheit) fortbildendes Ganze darzuſtellen, wobei aber das Reſultat im Einzelnen nicht geradehin auf unbedingten Fortſchritt führt, da, unter dem Einfluſſe der Freiheit, eben ſo gut auch Verirrungen vom Ziele und Rückſchritte in der Kultur in der moraliſchen Welt eintreten. Nicht alſo um einen grenzenloſen Fortſchritt der Menſchheit, wie ihn wohl die practiſche Philoſophie dem Menſchen im Ideale vorhält, hiſtoriſch darzuthun, wird eine Geſchichte der Menſchheit aufgeſtellt, (wiewohl dieſes Ideal immer der Geſichtspunct bleiben muß, nach welchem das Vorwärts- oder Rückwärtsſchreiten der Individuen und der Völker beurtheilt werden ſoll); ſondern um empiriſch zu zeigen, was eine Gattung von Geſchöpfen, die perfectible Anlagen beſitzt, und ſie nach dem Geſetze der Freiheit entwickelt, durch die Freiheit wird, welche Wege ſie zum Ziele einſchlägt, welche Abwege ſie berührt; wie ſie bald, nach ihren einzelnen Theilen, ſich erhebt und der Allgewalt großer und ungewöhnlicher Menſchen folgt, bald durch andre wieder rückwärts geſchleudert, auf Jahrhunderte hin in Lethargie begraben und nur unter heftiger, oft blutiger Anſtrengung wieder empor gehoben wird, — dieſes nur empiriſch aufzufaſſende unermeßliche — oft erquickende, oft ſchauderhafte — Spiel der menſchlichen Freiheit aufzufaſſen, feſtzuhalten, mit friſchen Farben zu zeichnen, und es als Vermächtniß der Erfahrungen der Vorwelt an die Nachwelt abzuliefern; — das ſoll die Geſchichte der Menſchheit

leiſten. Ihr iſt zwar kein Geſchöpf, das zur Gattung unſers Geſchlechts gehört, gleichgültig im Laufe ſeiner Entwickelung oder ſeiner Verirrung; aber der Pragmatismus in der Geſchichte der Menſchheit beſteht weder in der Feſthaltung eines a priori aufgeſtellten und aus irgend einem philoſophiſchen Syſteme entlehnten Princips; noch in aſcetiſchen Sentenzen, die man den gruppirten Factis beimiſcht; noch in einer ausgeleerten Collectanenſammlung über Menſchenraçen, Spielarten und Nachrichten aus Reiſebeſchreibungen; noch in phyſiologiſchen, anthropologiſchen und pſychologiſchen Reſultaten, die man, ſtatt der Facta, deren man ſich nicht zu bemächtigen weiß, einſchiebt; noch in einer ängſtlichen Feſthaltung der Chronologie und des Synchronismus; ſondern in der philoſophiſchen richtigen Anſicht der Menſchheit, als einer Gattung von Weſen mit perfectibeln Anlagen und unter den Geſetzen einer Freiheit, die ſelbſt die Nothwendigkeit der Naturgeſetze für ihre Zwecke zu durchbrechen vermag; verbunden mit einer vollſtändigen und erſchöpfenden Ueberſicht über die ganze Univerſalgeſchichte, um ſich kein Factum entgehen zu laſſen, das hieher mittelbar gehört, und mit einer umſchließenden Bemächtigung der ganzen Kulturgeſchichte, nach ihren drei Untergattungen. Nur dieſe Verbindung der ſorgfältigſten Geſchichtsforſchung mit einem philoſophiſchen Geiſte, deſſen Blick durch die einzelnen Parthien nicht zerſtreut und vereinzelt wird, und der weder die Facta zu Gunſten der philoſophiſchen Principien verdreht, noch, aus Mangel an Geſchichtskunde, blos philoſophirt und über halbverarbeitete und zuſammengeleſene Facta deraiſonnirt; — nur dieſe Verbindung von philoſophiſchen Talenten mit hiſtoriſchen Kenntniſſen, die noch mit der reinſten Wärme für die Sache der Menſchheit und mit der vollendeteſten ſtyliſtiſchen Fertigkeit in Einem Manne zuſammentreffen müſſen, können zur Bearbeitung der Geſchichte der Menſchheit, aus dieſem vorgezeichneten Standpuncte, berechtigen.

Daß ich den frühern Verſuchen, die ich ſelbſt in dieſer Hinſicht wagte, durch dieſe Forderungen den Stab breche,

habe ich ſchon an andern Orten erklärt. Das Ideal, das die practiſche Philoſophie den Menſchen zu realiſiren vorhält, war mir damals das conſtitutive Princip für die Kulturgeſchichte, deren Grenzen gegen die Geſchichte der Menſchheit ich nicht beſtimmt genug zog. Verdrehungen der Facten zu Gunſten jenes Princips bin ich mir nicht bewußt, da ich nicht ohne hiſtoriſche Kenntniſſe und nicht ohne Sinn für hiſtoriſche Wahrheit ſchrieb; daß ich aber vielleicht zu lebhaft von jener, damals in gewiſſer Hinſicht neuen, Anſicht ergriffen, zu warm bisweilen zeichnete und bisweilen, unabſichtlich, verſchönerte, fühle ich itzt ſelbſt. Mit der Zurücknahme jenes Princips, das durchaus unhaltbar war, habe ich aber den Glauben an eine Kulturgeſchichte, und an eine Geſchichte der Menſchheit, wie ich hier die Ideen dazu aufgeſtellt habe, nicht aufgegeben; nur fehlt ſie uns noch bis itzt. Ehe wir Hand daran legen, müſſen wir zuvor das Gebiet der einzelnen Kulturverhältniſſe vollſtändig bearbeiten; ſo wie eine vollendete Aeſthetik nur dann möglich ſeyn wird, wenn das Detail jeder einzelnen Kunſt von einem Manne bearbeitet ſeyn wird, der Meiſter darin als Theoretiker und Practiker zugleich iſt. — Ich bin gewiß nicht undankbar gegen das, was für die Kulturgeſchichte und für die Geſchichte der Menſchheit theils vor, theils nach dem Erſcheinen meiner Grundlinien zur pragmatiſchen Weltgeſchichte, und meiner Geſchichte der Kultur des menſchlichen Geſchlechts (Leipz. 1794 und 1795; vergl. damit die Recenſ. der letztern Schrift in Jakobs phil. Annalen 1795, St. 139—141, S. 1105 ff.) geſchehen iſt; aber ich bin auch durch mehr als zehnjährige Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand in den Stand geſetzt, die Arbeiten Andrer darüber unpartheyiſch zu beurtheilen, ſo wie ich ſchon eine veränderte, aber nirgends geprüfte, Anſicht des Princips der Geſchichte der Menſchheit verſuchte in der Abh. Ueber die letzten Principien der Philoſophie und über das daraus reſultirende Princip zu einer Phil. der Geſch. der Menſchheit in Eggers teutſchem Mag. 1797, July, S. 44—66. Was ſich bei Home, Dunbar, Falconer, Voltaire, Zambaldi, Ferguſon, Tetens, Steeb, Irwing, Kraft, Zimmermann, Ith, Hirſchfeld, darüber findet, kann, wenn man Kulturgeſchichte und Geſchichte der Menſchheit als iſolirte und ſelbſtſtändige Wiſſenſchaften betrachtet, nicht in Anſchlag kommen; höchſtens finden ſich bei ihnen literariſche Nachweiſungen für dieſen Zweck. Iſelin, über die Geſchichte der Menſchheit, 2 Theile, Zürich 1779, war weder Philoſoph, noch Hiſtoriker genug, um, durch ſeine Wärme für die

Menſchheit und durch ſein Aggregat von losgerißnen Factis, den Mangel jener Eigenſchaften zu erſetzen. — F. M. Vierthalers philoſ. Geſchichte der Menſchen und Völker, 5 Theile. Salzb. 1787. ff. iſt eine Materialienſammlung von Factis und Nachrichten, die nur ſehr ſorgfältig für jenen Zweck benutzt werden darf. — J. C. Adelungs Verſuch einer Geſch. der Kultur des menſchl. Geſchlechts Leipz. 1782. (neue Aufl. 1800.) ſtellt einzelne Kulturmomente nach gewiſſen Perioden zuſammen, und hat das Verdienſt einer lichtvollen Anordnung. — J. Kant, warf in ſeiner Abh.: Idee zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht mehr neue Gedanken hin, als daß ſie von mir und Andern richtig aufgefaßt worden wären; auch dürfte des von ihm gedachten Antagonismus der Triebe, auf den man neuerlich ſo viel Werth legt, nur mit großer Vorſicht in der Geſchichte der Menſchheit Erwähnung geſchehen können, da er zum Theil nur mit der Annahme des kritiſchen Syſtems ſtehet und fällt. — Der um die Geſchichte hochverdiente Meiners folgte in ſeinem Grundriß der Geſchichte der Menſchheit (1785) zu ſehr ſeiner Lieblingsidee von zwei weſentlich verſchiedenen Völkerſtammen, und behandelte die Geſchichte der Varietäten der einzelnen Stämme und Geſchlechter, mit einem großen Aufwande von Literatur, beſonders aus Reiſebeſchreibungen. Die übrigens ſehr intereſſante Vorrede zu dieſem Werke zeigt ſchon, was er ſich unter Geſchichte der Menſchheit dachte. — Ungleich origineller iſt die Anſicht der Menſchheit, die uns in Herders (unvollendeten) Ideen zu einer Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit in vier Bänden vorliegt. Hätte er in den erſten beiden Bänden, bei aller Vortrefflichkeit der einzelnen Abhandlungen, nicht zu viel Hypotheſen eingewebt; ſo würde die Darſtellung des Menſchen bei ihm, als des vollendeteſten Sohnes der Natur, der dann in jedem Verhältniſſe des Lebens und bei der ganzen Entwickelung ſeiner Anlagen, den unveränderlichen Geſetzen treu bleibt, die durch organiſche Beſchaffenheit, Boden, Klima, Erziehung und Umſtände für ihn geltend werden, eben ſo wahr ſeyn, als ſie intereſſant iſt. Mir haben immer die gedrängten Darſtellungen der einzelnen Völker, ſo weit ſie im dritten und vierten Bande mit Meiſterhand ausgeführt ſind, mehr zugeſagt, als die Abhandlungen der erſten beiden Bände, an denen die Phantaſie doch zu viel Antheil hat. — Fr. v. Schiller, in ſeiner Antrittsrede: was heißt und zu welchem Zwecke ſtudirt man Univerſalgeſchichte, Jena 1790, und wieder abgedruckt im erſten Theile ſeiner kleinen

proſaiſchen Schriften) unterſchied mehr mit Scharfſinn die Arten des Studiums der Univerſalgeſchichte, als daß er den Begriff und Umkreis jener Wiſſenſchaft genau verzeichnet hätte. — Nach Schlözers Vorgang ſtellte J. Dominikus, in ſeiner Schrift: über Weltgeſchichte und ihr Princip (Frankf. 1791) folgenden Begriff der Weltgeſchichte S. 31. auf: „Ich denke mir unter Weltgeſchichte alle jene Begebenheiten, die aus dem vergrößerten entweder ſelbſt verſchuldeten oder anderwärts bewirkten Kampfe der phyſiſchen mit der moraliſchen Natur des Menſchen entſprungen ſind. Alle Veränderungen, ſie mögen geographiſche oder phyſiſche heißen, wenn ſie nicht auf Menſchenindividuum und Menſchengattung durch Einwirken oder Zurückwirken unmittelbaren Einfluß hatten, gehören nicht zum Gebiete der Weltgeſchichte, ſondern zum Gebiete der Geographie, Statiſtik u. ſ. w. Der Menſch iſt die Einheit. Dieſe führt die Weltgeſchichte durch alle Stufen ſeiner Veredlung und Verſchlimmerung, nach Maaßgabe der guten oder üblen Anwendung des ihm geliehenen Fonds, von ſeiner Minderjährigkeit bis zu ſeiner Vollbürtigkeit, von dem Stande ſeiner Sklaverei bis zu dem Stande der Freiheit durch.„ Minder erſchöpfend erklärt er ſich über das Princip der Weltgeſchichte S. 45. ff." Wenn es ein ſolches Princip gibt; ſo muß daraus das Spiel in unſrer Freiheit begreiflich ſeyn; ſo muß für den unregelmäßigen Gang in unſern Handlungen, für Handlungen aus Gewohnheit, Haß, Bigotterie, Aberglauben u. ſ. w. kurz für unſre Thorheiten, Lächerlichkeiten, Bosheiten, durch ein ſolches Princip ein Geſetz aufgeſtellt werden, das dieſe Diſſonanzen zu einer Harmonie, zu einem Einklange vereiniget, das in die abſtechenden Schattengruppen von Nationen und Zeiten Anſicht und Einheit bringt." — Ph. A. Stapfer, in ſeiner Schrift: die fruchtbarſte Entwicklungsmethode der Anlagen des Menſchen, zufolge eines kritiſch-philoſophiſchen Entwurfes der Kulturgeſchichte unſers Geſchlechts, Bern 1792, baut auf Principien des kritiſchen Syſtems, ahnet aber allerdings (Vorrede S. X.) den Punct, auf welchen alles ankommt, daß nämlich „die Darſtellung der Emporkunft des Menſchengeſchlechts keine blos rhapſodiſche Aneinanderreihung von Factis, ſondern ein organiſirtes Ganze ſeyn müſſe, zu welchem die Geſchichte Stoff und Körper, die Vernunft, Form und Seele leihet." — Bartoldys eigenthümliche Anſichten der Philoſophie der Geſchichte ſind ſchon in der Note zu §. 207 gewürdigt. — K. L. Woltmann (Plan für hiſt. Vorleſ. S. 21. ff.), betrachtet, indem er für die

Weltgeſchichte einen weltbürgerlichen Geſichtspunct aufſtellt, allerdings das Verhältniß zwiſchen Welt- (oder Univerſal) geſchichte und Geſchichte der Menſchheit von einer eigenen Seite. Er ſagt: „Das Entſtehen einer neuen hiſtoriſchen Wiſſenſchaft, der ſogenanten Geſchichte der Menſchheit, verräth den ſchwankenden Zuſtand der Weltgeſchichte. Sie ſollte gleichſam das Reſultat, die Blüthe von dieſer ſeyn; allein ſobald die letztere den Charakter erhalten hat, der ihr gebührt, ſo muß ſich das Verhältniß zwiſchen ihnen ändern, die Geſchichte der Menſchheit muß zum Hülfsmittel der Weltgeſchichte werden.„ Daß ihm Geſchichte der Menſchheit für Kulturgeſchichte gelte, ſieht man aus folgender Beſtimmung: „ In jener (Geſchichte der Menſchheit,) bekümmert man ſich nicht um die Chronologie, das Succeſſive; man ſammlet unter gewiſſen beſtimmten Aufſchlüſſen alles, was wir über die Kultur der Völker wiſſen, und zieht daraus das Reſultat: nicht die Zeitfolge, nicht die Conſiſtenz, ſondern dieſelbe Stufe der Kultur, auf welcher ſie ſtehen, dieſelben Eigenheiten, durch welche ſie ſich auszeichneten, ſind der Grund, warum ſich dieſe Nationen gerade an dieſem Orte zuſammenfinden; die Weltgeſchichte hingegen ſtellt uns den Zuſtand der Menſchheit in ihren verſchiednen Zeitaltern dar. „ — Ein origeneller Geiſt in der Anſicht und Behandlung der hiſtoriſchen Facten herrſcht in einem Werke, das in ſeiner neuen Bearbeitung hier nicht übergangen werden darf; in Vogts Syſtem des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit, Frankf. 1802. 2 Theile. — Reichhaltige zerſtreute Materialien zu einer Geſchichte der Kultur finden ſich in F. J. v. Mumelter, neuer Verſuch über die allgemeine Geſchichte (Wien 1794) im erſten Theil. — Peſtalozzi, in ſeinen Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menſchengeſchlechts, Zürich 1797, zeigt ſich als zu wenig geordneter Kopf, ſo innig auch ſein Gefühl, und ſo treffend einzelne ſeiner Darſtellungen ſind. — Condorcets Entwurf eines hiſtoriſchen Gemähldes der Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes, das Poſſelt (Tüb. 1796) für uns nationaliſirte, enthält einen Kosmopolitismus, der für die Menſchheit zu begeiſtern vermag; aber freilich iſt das Detail dem Stoffe nach weniger, als in Hinſicht auf die Form vollendet. — J. G. Eichhorns allgemeine Geſchichte der Kultur und Literatur des neuern Europa, 2 Theile, Götting 1796. f, deren Vollendung jeder wünſcht, der Sinn für Kulturgeſchichte hat, und an deren Spitze ſich eine ſehr lehrreiche Vorrede befindet, könnte, wenn ſie die einzelnen Kulturmomente genau unter-

ſchiede, und nach dieſer Unterſcheidung ausführte, wegen der geiſtvollen Zuſammenſtellung und Bearbeitung der Facten, die hieher gehören, uns in dem Beſtreben, der Kulturgeſchichte Vollendung zu geben, dem Ziele näher bringen. — Fr. Maiers Briefe über das Ideal der Geſchichte, Lübeck 1796, gehen einen ſelbſtgezeichneten Weg mit vieler Sicherheit. Würde das Unhaltbare, das ſich beſonders darin findet, von dem Haltbaren abgeſondert, und in dem Bearbeiten der Geſchichte in Angemeſſenheit zu dem letztern ein glücklicher Verſuch gethan; ſo wäre ſchon viel geleiſtet. — Sehr wahr ſagt derſelbe in der Vorrede zum 2ten Theile ſeines Werkes: zur Kulturgeſchichte der Völker (2 Th. Leipz. 1798.) (ein Werk, das übrigens zu partiell iſt, um hieher zu gehören) „Die Geſchichte der Menſchheit war und iſt noch immer nichts weiter, als ein Aggregat von Erfahrungen über die zeitherigen Veränderungen des menſchlichen Geſchlechts, in einer den Geſetzen der ſinnlichen Anſchauung gemäßen Darſtellung. Die Einheit der Erfahrung, unter welchen Ausdruck wir eine Darſtellung von Begebenheiten in der Zuſammenſetzung, wie ſie durch die Formen der Vorſtellung zu unſrer Wiſſenſchaft gekommen ſind, verſtehen, iſt der einzige feſte, durch das ganze Gewebe fortlaufende Faden, an welchen ſich die Fäden der einzelnen Darſtellungen anknüpfen. Befriedigung der Wißbegierde aber, die eine Kenntniß von dem, was ſich bis zu unſern Zeiten mit der Menſchheit zugetragen hat, verlangt, iſt die Urſache und der Zweck des Werths geweſen, welchen man der Geſchichte der Menſchheit beigelegt hat. Es fehlt ihr alſo an einem eignen erſten Grundſatze, der durch ihren innern eignen Werth, das Studium derſelben zum Zweck machen, und ihrer Bearbeitung die einer Wiſſenſchaft nothwendige Einheit der Darſtellung geben konnte.“ — Dieſen Grundſatz, er mag nun theoretiſch oder practiſch ſeyn ſollen, wird ſie aber nie finden; nur der Begriff der Menſchheit ſelbſt, als Gattung, kann an der Spitze ſtehen, denn dieſer iſt hiſtoriſch und philoſophiſch zugleich, und nur ein ſolcher eignet ſich zum Eingange einer Geſchichte der Menſchheit. Ein Grundſatz, der philoſophiſch iſt, fällt nicht nur mit dem Syſteme, aus dem er entlehnt wird; und hat für die keine Gültigkeit, die ſich zu jenem Syſteme nicht bekennen, ſondern er verrückt auch nothwendig die Behandlung der Thatſachen. Ein aus der Geſchichte ſelbſt entlehnter Grundſatz (ein Erfahrungsſatz) aber, wie ihn Maier S. XXII. als Norm für jene Bearbeitung der Geſchichte empfiehlt, iſt nur einſeitig, weil ſich, da er nur aus einzelnen Factis abſtrahirt ſeyn kann, eben ſo viel Facta wider ihn,

als für ihn werden auffinden laſſen. Stellt man blos Facta gegen Facta; ſo läßt ſich empiriſch eben ſo gut und bündig das Fortſchreiten, als das Rückwärtsgehen der Menſchheit beweiſen. — Sehr wahr aber bemerkt er, daß vor der Bearbeitung der Geſchichte der Menſchheit erſt die Geſchichte der einzelnen Völker ſo bearbeitet und dargeſtellt werden muß, „daß jene Frage über den Zweck und die Zweckmäßigkeit der bemerkten Progreſſionen in der Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts ſchon durch das gegebene Gemählde beantwortet, und es alſo ſichtbar wird, welche Fortſchritte jedes Volk in der Bildung von ſeinem Urſprunge an bis zu ſeinem Verfalle gemacht hat.„ — Intereſſant iſt G. Merkels Anſicht der Geſch. der Menſchh. in der Vor. S. 7ff. zu ſ. Samml. von Völkergemählden (Lüb. 1800). — Nicht nach dem philoſophiſ. Standpuncte, ſondern mehr nach dem Maasſtabe der von den Teutſchen noch ſo wenig bearbeiteten politiſchen Geſchichte, ſo wie nach dem Werthe der geſchmackvollen Gruppirung ähnlicher Facten muß man beurtheilen: E. U. D. von Eggers, Skizze und Fragmente einer Geſchichte der Menſchheit, wovon die beiden erſten Bände in der neuen Auflage, Kopenhagen 1803, erſchienen ſind, denen der dritte und letzte noch folgen ſoll. Mehr, als in Schriften verwandten Inhalts, weiß der Verf. die große Angelegenheiten der Menſchheit: Aufklärung und Volksfreiheit, aus dem politiſchen Geſichtspunct zu faſſen, und dadurch dem künftigen Bearbeiter einer Geſchichte der Menſchheit im Detail der einzelnen hieher gehörenden Thatſachen vorzuarbeiten. — Mit philoſophiſchem Geiſte ſchrieb Jeniſch ſeinen univerſalhiſtoriſchen Ueberblick der Entwickelung des Menſchengeſchlechts, als eines ſich fortbildenden Ganzen, eine Philoſophie der Kulturgeſchichte. 2 Theile, (der zweite Theil in zwei Abtheilungen) Berl. 1801. Es gehort nicht hieher, die entſchiedenen Verdienſte dieſes Werkes zu ſchildern; aber ſo viel ſcheint gewiß zu ſeyn, daß der Verfaſſer das Ganze noch zu einem genauern innigen Zuſammenhang verbunden haben würde, wenn er mit ſich über das Verhältniß der Begriffe: Kulturgeſchichte, Geſchichte der Menſchheit, Philoſophie der Kulturgeſchichte, und Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit mehr aufs Reine gekommen wäre. — Buchholz, Darſtellung eines neuen Gravitationsgeſetzes für die moraliſche Welt, Berlin 1802, iſt eine zu künſtliche Compoſition in Betreff der für vorgefaßte Anſichten zuſammengereihten Thatſachen, als daß man nicht bisweilen über dem gehäuften Sonderbaren in die Verſuchung geräth, dem Scharfſinn nicht die Gerechtigkeit angedeihen zu laſſen, die er ſelbſt

dann verdient, wenn er ſich verirrt. — M. A. Goiſch, Geſchichte der Kultur des Menſchengeſchlechts im Allgemeinen und jedes einzelnen welthiſtoriſchen Volkes insbeſondere, 3 Theile, Wien 1803, iſt ſchon dadurch ein mißlungenes Product, daß der Fortſetzer deſſelben einen andern Plan durchführt, als ihn der (darüber verſtorbene) Verf. angelegt hatte. — J. G. Hernigs Ideen zur Geſchichte des großen Ganges der Kultur und der Menſchheit in der Welt, Zwickau 1803, bleibt weit hinter den Forderungen zurück, die man doch nun, nach ſo vielen Vorarbeiten, an den Verfaſſer einer Kulturgeſchichte zu thun berechtigt iſt. — Was G. F. Pöſchmann, in ſeiner Einleitung in die allgem. Menſchengeſchichte, Th. 1, Riga 1802, S. 2 ff. und S. 155. ff. über die verſchiedenen Begriffe: Welt-Special-Menſchengeſchichte u. ſ. w mittheilt, iſt nicht beſtimmt genug. — Wenn endlich der Verfaſſer der Abhandlung: Ueber die Idee und bisherige Behandlung einer Geſchichte der Menſchheit, in der neuen Leipziger Lit. Zeit. 1804. St. 1, 2, 4, 5, u. 26, für die Behandlung der Geſchichte der Menſchen vier Perioden annimmt, von denen er die erſte den Dichtern, die zweite den ſogenannten Dichterphiloſophen, den räſonnirenden Rednern, wie den practiſchen Weiſen, die dritte den eigentlichen Hiſtorikern und namentlich den philoſophiſchen, und die vierte den hiſtoriſchen Philoſophen oder pragmatiſchen Anthropologen einräumt; ſo gehört die Prüfung dieſer Eintheilung nicht hieher, ſondern nur der Begriff, den er von Kulturgeſchichte und Geſchichte der Menſchheit St. 5, S. 71. ff. aufſtellt.„ Die Geſchichte der Menſchheit erſcheint als die Darſtellung der (unter allgemeinen Bedingungen) nothwendig erfolgenden Erregung, Entwickelung und Ausbildung der perfectibeln Menſchennatur (als urſprünglichen Anlage) zu dem Menſchthume (als höchſten Menſchencharakter). Da die ſubjective Kultur, oder die allſeitige Kultivirung (nicht bloße Diſciplinirung und Civiliſation, ſondern auch Verſittlichung) ein aus der menſchlichen Perfectibilität nothwendig hervorgehendes Prädicat iſt; da es auch keine objective Kultur ohne Menſchenanlage und ohne Menſchheit geben kann; ſo iſt die Geſchichte der Menſchheit auch als eine hiſtoriſche Darſtellung des allgemeinen und nothwendigen Ganges der ſubjectiven und objectiven Kultur der Menſchengeſchlechter zu betrachten, nur daß die Kultur, als ſolche, mehr die willkührlichen Thätigkeiten und Erzeugniſſe betrifft, indeß die erſte Entwickelung der Menſchenanlage eine unwillkührliche iſt. Wir nehmen dieſen Beſtimmungen zufolge an, daß in einer

Geſchichte der Menſchheit die Kenntniß der Menſchennatur, ihrer urſprünglichen Anlage und abgeleiteten Kräfte, wie ihre Einheit, eben ſo vorausgeſetzt werde, als die Kenntniß und Deduction der höchſten Beſtimmung des Menſchen. Wir beſchränken ſie dagegen nicht auf die Darſtellung des Mechanismus der unwillkührlichen Entwickelung der Anlage, ſondern erweitern ſie auch bis zu der willkührlichen und frei aufſtrebenden Bildung der Kräfte, und billigen daher die Aufnahme der verſchiedenen Zuſtände, in welche die Menſchen theils verſetzt wurden, theils ſich ſelbſt verſetzt hatten. Mit Vorausſetzung der Einheit aber auch das Parallelismus der geiſtigen und körperlichen Natur des Menſchen ſuchen wir in dieſer Geſchichte endlich nicht blos den allgemeinen Bildungsgang des ganzen Menſchen, ſondern zugleich die allgemeinen Bedingungen jenes Ganges, nicht blos die intenſiven und vorzüglich die reinmenſchlichen Thätigkeiten, ſondern auch die weſentlichen und einfachen Aeußerungen derſelben, mithin die productiveKraft mit ihrenProducten inWechſelwirkung,, — Mit Schellings Anſicht (ſ. Vorleſungen über die Methode des akad. Studiums, 1803, S. 168.) der Kultur, daß der Zuſtand derſelben der erſte des Menſchengeſchlechts ſey, und daß es keinen Zuſtand der Barbarei gebe, der nicht aus einer untergegangenen Kultur ſtammte, iſt die Geſchichte, ſo weit ich ſie kenne, nicht zu vereinigen.

§. 223.

Die hiſtoriſche Kritik; die hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften; die hiſtoriſche Methode, und das Detail der Bearbeitungen der Menſchengeſchichte.

Zu den einzelnen Momenten der Menſchengeſchichte gehören die hiſtoriſche Kritik; die Kenntniß und Bearbeitung der hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften; die hiſtoriſche Methode, auf deren Realiſirung der Styl ſo vielen Einfluß hat; und das Detail der Bearbeitung der Menſchengeſchichte.

1) Die hiſtoriſche Kritik, iſt die Wiſſenſchaft, die verſchiedenartigen Quellen der Geſchichte genau zu erſchöpfen, und mit Vorſicht anzuwenden. Zu dieſen Quellen gehören mündliche Ueberlieferungen, ſchriftliche Nachrichten, Denkmäler, Inſchriften ꝛc. Die

Vergleichung derſelben unter ſich; die Prüfung der Glaubwürdigkeit ihrer Urheber; die beſtimmten Rückſichten auf die Zeiten, aus denen ſie herrühren, auf die Völker, bei denen ſie ſich finden ꝛc. und unzählige andre Unterſuchungen muß derjenige anſtellen, der die große Maſſe der vermittelſt der hiſtoriſchen Kritik aufgefundnen Materialien ſtyliſtiſch verarbeiten will.

2) Die hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften. Außer der Naturbeſchreibung, Naturgeſchichte und Geographie, gehören noch hieher: die Chronologie (Zeitkunde), welche, um die einzelnen Begebenheiten, nach einer an den Folgen der Jahre gleichſam ablaufenden Kette darzuſtellen, die beſtimmten Geſichtspuncte der verſchiedenartigen Zeitrechnungen, (beſonders in der alten Geſchichte) aufſtellt und dieſe bei der Ausgleichung dieſer Zeitrechnungen gegen einander feſthält; — die Genealogie (Geſchlechtskunde), welche ſich mit Unterſuchung des Urſprungs, der Abſtammung, Fortpflanzung und Verbindung berühmter Familien, (beſonders der regierenden Perſonen) beſchäftigt; — die Diplomatik, (Urkundenlehre), welche ſich mit dem Studium, der Prüfung und Verarbeitung der Urkunden beſchäftigt, welche über einzelne Theile der Geſchichte, über einflußreiche Begebenheiten und über ganze Zeiträume Licht zu verbreiten vermögen; — die Numismatik (Münzenkunde), welche ſich mit den verſchiedenen Gattungen der ältern und neuern Münzen beſchäftigt, um darnach die einzelnen Facta der Geſchichte zu berichtigen; — die Heraldik (Wappenkunde), oder die Kenntniß der Regeln, nach welchen Wappen geprüft und beurtheilt werden müſſen.

Hieher gehören die ſchätzbaren Werke von Gatterer: Abriß d. Chronologie, Gött. 1777. Abriß der Genealogie, Gött. 1788. Abriß der Diplomatik, Gött. 1798 Practiſche Heraldik, Nürnb. 1791. — J. D. Köhlers Münzbeluſtigungen, 22 Bände. Nürnb. 1729. ff. den 22ſten Theil vollendete Gatterer. — Joſ. Eckhel, Anfangsgründe zur alten Numismatik, Wien 1786. — F. Schlichtegroll, Annalen der Numismatik. Leipz. 1803 — Feßmaier, Grundriß der hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften. Landsh. 1802.

3) Die hiſtoriſche Methode betrifft zunächſt das Princip, welches man der Darſtellung der Begebenheiten zum Grunde legt. Obgleich dadurch die Facta nicht an ſich verändert werden; ſo hängt doch von demſelben ihre Anordnung, Stellung, Vergleichung, Verbindung und Ausführung in ſtyliſtiſcher Hinſicht ab. Sie iſt:

α) geographiſch, wenn man, beſonders wegen der Verſinnlichung der Vergangenheit, von der gegenwärtigen Eintheilung der Erde unter ihre verſchiednen Bewohner ausgehet, (vielleicht Charten für die ältere und mittlere Geſchichte damit in Verbindung bringet,) und an die Darſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes die Mittheilung der ehemaligen Beſchaffenheit und der vorigen Verhältniſſe anknüpft;

β) chronologiſch, wenn die Folge der Jahre, nach einer vermittelſt der hiſtoriſchen Kritik feſtgeſetzten Zeitrechnung, als leitendes Princip für die Darſtellung der Begebenheiten der einzelnen Völker und Reiche angenommen wird;

γ) ethnographiſch, wenn man jedes Volkes, nach dem Gange ſeiner ſpeciellen Geſchichte, iſolirt und unabhängig von den gleichzeitigen Völkern darſtellt, und auf dieſe Weiſe ein Volk auf das andere folgen läßt; (hauptſächlich in der Staatengeſchichte.)

δ) ſynchroniſtiſch, wenn man das Gleichzeitige in der ganzen Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts, chronologiſch geordnet, zuſammenſtellt, und dadurch die Ueberſicht über das, was gleichzeitig in allen Theilen der Erde und bei allen bekannten Völkern geſchah, bewirkt; (beſonders in der Univerſalgeſchichte.)

ε) pragmatiſch, wenn man den innern und nothwendigen Zuſammenhang der Begebenheiten, nach welchem ſie ſich gegenſeitig als Urſache und Wirkung verhalten, aufſucht, und nach dieſem Princip die Folge der Begebenheiten anordnet.

4) Das Detail der Bearbeitung der Menſchengeſchichte betrifft die äußere Form, unter welche man

die iſolirten Materialien in ihrer weitern Verarbeitung erſcheinen läßt. Dies kann geſchehen:

aa) in Zeitungen und Flugblättern. Die Zeitungen ſind Tagesblätter, welche durch ihr öfteres Erſcheinen, durch ihre kurzen Nachrichten, und durch ihre geſchwinde Verbreitung die möglichſt ſchnellſte und weiteſte Mittheilung der neueſten Begebenheiten befördern ſollen. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß ihr Werth zunächſt von der Wahrheit, Beſtimmtheit und Unpartheilichkeit, ſo wie von der einfachen und leichten Darſtellung der mitgetheilten Nachrichten abhängt. Die Beſtimmung und Grenzen dieſer Blätter enthalten den Maasſtab für die größere oder geringere Ausführlichkeit der mitzutheilenden Begebenheiten. — Flugſchriften haben gewöhnlich die Beſtimmung, die Aufmerkſamkeit des Publikums auf eine wichtige entweder lokale oder allgemeine Begebenheit ſogleich zu richten. Sobald ſie nicht unter ſtrenger Aufſicht ſtehen, kann durch ſie viel Unheil bewirkt werden.

bb) in Tagebüchern. Tagebücher ſind entweder von Individuen für ihren eignen Gebrauch beſtimmt, um ſich ſelbſt über den Gang ihrer Geſchäfte Rechenſchaft abzulegen, und die Veränderungen ihres Schickſals aufzuzeichnen, wo ſie ſich denn nie zur Publicität eignen; oder ſie werden für gewiſſe Volksklaſſen und Provinzen, nach einer wöchentlichen oder monatlichen Eintheilung, zuſammengeſtellt. Bei dieſer Beſtimmung nähern ſie ſich den Zeitungen; nur müſſen alle Albernheiten, Unwahrheiten, abentheuerliche Erzählungen und Provinzialismen in ihnen vermieden werden.

cc) in Intelligenzblättern und Anzeigern. Sie dienen zur baldigen Bekanntmachung gewiſſer Begebenheiten oder andrer Angelegenheiten des häuslichen und öffentlichen Lebens in großen Städten oder ganzen Provinzen. (Annonçen; Anfragen; Geſuche.)

dd) in Zeitſchriften; Journalen; Monatsſchriften. Nicht alle Journale haben eine beſtimmte Ten-

denz überhaupt, oder eine hiſtoriſche insbeſondere; aber in allen wird doch mehr oder weniger auf die Zeitverhältniſſe Rückſicht genommen. So unbedeutend auch mehrere derſelben ſeyn mögen; ſo dient doch ihre anſehnliche Menge und ihr Inhalt gewöhnlich zur richtigen Beurtheilung des Geiſtes eines Zeitalters.

ee) in Tabellen. Die tabellariſche Methode iſt in den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, zur leichtern Ueberſicht der Begebenheiten, zur bequemern Auffindung des Gleichzeitigen und Aufeinanderfolgenden; ſo wie zur Vorbereitung auf hiſtoriſche Studien und zur Wiederhohlung derſelben vortheilhaft, ſo bald man nicht alle hiſtoriſche Weisheit in ihnen ſucht, und den richtigen hiſtoriſchen Blick darüber verliert;

ff) in Compendien. Sie ſollen die zuſammengedrängte, erſchöpfende und gründliche Darſtellung derjenigen Reihe von hiſtoriſchen Facten enthalten, aus welchen das hiſtoriſche Ganze beſteht, das man darſtellen will. Ihr Werth beruht theils auf der mit Ueberſicht der iſolirten Wiſſenſchaften berechneten Anordnung des Ganzen; auf dem richtigen Princip für die Eintheilung deſſelben nach Perioden; auf der gleichmäßigen Bearbeitung und Durchführung dieſer einzelnen Theile; auf der Beſtimmtheit, Deutlichkeit, Präciſion und Kraft in der Darſtellung, und auf dem Totaleindrucke, den ſie für eine einzelne hiſtoriſche Wiſſenſchaft, oder für das ganze Gebiet der Geſchichte gewähren.

gg) in hiſtoriſchen Syſtemen. Sie entſtehen aus der erſchöpfenden und nach allen Theilen gleichmäßig bearbeiteten Darſtellung der Begebenheiten eines oder mehreren Staaten, oder der ganzen Geſchichte ſelbſt. Vollſtändigkeit, beſtimmte Anordnung des Ganzen, Quellenſtudium und Bemächtigung des darzuſtellenden Stoffes müſſen zu den ſtyliſtiſchen Eigenſchaften hinzukommen, welche, in Hinſicht auf Korrectheit und Schönheit, auch für den hiſtoriſchen Styl unnachlaßlich gelten.

bb) Literatur und Citaten. Sie ſind die Wegweiſer durch das Chaos der einzelnen Begebenheiten und enthalten die Belege für die aufgeſtellten Behauptungen und Reſultate. In der Verarbeitung derſelben zeigt ſich theils die angewandte hiſtoriſche Kritik; theils die Ueberſicht über die ganze Maſſe der für einen zu bearbeitenden Stoff vorhandenen Materialien; theils die ſichere Auswahl des Unentbehrlichen und Brauchbaren; theils der Geſchmack in der Benutzung derſelben zur Aufführung und Vollendung eines neuen hiſtoriſchen Ganzen. (Mit Gründen vertheidigt ſie C. D. Beck, in der Vorrede zum erſten Theile ſeiner Anl. zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeſchichte.)

§. 224.

Die Episoden im hiſtoriſchen Style.

Die Epiſoden im hiſtoriſchen Style ſind an ſich die weiter ausgeführten Nebenparthien, welche den Hauptgegenſtand in der Darſtellung unterſtützen, ſeine beſtimmtere Anſicht befördern und das Intereſſe an demſelben erhöhen ſollen. Die Epiſoden ſind alſo eigentlich nicht um ihrer ſelbſt willen da, ſondern damit ein Gegenſtand, der ſonſt, nach allen ſeinen nähern Modifikationen, nicht gehörig überſehen werden würde, deſto vollſtändiger und deutlicher erſcheine. Deshalb kann die Epiſode auch ins Detail der Darſtellung eingehen; ſie kann ſogar bisweilen Anecdoten einmiſchen; ſie kann ein beiläufiges Räſonnement über die dargeſtellten Gegenſtände enthalten, um das Urtheil darüber zu berichtigen; nur muß ſie jedesmal in Angemeſſenheit zu dem Hauptgegenſtande gehalten und durchgeführt ſeyn. Nie darf ſie dieſen Hauptgegenſtand verdunkeln, wenn ſie nicht fehlerhaft werden ſoll; nie darf ſie ſo weit abſchweifen, daß ſie ganz fremdartige Dinge herbeiführt, und dadurch die Einheit in der Darſtellung unterbricht; nie darf ſie ſo weit ausgedehnt werden, daß ſie gleichſam als ein integrirender Theil der ganzen Darſtellung erſcheint. Der denkende und geſchmackvolle Styliſt findet die Grenzen der Epiſode in ihrem, dem Haupt-

thema untergeordneten, Stoffe ſelbſt gezogen; er vernach- läßigt ſie nicht in der Entwickelung und Darſtellung, aber er weiß ſie auch ſo zu behandeln, daß man, bei der Betrachtung des hiſtoriſchen Kunſtwerkes, nie in die Verlegenheit kommt, ſie mit dem Hauptgegenſtande ſelbſt zu verwechſeln. Nie wird er deshalb Licht und Schatten in ihr mit der Stärke vertheilen, wie es in der eigentlichen Darſtellung des Hauptthema geſchieht; nie wird in ihr die Kraft herrſchen, nie wird er den Glanz über ſie ausbreiten, unter welcher das Hauptbild vor der Phantaſie erſcheint und dieſe veranlaßt, die übrigen Radien der Darſtellung in dieſem Hauptbilde zu concentriren. — Was hier als **Epiſode** behandelt iſt, nennet **Eſchenburg**, (Theorie der ſchönen **Wiſſenſchaften** S. 348.) Digreſſionen.

§. 225.

δ) Ueber die Eigenſchaften, welche dem hiſtoriſchen Style zukommen müſſen.

Da der hiſtoriſche Styl, dem Stoffe nach, das unermeßliche Gebiet der wirklichen Welt und alles deſſen umſchließt, was in den Kreis der Erfahrung gehört; ſo iſt auch, mit Einſchluß des didactiſchen Styls, unter allen Gattungen des Styls in ihm die größte Mannigfaltigkeit der Formen möglich. So ſehr nun auch, durch dieſe Mannigfaltigkeit der Formen, die Anſicht des ganzen Gebiets des hiſtoriſchen Styls vereinzelt werden mag; ſo gibt es doch, in **Hinſicht auf die Darſtellung**, für alle einzelne Gattungen und Untergattungen deſſelben, kein anderes Princip, als das der innigſten **Harmonie** zwiſchen **Korrectheit** und **Schönheit**, nur daß bei dem hiſtoriſchen Style, eben wegen jener Mannigfaltigkeit, die Anwendung dieſes Princips auf die verſchiedenartigen Stoffe ebenfalls höchſt mannigfaltig und vielſeitig wird.

Ob nun gleich ſowohl in der beſchreibenden, als in der erzählenden Form des hiſtoriſchen Styls dieſe innige Harmonie zwiſchen Korrectheit und Schönheit getroffen werden muß; ſo iſt doch die Sphäre der erzählenden Form reicher, als die Sphäre der beſchreibenden. Alles alſo, was

in dem Folgenden über die Eigenſchaften geſagt werden wird, welche dem hiſtoriſchen Style überhaupt zukommen müſſen, gilt von den verſchiednen Untergattungen der erzählenden Form noch in einem höhern Grade, als von den verſchiedenen Untergattungen der beſchreibenden Form.

Gegenwart und Vergangenheit ſind die beiden Hauptpuncte, auf welche bei der beſchreibenden und erzählenden Form des hiſtoriſchen Styls alles ankommt. Die Darſtellung der Erſcheinungen, welche wir entweder in der Gegenwart, oder in der Vergangenheit wahrnehmen, beruht mithin zuerſt auf der Korrectheit der Form, und dieſe verlangt, daß alle einzelne Merkmale der vorhandenen Erſcheinungen (in der beſchreibenden Form), und die erfahrungsmäßige und nothwendige Succeſſion der Thatſachen (in der erzählenden Form) von dem Styliſten erſchöpfend aufgefaßt, gehörig geordnet und claſſificirt, und unter ſich zu einem mechaniſch nothwendigen Ganzen verbunden werden. In Hinſicht auf die Schönheit der Form aber gehört hieher (§. 75) Sinnlichkeit im Ausdrucke und Freiheit in der Bewegung, d. h. die styliſtiſche Form, welche den hiſtoriſchen Stoff bekleidet, ſoll durch ſich ſelbſt, als Form, ein reines Wohlgefallen erregen, indem ſie theils den dargeſtellten Gegenſtand in eine Anſchauung des innern Sinnes, in ein Bild, vermittelſt der äſthetiſchen Verſinnlichung, verwandelt, und dieſem Bilde Totalität gibt, theils aber auch dieſen dargeſtellten Gegenſtand als ein organiſches Ganze erſcheinen läßt, in welchem man, unbeſchadet des Totaleindrucks, alle einzelne Theile, (die einzelnen Erſcheinungen und Facten) genau unterſcheiden, und den innern Zuſammenhang dieſer Theile in ihrer Zuſammenſtellung zu einem Ganzen genau überſehen kann. — Je ſchwieriger, durch die Mannigfaltigkeit des hiſtoriſchen Stoffes und durch die Verſchiedenartigkeit ſeiner Untergattungen, im Einzelnen dieſe Verbindung zwiſchen Korrectheit und Schönheit im hiſtoriſchen Style wird; deſto leichter läßt es ſich erklären, warum die klaſſiſchen Producte in dieſer Gattung des Styls ſo äußerſt ſelten ſind. Viele begnügten ſich nämlich nur damit, korrect, d. h. wahr und

deutlich dargeſtellt zu haben, und deshalb erhielt die Form ihrer Darſtellung eine Trockenheit, die beinahe zurückſtoßend war, und wenigſtens die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit, welche in dem hiſtoriſchen Style möglich iſt, nicht ahnen ließ; viele aber ſuchten den Stoff, unbekümmert um die Korrectheit deſſelben, (d. i. um die Angemeſſenheit der Darſtellung zur Wahrheit in der Vorſtellung,) blos verſinnlicht darzuſtellen, und ſo entſtand eine poetiſche Geſchichte, der es zwar nicht an Verſinnlichung, wohl aber an Wahrheit fehlt. **Beides darf nie von einander getrennt werden**; wenn der hiſtoriſche Styl bei der teutſchen Nation auf Vollendung Anſpruch machen ſoll; ſo lange aber beides getrennt wird, ſo lange werden wir entweder ſtatt einer lebensvollen Geſchichte ein trocknes chronologiſches Gerippe, oder ſtatt einer beglaubigten Darſtellung einen Halbroman erhalten.

§. 226.

Fortſetzung.

Was die **untergeordneten** Eigenſchaften der **Korrectheit** (§. 72.) betrifft; ſo ſind jeder Darſtellung des hiſtoriſchen Styls unerlaßlich: **Deutlichkeit** und **Klarheit** in der Bezeichnung des Gegenſtandes (mit Einſchluß der grammatiſchen Richtigkeit); **vollſtändige** und **erſchöpfende** Darſtellung deſſelben; **Einheit** in der Haltung der Darſtellung; **Angemeſſenheit** des Ausdrucks zu dem dargeſtellten Stoffe; **Natürlichkeit** und **Ordnung** in der Verbindung und Aufeinanderfolge der einzelnen Theile; **Präciſion** im Ausdrucke, welche alles, was nicht zum Weſen der Darſtellung des hiſtoriſchen Stoffes gehöret, von ſich ausſchließt; **Treue**, in der, der Wahrheit der dargeſtellten Objecte angemeſſenen, Behandlung und Ausführung der einzelnen Theile, und **Sicherheit** des Ausdrucks, welcher das Reſultat der völligen Bemächtigung des dargeſtellten Stoffs iſt. — Dieſe **logiſchen** Eigenſchaften ſind weſentlich nöthig in der beſchreibenden, wie in der erzählenden hiſtoriſchen Form.

Was die **untergeordneten** Eigenſchaften der **Schönheit** (§. 99.) betrifft; ſo iſt die **Lebhaftigkeit** des Styls eine allen Untergattungen des hiſtoriſchen Stoffes weſentliche

Eigenſchaft. Durch die Lebhaftigkeit wird nämlich der dargeſtellte Gegenſtand ſo verſinnlicht, daß die Phantaſie eine vollſtändige Anſchauung, ein erſchöpfendes Bild, von demſelben, vermittelſt der Form, erhält. In einzelnen Untergattungen des hiſtoriſchen Stoffes darf dieſe Lebhaftigkeit in der Darſtellung ſogar in Feuer übergehen. — Dabei verſtatten die meiſten Untergattungen des hiſtoriſchen Stoffes eine ſolche Darſtellung deſſelben, wo durch die Form eine erhöhte Theilnahme (Intereſſe) an dem Dargeſtellten hervorgebracht wird. — Die Anmuth in der ſtyliſtiſchen Darſtellung wird zunächſt mehr der erzählenden, als der beſchreibenden Form angehören, weil, nach den Belegen, die in den Schriften der Klaſſiker vor uns liegen, die Freiheit in der Behandlung des Zufälligen des Stoffes, worin eben die Anmuth beſteht, in Hinſicht auf die Vergangenheit ein weiteres Feld vor ſich hat, als bei der Darſtellung der Gegenwart. Die Leichtigkeit der Darſtellung iſt für die beſchreibende und erzählende Form weſentlich nöthig, da ſie, in Hinſicht auf die Gedanken, in der einfachen und natürlichen Aufeinanderfolge und Verbindung derſelben beſteht, nach welchen man das Ganze ohne Schwierigkeit ergreifen und feſthalten kann, und in Hinſicht auf den Ausdruck, auf der Klarheit und Anſchaulichkeit beruht, welche uns, bei der Betrachtung der Form, ein ungetheiltes Wohlgefallen an derſelben gewährt. — Eben ſo wird die hiſtoriſche Darſtellung auf das Gefühlsvermögen wirken, wenn ihr Natürlichkeit, d. i. die hohe Simplicität und innige Verbindung aller ihrer Theile zu Einem Ganzen zukommt, wodurch jede Affectation und Erkünſtelung von ihr ausgeſchloſſen wird. — Das Naive des Styls wird nur in einzelnen Formen des hiſtoriſchen Styls (z. B. in der Anecdote, in der Erzählung im engern Sinne ꝛc.) vorkommen können; dagegen ſind Aehnlichkeit, nach welcher die einzelnen Theile der ſtyliſtiſchen Form ebenmäßig vertheilt, gehalten und behandelt werden; Ueblichkeit, welche die ſtyliſtiſche Form dem gegenwärtigen Grade der Reife und Ausbildung der Sprache anpaßt; Schicklichkeit, welche nur diejenigen Wörter in der Darſtellung wählen läßt, die in der Sprache der beſſern Converſation dem dargeſtellten Gegenſtande ent-

ſprechen, und Mannigfaltigkeit, nach welcher man die einzelnen Theile der Form, als Theile, mit Wohlgefallen betrachtet, allgemeine Eigenſchaften, ſowohl der beſchreibenden, als der erzählenden Form. — Die Farbengebung, oder die Vertheilung von Licht und Schatten, verlangt im hiſtoriſchen Style eine ſorgfältige Behandlung, und hängt von einer genauen Kenntniß des Stoffes ab, durch welche allein man in den Stand geſetzt wird, richtig zu beſtimmen, welche Theile der Darſtellung Licht, und welche Schatten bekommen müſſen. — Das Nüanciren im Style, das von der ſorgfältigen Beobachtung der feinern Unterſchiede zwiſchen mehrern Begriffen abhängt, wird beſonders in der politiſchen und pragmatiſchen Geſchichte, in der Biographie u. ſ. w. von dem beſſern Styliſten mit Weisheit gebraucht werden. — Die Kraft des Styls, die ſich in der nachdrucksvollen und gleichmäßigen Haltung der einzelnen Theile und des Ganzen in einer styliſtiſchen Form ankündigt, iſt beinahe in allen Untergattungen des hiſtoriſchen Styls anwendbar, und in einigen unumgänglich nöthig. Das Edle im Style, das von keiner Gattung der erzählenden Form ausgeſchloſſen werden darf, wird auch in der beſchreibenden Form von Wirkung ſeyn. Das Groſſe, Erhabene, Pathetiſche und Feierliche im hiſtoriſchen Style richtet ſich nach dem darzuſtellenden Stoffe, der unter der Umgebung dieſer Eigenſchaften erſcheinen muß, wenn er beſonders geeignet iſt, auf das Gefühlsvermögen und auf den Willen zu wirken. Das Rührende wird nur dann zweckmäßig angewendet werden, wenn der Effect der Darſtellung hauptſächlich auf das Gefühlsvermögen berechnet iſt. — Dagegen iſt die Würde des Styls, die in der Angemeſſenheit des dargeſtellten Gegenſtandes zu den Geſetzen der Vernunft beſtehet, und durch welche jene Angemeſſenheit verſinnlicht werden ſoll, beſonders in der erzählenden Form nöthig, weil dieſe ſich mit den Wirkungen der menſchlichen Freiheit beſchäftigt, und die Würde des Styls beſonders diejenige Eigenſchaft iſt, durch welche das Gefühl des Ethiſchen in dem Menſchen angeregt werden ſoll. — Die Neuheit des Styls kann, inwiefern die Geſchichte Thatſachen der Ver-

gangenheit zeichnet, nicht ſowohl in dem Verhältniſſe der Form zum Stoffe, als vielmehr in derjenigen, von dem Gewöhnlichen abweichenden, Darſtellung und Haltung der Form beſtehen, durch welche der Stoff ſelbſt ein verjüngtes Intereſſe erhält. — Das **Kühne** in der hiſtoriſchen Darſtellung darf nicht von dem Styliſten beabſichtigt werden; der genialiſche Hiſtoriker wird, ſich ſelbſt unbewußt, da, wo der Stoff daſſelbe verſtattet, es anbringen und dadurch einen höhern Eindruck bewirken. — Dagegen muß der **Kontraſt**, der wohl bisweilen den beabſichtigten Zweck nicht verfehlt, mit Sparſamkeit gebraucht werden, da er oft mehr blendet, als erhellt, und nicht ſelten dem hiſtoriſchen Stoffe auf keine Weiſe angemeſſen iſt. — Das **Lächerliche** und **Komiſche** iſt im hiſtoriſchen Style nur auf wenige einzelne Fälle eingeſchränkt, wo es von Wirkung ſeyn wird, (z. B. in leichten Erzählungen, Anecdoten ꝛc.); ſonſt verſtößt es gegen den Ernſt und die Würde des Stoffes und der Form, und zeugt von einem unreifen, wenig gebildeten Geſchmacke, und von einer großen ſtyliſtiſchen Armuth, welche nur durch ſolche Nothmittel für ihre Producte Intereſſe erregen will. — Das **Bildliche** im hiſtoriſchen Style wird durch das Geſetz der Verſinnlichung modificirt, d. h. es darf nur inſofern gebraucht werden, als dadurch die dargeſtellte Form ſo weit belebt werden muß, daß ein reines Wohlgefallen an derſelben entſtehet. Eine volle Bilderſprache gehört der Poeſie, und nicht der Geſchichte an, deren Gebiet durch den Kreis der in der Erfahrung wahrgenommenen Erſcheinungen und Thatſachen beſtimmt wird. — Dagegen charakteriſirt ſich der Styl der beſten Hiſtoriker hauptſächlich durch **Simplicität** im Ausdrucke, welche, indem ſie allen zufälligen Schmuck und alle Ueberladung von der Form ausſchließt, der Form ſelbſt ein höheres Wohlgefallen an ihr zuſichert; ſo wie durch die **Einheit**, als äſthetiſche Eigenſchaft, die der Form in der Anſchauung (als Bild) diejenige Vollendung zuſichert, wodurch ſie einen Totaleindruck zu bewirken im Stande iſt. — Da von dem proſaiſchen hiſtoriſchen Style die erdichtete Geſchichte (ſie ſey nun **völlige** Dichtung, oder Halbroman) ausgeſchloſſen wird; ſo kann auch der Gebrauch der

rhetoriſchen Figuren in ihm nicht anders als mit Vorſicht und nach dem Geſetze der Sparſamkeit geſchehen.

Maaß Rhetorik, S. 294. ff. ſtellt als die allgemeinen Regeln der hiſtoriſchen Schreibart: vollkommne Klarheit, Lebhaftigkeit, Kürze, Simplicität und Würde auf. So ſehr das gegründet iſt, was er darüber ſagt; ſo wird doch das Gebiet der styliſtiſchen Eigenſchaften in Bezug auf die verſchiednen hiſtoriſchen Formen dadurch nicht erſchöpft. — Was die bei dem hiſtoriſchen Style thätigen Geiſteskräfte betrifft; ſo iſt das Gedächtniß allerdings die Grundlage in allen hiſtoriſchen Darſtellungen; aber für dieſe Darſtellung iſt das harmoniſche Wirken des Verſtandes in der Ordnung und Zuſammenſtellung der Materialien, und der Phantaſie in der Verſinnlichung derſelben, zur Vollendung eines vollſtändigen Bildes nöthig. — Im Teutſchen haben wir für die hiſtoriſche Darſtellung im Imperfectum das eigentliche tempus historicum; nur ſelten, und immer nur durch hinreichende Gründe dazu berechtigt, darf der Styliſt ins Präſens übergehen, um den Leſer für gewiſſe beſonders hervorzuhebende Gegenſtände lebhaft zu intereſſiren, und, indem er ihn in den Mittelpunct derſelben verſetzt, ſie gleichſam als gegenwärtig darzuſtellen.

§. 227.

d) Gebrauch der drei Schreibarten im hiſtoriſchen Style.

Es hängt freilich von der Individualität des Styliſten zunächſt ab, welche Schreibart er für die einzelnen Producte des hiſtoriſchen Styls wählen will, da mehrere Gattungen deſſelben ſich ſowohl für die Darſtellung in der niedern, als in der mittlern Schreibart eignen; im Allgemeinen aber kann man doch folgende Rückſichten beobachten: die naturbeſchreibende und geographiſche Gattung verſtattet zunächſt den Gebrauch der niedern Schreibart; eben ſo der Styl in Zeitungen, Tagebüchern, Intelligenzblättern u. ſ. w. Die mittlere und niedere können, je nachdem ſich der Stoff dazu eignet und der Styliſt die eine, oder die andere Schreibart mehr in ſeiner Gewalt hat, angewendet werden: in der Reiſebeſchreibung, in der Erzählung, in der Biographie, (wo aber die mittlere doch immer der niedern vorzu-

ziehen ſeyn dürfte), in Journalen und Zeitſchriften, in tabellariſchen und literariſchen Schriften, bei Anecdoten, in der ausführlichen Geſchichte, in Kompendien der Geſchichte u. ſ. w. Die mittlere Schreibart aber ſollte ausſchließend getroffen werden in hiſtoriſchen Schilderungen, in der Charakteriſtik, im lapidariſchen Style, und in der pragmatiſchen Geſchichte, mit Einſchluß der Geſchichte der einzelnen Wiſſenſchaften und der Kulturgeſchichte überhaupt. — Für die höhere Schreibart eignet ſich zunächſt keine Gattung des hiſtoriſchen Styls, vielmehr wird durch die Anwendung derſelben gewiß nicht ſelten die Wahrheit der Darſtellung beeinträchtigt, weil durch ſie die Verſinnlichung des Gegenſtandes zu ſehr, und oft auf Koſten der Wahrheit verſtärkt wird. Nur bei einzelnen Parthien, die beſonders hervorgehoben, und durch die Darſtellung dem Gefühlsvermögen näher gebracht werden ſollen, dürfte die höhere Schreibart verſtattet werden dürfen.

§. 228.

e) Literatur des hiſtoriſchen Styls.

So unüberſehbar auch die Zahl der hiſtoriſchen ausführlichen Schriften, Kompendien ꝛc. in der teutſchen Sprache iſt; ſo fehlt es uns doch noch an einer eigentlichen Theorie der Geſchichte, ſo wie an einer Geſchichte der Geſchichte, und an einer erſchöpfenden Theorie des hiſtoriſchen Styls.

Zerſtreute Bemerkungen dazu ſind enthalten in:

Bolingbroke's Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geſchichte; überſ. von Bergmann, Leipz. 1758. und von Vetterlein. Leipz. 1794. in 2 Th. unter dem Titel: Briefe über das Studium und den Nutzen der Geſchichte.

C. R. Hauſen, vom hiſtor. Style, in ſeinen vermiſchten Schriften. Halle 1766. S. 1. ff.

Gatterer, vom hiſtoriſchen Plane, und der darauf ſich gründenden Zuſammenfügung der Erzählungen; in ſ. hiſtor. Bibl. Th. 1, S. 15. ff.

Derſelbe, vom Standorte und Geſichtspuncte des Hiſtorikers, in ſeiner hiſt. Bibl. Th. 2, S. 38. ff.

J. G. Müller, Briefe über das Studium der Wiſſenſchaften, beſonders der Geſchichte. Zürich 1798.

Wegelin, Briefe über den Werth der Geſchichte. Berl. 1783.

G. W. Bartoldy, Geſchichte des ältern Europa, 1r Th. Einleitung. Berl. 1794.

J. Dominikus, über Weltgeſchichte und ihr Princip. Erf. 1791.

K. L. Woltmann, Plan für hiſtoriſche Vorleſungen. Jena 1795.

Derſelbe, kleine hiſtoriſche Schriften, Vorrede zum erſten Theile und Verſuche über die Biographie. Jena 1797.

Fr. Maier, Briefe über das Ideal der Geſchichte. Lübeck 1796.

G. Forſter, über hiſtoriſche Glaubwürdigkeit, in ſeinen kleinen Schriften, Th. 4, S. 343. ff.

Mackenſen, über den Geſchichtsſtyl, in Campe's Beiträgen zur Beförderung der fortſchr. Ausb. der t. Spr. St. 2, S. 95 ff.

F. J. v. Mumelter, neuer Verſuch über die allgemeine Geſchichte, Wien 1794, enthält im erſten Hauptſtücke des erſten Theils viele treffliche Blicke über Geſchichte und deren Bearbeitung.

Thomſon, Geiſt der allgemeinen Geſchichte — in Rückſicht auf die ſtufenweiſe Ausbildung der menſchlichen Geſellſchaft in Sitten, der Geſetzgebung rc. Leipz. 1795, gehört die erſte Vorleſung hieher.

W. T. Krug, Verſuch einer ſyſtem. Encyklopädie der Wiſſenſchaften, Wittenb. 1796, enthält im erſten Theile die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften S. 46 — 96, mit Gründlichkeit und Scharfſinn behandelt, und enthält ein reichhaltiges Netz für Klaſſifikation derſelben.

J. J. Eſchenburg, Lehrbuch der Wiſſenſchaftskunde, behandelt S. 39 ff. die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften ausführlich.

A) Naturbeſchreibung.

Neuer Schauplatz der Natur in alphabetiſcher Ordnung, durch eine Geſellſchaft von Gelehrten, 10 Theile. Leipz. 1775 ff.

Bode, Anleitung zur Kenntniß des geſtirnten Himmels. Berl. N. Aufl.

C. E. Wünſch, koſmologiſche Unterhaltungen. 2 Th. N. A. Leipz. 1791.

J. F. Blumenbach, Handbuch der Naturgeſchichte. 4te Aufl. Götting 1791.

Derſelbe, über die natürlichen Verſchiedenheiten im Menſchengeſchlechte, überſ. von Gruber. Leipz. 1796.

J. C. P. Erxleben, Anfangsgründe der Naturlehre von Lichtenberg. neue Aufl. Gött. 1791.

N. G. Leske, Anfangsgründe der Naturgeſchichte. Leipzig 1784.

F. H. W. Martini, allgemeine Geſchichte der Natur. 10 Theile. Berlin 1773 — 1791.

Ch. Ph. Funke, Naturgeſchichte und Technologie, 3 Theile, 4te Aufl. 1803.

A. J. G. K. Batſch, Verſuch einer hiſtoriſchen Naturlehre, 2 Th. Halle 1789. ff.

Derſelbe, Umriß der geſammten Naturgeſch. Jena 1796. (auch eine Chemie; eine Mineralogie, und eine Botanik für Frauenzimmer.)

H. F. Link, Beiträge zur Phyſik und Chemie, 3 Theile Roſtock 1795. f.

C. F. Ludwig, Grundriß der Naturgeſchichte der Menſchenſpecies. Leipzig 1796.

E. A. W. Zimmermann, geographiſche Geſchichte des Menſchen. Leipz. 1778. 3 Theile.

C. E. Wünſch, Unterhaltungen über den Menſchen, 2 Th. neue Aufl. Leipz. 1796.

C. Girtanner, über das Kantiſche Princip für die Naturgeſchichte. Gött. 1796.

J. Kant, über die verſchiednen Racen der Menſchen. Königsberg 1775. dann wider in ſeinen kleinen geſammelten Schriften.

G. Forſter, noch etwas über die Menſchenracen; in ſeinen kleinen Schriften, Th. 2, S. 287. ff.

Derſelbe, Leitfaden zu einer künftigen Geſchichte des Menſchen; in ſeinen kleinen Schriften, Th. 3, S. 263. ff. und: Ein Blick in das Ganze der Natur; Einleit. zu Anfangsgründen der Thiergeſchichte, ebend. S. 309. ff.

C) Geographie und Statiſtik.

(Für die alte Geographie: Mannert, Geographie der Griechen und Römer, Nürnb. 1788. ff. 6 Theile — die neue Bearbeitung des d'Anvilleſchen Werkes von Bruns. — Köhler, Schneider ꝛc.)

J. C. Gatterer, Abriß der Geographie. Götting. 1775.

A. F. Büſching, neue Erdbeſchreibung, 7te Aufl. in 4 Bänden. Hamb. 1787. ff. (eine neue Ausgabe iſt angekündigt) umſchließt Europa.

A. C. Borbek, Erdbeſchreibung von Aſien, 3 Theile, 1792 ff.

Derſelbe, neue Erdbeſchreibung von Afrika, 2 Th. Frankf. 1789. (unvollendet.)

P. J. Bruns, Verſuch einer ſyſtematiſchen Erdbeſchreibung der entfernteſten Welttheile, Afrika, Aſien, Amerika und Sudindien. 3 Theile (enthält Afrika; Frankf. 1791. ff.)

C. D. Ebeling, Erdbeſchreibung und Geſchichte von Amerika, 5 Theile. Hamb. 1793. ff. (nur über den nordamerikaniſchen Freiſtaat.)

J. C. Plant, Handbuch der Erdbeſchreibung und Geſchichte des fünften Welttheils, oder Polyneſiens, 2 Theile. Gera 1793 ff.

G. Ph. H. Normann, geographiſches und hiſtoriſches Handbuch der Länder-Völker- und Staatenkunde, 1 Band in 5 Abtheilungen. Hamb. 1785 ff.

J. E. E. Fabri, Handbuch der neueſten Geographie, 2 Th. Halle 1784 ff. neue Aufl. 1795.

Derſelbe, Geographie für alle Stände, 1 Th. in 4 Bänden. Leipz. 1786.

A. C. Gaſpari, Lehrbuch der Erdbeſchreibung, 3 Kurſus (der dritte noch nicht vollendet) erlebten mehrere Auflagen.

Derſelbe, über den Unterricht in der Geographie auf Schulen. Hamb. 1789.

J. G. A. Galletti, Lehrbuch der Geographie. Gotha 1790.

F. G. Canzler, Abriß der Erdkunde, nach ihrem ganzen Umfange. 3 Th. Götting. 1791. ff. (nicht vollendet.)

G. F. Krebel, vornehmſte europ. Reiſen. 4 Theile. Hamb. 1792.

J. D. A. Höck, Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung und Statiſtik, 2 Theile, Schweinf. 1803.

Müller, neueſte allgemeine Geographie, 1803. 2 Th., jeder in 2 Abtheilungen.

Achenwall, Staatsverfaſſung der heutigen europäiſchen Reiche und Völker, 7te Aufl. von Schlözer und Sprengel. Gött. 1790.

M. E. Toze, Einleitung in die allgemeine und beſondere europäiſche Staatenkunde. 2 Th. Bützow 1785. 3te Aufl.

J. G. Gatterer, Ideal einer allgemeinen Weltſtatiſtik. Gött. 1773.

Jul. A. Remer, Lehrbuch der Staatskunde der vornehmſten europäiſchen Staaten. Braunſchw. 1786.

J. G. Meuſel, Lehrbuch der Statiſtik, 2te Aufl. Leipz. 1794.

M. C. Sprengel, Grundriß der Staatenkunde der vornehmſten europäiſchen Reiche, 1r Th. Halle 1793. (unvollendet).

F. L. Brun, Grundriß der Staatskunde des teutſchen Reiches in ihrem ganzen Umfange. Berl. 1795.

H. M. G. Grellmann, hiſtoriſch ſtatiſtiſches Handbuch von Teutſchland, 1r Th. (n. A.) Gött. 1801.

A. F. W. Crome, über die Kulturverhältniſſe der europäiſchen Staaten. Leipz. 1792. (eine neue Ausg. verſprochen.)

Derſelbe, über die Größe und Bevölkerung der europäiſchen Staaten. Frankf. 1794. neue Aufl.

A. F. Lüder, Einleitung in die Staatskunde, nebſt einer Statiſtik der vornehmſten europäiſchen Reiche. 1r Th. Leipzig 1792.

Müller, allgemeines Handbuch der Statiſtik. 2 Th. Bremen 1803.

H. de Marrées tabellariſches Handbuch der neuern Geographie, Statiſtik und Geſchichte ꝛc. 2 Hefte. Berl. 1802. f.

M. C. Sprengel, Geſchichte der wichtigſten geographiſchen Entdeckungen. Halle 1785.

Abriß einer Geſchichte der Statiſtik, in Meuſels hiſt. liter. bibliogr. Magaz. St. 1, S. 1. ff.

Erdbeſchreibungen von einzelnen Staaten exiſtiren viele. Leonhardi Erdbeſchreibung von Sachſen (neue Auflage 1803), und von Preußen, Merkels Erdbeſchreibung von Sachſen (6 Bändchen), — Bundſchuhs, Holſche's, Ortloffs, Krugs u. a. Schriften zeichnen ſich ehrenvoll aus.

C) Reiſebeſchreibungen, die ſich in Hinſicht auf die Form auszeichnen und teutſche Originalwerke ſind.

Risbeck, Briefe eines reiſenden Franzoſen. 2 Th. Frankfurt 1780.

Fr. Nicolai, Reiſe durch Teutſchl. ꝛc. 12 Theile. Berlin.

G. Forſter, Reiſe um die Welt, 3 Th. Berl. 1784. (zwar aus dem Engliſchen, aber von einem Teutſchen geſchrieben.)

Derſelbe, Anſichten vom Niederrhein ꝛc. 2 Th. Berl. 1791.

Derſelbe, Cook der Entdecker, in ſeinen kleinen Schriften, Th. 1, S. 1. ff. Leipz. 1789. (gehört auch hieher.)

J. J. Volkmann, Reiſen durch England, 5 Theile; durch die Niederlande; durch Spanien, 2 Theile; durch Frankreich, 3 Theile. Leipz. 1781. ff.

Th. F. Ehrmann, Geſchichte der merkwürdigen Reiſen, welche ſeit dem zwölften Jahrhunderte zu Waſſer und Lande unternommen worden ſind. 22 Th. Frankf. 1791. ff.

P. S. Pallas, Reiſe durch verſchiedene Provinzen des ruſſiſchen Reichs, 3 Th. Petersb. 1771 ff. — Reiſen durch Rußland und im kaukaſiſchen Gebirge. Petersb. 1787. — Bemerkungen auf einer Reiſe in die ſüdlichen Statthalterſchaften des ruſſiſchen Reiches. 2 Th. Leipz. 1799. ff.

J. F. Zollner, Briefe über Schleſien, auf einer Reiſe im Jahre 1791, 2 Th. Berl. 1792. f. — Reiſe durch Pommern nach der Inſel Rügen und einem Theile des Herzogthums Mecklenburg im Jahre 1795. Berl. 1797.

C. Meiners, Briefe über die Schweiz, 4 Theile. Berlin 1784. ff.

J. H. Meier, maleriſche Reiſe in die italieniſche Schweiz. Zürich 1792.

F. L. Graf zu Stollberg, Reiſe in Teutſchland, der Schweiz, Italien und Sicilien. 4 Bände. Königsb. 1794.

C. G. Küttner, Reiſe durch Teutſchland ꝛc. 4 Theile.

C. A. Fiſcher, Reiſe von Amſterdam nach Madrid und Cadix. Berlin 1799; neue Aufl. 1801.

C. U. D. v. Eggers, Bemerkungen auf einer Reiſe durch das ſüdliche Teutſchland, den Elſaß und die Schweiz, in den Jahren 1798 und 1799. Kopenh. 4 Theile.

J. J. Gerning, Reiſe durch Oeſtreich und Italien. 3 Th. Frankf. 1802.

E. M. Arndt, Reiſen durch einen Theil Teutſchlands, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 und 1799. Leipz. 6 Theile (eine neue Ausg. in 4 Theile angekündigt.)

Hornemann, Tagebuch ſeiner Reiſe von Cairo. Weimar 1803

C. F. Benkowitz, Reiſe von Glogau nach Trieſt, Venedig, Florenz, Rom und Neapel. Berlin 1803.

Seume, Spaziergang nach Syrakus. Leipzig 1803.

Hieher gehören auch die ſogenannten Gemählde, z. B. Archenholz, England und Italien, 5 Th. — Fiſchers Gemählde von Madrid; von Valencia. — Hagers Gemählde von Palermo. — H. Storch Gemählde von St. Petersburg. — Gemählde von Rom im Jahre 1802, der zweite Theil eines Almanachs, der Gemählde der merkwürdigſten Hauptſtädte von Europa enthalten ſollte.

D) Biographien und Charakteriſtiken.

a) Allgemeine Sammlungen.

G. B. v. Schirach, Biographie der Teutſche, 6 Th. Halle 1770—1774.

J. M. Schröckh, allgemeine Biographie, 8 Theile, Berlin 1785. ff.

A. H. Niemeyer, Charakteriſtik der Bibel, 5 Theile, N. Aufl. (gehört der ſtyliſchen Form nach auch hieher.)

J. M. Schrökh, Lebensbeſchreibungen berühmter Gelehrten 2 Th. Leipz. 1789 neue Aufl.

C. Meiners, Lebensbeſchreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. 3 Th. Zürich 1796. ff.

(Tiſcher,) Lebensbeſchreibungen berühmter Reformatoren, 8 Theile, (die einzeln erſchienen, aber auch unter einem gemeinſchaftlichen Titel ausgegeben werden.) Leipzig.

F. W. Wolfrath, Charakteriſtik edler und merkwürdiger Menſchen. 2 Th. Halle 1791. ff.

J. A. Eberhard, der Biograph, 4 Stücke. Halle 1802. f.

F. Schlichtegroll, Nekrolog der Teutſchen ſeit 1790, auf jedes Jahr zwei Bände ohne die Supplementbände. Seit 1801: Nekrolog für das neuzehnte Jahrhundert.

Pantheon der Teutſchen, Chemnitz 1791. ff. 3 Theile.

A. L. Schlözer, ſchwediſche Biographien. 2 Theile. Altona 1760. ff.

Biographiſche Fragmente von K. L. Woltmann, in ſeinen kleinen hiſtoriſchen Schriften, Th. 1, S. 145. ff.

b) Biographien von Fürſten.

Jeniſch, Lebensbeſchreibnng Karls des Großen, an ſeiner Theorie der Lebensbeſchreibungen. S. 187. ff. Berlin 1802.

K. L. Woltmann, Moriz von Sachſen, im 3ten Theil des Pantheon.

Rap. Becker, Karl der Kühne, Herzog von Burgund, Biographie. Prag 1792.

G. A. v. Halem, Leben Peters des Großen, 1. Th. 1803.

Jeruſalem, Leben des Prinzen Albrecht Heinrichs von Braunſchweig-Lüneburg. Braunſchw. 1761.

Derſelbe, Charakter des Prinzen Wilhelm Adolphs von Braunſchweig. Berlin 1771.

Ermann, Lobſchrift auf Sophie Charlotte aus dem Hauſe Hannover, Königin von Preußen. Berlin 1791.

P. S. Rautenſtrauch, Biographie Marien Thereſiens, Presburg 1780.

J. Pezzel, Charakteriſtik Joſephs 2. Wien 1790.

Joſeph der zweite, in Schlichtegrolls Nekrolog, aufs Jahr 1790, Th. 1, S. 154. ff.

A. F. Büſching, Charakter Friedrichs des zweiten. Halle 1788.

C. Garve, Fragmente zur Schilderung des Geiſtes, des Charakters und der Regierung Friedrichs des zweiten. 2 Th. neue Aufl. Breslau 1801.

H. Würzer, Charakteriſtik Friedrichs des zweiten; im Pantheon, Th. 1, S. 233. ff.

J. L. Poſſelt, Guſtav 3, König von Schweden. 1793.

c) Biographien berühmter Gelehrten.

C. C. Wieland, Charakteriſtik D. Martin Luthers. Pantheon der Teutſchen. Th. 1, S. 1 ff.

Fr. Nicolai, Ehrengedächtniß Ew. Chr. von Kleiſt. Berlin 1760.

Derſelbe, Ehrengedächtniß Thom. Abbts. Berl. 1767.

J. G. Herder, über Th. Abbts Schriften, ein Torſo von einem Denkmal. 1768.

G. L. Lichtenberg. Nicol. Copernikus, im Panth. der Teutſchen. Th. 2, S. 109. ff.

H. Stöver, Leben des Ritters K. von Linné 2 Th. Hamb. 1792.

J. A. Eberhard, Gottfr. Wilh. Freiherr von Leibnitz, im zweiten Theile des Pantheons.

J. F. Schink, Charakteriſtik Gotthold Ephraim Leſſings, im zweiten Theile des Pantheons.

J. G. Herder, Gotthold Ephraim Leſſing, in ſeinen zerſtreuten Blättern, Th. 2, S. 377. ff.

J. Gurlitt, Biographiſch und literariſche Notizen von J. Winkelmann. Magdeb. 1798.

C. Garve, über den Charakter Zollikofers. Leipz. 1788.

J. Benj. Koppe, in Schlichtegrolls Nekrolog aufs Jahr 1791, Th. 1, S. 101. ff.

Fr. Wolfg. Reiz, im Nekrolog aufs Jahr 1790, Th. 1, S. 127. ff.

Chr. K. L. Hirſchfeld, im Nekrolog aufs Jahr 1792, Th. 1, S. 39. ff.

C. F. Bahrdt, im Nekrolog auf 1792, Th. 1, S. 119. ff.

S. F. N. Morus, im Nekrolog auf 1792, Th. 1, S. 304 ff.

Joh. Chriſt. Döderlein, im Nekrolog auf 1792, Th. 2, S. 98. ff.

K. Ph. Moritz, im Nekrolog auf 1793, Th. 2, S. 169. ff.

J. C. Meier, J. B. Baſedows Leben, Charakter und Schriften, unpartheiiſch dargeſtellet und beurtheilt. 2 Th. Hamburg 1791. iſt wegen ihrer Animoſität wichtig.

A. L. Karſchin, im Supplem. zum Nekrolog. Th. 1, S. 287 ff.

J. A. Ebert, im Nekrolog auf 1795, Th. 1, S. 285. ff.

J. P. Utz, im Nekrolog auf 1796, Th. 1, S. 65. ff.

J. D. Michaelis, im Supplem. zum Nekrolog. Th. 1, S. 146. ff.

Bode's Leben, im Supplem. zum Nekrol. Th. 1, S. 350. ff.

A. F. Büſching, im Supplem. zum Nekrol. Th. 1, S. 58 ff.

K. W. Ramler, im Nekrolog auf 1798, Th. 1, S. 83. ff.

J. R. Forſter, im Nekrolog auf 1798, Th. 1, S. 210. ff.

Chr. Garve, im Nekrolog auf 1798, Th 1, S. 237. ff.

K. G. Schelle, über Garve's Philoſophie und literariſchen Charakter. Leipz. 1799

Derſelbe, Heydenreichs Charakteriſtik, als Menſch und Schriftſteller. Leipz. 1802.

R. V. Rindervater, über J. F. Fiſcher. Leipz. 1801.

Brunns, Lebensbeſchreibung Meierotto's. Berl. 1802.

J. H. Nölting, J. G. Büſch, wahr und ungeſchmückt dargeſtellt. Hamb. 1801.

F. Oberthür, Mich. Ign. Schmidts Lebensbeſchreibung. Hannov. 1802.

G. Geßner, J. C. Lavaters Lebensbeſchreibung, 3 Th. Winterthur 1802. (etwas weitſchweifig.)

Schmidt, D. Fr. Gedicke, biographiſche Skizze. Gotha 1803.

d) Biographien merkwürdiger Männer.

C. J. Wagenſeil, Ulrich von Hutten; im Panth. der Teutſchen. Th. 3, S. 93. ff.

H. P. Sturz, Erinnerungen aus dem Leben des Grafen von Bernſtorff. Leipz. 1786. auch im 1. Th. ſ. Schriften.

A. H. Niemeyer, Leben J. Wesleys, Stifters der Methodiſten, von Hampſon. Halle 1793.

Joh. Howard, im Nekrolog aufs Jahr 1790, Th. 1, S. 90. ff.

Benj. Franklin, im Nekrolog auf 1790, Th. 1, S. 262. ff.

Franklins Leben. Tübingen 1795.

C. U. D. v. Eggers, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des däniſchen Miniſters von Bernſtorff Kopenh. 1800.

G. A. v. Halem, Lebensbeſchreibung des ruſſiſchen Generalfeldmarſchalls von Münnich. Oldenburg 1803.

Ch. G. v. Gutſchmid, im Nekrolog auf 1798, Th. 1, S. 161 ff.

K. W. Müller, (Bürgermeiſter in Leipz.) im Nekrol. auf 1801, Th. 1, S. 285. ff.

J. N. Forkel, über Joh. Sebaſt. Bachs Leben, Kunſt, und Kunſtwerke. Leipz. 1802.

J. R. Zumſteeg, im Nekrolog auf 1801, Th. 1, S. 201. ff.

e) Selbſtbiographien.

D. C. Seybold, Selbſtbiographien merkwürdiger Männer. Winterth. 1796.

A. F. Büſching, eigne Lebensbeſchreibung in vier Stücken. Halle 1789.

J. D. Michaelis, Lebensbeſchreibung von ihm ſelbſt abgefaßt, und mit Anmerk. herausgegeben von Haſſenkamp. Rinteln 1793.

J. G. Büſch, über den Gang meines Geiſtes und meiner Thätigkeit. Hamb. 1794. (auch der vierte Theil ſeiner Erfahrungen.)

F. X. Bronner, Leben von ihm ſelbſt beſchrieben. 3 Th. Zürich 1795. ff.

J. C. Brandes, eigne Lebensbeſchreibung. Berlin 1799.

Hippels eigner Aufſatz über ſein Leben liegt ſeiner Biographie im Nekrolog zum Grunde.

J. St. Pütter, Selbſtbiographie. Gött. 1798.

G. L. Böhmer, kurze Skizze ſeines Lebens, begleitet mit einer literar. Ueberſicht ſeiner Schriften. Gött. 1798.

A. L. Schlözer, öffentliches und Privatleben, von ihm ſelbſt beſchrieben. Götting 1802.

K. v. Dittersdorfs Leben, von ihm ſelbſt, herausgeben von Spazier. Leipz. 1803.
J. G. Thieß, Geſchichte ſeines Lebens und ſeiner Schriften. 2 Th. Hamb. 1801.

E) Lapidariſcher Styl.

Fr. Gedicke, wenn ſind teutſche Inſchriften den lateiniſchen vorzuziehen? in den vermiſchten Schriften (Berl. 1801.) S. 141. ff. — und Sulzers Theorie, Th. 1, S. 239 ff.

F) Specialgeſchichte. Geſchichte von Corporationen, Geſchlechtern, Ständen, Orden, Unionen ꝛc.

C. Meiners, Geſchichte der Ungleichheit der Stände, 2 Th. Hannov. 1792.
Derſelbe, Geſchichte des weiblichen Geſchlechts. 4 Theile.
K. F. Pockels, Verſuch einer Charakteriſtik des weiblichen Geſchlechts, 3 Theile. Hannov. 1797. ff.
M. C. Sprengel, Geſchichte der Revolution von Nordamerika.
G. Sartorius, Verſuch einer Geſchichte des teutſchen Bauernkrieges. Berlin 1795.
Derſelbe, Geſchichte des hanſeatiſchen Bundes. Hamb. 1801 ff. 2 Theile.
P. Ph. Wolf, allgemeine Geſchichte der Jeſuiten, 4 Theile. Zürich 1789 ff. neue Aufl. 1803.
K. G. Anton, Geſchichte des Tempelherrnordens. Leipzig 1781. neue Aufl.

G) Geſchichte der Staaten und Völker.

Außer der Bearbeitung der einzelnen Völker von Heyne, Ritter, Schröckh, Meuſel, le Bret u. a. in Guthrie und Gray, und in der allg. Welthiſt., zeichnen ſich beſonders folgende aus:
v. Suhm, Verſuch eines Entwurfs einer Geſchichte der Entſtehung der Völker im Allgemeinen. Leipz. 1790.
J. Müller, Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, 4 Theile. Leipz. 1788—1795. (unvollendet — auch der 17te Th. von Guthrie und Gray.)
Fr. Schiller, Geſchichte des Abfalls der Niederlande von der ſpaniſchen Regierung. 1 Th. in 2 Hälften. Leipz. 1788. neue Aufl. 1802. (unvollendet).
M. J. Schmidt, Geſchichte der Teutſchen. Ulm 1778. ff. ältere Geſchichte der Teutſchen 12 Th. — Neuere Geſch. mit Einſchluß der Fortſ. von Milbiller. 22 Bändchen.
J. T. Spittler, Geſchichte des Fürſtenthums Hannover 2 Th. Gött. 1786.

Derſelbe Geſchichte Wirtembergs, Göttingen 1783.

Derſelbe, Entwurf der Geſchichte der europäiſchen Staaten, 2 Th. Berlin 1793.

J. G. Meuſel, Anleitung zur Kenntniß der europäiſchen Staatengeſchichte, 4te Aufl. Leipz. 1800.

A. H. L. Herren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt. 2 Th. Gött. 1793 ff.

Derſelbe Handbuch der Geſchichte der Staaten des Alterthums. Gött. 1799.

Derſelbe, kleine hiſtoriſche Schriften, Th. 1, 1803.

J. St. Pütter, hiſtoriſche Entwickelung der heutigen Staatsverfaſſung des teutſchen Reichs, 3 Th. Gött. 1798. 3te Aufl.

Derſelbe, vollſtändigeres Handbuch der teutſchen Reichshiſtorie. Gött. 1768. 2te Aufl.

Derſelbe, teutſche Reichsgeſchichte, in ihrem Hauptfaden entwickelt. Gött. 1783.

Derſelbe, Grundriß der Staatsveränderungen des teutſchen Reiches, 7te Aufl. Gött. 1795.

C. G. Heinrich, teutſche Reichsgeſchichte, 9 Theile. Leipzig 1787. ff. (gehört auch zu Guthrie und Gray.)

Derſelbe, Handbuch der teutſchen Reichsgeſch. Leipz. 1800.

E. K. Wieland, Verſuch einer Geſchichte des teutſchen Staatsintereſſe, 3 Theile. Chemnitz 1791 ff. (unvollendet.)

J. G. A. Galletti, Geſchichte von Teutſchl., 10 Theile. Halle 1787 ff. 4. (auch allgem. Welthiſt. 53 — 62 Th.)

J. Ch. Krauſe, Einleitung in die Geſchichte des teutſchen Reiches. Halle 1794. 2te Aufl.

Joſ. Milbiller, Grundriß akademiſcher Vorleſungen über die Geſchichte der teutſchen Nation, mit vorzüglicher Rückſicht auf den Gang ihrer Kultur und die Entwickelung ihrer Staatsverfaſſung. München 1803.

K. Mannert, Kompendium der teutſchen Reichsgeſchichte. Nürnb. 1803.

J. Möſer, Osnabrückiſche Geſchichte, 2 Th. Berlin 1780. neue Aufl.

M. C. Sprengel, Geſchichte von Großbrittanien und Irland. Halle 1783.

K. L. Woltmann, Geſchichte der Teutſchen in der ſächſiſchen Periode, Th. 1, Gött. 1793.

Derſelbe, Geſchichte der europäiſchen Staaten. 2 Th. Berlin 1797. ff.

Derſelbe, hiſtoriſche Darſtellungen, 2 Theile. Altona 1800.

G. A. v. Halem, Geſchichte des Herzogthums Oldenburg, 2 Th. Bremen 1794.

C. F. Weiße, Anleitung zur Geſchichte der ſächſiſchen Staaten. Leipzig 1796.

Derſelbe, Geſchichte der churſächſiſchen Staaten. 2 Th. Leipzig 1802. ff.

Arnoldi, Geſchichte der Oranien-Naſſauiſchen Länder. 3 Th: Hadamar.

L. A. F. J. v. Baczko, Geſchichte Preußens. 5 Theile. Königsberg 1792. ff.

D. H. Hegewiſch, Verſuch einer Geſchichte Kaiſer Karls des Großen. Leipzig 1777, N. A.: Geſch. der Regierung Karls des Großen. Hamburg 1791.

Derſelbe, Geſchichte der fränkiſchen Monarchie von dem Tode Karls des Großen bis zum Abgange der Karolinger. Hamburg 1779.

Derſelbe, Geſchichte der Teutſchen von Konrad dem erſten bis zu dem Tode Heinrichs des zweiten. Hamb. 1781.

Derſelbe, Geſchichte der Regierung Kaiſer Maximilians des erſten, 2 Th. Hamb. 1782. f.

Derſelbe, allgemeine Ueberſicht der teutſchen Kulturgeſchichte bis zu Maximilian dem erſten. Hamburg 1788.

Derſelbe, Geſchichte Kaiſer Friedrichs des zweiten. Züllich. 1792.

J. C, Krauſe, Geſchichte der wichtigſten Begebenheiten des heutigen Europa, Halle 1789. ff. 5 Theile (aber 9 Bände.) der 6te und 7te iſt von Remer.

K. E. Mangelsdorf, allgemeine Geſchichte der europ. Staaten. 12 Hefte. Halle 1784. ff.

J. G. Eichhorn, Geſchichte der drei letztern Jahrhunderte. Götting 1803 1 Th. 3r 4r Th. 5r Th. 1 Abth.

G. Merkel, die Letten. Leipzig 1797.

v. Bülow, der Freiſtaat von Nordamerika in ſeinem neueſten Zuſtande. 2 Th. Berlin 1797.

Ancillon, Darſtellung der Veränderungen, welche das polit. Syſtem von Europa ſeit dem Ende des 15ten Jahrh. erlitten. 2 Th. Berlin 1803. (vergl. damit Dominikus Rec. in der Erf. gel. Zeit. 1803 St. 43.)

H) Geſchichte des menſchlichen Geiſtes und der menſchlichen Kultur.

(Die Schriften über die Entwickelung und Ausbildung der Sprache ſind ſchon in der Einleitung zu dieſem Werke aufgeführt.)

Von der großen Menge der hieher gehörenden Schriften können nur die aufgeführt werden, die ſich entweder durch neue Anſichten des Gegenſtandes, oder durch Klaſſicität des Styls auszeichnen.

1) Geſchichte der Philoſophie.

J. G. Buhle, Lehrbuch der Geſchichte der Philoſophie und einer krit. Literat. derſelben. 6 Theile. Götting 1796.

Derſelbe, Geſchichte der neuern Philoſophie, ſeit der Epoche der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, bis 5r Th. 1 Abth. Götting 1800. ff.

W. G. Tennemann, Geſchichte der Philoſophie, 4 Theile. Leipzig 1798 ff.

D. Tiedemann, Geiſt der ſpekulativen Philoſophie, 6 Theile Marburg 1791. ff.

F. V. L. Pleſſing, hiſtoriſche und philoſ. Unterſuchungen über die Denkart, Theologie und Philoſophie der älteſten Völker, vorzüglich der Griechen bis auf Ariſtoteles Zeiten. 1r Th. Elbing 1785.

Derſelbe, Memnonium, oder Verſuch zur Enthüllung der Geheimniſſe des Alterthums. 2 Theile. Leipz. 1787. ff.

Derſelbe, Verſuche zur Aufklärung der Philoſophie des älteſten Alterthums. 2 Th. (in drei Bänden). Leipz. 1788. ff.

C. Meiners, Grundriß einer Geſch. der Weltweisheit, neue Aufl. Lemgo 1789

A. F. Büſching, Grundriß einer Geſchichte der Philoſophie. 2 Th. Berlin 1772. ff.

J. A. Eberhard, allgemeine Geſchichte der Philoſophie 2te Aufl. Halle 1796.

J. Gurlitt, Abriß der Geſchichte der Philoſophie. Leipzig 1786.

K. L. Reinhold, über den Begriff der Geſchichte der Philoſophie, in Fülleborns Beitr. St. 1, S. 1. ff.

G. G. Fülleborn, kurze Geſchichte der Philoſophie, in den Beitr. St. 3, S. 3 ff. und Plan zu einer Geſch. der Philoſophie St. 4, S. 180. ff.

Socher, Grundriß der Geſchichte der philoſophiſchen Syſteme von den Griechen bis auf Kant. München 1802.

J. C. Adelung, Geſchichte der Philoſophie für Liebhaber. 3 Theile. Leipzig 1786. ff.

W. L. G. v. Eberſtein, Verſuch einer Geſchichte der Fortſchritte der Philoſophie in Teutſchland, 2 Th. Halle 1794 (Geſchichte der Logik und Metaphyſik.)

Derſelbe, natürliche Theologie der Scholaſtiker. Leipzig 1803.

K. F. Flögel, Geſchichte des menſchlichen Verſtandes, Bresl. 1776.

C. F. Stäudlin, Geſchichte und Geiſt des Scepticismus, vorzüglich in Rückſicht auf Moral und Religion, 2 Theile. Leipz. 1794. f.

J. C. Hoffbauer, Entwurf einer Geſchichte des Naturrechts, an ſeinem Naturrechte. (Halle 1793) S. 311. ff.

C. Meiners, allgemeine kritiſche Geſchichte der ältern und neuern Ethik, 2 Th. Gött. 1800. f.

Ph. C. Reinhard, Abriß einer Geſchichte der Entſtehung und Ausbildung der religiöſen Ideen. Jena 1794.

C. W. Flügge, Geſchichte des Glaubens an Unſterblichkeit 3 Theile, Leipzig 1794. ff.

J. Berger, Geſchichte der Religionsphiloſophie. Berl. 1800.

J. G. Lindemann, Geſchichte der Meinungen älterer und neuer Völker im Stande der Roheit und Kultur über Gott, Religion und Prieſterthum, nebſt einer beſondern Religionsgeſchichte. 7 Theile. Stendal 1787 — 1795. (eine Materialienſammlung, die nicht ſehr geordnet iſt.)

Simon, Geſchichte des Glaubens älterer und neuerer Völker an Geſpenſter, Engel ꝛc. 1803.

2) Kirchengeſchichte.

Außer Mosheims, Cramers, Semlers, Walchs, Starke's, Royko ꝛc. Schriften:

J. M. Schröckh, chriſtliche Kirchengeſchichte, 35 Theile. Leipz. 1768 — 1803.

G. J. Plank, Geſchichte der Entſtehung, der Veränderungen und der Bildung des proteſtantiſchen Lehrbegriffs, 6 Theile. Leipzig 1791. neue Aufl.

Derſelbe, Geſchichte der chriſtlich kirchlichen Geſellſchaftsverfaſſung, 1 Th. Hannov. 1803.

L. T. Spittler, Grundriß der Geſchichte der chriſtlichen Kirche, neue Aufl. Götting 1785.

H. P. K. Henke, allgemeine Geſchichte der chriſtlichen Kirche, 5 Bände. 1788. ff.

J. C. Krauſe, Handbuch der chriſtlichen Kirchengeſchichte, 1r Th. Halle 1785.

W. K. L. Ziegler, Verſuch einer pragmatiſchen Geſchichte der kirchlichen Verfaſſungsformen in den erſten ſechs Jahrhunderten der Kirche. Leipz. 1798.

Corrodi, kritiſche Geſch. des Chiliasmus, 3 Theile (in 4 Bänden.)

C. F. Stäudlin, Geſchichte der chriſtlichen Sittenlehre, 2 Th. Gött. 1799. ff.

F. V. Reinhard, Geſchichte der chriſtlichen Moral, in der Einl. zum 1 Th. ſeines Syſtems der chriſtlichen Moral (4te Aufl.) S. 39 ff.

C. F. Ammon, Geſchichte der practiſchen Theologie, von der Wiederherſtellung der Wiſſenſch. bis auf die neueſten Zeiten, 1r Th. Geſchichte der Homiletik. Gött. 1803.

G. W. Meyer, Geſchichte der Schrifterklärung ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. 2 Th. Götting 1802. f.

Ph. H. Schuler, Geſchichte des katechetiſchen Unterrichts.

Derſelbe, Geſchichte der populären Schrifterklärung 2 Th. Tübingen 1787. ff.

C. W. Flügge, Geſchichte des Predigtweſens.

Derſelbe, Verſuch einer Geſchichte der theologiſchen Wiſſenſchaften, 3 Th. Halle 1796. ff.

3) Mathematiſch-phyſikaliſche Wiſſenſchaften.

A. G. Käſtner, Geſchichte der Mathematik, 4 Theile. Gött. 1796. ff. (unvollendet.)

J. C. Fiſcher, Geſchichte der Phyſik, 4 Th. Gött.

J. F. Gmelin, Geſchichte der Chemie, 3 Bände und 1 Regiſter (geendigt.) Götting. 1797. ff.

J. G. Hoyer, Geſchichte der Kriegskunſt, 6 Theile (geendigt) Götting 1797.

(C. G. Füchſel,) Geſchichte der Aſtronomie, 2 Th. Chemnitz 1792.

4) Bearbeitung der Aeſthetik.

J. Koller, Geſchichte und Literatur der Aeſthetik ſeit Baumgarten. Regensb. 1799.

J. Winkelmann, Geſchichte der Kunſt des Alterthums, 2 Th. Dresden 1764.

J. C. Plant, Geſchichte der teutſchen Dichtkunſt und Dichter, 1 Th. Stettin 1782.

Fr. Bouterweck, Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit 2 Th. Gött.

J. A. Naſſer, Vorleſungen über die Geſchichte der teutſchen Poeſie, 2 Th. Altona 1798. ff.

J. D. Fiorello, Geſchichte der zeichnenden Künſte. — Geſchichte der Mahlerei, 2 Theile, und 3r Th. 1 Abth. Götting 1798. ff.

J. N. Forkel, allgemeine Geſchichte der Muſik, 2 Th. Leipzig 1790. ff.

A. F. Büſching, Entwurf einer Geſchichte der zeichnenden ſchönen Künſte. Hamb. 1781.

K. F. Flögel, Geſchichte der komiſchen Literatur. 4 Th. Liegnitz 1784. ff.

J. D. Hartmann, Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Poeſie, 2 Th. Leipz. 1797. f.

5) Klaſſiſche Literatur und Archäologie.

A. H. L. Heeren, Geſchichte der klaſſiſchen Literatur, 2 Th. Götting 1797. f. (unvollendet.)

J. J. Eſchenburg, Handbuch der klaſſiſchen Literatur, 4te Aufl. Berlin 1801.

J. Ph. Siebenkees, Handbuch der Archäologie, 2 Th. Nürnberg 1799. f.

6) Literatur der Geſchichte der Sitten, des geſellſchaftlichen Lebens ꝛc.

C. Meiners, Geſchichte des Urſprungs, Fortgangs und Verfalls der Wiſſenſchaften in Griechenland und Rom. 2 Theile. Lemgo 1781.

Derſelbe, Geſchichte des Verfalls der Sitten der Römer. Leipzig 1782.

Derſelbe, hiſtoriſche Vergleichung der Sitten und Verfaſſungen, der Geſetze und Gewerbe, des Handels und der Religion, der Wiſſenſchaften und Lehranſtalten des Mittelalters mit denen unſers Zeitalters. 3 Theile. Hannover 1793. ff.

Derſelbe, Geſchichte der Entſtehung und Entwickelung der hohen Schulen unſers Erdtheils, 2 Th. Gött. 1802. f. — und: über die Verfaſſung und Verwaltung teutſcher Univerſitäten. 2 Th. Gött. 1801. f.

J. G. Zimmermann, über die Einſamkeit, 4 Theile; und: über den Nationalſtolz.

A. L. Schlözer, Geſchichte der Handlung und Seefahrt in den älteſten Zeiten. Roſtock 1761.

F. C. J. Fiſcher, Geſchichte des teutſchen Handels, 4 Theile. Hannov. 1785 ff.

K. G. Anton, Geſchichte der teutſchen Landwirthſchaft von den älteſten Zeiten bis zum Ende des 15ten Jahrhunderts, 3 Theile. Görlitz 1800 ff.

F. E. Ruhkopf, Geſchichte des Schul- und Erziehungsweſens in Teutſchland, 1r Th. Bremen 1794.

K. Sprengel, Verſuch einer pragmatiſchen Geſchichte der Arzneikunde, 4 Th. Halle 1792. ff.

(Kriegsgeſchichte.)

Es zeichnen ſich durch gute Darſtellung aus:

J. W. v. Archenholz, Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, 2 Th. Berlin 1792.

Fr. v. Schiller, Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, (Anfangs im hiſtor. Kalender für Damen. Leipzig 1802. 2 Th.

E. L. Poſſelt, Krieg der Franken gegen die wider ſie verbündeten Mächte, 2 Th. Frankf. 1793. (Dann die Fortſetzung dieſer Darſtellung in ſeinen europäiſchen Annalen, und in ſeinen hiſtoriſchen Taſchenbüchern.)

J. G. Eichhorn, die franzöſiſche Revolution, in einer hiſtoriſchen Ueberſicht, 2 Th. Gött. 1797. (unvollendet.)

1) Literargeſchichte.

M. Denis, Einleitung in die Bücherkunde, 2 Th. Wien 1777 f. neue Aufl. 1795 f.

Fr. Gedicke, Abhandlung über das Studium der Literargeſchichte; in der Berliner Monatsſchrift. 1783. März.

J. G. Menſel, Leitfaden zur Geſchichte der Gelehrſamkeit, 3 Theile. Leipzig 1799. f.

L. Wachler, Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Literatur, 3 Theile in 4 Bänden. Lemgo 1793. ff. (noch unvollendet.)

J. G. Eichhorn, Literärgeſchichte, 1r Th. Gött. 1799.

S. G. Waldo, Verſuch einer Einleitung in die Geſchichte der Kenntniſſe, Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte. Halle 1784; Zuſätze dazu 1786.

Derſelbe, Ueberſicht der allgemeinen Literatur- und Kunſtgeſchichte, 1r Th. Halle 1786.

A. F. Büſching, Grundlage zu einer Geſchichte der Bemühungen und Verdienſte alter und neuer Völker um die Gelehrſamkeit. Berlin 1792. (unvollendet.)

S. F. G. Wahl, Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Literatur, 2 Th. Erfurt 1787. f. (unvollendet.)

J. G. Dahler, Handbuch zum Gebrauche bei Vorleſungen über die Geſchichte der Literatur und Kunſt. Jena 1788. (Eichhorns Plan liegt dabei zum Grunde.)

C. F. Bouginé, Handbuch der allgemeinen Literargeſchichte, nach Heumanns Grundriß, 6 Theile. Zürich 1789. ff. (der 6te Theil von ſeinem Sohne herausgegeben.) Mehr Materialienſammlung voll biographiſcher und bibliographiſcher Nachrichten, als Literargeſchichte.

J. A. Ortloff, Ideal einer Literargeſchichte. Erl. 1800.

P. J. Bruns, allgemeine Literargeſchichte. Helmſt. 1803.

K) Tabellariſche Geſchichte.

J. Hübner, genealogiſche Tabellen, 4 Th. Hamb. 1725. ff. (ein Werk, das mit eiſernem Fleiße gearbeitet iſt.)

G. A. Tittel, Teutſchland und die beſondern teutſchen Staaten in Tabellen, ſynchroniſtiſch-hiſtoriſch-genealogiſch. Frankf. 1773.

Th. Berger, ſynchroniſtiſche Univerſalhiſtorie der vornehmſten Reiche und Staaten in 40 Tabellen; verbeſſert und in 5 Tabellen fortgeſetzt von W. Jäger. Coburg 1781. 5te Aufl.

J. C. Gatterer, Stammtafeln zur Weltgeſchichte. Göttingen 1790.

J. H. Jacobi, geographiſch-hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Tabellen, 3 Theile. Hamb. 1786. ff.

A. F. Randel, ſtatiſtiſche Ueberſicht der vornehmſten teutſchen und ſämmtlichen europäiſchen Staaten, 3 Theile. Hamburg 1796 ff.

Derſelbe, Annalen der Staatskräfte von Europa. 1r Th. das teutſche Reich. Berlin 1792. (unvollendet.)

Jul. A. Remer, Tabellen zur Aufbewahrung der wichtigſten

ſtatiſtiſchen Veränderungen in den vornehmſten europäiſchen Staaten, ſeit 1786. 14 Tabellen. Braunſchw. 1787. ff.

F. L. Brunn, tabellariſches Lehrbuch der neueſten Geographie und Statiſtik; Baſel 1786. (umſchließt nur Europa.)

J. D. A. Höck, ſtatiſtiſche Ueberſicht der teutſchen Staaten, in Anſehung ihrer Größe, Bevölkerung, Producte, Induſtrie und Finanzverfaſſung. 4 Hefte. enthalten 15 Tabellen. Baſel 1800. 9 Tab. Nachtr. dazu 1803.

D. G. J. Hübler, ſynchroniſtiſche Tabellen zu der Völkergeſchichte. 3 Lieferungen. Freyb. 1796.

Derſelbe, ſynchroniſtiſche Tabellen über die neuere Geſchichte der europäiſchen Reiche. Freyb. 1802.

G. G. Bredow, Weltgeſchichte in Tabellen, nebſt einer tabellariſchen Ueberſicht der Literargeſchichte. Altona 1801.

C. Kruſe, Tabellen zur Ueberſicht der Geſchichte aller europäiſchen Länder und Staaten, 1 Abth. (gehört zu der erſten Abtheilung ſeines Atlas) Oldenb. 1802.

G. F. Seiler, kurzer Inbegriff der Kirchengeſch. des N. T. in Tabellen. 7te Aufl. Fol. 1793. (Das 18te Jahrhundert iſt von J. G. Roſenmüller bearbeitet.)

J. S. Vater, ſynchroniſtiſche Tafeln der Kirchengeſchichte. Halle 1803.

L) Geſchichtsſtyl in Zeitungen, Tagebüchern, Journalen ꝛc.

a) Zu den beſſern politiſchen Blättern in Teutſchland, (um deren Literatur ſich von Schwartzkopf beſonders verdient gemacht hat) — ob ſich gleich noch keine Zeitung findet, die dem Ideal der Vollkommenheit nur bedeutend näher käme, — gehören:

Der hamburgiſche unpartheiiſche Correſpondent.
1803.

Die allgemeine Zeitung, (ſeit dem 17 Nov. 1803, in Ulm, ſeit ſie den 13 Oct. 1803 in Stuttgart verboten ward) in Cotta's Verlage.

Die neue hamburgiſche Zeitung.

Die Bayreuther Zeitung.

Die Erlangiſche Realzeitung.

Die Bamberger Zeitung.

Die Berliniſche Zeitung.

Die Berliniſchen Nachrichten.

Die Frankfurter Zeitung, und das Frankfurter Staatsriſtretto.

Die Leipziger Zeitung.

Die Augsburgiſche Zeitung.

Die Wiener und die Prager Zeitung.

Die Petersburgiſche und Mitauiſche Zeitung.

b) Die geleſenſten Nationalblätter ſind:

Beckers Nationalzeitung; Steinbecks teutſcher Patriot; der Reichsanzeiger; der Verkündiger; Hartlebens Policeifama; Mu-

ſikaliſche Zeitung; der Freimüthige, oder Ernſt und Scherz unter G. Merkels Redaction; die Zeitung für die elegante Welt, unter Spaziers Redaction; Aurora, Zeitſchrift aus dem ſüdlichen Teutſchl. München, ſeit Jan. 1804; — Eudora, Tagblatt für Geſchmack, Kultur und Kunſt; Nürnberg, ſeit Jun. 1804 (in der Manier der Schlegelianer.) Die Rheinländiſche Zeitung itzt als: fränkiſche Staats- und gelehrte Zeitung in Wirzburg. Unter den Intelligenzblättern das Dresdner, Hannöverſche, Wittenbergiſche.

c) Die vorzüglichſten Journale ſind:

α) zunächſt politiſchen Inhalts: Poſſelts europäiſche Annalen, (zu bedauern iſt es, daß Genz geiſtvoll geſchriebenes hiſtoriſches Journal einging); Schirachs politiſches Journal; Archenholz Minerva; Häberlins Staatsarchiv; Frankreich, unter Reichards Redaction; Woltmanns Geſchichte und Politik ꝛc.

β) allgemeinern Inhalts ſind: Wielands und Böttigers Merkur; das Weimariſche, Leipziger und Hamburger Modejournal; Böttigers London und Paris; Journal für Fabrik; Berliner Monatsſchrift; Feßlers Eunomia; teutſches Magazin (ehemals unter Eggers Redaction); franzöſiſche Miſcellen; engliſche Miſcellen; ruſſiſche Miſcellen; Schlegels Europa; Magazin des Wundervollen ꝛc.

γ) mehr auf locale und provinzielle Bedürfniſſe berechnet: Aretins Genius von Bayern; Sächſiſche (nun: oberſächſiſche) Provinzialblätter; Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg; Brennus; Degens fränkiſche Provinzialblätter; Lauſitzer Monatsſchrift; Italien; H. Storchs: Rußland unter Alexander I, ſeit 1803. —

δ) Gewiſſe wiſſenſchaftliche Beſtimmung haben: C. F. Weiße, Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften. Zachs monatliche Korreſpondenz; Bertuchs geographiſche Ephemeriden; Voigts Magazin für Phyſik; Gilberts Annalen; Gutsmuths pädag. Bibliothek; Wismayr italien. Ephemeriden; Niemanns Blätter für Policei und Kultur; Reinholds, Bouterwecks und Hegels philoſ. Journale; (Eingegangen ſind: Hennings Genius der Zeit; Kronos von Rambach; Schlözers (und dann die fortgeſetzten) Staatsanzeigen; Annalen des Schul- und Erziehungsweſens von Gedicke; Chronik der Menſchheit; Adraſtea von Herder; Propyläen von Göthe. ꝛc.)

M) Lexikographiſche hiſtoriſche Werke:

C. G. Jöcher, allgemeines Gelehrtenlexikon, 4 Theile. Leipz. 1750. ff. und Adelungs Fortſetzung, 2 Th. Leipzig 1784. ff. (nicht vollendet.)

Das gelehrte Teutſchland, oder Lexikon der itzt lebenden teutſchen Schriftſteller, angefangen von G. Ch. Hamberger, fortgeſetzt von J. G. Meuſel; in der fünften Aufl. 8 Bände, u. 2 Bände Nachträge.

J. G. Meuſel, Lexikon der ſeit 1750 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. Leipz. 3 Theile.

J. G. Grohmann, neues hiſtoriſch biographiſches Handwörterbuch, 7 Theile. Leipz. 1796. ff. (vollendet.)

F. C. G. Hirſching, hiſtoriſch literariſches Handbuch berühmter und denkwürdiger Perſonen, welche in dem 18ten Jahrhun-

derrt geſtorben ſind, 5 Bände, jeder in 2 Abth. u. 6ten Bandes 1ſte Abth. Leipzig 1794 ff.

Ladvokats hiſtoriſches Handwörterbuch, 8 Theile, Ulm 1760 ff; der neunte Band von S. Baur fortgeſetzt unter dem Titel: allgemeines hiſtoriſches Handwörterbuch aller merkwürdigen Perſonen, die in dem letzten Jahrzehend des 18ten Jahrhunderts geſtorben ſind. Ulm 1803.

J. Th. Jablonsky, allgemeines Lexikon der Künſte und Wiſſenſchaften, neue Aufl. von J. J. Schwabe. Königsb. 1767. 2 Theile.

Jacobſon, Ludovici, Schedel, Roth, Jacobi und andere gehören nicht geradezu hieher. Eben ſo enthalten: Lawätz Handbuch für Bücherfreunde, und Erſch Repertorium keinen hiſtoriſchen Styl in ſich. Panzers Annalen könnten nur uneigentlich hieher gezogen werden.

W. Jäger, geographiſch-hiſtoriſch ſtatiſtiſches Zeitungslexikon, 2 Th. neue Aufl. Nürnb. 1791. (eine dritte verbeſſerte Ausgabe hat Mannert verſprochen.)

P. A. Winkopp, neues Zeitungs- Reiſe- Poſt- und Handlungslexikon ꝛc. jeder Band 3 Abtheilungen; bis aten Bandes 2te Abth. Leipzig 1802. f.

N) Univerſalgeſchichte.

Die von Teutſchen beſorgte Ueberſetzung der allgemeinen Welthiſtorie, und der Weltgeſch. von Guthrie und Gray, welche durch teutſche Bearbeitung neue Werke geworden ſind, gehören vorzüglich hieher.

Boſſuet, Einleitung in die allgemeine Geſchichte der Welt, überſetzt und bearbeitet von J. A. Cramer, 8 Theile. Leipzig 1757. ff.

A. L. Schlözer, Weltgeſchichte nach ihren Haupttheilen im Auszuge und Zuſammenhange, 2 Th. N. A. Gött. 1792.

J. C. Gatterer, Weltgeſchichte in ihrem ganzen Umfange. Gött. 1785. (nicht vollendet)

Derſelbe Verſuch einer allgemeinen Weltgeſchichte bis zur Entdeckung Amerikens. Gött. 1792.

J. M. Schröckh, allgemeine Weltgeſchichte (für Kinder) 6 Bände. Leipz. 1779. ff.

C. D. Beck, Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeſchichte, 3 Theile. Leipz. 1787 — 1802. (noch nicht vollendet.)

Jul. A. Remer, Handbuch der ältern, mittlern und neuern Geſchichte, in drei Theilen. Braunſchw. 4te Aufl.

Derſelbe, Lehrbuch der allgemeinen Geſchichte. Hal. 1800.

Derſelbe, Darſtellung der Geſtalt der hiſtoriſchen Welt in jedem Zeitraume. Berl. 1794.

J. G. Eichhorn, Weltgeſchichte. 2 Th. Gött. 1799.

J. G. A. Galletti, kleine Weltgeſchichte, zum Unterrichte und zur Unterhaltung. 10 Theile Gotha 1797. ff.

D. G. J. Kübler, Handbuch der allgemeinen Völkergeſchichte. 5 Th. Freyb. 1798. ff.

(Die Literatur der Geſchichte der Menſchheit iſt ſchon in der Note zu §. 222 beigebracht.)

§. 229.

d) Der didactiſche Styl.

Wenn der hiſtoriſche Styl die Aufgabe hat, die Welt außer uns, inwiefern ſie von uns durch Anſchauung aufgefaßt und in der Idee als ein zuſammenhangendes Ganze verbunden wird, darzuſtellen (§. 207); ſo hat der didactiſche Styl die Aufgabe zu lösen, daß er die Welt in uns, die Sphäre unſrer Begriffe darſtelle. Wenn alſo der Darſtellung im hiſtoriſchen Style Vorſtellungen von gegenwärtigen oder vergangenen Erſcheinungen zum Grunde liegen; ſo liegen der Darſtellung im didactiſchen Style Vorſtellungen von Begriffen zum Grunde. Da nun jede Darſtellung in der Form als Einheit erſcheinen muß; ſo wird durch die einzelnen Formen des didactiſchen Styls entweder irgend eine Sphäre von menſchlichen Begriffen unter ſich zur Einheit und zum Zuſammenhange verbunden, oder man beabſichtigt eine encyklopädiſche Ueberſicht des ganzen Gebiets der intellectuellen Erkenntniß. — In einer allgemeinen Sprachkunde aber, die nicht die Abſicht haben kann, das Gebiet des didactiſchen Stoffes, wie er in ſämtlichen aprioriſchen Wiſſenſchaften enthalten iſt, zu erſchöpfen, (was der Encyklopädie vorbehalten bleibt*), kommt alles darauf an, zu zeigen: unter welchen ſtyliſtiſchen Formen die verſchiedenartigen wiſſenſchäftlichen Stoffe behandelt werden können, und unter welchen Bedingungen die beiden höchſten ſtyliſtiſchen Geſetze: Korrectheit und Schönheit, in den einzelnen Formen des didactiſchen Styls realiſirt werden ſollen.

Die innige Harmonie zwiſchen Korrectheit und Schönheit iſt daher auch für den didactiſchen Styl das höchſte

*) Man vergleiche z. B. Krugs Encyklopädie, Eſchenburgs Wiſſenſchaftskunde ꝛc.

Princip in Hinſicht der Darſtellung ſeiner Formen. Da der Stoff des didactiſchen Styls in Begriffen beſteht; ſo kann über die Korrectheit der Darſtellung gar kein Streit ſeyn. Denn da die Korrectheit in der Darſtellung der Wahrheit innerhalb der Vorſtellungen, und alſo auch innerhalb der Begriffe, entſpricht; ſo hängt die Korrectheit im didactiſchen Style von der Wahrheit ab, die innerhalb der Begriffe herrſcht, welche den Stoff des didactiſchen Styls ausmachen. Was aber die Schönheit der Darſtellung in Hinſicht auf den didactiſchen Styl betrifft; ſo beſteht ſie in der Hervorbringung einer Form, durch welche die Totalität der darzuſtellenden Begriffe in ein Bild für die Einbildungskraft verwandelt wird, vermittelſt deſſen ſie die Begriffe ſelbſt, als zur Einheit verbunden, feſthält, und durch welches die mechaniſche und logiſche Folge der Begriffe auf einander in ein organiſches lebensvolles Ganze verwandelt wird, welches durch die Verſinnlichung der Begriffe, vermittelſt der Form, eben ſo ein reines Wohlgefallen an der Form ſelbſt hervorbringt, wie der Verſtand durch die Korrectheit der Darſtellung, die der Wahrheit in den dargeſtellten Vorſtellungen entſpricht, befriedigt wird. — Es iſt daher eine irrige Meinung, wenn man die Forderungen an den didactiſchen Styl zunächſt nur auf die Korrectheit der Form beſchränken will; die Schönheit iſt eine eben ſo unnachlaßliche Forderung an denſelben, obgleich ſo viele Producte des didactiſchen Styls dieſer Schönheit ermangeln, weshalb ſie auch alles andere eher, als ſtyliſtiſche Kunſtwerke ſind. Denn daß Korrectheit und Schönheit in jeder ſtyliſtiſchen Form in inniger Verbindung ſtehen müſſen, erhellet ſchon a priori; wie aber beide, in Beziehung auf die einzelnen, nur empiriſch zu erkennenden, Stoffe, verbunden werden ſollen, das kann theils nur nach den richtigen Begriffen von jeder iſolirten Gattung des ſtyliſtiſchen Stoffes ausgemittelt, theils nach der beſtimmten Verzeichnung des Charakters einer jeden Untergattung des ſtyliſtiſchen Stoffes feſtgeſetzt werden. Denn z. B. in Hinſicht auf die Untergattungen des didactiſchen Styls, ſo verſtattet der oratoriſche Lehrſtyl ein freieres Leben und ein

höheres Spiel der Phantaſie als der populäre oder der kritiſirende Lehrſtyl, weil er, ſeiner Beſtimmung nach, eben ſo auf die Rührung des Gefühlsvermögens und auf die Belebung des Willens zu Handlungen berechnet ſeyn muß, wie auf die Belehrung und Ueberzeugung des Verſtandes.

§. 230.

Fortſetzung.

Der nächſte Zweck des didactiſchen Styls iſt allerdings: die Belehrung und Ueberzeugung des Verſtandes. Der menſchliche Geiſt iſt aber, ſeinen einzelnen Vermögen und Kräften nach, ein viel zu innig verbundenes Ganze, als daß irgend etwas auf das eine Vermögen wirken ſollte, ohne daß die übrigen Vermögen daran Antheil nähmen. So wird mithin jede Erkenntniß, welche dem Verſtande zugeführt und in ihm zur Ueberzeugung ausgebildet wird, auch auf das Gefühls- und Begehrungsvermögen hinwirken, und ebenfalls die Phantaſie auf eine gewiſſe Weiſe beſchäftigen müſſen. Denn keine Erkenntniß, an welche ſich der Verſtand hält, bleibt ganz todt und unfruchtbar in demſelben; ſie wird, bald ſchwächer, bald ſtärker, den Willen zu Handlungen beleben, und dem Gefühlsvermögen, entweder angenehme oder unangenehme Gefühle zuführen, weil keine unſrer Handlungen erfolgt, der nicht gewiſſe Vorſtellungen und Gefühle zum Grunde lägen, dieſe mögen ſich nun mit Klarheit oder Dunkelheit, mit Beſtimmtheit oder Unbeſtimmtheit ankündigen und die Handlung bewirken. Eben ſo iſt es mit der Phantaſie. Ueberhaupt ſtrebt ſie nach einem Bilde von dem vorgeſtellten Gegenſtande, und je mehr dieſes Bild dem Gegenſtande entſpricht; je ſtärker es denſelben verſinnlicht; deſto mehr wird ſie in ihren Anſprüchen befriedigt, und deſto inniger iſt ihr Zuſammenhang mit den übrigen geiſtigen Vermögen zur Hervorbringung eines Totaleindruckes.

Wenden wir dies auf den didactiſchen Styl an; ſo ergibt ſich von ſelbſt, daß die Belehrung und Ueberzeugung, welche durch die ſtyliſtiſche Darſtellung des didactiſchen Stoffes für den Verſtand vermittelt wird, zugleich durch dieſe Darſtellung, freilich mehr oder weniger, dem Gefühlsvermögen

und dem Willen näher gebracht, und der Phantaſie ein Bild vorgehalten werden muß, ſo daß alle Kräfte des menſchlichen Geiſtes, vermittelſt der Darſtellung, in ein freies und harmoniſches Spiel unter ſich ſelbſt geſetzt werden.

Der didactiſche Styl iſt bisher noch eben ſo wenig, wie der hiſtoriſche, erſchopfend und befriedigend bearbeitet. Adelung, über den Styl, Th. 2, S. 80. ff. hat ihn ſehr kurz behandelt, und deſſen Untergattungen auf Lehrbücher, didactiſche Reden und Abhandlungen eingeſchränkt. Weiter hinten behandelt er die feierliche Rede beſonders. Faßlichkeit und Deutlichkeit ſtellt er als die einzigen Eigenſchaften des didactiſchen Styls auf; denn von der Lebhaftigkeit (der einzigen äſthetiſchen Eigenſchaft, deren er gedenkt,) ſagt er S. 82: „die merkliche Einmiſchung der untern Kräfte iſt im Ganzen unerlaubt, wenigſtens in denjenigen Stellen, wo es unmittelbar auf die Ueberzeugung ankommt.„ Ferner fließt bei ihm aus der ſchon weiter oben gerügten Unbeſtimmtheit in der Bezeichnung des Charakters der drei Schreibarten die Behauptung, „daß der Lehrſtyl, weil er zunächſt mit dem Unterrichte und der Ueberzeugung des Verſtandes zu thun habe, zum mittlern Style (d. i. zur mittlern Schreibart) gehöre. Allein (ſetzt er hinzu), da die ſchwache Lebhaftigkeit des vertraulichen Styls die Wirkungen des Verſtandes nicht hindert, ſondern ſelbige vielmehr unterſtützt; ſo läßt ſich auch der vertrauliche Styl ſehr wohl mit demſelben verbinden, und der Verſtand wird die Ueberzeugung immer deſto lieber annehmen, je mehr der Schriftſteller den ſteifen Lehrton mit dem vertraulichern zu vertauſchen weiß.„ Snell, Lehrb. der teutſchen Schreibart, S. 251. ff. folgt Adelung, hat aber mehrere Beiſpiele aus dem didactiſchen Style beigebracht, und weicht darin von A. ab, daß er behauptet, „der didactiſche Styl vertrage ein größeres Maas von Schmuck in der Darſtellung, als der hiſtoriſche.„ — Daſſelbe ſtellt auch K. Reinhard, Theorie des teutſchen Styls S. 237. ff. auf, der übrigens die ganze Theorie des didactiſchen Styls in nicht vollen 20 Zeilen bearbeitet hat. — Eſchenburg, Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften, S. 316 ff. hat ihn gründlicher dargeſtellt; aber zunächſt auf die Korrectheit der Darſtellung geſehen, und der Schönheit, ſo wie der Bedingungen derſelben gar nicht gedacht. — Ungleich ſchärfer faßt Maaß, Rhetorik S. 281. ff. dieſe Unterſuchung. Er ſagt zwar auch von dem didactiſchen Style: „Wenn ſinnliche Vorſtellungen vorkommen; ſo ſind ſie bloße Nebenvorſtellungen, den allgemeinen, abſtracten

Hauptgedanken untergeordnet, und nur zum Behuſe derſelben vorhanden;„ — aber indem er fragt, wiefern eine dogmatiſche Rede überhaupt eigentlicher Schönheit empfänglich ſeyn konne, erklärt er ſich dahin:„ Sie kann es, weil ſie 1) mittelbar die Sinnlichkeit beſchäftigt, indem die Thätigkeit, worein ſie den Verſtand ſetzt, wie jeder Gemüthszuſtand, von dem innern Sinne empfunden wird; ferner 2) weil ſie ſinnliche Nebenvorſtellungen enthalten kann, und 3) weil der Ausdruck, an ſich betrachtet, allemal ein ſinnliches Object iſt.„ — Blos erwähnt hat Voigtel, Lehrb. der t. proſ. Schreibart, S. 215. ff. den Lehrſtyl, und darauf zehn Seiten Beiſpiele folgen laſſen. — Unbedeutend iſt das, was Ezler, Anl. zur Wohlredenheit, S. 79. ff. darüber ſagt. — Ausführlich habe ich den didactiſchen Styl behandelt in meiner Theorie des Styls, Th. 2, S. 282. ff. und kompendiariſch in dem Elementarbuch des Wiſſensw. S. 357. ff. — Vergl. die Literatur der Rhetorik, §. 106, S. 254. ff. — Beiſpiele des Lehrſtyl's finden ſich in H. C. König, pract. Handb. des teutſchen Styls, Th. 2, S. 272. ff. —

§. 231.

α) Untergattungen des didactiſchen Styls.

Die Untergattungen des didactiſchen Styls werden nicht nach dem unermeßlichen Gebiete des wiſſenſchaftlichen Stoffes claſſificirt, und alſo nicht nach den einzelnen Wiſſenſchaften (den mathematiſchen, philoſophiſchen rc.), ſondern nach der Art, wie man den wiſſenſchaftlichen Stoff in der Darſtellung behandelt. Dieſe Behandlung kann nun aber ſeyn:

1) ſyſtematiſch, wenn man irgend einen Theil oder ein größeres Gebiet der menſchlichen Erkenntniß in ſich zuſammenhängend, vollſtändig, erſchöpfend und nach allen ſeinen Umgebungen darſtellt;
2) kompendiariſch und epitomatoriſch, wenn man ein Gebiet der menſchlichen Erkenntniß zwar in ſich zuſammenhängend und befriedigend, aber ſo gedrängt darſtellt, daß man die völlige Ausführung der einzelnen Theile der gedrängten Ueberſicht aufopfert;
3) erläuternd (commentirend), wenn man die einzelnen Theile eines ſyſtematiſch dargeſtellten Ganzen weiter aus-

führt; die mit der ſyſtematiſchen Darſtellung nicht ſelten verbundne Terminologie erklärt; verwandte Materien damit in Verbindung bringt; wegen der Verdeutlichung auf die Meinungen Andrer über denſelben Gegenſtand Rückſicht nimmt u. ſ. w.

4) populär, wenn man einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand ſo darſtellt, daß man alles von ihm trennt, was den eigentlichen Gelehrten ausſchließend angeht, und nur diejenigen Theile deſſelben in einer lichtvollen Ueberſicht und leicht faßlichen Darſtellung behandelt, welche man auch ohne gelehrte Vorkenntniſſe verſtehen und mit dem wirklichen Leben in Verbindung bringen kann;

5) oratoriſch, wenn man irgend einen Theil der menſchlichen Erkenntniß, oder irgend eine wiſſenſchaftliche Aufgabe iſolirt, und zu der Beſtimmung bearbeitet, daß vermittelſt der Darſtellung, nächſt der beabſichtigten Ueberzeugung und Ueberredung, eine höhere Rührung des Gefühlvermögens, eine ſtärkere Belebung des Willens, und ein lebhaft verſinnlichendes Bild für die Phantaſie hervorgebracht wird;

6) dialektiſch-kritiſirend, wenn man die Principien der Korrectheit und Schönheit auf irgend eine ſtyliſtiſche Darſtellung ſo anwendet, daß man vermittelſt dieſer Anwendung zuerſt die Wahrheit des Stoffes prüft, und dann die Form nach der innern Harmonie der Korrectheit und Schönheit in derſelben, und nach ihrem Verhältniſſe zum Stoffe beurtheilt.

§. 232.

1) Der ſyſtematiſche Lehrſtyl.

Unter einem Syſteme denken wir das planmäßig angelegte und ebenmäßig durchgeführte ſtyliſtiſche Ganze, in welchem entweder eine ganze Wiſſenſchaft, (mithin eine abgeſchloſſene Sphäre der menſchlichen Erkenntniß), oder doch ein beſtimmter Theil der intellectuellen Erkenntniß in ſich zuſammenhängend, vollſtändig, erſchöpfend, und nach allen ſeinen Umgebungen dargeſtellt wird. Alle Theorie iſt nämlich Wiſſenſchaft; d. h. ein Ganzes von zuſammenhän-

genden und aus Einem Princip abgeleiteten Sätzen. Wer daher den Grund zu einer Theorie legen will; muß das Princip für die Theorie wiſſenſchaftlich aufſtellen und begründen, und nun die einzelnen Theile in Angemeſſenheit zu dem an die Spitze geſtellten Princip ausführen und bearbeiten. Die Begründung eines Princips hängt aber davon ab, daß es, der Form nach, als Vernunftwahrheit, d. h. als ein Widerſpruchsfreies und allgemein gültiges Urtheil aufgeſtellt werde, und daß es, der Materie nach, als der Keim erſcheine, aus dem ſich alle einzelne Glieder des Syſtems in einer zuſammenhängenden Folge entwickeln laſſen. In einem Syſteme müſſen alſo alle einzelne Glieder und Theile, aus welchen das Ganze beſteht, nicht nur vollſtändig vorhanden, ſondern dieſelben auch nach ihrem innern Verhältniſſe gegen ſich (als Theile), und nach ihrem Verhältniſſe zum Ganzen ſo dargeſtellt ſeyn, daß theils das logiſche Princip der Eintheilung aus der Anlage des Ganzen hervorleuchtet, theils die Darſtellung ſelbſt in allen einzelnen Theilen ſo viel Symmetrie und Ründung erhält, daß nicht nur der Verſtand, in Hinſicht auf Belehrung und Ueberzeugung, völlig befriedigt werden, ſondern auch die Phantaſie das durch die Form hervorgebrachte Bild feſthalten kann. — Die Korrectheit der Form wird daher in dem Syſteme darin beſtehen, daß nicht nur alle dargeſtellte Begriffe unter ſich ſelbſt übereinſtimmen (formelle Wahrheit haben *), ſondern daß dieſe auch ſo ſicher aus einander abgeleitet, und ſo beſtimmt mit einander verbunden ſind, daß der Verſtand in denſelben durchaus weder Lücke, noch Sprung entdecken, ſondern vielmehr das Princip, nach welchem alle Theile verbunden ſind, wahrnehmen, und daſſelbe mit der Ausführung, Haltung und Behandlung der Theile ſelbſt durchgehends vergleichen kann. Die Schönheit der Form aber wird ſich darin zeigen, daß alle einzelne, aber ſyſtematiſch verbundene Theile ſo in ſich ausgearbeitet und vollendet ſind, daß nicht

*) Ueber die materielle Wahrheit kann nur in den Wiſſenſchaften ſelbſt, nicht aber in einer allgemeinen Sprachkunde, die ſich blos mit der Form beſchäftigt, verhandelt werden.

nur durch dieſe Behandlung das Ganze ſelbſt ein freies (organiſches) Leben erhält, bei deſſen Betrachtung man mit Wohlgefallen verweilt, ſondern daß auch die Form, nach der ihr mitgetheilten Verſinnlichung, der Phantaſie unter dem Bilde eines vollendeten Ganzen erſcheint.

Der ſyſtematiſche Lehrſtyl umſchließt folgende **Untergattungen:**

a) **die Abhandlung.** Sie enthält die ſyſtematiſche Darſtellung irgend eines Theils, oder eines Abſchnitts aus einem größern wiſſenſchaftlichen Ganzen. Man bearbeitet dieſe einzelnen Theile der Wiſſenſchaften deshalb iſolirt, damit, durch die detaillirte Unterſuchung und Aufſtellung aller hieher gehörenden Begriffe, der innere Zuſammenhang derſelben ſo genau und befriedigend angegeben werde, daß man nicht nur das Verhältniß dieſer einzelnen Theile zu den Wiſſenſchaften, welchen ſie angehören, beſtimmter feſtſetzen, ſondern auch die Wiſſenſchaften ſelbſt, wenn alle ihre einzelnen Theile iſolirt behandelt und erſchöpfend durchgeführt ſind, geründeter und ſyſtematiſcher darſtellen könne. Denn nothwendig müſſen die Wiſſenſchaften außerordentlich dadurch gewinnen, wenn man, ehe man die Zuſammenſtellung derſelben in einem abgeſchloſſenen Syſteme verſucht, alle ihre einzelnen Theile völlig befriedigend und erſchöpfend dargeſtellt hätte. — Daß in der Ausführung der Abhandlung alles das im Beſondern gilt, was im Allgemeinen, in Hinſicht auf Korrectheit und Schönheit von dem ſyſtematiſchen Lehrſtyle verlangt wird, verſteht ſich von ſelbſt.

b) **Die Vorleſung.** Vorleſungen ſind entweder iſolirte für ſich beſtehende Ganze, und, als ſolche, Fragmente aus ganzen Wiſſenſchaften; oder ſie haben die Beſtimmung, eine Wiſſenſchaft ſelbſt allmählig nach ihrem ganzen ſyſtematiſchen Zuſammenhange darzuſtellen, und zwar ſo, daß in der Folge der Darſtellung der Begriffe, das Bild von dem Ganzen ſelbſt zuletzt zur Vollendung gelangt, und dieſe Vollendung in der letzten Vorleſung

erhält, welche die Durchführung des wiſſenſchaftlichen Ganzen beendigt. Da ſie zunächſt für die intellectuelle Bildung beſtimmt ſind; ſo iſt die ſyſtematiſche Haltung derſelben das weſentlichſte Erforderniß. In Hinſicht auf die Schönheit der Form darf man dieſe nie in erkünſteltem redneriſchen Schmucke, ſondern in derjenigen Belebung und Verſinnlichung ſuchen, durch welche die Darſtellung auf die geſammten geiſtigen Vermögen wirkt, und ſo den ganzen Geiſt des Menſchen in Thätigkeit ſetzt. Die meiſten Vorleſungen ſcheinen dadurch ihren Zweck zu verfehlen, daß ſie nur auf Ein geiſtiges Vermögen berechnet ſind, und dadurch die Zuhörer ſelbſt einſeitig beſchäftigen und einſeitig, in Beziehung auf die Wiſſenſchaften, bilden. Denn in demſelben Grade, in welchem man durch die dargeſtellten Wahrheiten den Verſtand zu beſchäftigen ſucht, muß man auch, der Phantaſie ein Bild von dem Ganzen ertheilen, auf welchem ſie mit Wohlgefallen ruhen kann; und wieder in demſelben Grade den Willen beleben, damit er die als wahr erkannten Begriffe, nach ihrer practiſchen Beziehung faſſen, und aufs Leben anwenden lerne.

c) Das Lehrbuch. Im Gegenſatze gegen das Kompendium, muß das wiſſenſchaftliche Lehrbuch den darzuſtellenden Stoff nach allen ſeinen Umgebungen ſo behandeln, wie die Forderungen in der Einleitung an die ſyſtematiſche Darſtellung ſelbſt entwickelt worden ſind. Denn die Ausführung eines Syſtems kann nicht anders, denn in nächſter Beziehung auf Belehrung geſchehen.

Man kann, in einem höhern Sinne, das Syſtem noch von dem Lehrbuche unterſcheiden, wenn man das erſtere nämlich blos den Stiftern neuer Syſteme beilegt, und das Lehrbuch als die Verarbeitung eines ſchon erfundnen und aufgeſtellten Syſtems betrachtet. Dieſer Unterſchied kann aber nur in materieller Hinſicht ſtatt finden; denn an den Styliſten werden in Hinſicht auf die Form der Darſtellung dieſelben Forderungen gemacht, er mag nun Urheber eines neuen Syſtems ſeyn, oder er mag es nach ſeiner individuellen Anſicht und Ueberzeugung behandeln und darſtellen.

Als Muſter einzelner trefflichen Abhandlungen gehören hieher:

F. V. Reinhard, über den Kleinigkeitsgeiſt in der Sittenlehre. Meißen 1801. (neue Aufl.) — J. Kant, zum ewigen Frieden. Königsb. 1795. — Derſelbe, Streit der Facultäten. Königsberg 1798. — Derſelbe, Beantwortung der Frage: was iſt Aufkläerung; — über das Mißlingen aller philoſophiſchen Verſuche in der Theodicee; — Was heißt: ſich im Denken orientiren: — Ueber den Gemeinſpruch: das mag in der Theorie richtig ſeyn, taugt aber nicht für die Praxis; — Das Ende aller Dinge ꝛc. in ſeinen von mehrern in verſchiednen Sammlungen herausgegebenen kleinen Schriften. — J. J. Engel, Philoſoph für die Welt 2 Th. — deſſen Fürſtenſpiegel. — C. Garve, Abhandlungen zur Ueberſetzung des Cicero: von den Pflichten. — Derſelbe, über die Verbindung der Moral mit der Politik. Bresl. 1788. — Derſelbe, Verſuche über verſchiedene Gegenſtände aus der Moral, der Literatur und dem geſellſchaftlichen Leben, 5 Theile. Bresl. 1798 — 1802 — voll von einzelnen treffichen Abhandlungen — Derſelbe, Sammlung einiger Abhandlungen aus der neuen Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften, neue Aufl. 2 Theile. Leipz. 1802, enthalten 12 Abhandlungen, (wovon die eine in franz. Sprache.) — Derſelbe, vermiſchte Aufſätze, welche einzeln oder in Zeitſchriften erſchienen ſind, 2 Theile, Breslau 1796. und 1800, enthalten 18 Abhandlungen.

Hieher gehören ferner: Mendelsſohn, philoſ. Schriften 2 Theile — Deſſen Jeruſalem. — Leſſings Erziehung des Menſchengeſchlechts, und unzählige kleinere und größere Abhandlungen in den 30 Bänden ſeiner ſämmtlichen Schriften — Viele Aufſätze von Wieland. — G. Forſters kleine Schriften, 6 Theile — J. C. F. Manſo, Verſuch über einige Gegenſtände aus der Mythologie. Leipz. 1794. — Derſelbe, vermiſchte Schriften, 2 Theile. Leipz. 1801. — Die 6 Bände Nachträge zu Sulzers Theorie ꝛc. — Herder, zerſtreute Blätter, 6 Theile. Deſſen Adraſtea, und andere Schriften. — Mehrere Sammlungen philoſophiſcher Schriften von J. A. Eberhard. — C. H. Heydenreich, Originalideen, 3 Theile. Taſchenbuch für denkende Gottesverehrer; 4 Jahrgänge. — Deſſen Mann und Weib. — Deſſen pſychologiſche Theorie des Aberglaubens. — Zimmermann, über die Einſamkeit; — über den Nationalſtolz. — J. G. Schloſſer, kleine Schriften, 5 Theile. — Moritz Magazin für Erfahrungsſeelenkunde.

Als Muſter von Vorleſungen gehören hieher: Mendelsſohns Morgenſtunden. — Jeruſalems Betrachtungen über die Wahrheiten der Religion. — Gellerts Vorleſungen über die Moral, 2 Th. — Heydenreichs Betrachtungen über die

Wahrheiten der natürlichen Religion, 2 Th. — Fichtes Vorleſungen über die Beſtimmung des Gelehrten ꝛc.

Als meiſterhafte Behandlung ganzer Syſteme: J. Kants Kritik der reinen Vernunft; der practiſchen Vernunft; der Urtheilskraft ꝛc. C. L. Reinholds Theorie des Vorſtellungsvermögens. — F. V. Reinhards Syſtem der chriſtlichen Moral, 2 Theile, (noch unvollendet). Steinbarts Syſtem der Glückſeligkeitslehre. — J. G. Eichhorn, Einleitung in das A. T. 3 Theile. N. A. 1803. ꝛc.

Doch ſowohl hier, als in den folgenden Rubriken können nur einzelne Muſter aufgeführt werden, da eine vollſtändige Literatur des didactiſchen Styls ein eignes Werk erfordert. — Als Muſter des didactiſchen Styls verdienen noch erwähnt zu werden: Möſer (patriotiſche Phantaſien, 4 B. Berl. 1778); Tetens (philoſ. Verſuche über die menſchliche Natur, 2 Th. Leipz. 1777); Spalding (Beſtimmung des Menſchen); Feder (über den Willen, 4 Theile); Reimarus (natürliche Religion); Eberhard (Apologie des Socrates; 2 Th. Berl. 1776; Amyntor, Berlin 1782); Sturz (Schriften 2 Th. Leipz. 1779. ff.); Iſelin, (vermiſchte Schriften, 2 Th. Zürich 1779); F. W. Jacobi (über die Lehre des Spinoza); Plank (Einleitung in die theol. Wiſſenſch. 2 Th.); A. H. Niemeyer (Grundſätze der Erziehung, 2 Th.); Weishaupt; Hoffbauer; Porſchke; Fr. Gedicke; Feuerbach; Grollmann; K. S. Zachariä (Erziehung des Menſchengeſchlechts durch den Staat; über die vollkommenſte Staatsverfaſſung; Janus); Stephani (Einheit des Staats und der Kirche); — Von den humoriſtiſchen Schriftſtellern gehören hieher: Hippel, Knigge, Lichtenberg, Jean Paul ꝛc.)

§. 233.

2) Der kompendiariſche und epitomatoriſche Lehrſtyl.

Bei dem Kompendium gelten, in styliſtiſcher Hinſicht, alle die Geſetze, an welche der ſyſtematiſche Lehrſtyl gebunden iſt, nur daß das Kompendium die Darſtellung des Syſtems gleichſam in einem verjüngten Maasſtabe enthält. Die Beſtimmung des Kompendiums iſt nämlich, eine gedrängte, aber in ſich zuſammenhängende, erſchöpfende und befriedigende Ueberſicht über eine Wiſſenſchaft darzuſtellen, wo denn die Eigenſchaft der Kürze zwar zunächſt, aber doch nie in dem Grade beabſichtigt werden muß, daß

dadurch die wiſſenſchaftliche Behandlung ſelbſt beinträchtigt wird. Blos darin unterſcheidet ſich der kompendiariſche und epitomatoriſche Lehrſtyl von dem ſyſtematiſchen, daß er die einzelnen Theile und Momente mehr nur mit kräftigen Zügen andeutet und bezeichnet, als völlig ausführt, und die weitere Entwickelung des Details entweder der mündlichen Erläuterung, oder dem Scharfſinne des Leſers überläßt. — In Hinſicht auf die Form verlangt der kompendiariſche Lehrſtyl zunächſt Beſtimmtheit und Kürze in der Darſtellung, lichtvolle Ueberſicht über das Ganze, und ſymmetriſche Behandlung der Theile. Zwar wird die höhere Schönheit der Darſtellung in dieſer Untergattung des didactiſchen Styls zum Theile der wiſſenſchaftlichen Ueberſicht aufgeopfert; nie darf man ſich aber überreden, daß dadurch Nachläßigkeiten im Ausdrucke, oder andere ſtyliſtiſche Fehler (z. B. der häufige Gebrauch rhetoriſcher Figuren — Unverſtändlichkeit durch übertriebene und geſuchte Kürze) verzeihlich werden könnten; vielmehr verlangt die Bearbeitung eines Kompendiums in ſtyliſtiſcher Hinſicht beinahe noch mehr Sorgfalt, als die des Syſtems, weil durch die Beſchränkung der Form auf einen kleinern Umfang, die harmoniſche und concentrirte Behandlung des Stoffes dringendes Bedürfniß wird.

Kompendien, die ſich von Seiten des Stoffes und der Form auszeichnen, (mit Ausſchluß der hiſtoriſchen, welche beim hiſtoriſchen Style angeführt ſind,) haben die Teutſchen von **Platner** (Anthropologie (unvollendet); Aphorismen, 2 Theile, neue Aufl.); **Eſchenburg** (Archäologie; Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften; — Lehrbuch der Wiſſenſchaftskunde); **Maaß** (Rhetorik); **C. C. E. Schmid** (Moralphiloſophie; empiriſche Pſychologie;) **L. H. Jakob** (Logik und Metaphyſik; Naturrecht; Moral; Erfahrungsſeelenlehre); **K. H. Herdenreich** (Grundſätze der moraliſchen Gotteslehre; Staatsrecht;) **J. C. Adelung** (Sprachlehre ꝛc.); **G. M. Roth** (ſyſtematiſche Sprachlehre); **Vollbeding** (Sprachlehre); **C. F. Ammon** (Moral ꝛc.); **C. F. Städlin** (Moral); **J. E. Schulze** (Grundriß der philoſ. Wiſſenſchaften, 2 Th.); **Benſen** (Staatslehre): **Jung** (Lehrbuch der Kameralwiſſenſchaften); **Schmalz** (Naturrecht; Kameralwiſſenſchaften); **Eichhorn** (Literaturgeſchichte); **Engel** (Theorie der Dich-

tungsarten); Eberhard (Theorie der ſchönen Wiſſenſchaften ꝛc.); Kieſewetter (Logik); ꝛc.

§. 234.

3) Der erläuternde (kommentirende) Lehrſtyl.

Der innere nothwendige Zuſammenhang aller Theile eines erſchöpfend dargeſtellten Syſtems erſchwert oft für minder geübte Denker die Ueberſicht über das Ganze, und das Verſtehen der Ausführung im Einzelnen. Dazu trägt die mit der ſyſtematiſchen Darſtellung verbundene Terminologie nicht wenig bei, die in Sprachen, welche ihre Bildung erſt in ſpätern Zeiten erhielten, nur allmählig, und doch vielleicht nie ganz, verdrängt werden kann. Ferner wird bisweilen in dem Syſteme, um durchgehends die innere Symmetrie der Theile feſtzuhalten, ein Theil, der einer näheren Erläuterung bedürfte, verhältnißmäßig zu wenig erklärt; bisweilen fehlt auch demſelben, um die einmal feſtgeſetzte Oekonomie des Ganzen durchzuführen, die Rückſicht auf verwandte Syſteme, das Beibringen hiſtoriſcher Notizen, mit einem Worte, diejenige Verdeutlichung des Ganzen und der einzelnen Theile, welche, unbeſchadet des innern ſyſtematiſchen Zuſammenhanges, zur Ueberſicht und zum Verſtehen nöthig iſt. — Da übernimmt denn der erläuternde Lehrſtyl das Geſchäft: die einzelnen Theile größerer ſyſtematiſcher Werke erweiterter auszuführen und vollſtändiger darzuſtellen; die wiſſenſchaftliche Terminologie zu populariſiren; das Neue und Eigenthümliche eines ſyſtematiſchen Schriftſtellers mit dem zuſammenzuſtellen, was ſeine Vorgänger in dieſem Fache leiſteten, die ſchweren Parthien durch beigebrachte Beiſpiele zu verdeutlichen; die entgegengeſetzten Meinungen und dagegen erhobenen Einwürfe zu prüfen und mit dem Syſteme auszugleichen; manche zu leicht hingeworfene und nicht genug berichtigte Anſichten mehr zu erörtern und beſtimmter zu begründen, und überhaupt dem Ganzen mehr Brauchbarkeit und Anwendbarkeit zuzuſichern. — Werden Kommentare in dieſem Geiſte geſchrieben; ſo können ſie als ſehr nützliche Werke neben den Syſtemen beſtehen. Viele derſelben aber ſcheinen das Buch, das ſie erläu-

tern wollen, nur zu durchwäſſern, indem ſie Begriffe erklären, die keiner Erklärung bedürfen; indem ſie Beiſpiele beibringen, wo ſie entweder nicht nöthig ſind, oder die nicht in dieſen Zuſammenhang paſſen; indem ſie durch die Verdeutlichung zu Weitſchweifigkeiten führen, welche den Blick auf's Ganze nur deſto mehr vereinzelnen, und indem ſie überhaupt die Originalität und den Geiſt eines Schriftſtellers verwiſchen, ſtatt ihn hervorzuheben und ihn nach allen ſeinen Eigenthümlichkeiten zu charakteriſiren.

Zu den Untergattungen des erläuternden Lehrſtyls gehören denn:

a) die Kommentare, von welchen das alles beſonders gilt, was hier im Allgemeinen über den erläuternden Lehrſtyl geſagt worden iſt, da jeder Kommentar die Beſtimmung hat, durch ausführlichere Darſtellung eines Syſtems, die Verſtändlichkeit oder Verdeutlichung eines Syſtems und ſeiner Theile zu befördern. Im Allgemeinen gehört noch die Bemerkung hieher, daß ſich der Kommentator ſein Geſchäft nicht zu leicht machen darf; daß er vielmehr zuerſt mit ſich ſelbſt über das Syſtem, das er darſtellen will, völlig aufs Reine gekommen ſeyn, und daſſelbe nach ſeiner Tendenz und Entwickelung im Detail überſehen muß, weil er ſonſt ſehr leicht eine fremde, und namentlich ſeine individuelle Anſicht der Darſtellung und Behandlung deſſelben unterſchieben, und dadurch der Beurtheilung und Anwendung deſſelben eine Richtung mittheilen könnte, die geradezu von dem Geiſte des Stifters ablåge *).

b) Die Paralellen. Sie haben die Abſicht, mehrere Syſteme, oder die einzelnen Lehrſtücke derſelben mit einander zu vergleichen, und vermittelſt dieſer Vergleichung ein Princip aufzufinden, wornach der wiſſenſchaftliche Werth derſelben gegen einander beſtimmt werden kann. Verfährt man bei den Parallelen mit der nöthigen Unpartheilichkeit; iſt man aller bei der Parallele vorkommenden

*) Wer erinnert ſich hier nicht der Mißhandlungen, welche ſich das kritiſche Syſtem von manchen ſeiner rüſtigen Kommentatoren gefallen laſſen mußte?

Gegenſtände gleich mächtig, um durch die Vergleichung derſelben ſich gleichſam auf einen höhern Standpunct zu ſtellen, als den dieſe ſelbſt erreicht haben; hat man Sinn genug für das Verdienſtliche, das ſich in den verſchiednen Anſichten bedeutender Männer über einen und denſelben Gegenſtand findet, und Toleranz genug, um auch dem Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, der von unſerer individuellen Anſicht abweicht; ſo können Parallelen, in dieſem humanen Geiſte geſchrieben und dictirt von einem wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſe den Wiſſenſchaften und ihrem Fortſchritte durch vielſeitigen Anbau derſelben ſehr nützlich ſeyn, weil beſonders ihre einförmige und einſeitige Behandlung dadurch verhindert wird.

Zu dem erläuternden Lehrſtyle kann man auch die logiſchen Formen: Deſcriptionen, Deductionen, (Expoſitionen), und Diſtinctionen rechnen, ſobald ſie, in ſtyliſtiſcher Hinſicht, weiter ausgeführt, und nicht blos netzartig ſkizzirt werden. Selbſt Corollaria und Scholien gehören, der ſtyliſtiſchen Untergattung nach, hieher.

§. 235.

4) Der populäre Lehrſtyl.

Die populäre Darſtellung eines wiſſenſchaftlichen Gegenſtandes beruht, im Gegenſatze gegen die ſyſtematiſche Darſtellung, nicht etwa auf der oberflächlichen und ſeichten Behandlung deſſelben, ſondern: daß man alles, was blos für den eigentlichen Gelehrten (und namentlich für den Facultätsgelehrten in dieſer oder jener Wiſſenſchaft) beſtimmt und für denſelben verſtändlich ſeyn oder Intereſſe haben kann, von der Darſtellung ausſchließt, die Unterſuchung nicht auf ihre letzten und höchſten Principien zurückführt, und ſich zunächſt nur an das hält, was **allgemein verſtändlich** und **allgemein anwendbar** iſt. Allgemein **verſtändlich** iſt aber das, was entweder ohne gelehrte Vorkenntniſſe überhaupt, oder ohne gelehrte Vorkenntniſſe in einem beſondern wiſſenſchaftlichen Gebiete von einem Manne von Bildung gefaßt werden kann, der ſich für irgend einen Gegenſtand intereſſirt, wodurch der Kreis ſeiner Einſichten

erweitert wird. Allgemein anwendbar hingegen iſt das, was durch die Darſtellung in eine unmittelbare Beziehung aufs wirkliche Leben gebracht, und wo, durch deſſen Verbindung mit dem wirklichen Leben, der Werth der intellectuellen Bildung nun um ſo ſicherer begründet, und um ſo mehr erhöht wird. Zu dieſer populären Darſtellung gehört denn zunächſt, daß der Schriftſteller mit ſich über die letzten Principien der Wiſſenſchaft aufs Reine ſey, die er populär darſtellen will, damit er nicht ſeicht und oberflächlich werde. Dann gehört hieher eine lichtvolle Ueberſicht über die ganze Ideenreihe, welche man behandeln will; eine verſtändliche und leicht faßliche Darſtellung der Hauptmomente; eine ſorgfältige Gruppirung und hervorgehobene Behandlung der weſentlichſten Punkte; und eine durch das Ganze hindurchgehende Beziehung und Hinweiſung aller einzelnen Momente auf ihre Anwendung im Leben.

Zu dem populären Lehrſtyle gehören als **Untergattungen**:

a) Sprüchwörter. Sie enthalten gewiſſe, aus einzelnen Erfahrungen und Vorgängen des gemeinen Lebens abgeleitete, Ausdrücke und Redensarten, deren man ſich, in ſtyliſtiſcher Hinſicht, zur Bezeichnung dieſer Erfahrungen und Vorgänge bedient. Sie ſind die, ſchon in den Zeiten des graueſten Alterthums gewöhnlichen, einfachſten und anſchaulichſten Formen der Lebensweisheit und Lebensklugheit, und wegen ihrer Vielſeitigkeit, wegen ihrer mannigfaltigen Deutung und ſpeciellen Verſinnlichung, gewöhnlich auf ſehr verſchiedene Fälle des gemeinen Lebens anwendbar. Wenn gleich in dieſer Gnomenphiloſophie ſehr oft die ganze Moral des gemeinen Mannes liegt, und uns durch die Kenntniß derſelben das Urtheil über ſeine Sittlichkeit erleichtert wird; ſo muß doch die Anwendung derſelben in dem Tone der beſſern Converſation, und in der Haltung des veredelten Styls ſehr ſparſam und vorſichtig ſeyn, weil ſie ſonſt entweder ins Einſeitige und Schielende fallen, oder doch nicht in den übrigen Zuſammenhang der ſtyliſtiſchen Darſtellung taugen.

b) Gemeinplätze (loci communes). Sie beſtehen in ſolchen einfachen und verſtändlichen Sätzen, bei deren Gebrauche man gewöhnlich auf eine allgemeine Bekanntſchaft mit denſelben, und deshalb auch auf die Zuſtimmung der Mehrheit in der Erläuterung des gegebenen Falles rechnen kann. Sie werden im populären Style gewöhnlich Eingangsweiſe gebraucht, um eine wichtigere Belehrung, und tiefer greifende Reſultate an ſie anzuknüpfen, da man ſie als erwieſen vorausſetzen kann, und blos auf ſie fortzubauen, und ſeine Folgerungen an dieſelben anzureihen nöthig hat. Am zweckmäßigſten werden ſie in Schriften gebraucht, die auf Menſchen von geringen Faſſungskräften berechnet ſind; in eigentlichen wiſſenſchaftlichen Schriften, in Reden u. ſ. w. bedient man ſich ihrer höchſtens Eingangsweiſe, und weiß ihnen dann immer auch durch die ſtyliſtiſche Umgebung das Kahle zu nehmen, in welchem ſie an ſich und iſolirt erſcheinen würden.

c) Sentenzen. Sie ſind der Ausdruck gewiſſer einzelnen mehr oder weniger erkannten Wahrheiten, der ſich durch Reichhaltigkeit der Gedanken bei Kürze der Worte, durch Kraft und Beſtimmtheit in der Stellung bei ſcheinbar unabſichtlicher Einmiſchung derſelben in den ſtyliſtiſchen Zuſammenhang, charakteriſirt. In Volksſchriften müſſen ſie ſo populär ſeyn, daß keine wiſſenſchaftlichen Vorkenntniſſe erfordert werden, ſie zu verſtehen. In Schriften für die gebildeten Menſchen aber darf das Sententiöſe nicht abſichtlich gehäuft werden, weil ſonſt das Ueberraſchende verloren geht, das in denſelben enthalten iſt. Am wenigſten darf man in denſelben das Beſtreben wiederfinden, geſucht und gezwungen zu ſchreiben. Sentenzen müſſen vielmehr als unwillkührliche Ergießungen eines richtig geleiteten Scharfſinns und eines natürlichen und geſunden Witzes erſcheinen, wenn ſie intereſſiren ſollen.

d) Die katechetiſche und ſokratiſche Form. Das Eigenthümliche der katechetiſchen Form beſteht in der mündlichen Mittheilung einzelner Begriffe und ganzer Reihen von Vorſtellungen, welche man, unmittelbar nach der Mittheilung, denen wieder abfraget, welchen man ſie

mitgetheilt hat, um ſich zu überzeugen, ob man von ihnen verſtanden worden ſey, und ob ſie die Fähigkeit beſitzen, dieſelben wieder zu geben. Der Charakter der ſokratiſchen Form hingegen beruht auf einer ſolchen Entwickelung gewiſſer Begriffe und Wahrheiten vermittelſt der mündlichen Unterhaltung, nach welcher man ſie nicht erſt mitzutheilen ſcheint, ſondern ſie die zu unterrichtenden Individuen in ſich ſelbſt auffinden lehrt. — Zu beiden gehört eine genaue Kenntniß der intellectuellen Bedürfniſſe der zu belehrenden Individuen; ein hoher Grad von Faßlichkeit und Popularität, und beſonders eine gewiſſe Gewandtheit in der Darſtellung, welche nur das allmählig zu erwerbende Reſultat einer langen Uebung in der Entwickelung abſtracter Begriffe und pſychologiſcher Bemerkungen über die beſondern Klaſſen und Lebensalter der Menſchen iſt.

c) Jugendſchriften. Wenn die Jugend die heranwachſende Menſchheit ausmacht; ſo muß auch alles das, was unmittelbar für ihre intellectuelle und moraliſche Bildung beſtimmt iſt, auf ihre Faſſungskräfte berechnet und dem Grade von Entwickelung der geiſtigen Kräfte (des Verſtandes, des Gedächtniſſes, der Phantaſie ꝛc.) angemeſſen ſeyn, den ſie eben, in ihren verſchiedenen Individuen, erreicht hat, oder erreicht haben kann. Schriften, die zunächſt für die Jugend beſtimmt ſind, dürfen daher nichts Unverſtändliches enthalten; ſie müſſen ſich aber auch eben ſo weit von dem Spielenden und Tändelnden entfernen. Sie müſſen korrect geſchrieben ſeyn, um frühzeitig das Bild der ſtyliſtiſchen Korrectheit in der heranwachſenden Generation zu veranlaſſen; ſie müſſen vom Leichten zum Schweren fortſchreiten, um, durch die allmählig vorbereitete höhere Anſtrengung, ihre Kräfte zu üben und in ein lebhafteres harmoniſches Spiel zu verſetzen. Sie müſſen überall die fruchtbare Verbindung der aufgeſtellten Begriffe und Wahrheiten, mit dem Leben befördern, und jedem blinden Dahingeben an die Auctorität Andrer nachdrücklich entgegen arbeiten. Sie dürfen endlich keine vielwiſſenden und vorlauten Knaben bilden wollen, die in

dem Beſitze einiger halbwahren Begriffe ſchon am Ziele der menſchlichen Erkenntniß zu ſtehen wähnen.

f) **Volksſchriften.** Sie haben die wichtige Beſtimmung, dem größern Theile des erwachſenen Menſchengeſchlechts, dem gemeinen Manne, richtige und beſtimmte Begriffe über die intereſſanteſten Gegenſtände des Lebens, der Religion und der bürgerlichen Verfaſſung beizubringen; die bei ihm durch Erziehung und Umgang begründeten Vorurtheile zu erſchüttern; ihm mehrere nützliche Erfindungen, Vortheile und Bequemlichkeiten mitzutheilen; den Kreis ſeiner Einſichten zu berichtigen, zu erweitern und zu vervollkommnen; ſeinen Aberglauben zu vermindern; ihn über die wohlthätigen Abſichten der Regierung und ihrer Geſetze aufzuklären; ihn mit den weſentlichen Bedingungen der Verbeſſerung ſeines Zuſtandes bekannt zu machen, und ſo an richtigere Begriffe die Freuden eines beſſern Daſeyns und die Ausübung ſeiner Pflichten anzuknüpfen. — Kaum bedarf es der Erinnerung, daß Schriften dieſer Art mit Sorgfalt und Vorſicht, mit kluger Auswahl des Wiſſenswürdigſten, und mit Beſtimmtheit und Popularität im Ausdrucke geſchrieben werden müſſen.

Eine intereſſante Abhandlung von Greiling gehört hieher: über die Popularität in der Philoſophie, in Fichte und Niethhammers phil. Journal, 1798, St. 4, S. 281. ff. In der populären Schreibart haben ſich ausgezeichnet: Sander (Vorſehung; über die Güte und Weisheit Gottes in der Natur); Hufeland (Kunſt das Leben zu verlängern); Knigge (über den Umgang mit Menſchen); C. F. Weiße; Campe; Rochow; Salzmann; Villaume; Funke; Dolz; R. Z. Becker; Hellmuth; Schlez; Steinbeck; Glatz; Engelhardt; Merkel ꝛc.

§. 236.

5) Der oratoriſche Lehrſtyl.

Die eigentliche Rede, im engern Sinne, iſt die, nach den Principien der Korrectheit und Schönheit bearbeitete und für die mündliche Darſtellung beſtimmte, Ausführung eines Thema, durch welche man unmittelbar auf die Ueberredung und Ueberzeugung, und mittelbar auf die Rührung des Ge-

fühls und auf die Belebung des Willens der Hörenden wirken will. Sie iſt das vollendeteſte Kunſtwerk des didactiſchen Styls, weil in ihr, nächſt der Wahrheit, die der Darſtellung zum Grunde liegen, und aus den grammatiſchen und logiſchen Principien hervorgehen muß, die Schönheit der Form noch eine unnachlaßlichere Bedingung, als in den übrigen Untergattungen des didactiſchen Styls iſt. Die Rede wendet ſich alſo allerdings durch die Begriffe, die ſie aufſtellt, und durch die Gründe, welche ſie für den innern Zuſammenhang der entwickelten Begriffe entwickelt, zunächſt an Verſtand, Urtheilskraft und Vernunft; aber mit gleicher Stärke ſucht ſie ſich auch eines bleibenden Eindruckes auf das Gefühls- und das Begehrungsvermögen zu verſichern, und der Phantaſie ein vollſtändiges Bild vorzuhalten, weil ohne die harmoniſche Thätigkeit aller geiſtigen Vermögen der Zweck nicht erreicht werden kann, den ſie beabſichtiget. — Was die **Wahl des Thema** betrifft; ſo muß der Redner einen Gegenſtand abhandeln, deſſen Wichtigkeit entweder an ſich ſchon in der Ankündigung entſchieden iſt, oder deſſen Wichtigkeit er durch die Art der Behandlung hinlänglich belegt. Iſt dem Redner der Stoff aufgegeben; ſo wird er ihn von ſeiner wichtigſten Seite zu faſſen, nach ſeinen bedeutendſten Momenten darzuſtellen, und unter die Geſichtspuncte zu bringen wiſſen, wo er ein allgemeines Intereſſe erregt. Zur **techniſchen Oekonomie** einer Rede gehören aber vier Puncte: 1) der **Eingang**, welcher auf die Ankündigung des Thema vorbereitet, und durch ſeinen Inhalt die Aufmerkſamkeit ſo feſſelt, daß ſich der Redner die Erreichung des beabſichtigten Zwecks der Rede erleichtert. An den Eingang ſchließt ſich der **Uebergang** zum Thema, und die **Ankündigung** deſſelben an; 2) die **Expoſition**, oder die Entwickelung aller der Momente, welche zum Weſen des darzuſtellenden Stoffes und der dadurch hervorzubringenden Ueberredung, Ueberzeugung, Rührung und Verſinnlichung des Gegenſtandes gehören; 3) die **Argumentation**, oder diejenige Gruppirung von Begriffen, durch welche der dargeſtellte Gegenſtand **bewieſen**, und die beabſichtigte Ueberredung, Ueberzeugung, Rührung und Verſinnlichung

hervorgebracht werden ſoll; 4) der **Schluß**, oder diejenige kunſtvolle Verarbeitung der den Hauptgegenſtand unterſtützenden Begriffe, durch welche der hervorgebrachte Eindruck auf ſämtliche geiſtige Vermögen befeſtigt und für die Zukunft erhalten werden ſoll. Es verſteht ſich dabei von ſelbſt, daß, weil jede Rede ein in ſich vollendetes Kunſtwerk ſeyn ſoll, in keinen dieſer Beſtandtheile einer Rede etwas Fremdartiges aufgenommen werden dürfe, daß aber der beabſichtigte Eindruck durch das allmählig höher ſteigende Feuer in der Darſtellung und beſonders durch die in den Schluß des Ganzen gelegte Erſchütterung des Gefühls und Willens ſo begründet werden müſſe, daß nicht nur der Redner am Schluſſe ſeines Erfolges gewiß verſichert, ſondern auch in dem letzten Momente der Darſtellung das Bild für die Phantaſie vollendet iſt, welches nach und nach entſtehen, und derſelben von dem Ganzen vorſchweben ſoll. — So muß der Redner die **Schönheit** der Form mit der Korrectheit in der Darſtellung ſelbſt in die innigſte Verbindung bringen, und zugleich mit der hervorgebrachten Ueberzeugung ein reines Wohlgefallen an der Form, um ihrer ſelbſt willen, erregen.

Was den Eingang betrifft; ſo muß derſelbe mit aller Sorgfalt (am beſten nach der Vollendung der Rede ſelbſt) gearbeitet, und nach ſeiner Ideenreihe genau mit dem dargeſtellten Hauptgegenſtande in Verbindung gebracht werden. Da er zur Vorbereitung auf das Ganze dient; ſo iſt ſein Ton dann am zweckmäßigſten, wenn er populär und leicht faßlich iſt, und die höhere rhetoriſche Kunſt der Ausführung der Hauptmomente überläßt. — Die Expoſition muß, wenn ſie ihre Wirkung nicht verfehlen ſoll, das Ganze des Gegenſtandes erſchöpfen, ſo daß er von allen Seiten beleuchtet, beſtimmt gehalten und logiſch durchgeführt erſcheint, weil alle Lücken in derſelben, die ſich entweder dem Verſtande deutlich, oder dem Gefühle dunkel ankündigen, und alle Unordnung und Disproportion der einzelnen Theile, ſo wie die Herbeiziehung fremdartiger Gegenſtände, und die Schwaßhaftigkeit in der Darſtellung der Hauptpuncte, den beabſichtigten Eindruck des Ganzen ſtören. Daſſelbe gilt auch von der Argumentation. Der Redner muß den darzuſtellenden Gegenſtand nach allen ſeinen Umgebungen genau kennen und behan-

deln; er muß die überzeugenden Argumente vorausgehen, und die überredenden nachfolgen laſſen, weil die Ueberredung um ſo leichter wird, je mehr die Vernunft durch die aufgeſtellten Gründe überzeugt worden iſt. In der Ordnung aber läßt man die ſchwächern Gründe vorangehen und die ſtärkern darauf folgen; die erſtern kann man auch bisweilen zuſammenziehen, die letzten aber müſſen iſolirt, und nach ihrem ganzen Umfange behandelt werden. Nie darf man aber verſchiedenartige Gründe und Beweiſe unter einander miſchen, weil dann die Aufmerkſamkeit zu ſehr vereinzelt und der Totaleindruck ſelbſt durch die Schuld des Redners zerſtört wird. — Ob nun gleich ſchon in der ſtyliſtiſchen Haltung und Darſtellung der Hauptbegriffe und der ſie unterſtützenden Beweiſe die Wirkung auf Gefühl, Willen und Phantaſie zugleich, nächſt der Ueberzeugung der Vernunft, beabſichtigt werden muß; ſo iſt doch beſonders der Schluß dazu beſtimmt, den dargeſtellten Gegenſtand dem Gefühlsvermögen und Willen näher zu bringen, und ihn durch die Verſinnlichung ſo zu einem Ganzen für die Phantaſie zu verbinden, daß ſie dieſes Bild zu ergreifen und feſt zu erhalten vermag.

§. 237.

Fortſetzung.

Nächſt der Bearbeitung des oratoriſchen Stoffes nach den Regeln der Grammatik, Logik und Aeſthetik, wodurch die Darſtellung zu einem ſtyliſtiſchen Kunſtwerke, das in ſich vollendet iſt, erhoben wird, und wobei alle jene untergeordneten Eigenſchaften der Korrectheit und Schönheit, die bereits (§. 71. 72 und §. 99.) entwickelt ſind, berückſichtigt und auf den darzuſtellenden Stoff angewandt werden müſſen, — iſt es auch nöthig, dieſes Kunſtwerk nach ſeiner Beſtimmung für die mündliche Mittheilung zu behandeln, d. h. die mündliche Darſtellung deſſelben bei der ganzen Bearbeitung im Auge zu behalten. Zu dieſer Darſtellung gehört aber die Declamation und Geſtikulation, und mithin die Anwendung aller der Regeln, welche für beide in § 81 — 84 aufgeſtellt worden ſind, in unmittelbarer Beziehung auf den oratoriſchen Lehrſtyl.

§. 238.

Fortſetzung.

Die Untergattungen des oratoriſchen Lehrſtyls ſind:

a) die Anrede. Sie iſt das, was die eigentliche Rede iſt, nur nach einem verjüngten Maasſtabe. Sie enthält, ohne weitern Eingang, (der höchſtens blos in einigen Sätzen beſteht,) die kurze und gedrängte Darſtellung irgend eines Gegenſtandes, den man der Ueberzeugung, Belebung des Gefühls und des Willens, und der Verſinnlichung dem Kreiſe von Zuhörern näher bringen will, dem ſie zunächſt beſtimmt iſt. Schon ihrer Beſtimmung nach, um entweder als Einleitung (z. B. zu Vorleſungen ꝛc.), oder als Ankündigung irgend eines Gegenſtandes zu dienen, wird die größere Ausführlichkeit und höhere rhetoriſche Kunſt von ihr ausgeſchloſſen; ſie muß ganz einfach und ſo ſchmucklos, als möglich ſeyn.

b) Die Harangue. Sie iſt von der Anrede dadurch unterſchieden, daß ſie gewöhnlich aus dem Stegreiſe gehalten wird, daß ſie ſogleich ihren Gegenſtand ergreift, und ihn mit wenigen, aber kräftigen und auf Gefühl, Willen und Phantaſie nachdrücklich wirkenden Zügen verzeichnet. Sie hat in den meiſten Fällen die Abſicht, einen augenblicklichen Eindruck hervorzubringen, und charakteriſirt ſich durch Kürze und Kraft (z. B. wenn ein Feldherr ſeine Soldaten vor der Schlacht haranguirt.)

c) das Gebet. Es iſt wörtlicher Ausdruck der innern Rührung, welche uns bei der Vergegenwärtigung eines ſittlichen und religiöſen Gegenſtandes durchdringt, ein freier Erguß des Gefühls, der um ſo wahrer und natürlicher iſt, je weniger jene Rührung durch Kunſt vorbereitet oder herbeigezogen iſt. Der Form nach gehört das Gebet, als Ausdruck einer individuellen Stimmung, zum Monolog; der religiöſe Redner wird ſich aber deſſelben am ſicherſten zum Schluſſe ſeiner Darſtellung bedienen, wenn er in daſſelbe alles das zuſammendrängt, was ein warmes und erhöhtes Gefühl in Hinſicht auf den dargeſtellten Gegenſtand in ſich faßt.

d) Die feierliche Rede. Sie iſt

α) religiöſe Rede. Die religiöſe Rede umſchließt den ganzen Kreis ſittlicher und religiöſer Wahrheiten. Ih-

rem Inhalte nach iſt ſie entweder dogmatiſch, wenn ſie Glaubenslehren entwickelt; oder moraliſch, wenn ſie ſittliche Vorſchriften aufſtellt; oder gemiſcht, wenn ſie die Gegenſtände der ſittlichen und religiöſen Ueberzeugung in unmittelbare Verbindung mit dem Leben bringt. — Sie iſt entweder Rede im eigentlichen Sinne (z. B. bei Taufen, Trauungen, Begräbniſſen, bei der Beichthandlung, Abendmahlsfeier ꝛc.), oder Homilie, oder Predigt.

β) weltliche Rede. Ihre Gegenſtände ſind die Angelegenheiten des öffentlichen und bürgerlichen Lebens. Sie kann theils gerichtliche (anklagende und vertheidigende) Rede, theils Staatsrede ſeyn, welche Fürſten an gewiſſe Collegia und Corporationen, Miniſter und hohe Staatsbeamte bei der Einführung in den Kreis ihrer Geſchäfte, Geſandte bei Ueberreichung ihrer Kreditive ꝛc. halten. In Republiken und beſchränkten Monarchien iſt ſie am gewöhnlichſten. Sie ſetzt eine genaue Kenntniß der Rechte und Verhältniſſe des Staates, der einzelnen Stände und Individuen deſſelben, ſeiner Verbindungen mit dem Auslande, der Beförderungs- und Hinderungsmittel ſeiner Kultur und ſeines Wohlſtandes, und einen reinen Patriotismus voraus. — Es kann hier nicht ausgeführt werden, welche nachtheilige und gefährliche Anſichten in politiſcher Hinſicht durch Redner, denen die ganze Kraft der Beredſamkeit zu Gebote ſtand, bisweilen verbreitet worden ſind. So wenig aber Privatleidenſchaft und Partheilichkeit ſich in ihr ausdrücken dürfen; eben ſo wenig darf ſie das Vehikel einer elenden Schmeichelei oder einer unredlichen Schüchternheit ſeyn. — Zu den weltlichen Reden gehören in einem gewiſſen Sinne auch die akademiſchen und Schulreden, welche gewöhnlich einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand behandeln; die Lobreden auf Verewigte oder Lebende und zum Theile auch die ſcherzhaften Reden (z. B. die Strohkranzreden.)

Man vergl. J. C. Adelung, von dem Style der feierlichen Rede, ſ. Werk über den Styl, Th. 2, S. 183. ff. — Snell, Lehrbuch S. 278. ff. — K. Reinhard, S. 251. ff. — Sehr ausführlich verbreitet ſich über alle hieher gehörende Gegenſtände: Batteux Einl. in die ſchönen Wiſſenſchaften, von K. W. Ramler. (5te Aufl. Leipz. 1802) Th. 4, S. 9 — 270, nur fehlt die ebenmäßige Behandlung und die Rückſicht auf die neueſten Muſtern. — Sulzers Theorie, die Artikel: Rede, Th. 4, S. 20. ff; Redekunſt, S. 41 ff; Redner, S. 69. ff. — Die Rubrik: redneriſche Schreibart, iſt in Eſchenburgs Theorie und Lit. ꝛc. S. 355 ff. gründlich bearbeitet. — G. G. Fülleborn, Rhetorik, der wieder ſich zu den ſcholaſtiſchen Formen hinneigt, und wenigſtens den äſthetiſchen Geſichtspunct zu ſehr aus den Augen verliert. — Mit Geiſt und Geſchmack hat dieſen Abſchnitt behandelt: Maaß, Rhetorik, S. 353 ff. Ausführlich verbreitet er ſich über die geiſtlichen Reden, S. 367 — 420.

Für die geiſtliche Beredſamkeit verdienen verglichen zu werden: S. G. Steinbart, Anleitung zur Amtsberedſamkeit. 1779. — J. G. Marezoll, über die Beſtimmung des Kanzelredners. Leipzig 1793. — C. F. Bahrdt, Rhetorik für geiſtliche Redner, 2te Aufl. von J. Büchling, Halle 1798. — J. W. Schmid, Anleitung zum populären Kanzelvortrage 3 Theile, neue Aufl. Jena 1795. (der dritte Theil enthält eine Geſchichte der Homiletik.) J. Schuderoff, Verſuch einer Kritik der Homiletik, nebſt einem Verzeichniſſe der ſeit Mosheim erſchienenen Homiletiken. Gotha 1797. — C. F. Ammon, Anleitung zur Kanzelberedſamkeit. Gött. 1799. — J. F. W. Thym, hiſtoriſch-krit. Lehrbuch der Homiletik. Halle 1800. — J. O. Thieß, Anl. zur Amtsberedſamkeit, 2 Theile. Altona 1801. — Grundlinien des teutſch. Styls, 3r Theil. Erfurt 1797.

Muſter in der teutſchen Kanzelberedſamkeit ſind in den meiſten ihrer Predigten und Reden: L. Mosheim (heilige Reden, 3 Theile. Hamb. 1757); J. F. W. Jeruſalem, (Sammlung einiger Predigten, 2 Th. Braunſchw. 1774); J. A. Cramer, (2 Sammlungen, eine von 10, die andere von 12 Bänden); J. A. Schlegel, (3 Theile. Leipzig 1757) J. J. Spalding, (verſchiedene Sammlungen); F. G. Reſewitz (Samml. einiger Predigten. Quedlinb. 1773); W. A. Teller, (Predigten, 2 Th. Berlin 1772. ff.) J. C. Lavater (verſchiedene Sammlungen); J. C. Sturm; G. J. Zollikofer, (Predigten, 2 Theile. Leipz. 1769. ff. Ueber das Uebel in der Welt. Leipz. 1777. — Ueber die Würde des Menſchen; 2 Theile. — Warnung vor herrſchenden Fehlern ꝛc. — Nachgelaſſene Predigten, 7 Theile).

F. V. Reinhard, (Predigten, 2 Theile, Wittenb. 1786. 1793 — Beiträge zur Schärfung des ſittlichen Gefühls. Leipzig 1799. — Dann ſeine ſämtlichen Predigten ſeit 1795, jedes Jahr 2 Bände; von 1795 — 1797. ein Band Predigten, und ein Band Entwürfe; von 1798 — 1802. die vollſtändigen Predigten.) J. G. Roſenmüller, (mehrere Sammlungen); J. F. C. Löffler, (mehrere Sammlungen); C. G. Ribbeck, (mehr. Samml.); C. F. Sintenis (mehrere Samml.); Kindervater (m. S.); F. W. Wedag (m. S.); J. G. Marezoll (m. S.); Ammon (m. S.); Sonntag (m. S); Schuderoff (m. S.); Veillodter (m. S.); Henke (ein Band Univerſitätspredigten); Hufnagel; Hacker, (Abendmahlsreden; ausführlichere Predigtentwürfe ꝛc.); Tiſcher (pſycholog. Predigtentw 4 Th.) ꝛc. Politiſche Reden liefert in neuern Zeiten meiſtens nur die engliſche und franzöſiſche Geſchichte. —

Lobreden (eloges): J. J. Engel, Lobrede auf den König (im 4ten Th. ſeiner Schriften). — K. W. Ramler, Gedächtnißrede auf B. Rode. Berlin 1798. — Nic. Fuß, Lobrede auf Euler. Baſ. 1798; vergl. den Artikel: Lobrede bey Sulzer. — Schulreden, von Fr. Gedicke (in ſ. kl. Schriften); Reſewitz (in den Gedanken Vorſchl. und Wünſchen zur Verbeſſ. der öffentlichen Erziehung); Degen, (in den Beiträgen zur Verbeſſ. des Schulunterrichts); Körger (in dem Jahrb. des Pädag.); Gurlitt (in ſeinen Schulſchriften, und einzeln); Lieberkühn; G. W. C. Starke (vermiſchte Schriften, Th. 1, Berlin 1796.) Niemeyer. — Von akademiſchen Reden gehört vorzüglich: Schillers Antrittsrede: was heißt und zu welchem Ende ſtudirt man Univerſalgeſchichte? hieher. —

§. 239.

6) Der dialectiſch-kritiſirende Lehrſtyl.

Unter den ſtyliſtiſchen Formen muß es nothwendig eine geben, welche die allgemeinen Principien der Korrectheit und Schönheit auf die Prüfung und Beurtheilung der andern ſtyliſtiſchen Formen anwendet, und ſowohl in materieller Hinſicht die Bearbeitung des Stoffes prüfet, als auch, und dies hauptſächlich, in formeller Hinſicht das Verhältniß des Stoffes zur Form und den innern Zuſammenhang der Korrectheit und Schönheit in der dargeſtellten Form beurtheilt. Dieſe ſtyliſtiſche Form gehört aber dem didactiſchen Style an, weil der Maasſtab für dieſe Beur-

theilung und Prüfung nur wiſſenſchaftlich beſtimmt werden kann.

Der dialectiſch-kritiſirende Lehrſtyl zerfällt daher in Dialectik und Kritik. Die Dialectik betrifft zunächſt die Prüfung des Stoffes; die Kritik, inwiefern ſie in ſtyliſtiſcher Hinſicht angewandt wird, die Beurtheilung der Form.

Die Dialectik iſt die Kunſt, den Schein von der Wahrheit, durch Anwendung der logiſchen Principien, zu trennen, die Spitzfindigkeiten, welche ſich als Wahrheit ankündigen, in ihrer Blöße darzuſtellen, alle Scheingründe zu vernichten und die Rechte der Wahrheit aufrecht zu erhalten, und dies durch die ſtrenge Grenzbeſtimmung zwiſchen Schein, Wahrſcheinlichkeit und Wahrheit. In dieſer Beziehung hat die Dialectik eine ſchwere, aber höchſtwichtige Aufgabe zu löſen, und der echte Dialectiker muß ein Mann von vielſeitiger intellectueller Bildung, von logiſcher Gewandtheit und von regem Scharfſinne ſeyn. Daß mit der Dialectik mancher Unfug getrieben werden, und daß ſie nicht ſelten in Sophiſtik ausgeartet iſt, kann ihren wahren Werth nicht herabſetzen.

Die Kritik, in ſtyliſtiſcher Hinſicht, wendet dagegen die Principien der Korrectheit und Schönheit auf die Beurtheilung des Verhältniſſes der Form zum Stoffe, und der Haltung und Durchführung der Form ſelbſt an. Sie beſtimmt, nach formellen Principien, ob die Form, welche man für die Darſtellung des Stoffes gewählt hat, eben dieſer Gattung des Stoffes angemeſſen ſey, oder ob man eine andere und zweckmäßigere hätte wählen ſollen; ob ferner die gewählte Schreibart, die niedere, mittlere oder höhere, dieſem Stoffe angepaßt habe und völlig beſtimmt gehalten und durchgeführt worden ſey; und endlich, ob die Form ſelbſt ein in ſich vollendetes Ganze ausmache, daß ſie den Forderungen der Korrectheit und Schönheit entſpricht, und alle die untergeordneten logiſchen und äſthetiſchen Eigenſchaften in ſich vereiniget, welche eben für die Darſtellung und Vollendung dieſer Form nöthig waren. — Die Kritik ſtellt alſo die Lücken, Mängel und Unvollkommenheiten der ſtyliſtiſchen

Producte mit Angabe der Gründe für ihre Behauptungen, und mit Zurückführung derſelben auf die beiden höchſten ſtyliſtiſchen Principien, Korrectheit und Schönheit, auf; ſie entwickelt aber auch nach demſelben, aus feſten Principien hervorgehenden, Maasſtabe das Verdienſtliche des Styliſten und die aufgefundene Korrectheit und Schönheit der Form.

Kaum bedarf es der Erinnerung, daß der dialectiſch-kritiſirende Lehrſtyl durchaus einen Mann verlangt, der in wiſſenſchaftlicher materieller) Hinſicht dem Stoffe gewachſen iſt, deſſen Ausführung und Bearbeitung er beurtheilen will, und der in formeller Hinſicht vertraut iſt mit den Principien für ſtyliſtiſche Vollendung, um nicht durch ſein Urtheil ſeinen eignen Geſchmack durch einſeitige Bemerkungen und ſtyliſtiſche Fehler verdächtig zu machen.

§. 240.

Fortſetzung.

Als Untergattungen gehören zum dialectiſch-kritiſirenden Style:

a) **die Diſputation.** Sie beſteht in der mündlichen Beurtheilung und Prüfung eines ſtyliſtiſchen Products nach Stoff und Form gegen den anweſenden Urheber deſſelben, und verlangt deshalb Real- und Verbalkenntniſſe, Gewandtheit im mündlichen Ausdrucke, und einen natürlichen und ſichern Takt, die mehr oder minder verſteckten Mängel und Fehler der Prüfe- oder Preisſchrift aufzufinden und zu ahnden. Soll ſie nicht ſeichtes Wortgeſchwätz ſeyn; ſo muß ſie überall ihre Behauptungen mit Gründen und Beweiſen belegen. Soll ſie nicht der Ausdruck niedriger Leidenſchaften ſeyn; ſo muß ſie ſich aller Perſönlichkeiten und Bitterkeiten enthalten, und nur die Sache, nicht die Perſon angreifen.

b) **Die ſchriftliche Prüfung.** Sie beſteht in der gründlichen und ſowohl in materieller, als in formeller Hinſicht befriedigenden Bearbeitung gewiſſer Aufgaben aus einer Wiſſenſchaft, um entweder das ganze Gebiet, oder einzelne Theile derſelben in einer ebenmäßigen Ueberſicht dar-

zuſtellen. Von der mehr oder minder gelungenen Auflöſung der Aufgabe ſchließt man dann auf den Grad von intellectueller Bildung und ſtyliſtiſcher Fertigkeit deſſen, der die Aufgabe erhielt. Die ſchriftliche Prüfung hat Vorzüge vor der mündlichen, weil man den Gegenſtand mit mehr Umſicht betrachten und bearbeiten, und ihn unter einer Form erſcheinen laſſen kann, welche den Beleg von der Uebung und Fertigkeit des Schreibenden im Style enthält. Zugleich wird es in derſelben dem Fleiße möglich, neben dem Genie aufzukommen, das nicht ſelten in der mündlichen Prüfung wegen der Leichtigkeit, mit der es ſich eines Gegenſtandes bemächtigt, den blos Fleißigen überflügelt.

d) Die Recenſion. Recenſiren heißt, im weitern Sinne den Inhalt eines Products darlegen (referiren); im engern Sinne aber, den Geiſt einer Schrift nach feſten Principien, ſowohl in materieller als in formeller Hinſicht, prüfen. Sie ſetzt daher vielſeitige Bekanntſchaft und Uebung in dem Felde der Dialectik und Kritik voraus. Sie verlangt daher von dem Ehrgefühl des Recenſenten, daß er kein Buch anzeige und prüfe, deſſen Gegenſtande er nicht gewachſen ſey und den er nicht ſelbſt für ſich, oder öffentlich in Schriften bearbeitet, denſelben alſo vielſeitig betrachtet, und dadurch ſeine ſchiedsrichterliche Kompetenz über jeden Zweifel erhoben habe. Sie verlangt aber auch von der Rechtlichkeit des Recenſenten, daß er das Buch, das er recenſirt, aus ſich ſelbſt beurtheile, den Plan und die Ausführung deſſelben nach der Angabe des Verfaſſers, und nicht nach poſtulirten Principien prüfe; daß er den Verfaſſer aus ſich ſelbſt widerlege, und nicht nach einem Maasſtabe, den jener nicht als gültig anerkennt; daß er überhaupt das anzuzeigende Buch ganz geleſen und durchgehends geprüft habe, um ein befriedigendes Urtheil darüber zu fällen, und jedem Leſer der Recenſion gleichſam ein Bild von dem Ganzen zuzuführen. — Daß unter Gelehrten, die ſich achten und Sinn für fremdes Verdienſt haben, nie ein abſprechendes (d. h. ohne beigebrachte Gründe aufgeſtell-

tes) Urtheil aufgeſtellt, nie ein wiſſenſchaftliches Buch blos oberflächlich durchgeblättert und einſeitig angezeigt, nie zu Gunſten einer Schule, oder eines herrſchenden Syſtems der Anhänger deſſelben gelobt, und der Gegner getadelt werden, daß überhaupt an einer Recenſion nie eine Privatleidenſchaft, die ſich hinter dem Schleier der Anonymität zu verbergen weiß, Antheil haben ſollte; das alles iſt öfter erinnert, als ausgeübt werden. — Die Recenſion eines wiſſenſchaftlichen Buches, (wobei die unbedeutenden Schriften allerdings ausgeſchloſſen werden,) ſollte zugleich das Verhältniß deſſelben zu den bisherigen Fortſchritten dieſer Wiſſenſchaft genau beſtimmen, und deshalb alle einzelne Puncte angeben, in welcher durch das vorliegende Buch die Wiſſenſchaft entweder weiter fortgeführt, oder zurückgebracht worden iſt, womit jedesmal ein beſtimmtes Urtheil über den Styl des Verfaſſers verbunden werden ſollte, weil oft ſelbſt die gründlichſten Gelehrten ihren Styl ſo vernachläſſigen, daß ſie eines Winkes oder auch einer Ahndung der Kritik bedürfen.

Noch fehlt es an einer befriedigenden Theorie der Recenſionen, ſo wie überhaupt an einer gründlichen Darſtellung des dialectiſch-kritiſirenden Lehrſtyls, den man in der Theorie des Styls und ſelbſt in der Rhetorik gewöhnlich ganz übergangen hat. Eine einzige Abhandlung gehört hieher: Einige vorläufige Gedanken zu einer Theorie der Recenſionen, von Greiling, in Fichte's und Niethammers philoſ. Journal 1797. St. 6, S. 119 ff. die ſich über die meiſten bei den Recenſionen vorkommenden Puncte mit Unpartheilichkeit und Freimüthigkeit erklärt. — Die wichtigſten teutſchen krit. Inſtitute ſind: die neue allgem. teutſche Bibliothek; die allgem. Literaturzeitung (ſeit 1804 in Halle); die Jenaiſche allgem. Literaturzeitung (neuentſtanden ſeit 1804); die Leipziger Literaturzeitung (neu organiſirt ſeit dem July 1803); die oberteutſche Literaturzeitung; (die Erlangiſche und Wirzburgiſche ſind eingegangen;) die Göttingiſche, Tübingiſche, Erfurter, Greifswaldiſche und Gothaiſche Zeitung; die ſüdteutſchen pragm. Annalen; die Annalen der öſtreichiſchen Literat. u. ſ. w. — Dann hat jede Facultätswiſſenſchaft ihre eignen kritiſchen Blätter. Die Theologie, — die theol. Annalen, unter Wachlers Redaction; das theol. Journal

(Red. Gabler); die Bibliotheken von Schmidt u. Thieß; Verluſt für die exegetiſche Literatur war das Aufhören der Bibliothek, die Eichhorn mit dem zehnten Theile ſchloß.— Für die Rechtslehre wirkt das juridiſche Archiv, das Archiv für Kriminalrechte, und zum Theil die Policeyfama. Für die Medicin: Hufelands Bibliothek, Hartenkeils medicinische Zeitung, die mediciniſchen Annalen ꝛc. Nur die Philoſophie hat, nach den eingegangenen Annalen, die Jakob 1795 — 1797 herausgab, kein eignes Jaſtitut. —

§. 241.

β) Eigenſchaften, welche dem didactiſchen Styl zukammen müſſen.

Je richtiger man den Charakter des didactiſchen Styls (§. 229 — 230) auffaßt und feſthält; deſto weniger wird man über die Eigenſchaften verlegen ſeyn, welche zur Bezeichnung jenes Charakters, nach allen den einzelnen Untergattungen des didactiſchen Styls, erforderlich ſind. —

Belehrung, Ueberredung und Ueberzeugung, als die nächſte Beſtimmung des didactiſchen Styls verlangen die Anwendung der logiſchen Eigenſchaften, an deren Spitze die Korrectheit ſteht, die in der Darſtellung, der Wahrheit in der Vorſtellung entſpricht. Es muß daher der Darſtellung, nach den untergeordneten Eigenſchaften der Korrectheit (§. 72.), Deutlichkeit zukommen; d. h. man muß diejenigen Wörter wählen, welche dem Stoffe am meiſten anpaſſen, und dieſe ſo verbinden, daß jeder, der die Sprache verſteht, die Ideenreihe überſehen kann. Dieſe Deutlichkeit und Verſtändlichkeit verhindert nicht nur den ſyſtematiſchen Zuſammenhang nicht, ſondern ſie befördert ihn hauptſächlich, weil ſie das ſicherſte Kennzeichen iſt, daß der, welcher deutlich ſchreibt, auch ſeinen Gegenſtand deutlich gedacht hat. Niegends mehr, als im didactiſchen Style, muß man man ſich vor einer ſchwerfälligen Terminologie hüten, durch welche die Verſtändlichkeit verhindert, und gewöhnlich der ganze Zuſammenhang mit einer Dunkelheit umgeben wird, welchen ſelbſt der Scharfſinn nicht ſo leicht durchbrechen kann. Wie konnte der Nationalgeſchmack der Teutſchen ſich je ſo weit verirren, daß ſie nur da ſyſtemati-

ſchen Geiſt, Gründlichkeit und volle Nahrung für ſcientifiſche Bedürfniſſe ſuchten, wo alles in einer chaotiſchen Dunkelheit lag und der Styl mit einer barbariſchen Schwerfälligkeit kämpfte? — qui non vult intelligi, non debet legi. Nie darf die Empfänglichkeit für ſpeculative Unterſuchungen die Richtung nehmen, daß man nur das anſtaunt, was man nicht verſteht, und das für gemein achtet, was, durch die höhere Kunſt der Darſtellung und durch die erlangte ſtyliſtiſche Fertigkeit, ſich dem geſunden Menſchenverſtande als deutlich und verſtändlich empfiehlt. — Ferner gehört zur Korrectheit der Darſtellung die **Klarheit** der Begriffe, nach welcher man die einzelnen Merkmale eines Begriffes genau erkennen und unterſcheiden kann; die **Vollſtändigkeit**, daß das ganze Gebiet des darzuſtellenden Stoffes in dem Grade erſchöpft werde, in welchem es der Aufgabe nach, nöthig iſt; die **Einheit** des Ganzen, nach welcher alle verbundene Theile, durch ihre Verbindung, eine unzertrennliche und innig zuſammenhängende Folge von Begriffen bilden; die **Angemeſſenheit**, nach welcher man jedesmal den üblichſten, ſchicklichſten und beſtimmteſten Ausdruck für die Bezeichnung wählt; die **Natürlichkeit**, daß alle einzelne Begriffe, die zur Darſtellung gehören, ohne Zwang und Härte, mit einander verbunden ſind und ſich mit Leichtigkeit an einander anreihen; die **Ordnung**, welche ſich in der Verbindung der einzelnen Theile der Darſtellung zu einem logiſchen Ganzen zeigt, in welchem jeder vorhergehende Theil den folgenden begründet, und dieſer Kauſalzuſammenhang der Theile den Begriff eines nothwendigen Ganzen vermittelt; die **Präciſion**, welche alle Weitſchweifigkeit und alles Herbeiziehen fremder Materialien in den Kreis der Darſtellung ausſchließt; die **Treue**, welche, als Eigenſchaft der Form, unmittelbar aus der Wahrheit zwiſchen den darzuſtellenden Vorſtellungen hervorgehet, und ſich aller Verſchönerung und Uebertreibung, ſo wie aller Entſtellung und Herabwürdigung enthält; und die **Sicherheit**, welche aus der völligen Bemächtigung des Stoffes entſpringt, und deshalb auch durch die dem Stoffe ganz anpaſſende Diction ſich des

Eindrucks im Voraus verſichert, welchen die Darſtellung hervorbringen ſoll.

Doch nicht blos Belehrung, Ueberredung und Ueberzeugung, ſondern auch Belebung des Willens, Rührung des Gefühls und Verſinnlichung des Gegenſtandes, um von demſelben der Phantaſie ein befriedigendes Bild zu zu führen, ſoll die Form des didactiſchen Styls, vermittelſt der ihr mitgetheilten Schönheit, bewirken. Zwar hängt der Grad der Schönheit der Form im didactiſchen Style ſehr von den einzelnen Untergattungen deſſelben ab, unter welchen der oratoriſche Lehrſtyl vorzüglich die innigſte Harmonie der Korrectheit und Schönheit in der Form erfordert; aber ganz darf dieſe Schönheit in der Form keiner der Untergattungen des didactiſchen Styls fehlen. Deshalb muß Lebhaftigkeit des Styls in allen dieſen Untergattungen getroffen werden, weil ſie die Trockenheit des Stoffes mildert, und ein freies Spiel der andern Seelenkräfte vermittelt, ſo daß der Verſtand nicht allein beſchäftigt wird. Bis zum Feuer in der Darſtellung darf ſich ausſchließend nur der oratoriſche Lehrſtyl, und bisweilen die Abhandlung und Vorleſung erheben. Das Intereſſante aber, wodurch der Gegenſtand unſrer Individualität beſonders wichtig und näher gebracht wird, darf, nur nach verſchiedenen Graden modificirt, keiner Untergattung des didactiſchen Styls fehlen. — Die Anmuth, welche ſich als Freiheit in der Behandlung des Zufälligen des Stoffes zeiget, wird zunächſt dem oratoriſchen Lehrſtyl angehören; aber der populäre und ſyſtematiſche Lehrſtyle ſchließen ſie nicht von ſich aus, beſonders wird der erſtere ſehr dadurch gehoben; ſelbſt den dialectiſch-kritiſirende Lehrſtyl wird ſie beleben können, und nur in dem kompendiariſchen Style iſt ihr freies Spiel durch die Geſetze der Form ſelbſt beſchränkt. — Die Leichtigkeit und Proportion in der Ausführung, die Ueblichkeit und Schicklichkeit, nach der Wirkung der drei letzten Eigenſchaften aufs Gefühlsvermögen, können und ſollen allen ſechs Untergattungen des didactiſchen Styls zukommen; das Naive aber wird, doch ſelbſt da nur mit Sparſamkeit, in Jugendſchriften an ſeiner Stelle ſeyn. Dagegen kann Mannigfaltigkeit,

durch welche die Theile in der Darſtellung, als Theile, Wohlgefallen erregen, und die richtige Vertheilung von Licht und Schatten, ſo wie das Nüancieren in der Behandlung des Stoffes, höchſtens mit Ausſchluß des kompendiariſchen Styls, in den übrigen Untergattungen des didactiſchen Styls angetroffen werden; die höhere Kraft in der Darſtellung aber gehört häuptſächlich dem oratoriſchen und ſyſtematiſchen Lehrſtyle an. Bisweilen zeigt ſie ſich in dem dialectiſch-kritiſirenden ſtärker, als es die Geſetze der ſchönen Form verſtatten. — Das Große, Erhabene, Rührende, Pathetiſche, Feierliche, Neue, Kühne, das Bildliche im höhern Sinne, das Kontraſtirende, und alle mit dieſen Eigenſchaften zuſammenhängende rhetoriſche Figuren gehören im didactiſchen Style nur der oratoriſchen Untergattung an, und verlangen eine ſehr zweckmäßige und vorſichtige Behandlung, wenn der Redner nicht ſeine Unfähigkeit in der Gewandtheit der Darſtellung dadurch beurkunden will. Das Lächerliche wird bisweilen im dialectiſch kritiſirenden Lehrſtyle ſeine Stelle finden. Hingegen das Edle, die Würde und Simplicität in der Darſtellung ſind weſentliche Eigenſchaften für die Darſtellung in allen Untergattungen des didactiſchen Styls.

Rückſichten auf den didactiſchen Styl enthält Garve Abhandlung: über den Einfluß einiger beſondern Umſtände auf die Bildung unſrer Sprache und Literatur, Sammlung einiger Abh. Th. 2, von S. 19 an; und Garve Abh. von der Popularität des Vortrages, in ſ. vermiſchten Auff. Th. 1, S. 331. ff.

§. 242.

γ) Gebrauch der drei Schreibarten im didactiſchen Style.

Wenn es überhaupt ein irriger Wahn iſt, als ob eine gewiſſe Trockenheit durchaus nicht von dem didactiſchen Style getrennt werden könnte; wenn hingegen der Grundſatz feſtſteht, daß es blos von der Fertigkeit des Styliſten abhängt, der Darſtellung der Untergattungen des didactiſchen Styls ſo viel Korrectheit und Schönheit zu ertheilen, daß dadurch ein freies Spiel unter allen geiſtigen Kräften veranlaßt wird;

ſo wird ſich dieſe Fertigkeit des Styliſten, beſonders auch in der Wahl der einen von den drei Schreibarten bewähren, in welcher er den didactiſchen Stoff nach ſeinen Eigenthümlichkeiten erſcheinen läßt. — So wenig alſo im Einzelnen ſich beſtimmte Vorſchriften für den Styliſten geben laſſen, welche Schreibart er wählen ſoll, da dies theils von ſeiner Sicherheit und Gewandtheit in der einen Schreibart, theils von dem Stoffe abhängt, den er darſtellen will; ſo läßt ſich nur im Allgemeinen das Verhältniß der drei Schreibarten zu den einzelnen Gattungen des didactiſchen Styls beſtimmen.

Der ſyſtematiſche Lehrſtyl verſtattet ſowohl den Gebrauch der niedern, als der mittlern Schreibart; doch ſcheint die letztere der Würde deſſelben am meiſten zuzuſagen. Nur ſelten wird ſich in der Abhandlung und in den Vorleſungen (bei den letztern immer nur in Kaſualfällen, oder bei der Darſtellung der höchſten Angelegenheiten der Menſchheit,) der Styl bis zum Uebergange in die höhere Schreibart erheben dürfen, weil durch die Anwendung der höhern Schreibart der Zweck der Belehrung dem Zwecke der Rührung, Verſinnlichung und Belebung des Willens untergeordnet wird. Dies können daher immer nur einzelne Fälle, und gleichſam vorübergehende Schilderungen ſeyn.

Der kompendiariſche und epitomatoriſche Lehrſtyl ſchließt die höhere Schreibart durchaus von ſich aus; aber die Haltung deſſelben in der niedern oder mittlern hängt von der ſtyliſtiſchen Uebung in der zu wählenden Schreibart und von der Wiſſenſchaft ab, die man kompendiariſch darſtellen will. Daſſelbe gilt auch in gleichem Verhältniſſe von dem erläuternden (commentirenden) Lehrſtyle.

Der populäre Lehrſtyl, beſonders in Jugend- und Volksſchriften, iſt zunächſt an die niedere Schreibart gewieſen; nur dann, wenn Wiſſenſchaften, ihrer Terminologie entkleidet, in nächſter Beziehung auf die Bedürfniſſe der höhern Volksklaſſen und derjenigen Gelehrten dargeſtellt werden ſollen, welche ſich auch außer dem von ihnen unmittelbar angebauten Felde der menſchlichen Erkenntniß mit andern Theilen der intellectuellen Kultur bekannt machen wollen,

würde für ſolche populäre Darſtellungen die mittlere Schreibart die angemeſſenſte ſeyn.

Der oratoriſche Lehrſtyl darf nie den Kreis von Menſchen, auf welchen er wirken ſoll, vergeſſen. Vorträge ans Volk erlauben nur den Gebrauch der niedern Schreibart, weil der Grad von wiſſenſchaftlicher Kenntniß und die höhere Belebung aller geiſtigen Vermögen, welche die mittlere Schreibart voraus ſetzt, nicht bei dem Volke getroffen werden. Aber bei den Vorträgen an gebildete Individuen iſt die mittlere Schreibart die paſſendſte, und ſelbſt bisweilen ein Uebergang in die höhere dem Redner erlaubt, ſo bald er ſichern Tact genug beſitzt, um zu wiſſen, wohin die höhere Schreibart gehört und welche Wirkung er davon in einzelnen Fällen erwarten darf.

Der dialectiſch-kritiſirende Lehrſtyl endlich kann ſeine Darſtellungen entweder in der niedern, oder in der mittlern Schreibart vollenden.

Was die Methode im didactiſchen Style betrifft; ſo richtet ſie ſich theils nach den Perſonen, für welche die Darſtellung beſtimmt iſt, und muß deshalb in Volks- und Jugendſchriften populär, in eigentlich wiſſenſchaftlichen Schriften aber ſtreng ſcientifiſch ſeyn; theils nach dem wiſſenſchaftlichen Zwecke, und iſt dann entweder analytiſch oder ſynthetiſch. Die erſtere gehet von dem Bedingten und Gegebenen aus, und ſchreitet zu den Principien fort, auf welchen es beruhet; die letztere gehet von den Principien aus, und entwickelt daraus die Folgen. Durch die analytiſche Methode werden Begriffe gefunden; durch die ſynthetiſchen die aufgeſtellten entwickelt.

§. 243.

Verhältniß der Beredſamkeit zur Proſe und Poeſie.

Die Beredſamkeit ſteht gleichſam in der Mitte zwiſchen Proſe und Poeſie. Jede bis zu einer gewiſſen Reiſe ausgebildete Sprache hat nämlich in ſich ein doppelt abgeſchloſſenes Gebiet; eine Sprache des Verſtandes, die ſich zunächſt an die Darſtellung der Begriffe hält; und

eine Sprache für Phantaſie und Gefühl, welche in Bildern darſtellt. Nur die Form der Worte haben beide mit einander gemein; ihrem Urſprunge, Weſen und ihrer Wirkung nach ſind ſie weit von einander verſchieden. Der erſten liegen die Vorſtellungen zum Grunde, welche in der Darſtellung erſcheinen; der zweiten liegen Gefühle zum Grunde, welche, wenn ſie dargeſtellt werden ſollen, erſt in Vorſtellungen, und dann in Wörter verwandelt werden müſſen. In einer kultivirten Sprache iſt jede von dieſen beiden Sprachen ein in ſich vollendetes Ganze; die erſte gehört zunächſt der Proſe, die zweite der Poeſie an *). So nahe auch in der Wirklichkeit das Gebiet beider an einander grenzen mag; ſo befindet ſich doch nur der Redner auf dieſer Grenze, nach ſeiner ihm eigenthümlichen Function, auf den Willen zu wirken und die Triebe (ſie mögen nun aus Vorſtellungen oder aus Gefühlen entſprungen ſeyn) zu Handlungen zu beleben. Wirkt daher die Proſa zunächſt auf das Vorſtellungsvermögen, die Poeſie zunächſt auf das Gefühlsvermögen; ſo hat es die Beredſamkeit hauptſächlich mit dem Begehrungsvermögen zu thun. So wie nun die Triebe der Seele entweder aus Vorſtellungen oder aus Gefühlen entſpringen; ſo entſteht auch die Sprache der Beredſamkeit aus der Verbindung der beiden Sphären der Darſtellung, der proſaiſchen und poetiſchen; und je nachdem der Redner Vorſtellungen erwecken, oder Gefühle beleben will, wird er in der Darſtellung ſich bald mehr der Proſa nähern, bald mehr an die Poeſie anſchließen. Indem er beide benutzen kann; ſo bildet er ſich aus beiden ein drittes, die Sprache der Beredſamkeit. Die Beredſamkeit beſchränkt ſich nämlich nicht blos darauf, daß der durch ſie dargeſtellte Stoff wegen ſeiner Deutlichkeit verſtanden werde; ſie hat zugleich die höhere Tendenz der Rührung des Gefühls, der Belebung des Willens und der Verſinnlichung zu erfüllen. Sie darf aber auch, von der an-

*) Die weitere Auseinanderſetzung des Verhältniſſes beider gegen einander, habe ich bei der Entwickelung der Lehre von den rhetoriſchen Figuren (§. 88 — 90) verſucht, und baue hier auf dieſe Unterſuchungen fort.

dern Seite, nicht ganz zur Poeſie werden, weil Ueberzeugung und Belehrung in demſelben Grade ihr Beruf iſt, wie ſie rühren, verſinnlichen und den Willen bewegen will. Sie muß alſo die Sprache der Proſa und der Poeſie in ſich zu einem neuen Ganzen vereinigen, und daraus entſteht die neue Form der Sprache der Beredſamkeit. Der Charakter derſelben beruht alſo auf der ſtyliſtiſchen Fertigkeit, ein Ganzes von Begriffen dem Vorſtellungsvermögen ſo darzuſtellen, daß Belehrung und Ueberzeugung dadurch hervorgebracht wird, aber zugleich auch durch dieſelbe Form der Darſtellung auf Phantaſie, Gefühls- und Begehrungsvermögen ſo zu wirken, daß dieſe in eine ebenmäßige Thätigkeit mit dem Vorſtellungsvermögen verſetzt werden. Durch dieſelbe ſtyliſtiſche Form werden alſo alle geiſtigen Vermögen befriedigt, indem ſie eine zweifach verſchiedene, aber in der Darſtellung ſelbſt genau beabſichtigte, Wirkung auf das Erkenntnißvermögen von der einen, und auf das Gefühlsvermögen von der andern Seite hervorbringt, und durch beide, und zugleich mit beiden, das Begehrungsvermögen in Thätigkeit verſetzen will. Dieſe Wirkung kann die Beredſamkeit aber nur dadurch hervorbringen, daß ſie in ſich, aus dem abgeſchloſſenen Gebiete des Verſtandes- und der Bilderſprache, ſo viel aufnimmt und vereiniget, als zur Hervorbringung dieſes Totaleindruckes nöthig iſt, und in der Sicherheit, mit der ſie dieſe neue Form hervorbringt, zeigt ſich die Gewandtheit und Fertigkeit des Styliſten in beiden Gebieten.

Ob nun gleich die Beredſamkeit in dieſem Sinne hauptſächlich dem oratoriſchen Lehrſtyle zukommt; ſo zeigt ſich doch dieſe Beredſamkeit auch in den andern Formen des proſaiſchen Styls in jedem Falle, wo durch die Darſtellung nicht blos der Verſtand beſchäftigt, ſondern die übrigen geiſtigen Kräfte ebenfalls angeregt und in ein freies Spiel geſetzt werden. Deshalb finden ſich ihre Spuren eben ſo im Briefſtyle, wie im hiſtoriſchen Style; denn der Styl der Beredſamkeit liegt zwiſchen dem Style der gemeinen Proſa und dem dichteriſchen Style in der Mitte, und

die Feinheit der Linie, auf welcher ſich derſelbe durch das Ganze eines ſtyliſtiſchen Products halten muß, beurkundet theils die damit verbundnen Schwierigkeiten, theils bewährt ſie die natürliche oder erworbene Fertigkeit des Styliſten. Dieſer Styl der Beredſamkeit ſoll alſo nicht blos deutlich, klar und beſtimmt ſeyn; ſondern zugleich auch auf Phantaſie, Gefühle und Neigungen wirken, dies aber wieder nur bis auf den Grad, über welchen hinaus, durch die reine poetiſche Darſtellung die Beſtimmtheit, Klarheit und Deutlichkeit der dargeſtellten Ideen leiden würden. In der Haltung dieſes Mitteltones ſoll ſich der Redner durchgehends gleich bleiben; Einheit dieſes Tones ſoll in dem Ganzen herrſchen, und das Ganze dadurch zur Vollendung erheben; nie darf er zur gemeinen Proſa herabſinken, ſich aber auch nie den höhern Schwung der Dichtkunſt erlauben.

Sulzers Theorie, Th. 1, S. 364. ff. (Artikel, Beredſamkeit, mehr ausführlich, als befriedigend; und Rede, Th. 4, S. 20 ff. Redekunſt, Th. 4, 641 ff. und Redner, Th. 4, S. 69. ff.)

Es gehört dem verewigten Heydenreich das Verdienſt, den Begriff der Beredſamkeit genauer aufgefaßt und dargeſtellt zu haben, als ſeine Vorgänger. Sulzer (Theorie Th. 1, S. 364 ff.) erklärt die Beredſamkeit für „die Fertigkeit, jeden Gegenſtand, der unter den Ausdruck der Rede fällt, ſich ſo vorzuſtellen, daß er den ſtärkſten Eindruck mache, und denſelben, dieſer Vorſtellung gemäß, durch die gemeine Rede auszudrücken.„ — J. Kant, (Krit. der Urtheilskraft S. 205) hält die Beredſamkeit für die Kunſt „ein Geſchäft des Verſtandes, als ein freies Spiel der Einbildungskraft zu betreiben„, ſetzt aber die Beredſamkeit (S. 215.) zu tief unter die Poeſie, und ziehet die Grenzlinie zwiſchen beiden zu weit. — K. H. Heydenreich hatte ſchon in ſeinem Syſteme der Aeſthetik, Th. 1, S. 217 ff. die Grenzlinie zwiſchen Beredſamkeit und Poeſie zu ziehen verſucht; aber erſchöpfender behandelte er dieſen Gegenſtand unter dem Artikel: Beredſamkeit, in dem kurzgef. Handwörterb. über die ſchönen Künſte Th. 1, S. 143 ff. Ihm iſt Beredſamkeit: „die Fertigkeit, ein Ganzes von Vorſtellungen dem Erkenntnißvermögen ſo darzuſtellen, daß man zu gleicher Zeit auf Begehrungsvermögen, Gefühlsvermögen und Geſchmack eine der Deutlichkeit und Beſtimmtheit der Vorſtellungen nicht nachtheilige, zweckmäßige und harmoniſche Wirkung hervorbringe.„ Er unter-

ſcheidet Rednerkunſt und Redekunſt von Beredſamkeit. Die Rednerkunſt iſt, nach ihm, die Kunſt, ſich der Schwächen der Menſchen zu ſeinen Abſichten zu bedienen, die Redekunſt aber ein Zweig der Beredſamkeit, worin die allgemeinen Grundſätze von dieſer auf die Abfaſſung von Reden angewendet werden. Die Beredſamkeit zeigt ſich, nach ihm, in folgenden Hauptpuncten: 1) in der Auffaſſung des Stoffes, welcher ſich durch Beſtimmtheit, Einheit, Reichthum, rührende Kraft und andere Eigenſchaften auszeichnen muß; 2) in der Anordnung, welche ſo beſchaffen ſeyn muß, daß man auf das leichteſte dem Erkenntnißvermögen die Idee des Ganzen und die Theilvorſtellungen darbiete, zu gleicher Zeit aber auch rühre, und ein reines Wohlgefallen an den Verhältniſſen hervorbringe; 3) in den Wendungen, welche ungezwungen, treffend, neu ſeyn müſſen; 4) in den Wörtern und Redensarten, welche ſo viel Verſinnlichung zum Spiele der Phantaſie enthalten müſſen, als der ſchnellen und deutlichen Einſicht nicht hinderlich iſt. — Nach ihm, beruht das Genie zur Beredſamkeit auf Anlagen zum zweckmäßigen Gebrauche der Sprache überhaupt, auf Talent zur Philoſophie, und Talent zur Dichtkunſt. 1) Der Beredſame muß die Sprache in ſeiner Gewalt haben, ihrer Geſetze, ihres Genius, ihres Reichthums mächtig ſeyn; er muß eine Fertigkeit aller möglichen Wendungen, Farben und Töne beſitzen; 2) er muß mit dem Philoſophen das Talent gemein haben, vollſtändig, beſtimmt und deutlich zu denken, die mannigfaltigen Verhältniſſe der Ideen ſcharf zu faſſen, richtig zu combiniren und zu folgern, große Ideengänge mit Lebhaftigkeit zu überſehen; 3) er muß mit dem Dichter gemein haben das Talent einer lichtvollen Anſchaulichkeit in den Planen der Kompoſition, eine tiefe Rührungskraft in den Wendungen, eine friſche Lebendigkeit und Verſinnlichung in Wörtern und Redensarten, endlich das Talent eines freien Spiels für das Rührende und Wohlgefällige in der Bewegung und dem Klange der Worte. — Noch fehlt uns eine philoſophiſche und befriedigende Theorie der Beredſamkeit. — **J. G. Sauer, Unterſuchungen über den Antheil der Einbildungskraft an den Werken der Dicht- und Redekunſt**, ein Beitrag zur Philoſophie und der Aeſthetik, Penig 1803, folgt größtentheils Kant und Schiller, indem er ſich folgende Fragen zu beantworten an giebt: Was iſt das Eigenthümliche der dichteriſchen und das Eigenthümliche der redneriſchen Einbildungskraft? Worin unterſcheiden ſich beide von einander und wie verhalten ſie ſich zu einander? Was iſt die Urſache dieſes Unterſchiedes

und Verhältniſſes? Welchen Antheil hat jene an poetiſchen, dieſe an redneriſchen Producten? und nach welchen Geſetzen wirken beide in ihrer Sphäre? — Er gibt beſonders den Unterſchied der poetiſchen und redneriſchen Einbildungskraft nach fünf Momenten an, die größtentheils gegründet ſind, aber doch auch im Einzelnen eine nähere Prüfung verdienten, die nur hier zu weit führen würde. — Originell und fruchtbar iſt der Abſchnitt: von der Beredſamkeit als einer menſchlichen Kunſt, in Herders Kalligone, Th. 2, S. 98 ff. — Mit Wärme behandelt Pörſchke die Beredſamkeit in ſeinen Gedanken über die Phil. des Schönen, Th. 1, S. 25. ff. — C. W. Snell, Lehrbuch der Krit. des Geſchmacks, S. 277 ff, erklärt die Beredſamkeit als Wohlredenheit, welche unmittelbares Wohlgefallen durch Beſchäftigung der innern Sinnlichkeit beabſichtigt, zu welcher Einbildnngskraft, Witz, und die innern Gefühle gehören. — F. V. Reinhard (in dem ohne ſein Wiſſen gedruckten Kollegienhefte) über die Grundſätze und die Natur des Schönen (Berl. 1797) S. 69. ſchlägt mit Recht den Werth der Beredſamkeit höher an, als andre Theoretiker: „Die Redekunſt iſt unter allen ſchönen Künſten vielleicht die nützlichſte, undzwar deshalb, weil ſie nicht nur das beſte Mittel iſt, die Menſchen vernünftig und geſittet zu machen, Weisheit und Tugend durch ſie fortzupflanzen, zu pflegen und zu empfehlen; ſondern auch, weil ſie uns dadurch, daß ſie allen Dingen, die durch die Rede ausgedrückt werden, Schönheit und Reiz ertheilt, und die edelſten Freuden verſchafft.„ — Indem Adelung, über den Styl, Th. 2, S. 183 ff. die Beredſamkeit für „die Fertigkeit erklärt, Andre auf eine wirkſame Art zu überreden" zieht er ſelbſt den Kreis derſelben zu eng, und hat nichts über den eigenthümlichen Charakter der Sprache der Beredſamkeit, wohl aber eine kurze Geſchichte der Beredſamkeit aufgeſtellt. — So fein auch die übrigen Bemerkungen in Maaß Abh. über die Begriffe von Proſa und Rhetorik (Nachtr. zu Sulzers Theorie ꝛc. Th. 5, St. 1, S. 229 ff.) ſind; ſo kann ich doch, wenn man den Begriff: Darſtellung richtig gefaßt hat, darin nicht mit einverſtanden ſeyn, daß er ſagt: „Wenn eine Rede Begriffe hervorbringt; ſo iſt ſie hinreichend für den Verſtand. Wenn ſie Anſchauungen erweckt; ſo iſt ſie darſtellend für die Sinnlichkeit; denn ein Object darſtellen heißt, machen, daß es angeſchaut werden kann. Sofern nun eine Rede darſtellt, heißt ſie poetiſch; ſofern ſie nicht darſtellt, proſaiſch„. — Wenn nun die proſaiſche Rede nicht darſtellt, ſo ſehe ich nicht ein, wie Maaß den

Ausdruck der Vorſtellungen durch Worte anders bezeichnen will. Darſtellung liegt der Proſa und Poeſie zum Grunde; aber das Wie? der Darſtellung beſtimmt den Unterſchied zwiſchen beiden. — Der Recenſent von Engels Schriften in der allgem. Lit. Zeitung. 1803, N. 167. S. 596. ff. erklärt ſich über das Verhältniß zwiſchen Beredſamkeit und Poeſie dahin: „Die Beredſamkeit iſt nicht, wie die Poeſie eine freie Kunſt, ſondern eine dienende; ſie arbeitet nicht für die Phantaſie, ſondern durch die Phantaſie; ſie ſoll als letzte und höchſte Wirkung nicht Ruhe hervorbringen, ſondern Bewegung; ſie hat nicht zum Zwecke: ſchöne Darſtellung ihres Objects, ſondern eine ſolche, die ein beſtimmtes Gefühl erwecke, unterhalte, herrſchend mache.„ — Noch können drei Abhandlungen von Gellert im 7ten Th. ſeiner Schriften verglichen werden: wie weit ſich der Nutzen der Regeln in der Beredſamkeit und Poeſie erſtrecke; — Einfluß der ſchönen Wiſſenſch. auf das Herz und die Sitten; — Urſachen des Vorzuges der Alten vor den Neuern in den ſchönen Wiſſenſch. — Falk, kleine Abhandlungen, die Poeſie und Kunſt betreffend. Weimar 1803. —

---

§. 244.

2) Gattungen des poetiſchen Stoffes.

Der zweite Untertheil der beſondern empiriſchen Sprachwiſſenſchaft (§. 182) umſchließt die Gattungen des poetiſchen Stoffes. Der empiriſche Charakter der Poeſie, im Gegenſatze gegen den empiriſchen Charakter der Proſe, (§. 183) iſt **Darſtellung beſtimmter Gefühle unter einer vollendeten äſthetiſchen Form, nach dem Princip der innigſten Harmonie zwiſchen Korrectheit und Schönheit in der ſtyliſtiſchen Form überhaupt.** — Ob nun gleich unſre individuellen Gefühle der Stoff der poetiſchen Producte ſind; ſo gehört doch nur die Darſtellung dieſes Stoffes in den Kreis der Sprachwiſſenſchaft. Nur für dieſe Darſtellung iſt in ihr das allgemeine Geſetz der Form: die innigſte Verbindung der Korrectheit und Schönheit, vorhanden, und nur die Hervorbringung dieſer Form macht den Künſtler, nicht aber der Stoff ſelbſt, ſo genau auch der Zuſammenhang zwiſchen Stoff und Form, und ſo verſinnlicht der Wiederſchein unſerer eigenen Gefühle

in der Form ausgedrückt ſeyn mag. In der allgemeinen Sprachwiſſenſchaft wird daher der Stoff als etwas außer uns Gegebenes betrachtet, und derſelbe nur nach ſeinem Verhältniſſe zur Form beurtheilt, unter welcher er erſcheint. Da nun der poetiſche Stoff, d. i. unſre individuellen Gefühle, wenn ſie eine Form erhalten ſollen, blos durch Worte dargeſtellt werden können, der Darſtellung aber unmittelbar die Vorſtellung zum Grunde liegt; ſo muß unſer Gefühl erſt zur Vorſtellung werden, ehe es wörtlich dargeſtellt werden, d. h. unter einer ſtyliſtiſchen Form erſcheinen kann. In dieſer Form aber kann der Urſprung des Stoffes aus dem Gefühlsvermögen nie verkannt werden; ſelbſt der ärgſte poetiſche Stümper ſcheitert eigentlich nicht an dem Stoffe, ſondern nur an der Form. Der Urſprung des Stoffes (das Gefühl) zeiget ſich nun in der Form durch die höhere Verſinnlichung, welche dem Gefühle vorzugsweiſe vor dem Begriffe zukommt, und ſelbſt aus der Darſtellung durch Worte leuchtet dieſe Verſinnlichung hervor, weil, nach dem ewigen Zuſammenhange zwiſchen Phantaſie und Gefühlsvermögen, die productive Phantaſie ſogleich die Darſtellung in ein Bild verwandelt, das durch die äſthetiſche Vollendung zur Einheit der Form erhoben wird.

Dieſe Verſinnlichung, und die äſthetiſche Vollendung der Einheit der Form macht daher den Dichter, und nicht das Sylbenmaas. Deshalb erſcheinen unter den poetiſchen Formen mehrere Gattungen, welche nicht in dem Sylbenmaaſe den poetiſchen Charakter tragen, ſondern als Proſa daſtehen, obgleich das höchſte poetiſche Leben in ihnen athmet, da ſie, dem Stoffe nach, aus Gefühlen entſprangen, und ihre Form das Gepräge der äſthetiſchen Verſinnlichung und Vollendung trägt.

Will aber der Dichter ſeiner Wirkung gewiß ſeyn, d. h. will er durch das beſtimmte freie Spiel der Einbildungskraft beſtimmt auf das Herz wirken; ſo muß in ihm und in der Darſtellung ſeines ſubjectiven Gefühls die Individualität aufhören, und blos der Menſch überhaupt hervorleuchten, und zwar mit der ganzen Kraft und Innigkeit menſchlicher Gefühle, welche mit der harmoniſchen Aus=

bildung und Entwicklung aller ſeiner Anlagen, d. i. der vollendeten Menſchheit in ihm, in der genaueſten Verbindung ſtehet. Der Dichter iſt, als ſolcher, Repräſentant der vollendeten Menſchheit, ausgedrückt in einer vollendeten Individualität, die ſich zu dem Charakter der ganzen Gattung hinaufgeläutert hat.

Eine poetiſche Form oder Dichtungsart iſt aber eine Klaſſe von Werken der Dichtkunſt, deren gemeinſamer Charakter aus einer beſondern individuellen Stimmung des Gemüths hervorgeht, welche die productive Phantaſie entweder nach ihrer ſubjectiven oder objectiven Tendenz verſinnlicht, und die alſo in der Darſtellung auf einem gemeinſchaftlichen Princip für die Form der Darſtellung beruht. Dieſes gemeinſchaftliche Princip für die Form der Darſtellung kann aber nur aus einer verwandten Rührung des Gefühlsvermögens hervorgehen, wodurch die Aehnlichkeit des Charakter's in der Form der Darſtellung, unter welcher das beſtimmte Gefühl erſcheint, begründet wird.

Nach dieſem Geſichtspuncte ſtellen wir **drei verſchiedene Formen oder Dichtungsarten** auf:

1) die **lyriſche Form**, deren Charakter auf der Darſtellung individueller beſtimmter Gefühle in der idealiſchen Einheit einer vollendeten äſthetiſchen Form beruht;
2) die **hiſtoriſche Form**, deren Charakter auf der freien Verſinnlichung der Sphäre der Möglichkeit beruht, deren idealiſche oder (nach der Sphäre der Wirklichkeit) idealiſirten Gegenſtände das Gefühl des Dichters innigſt begeiſtert haben;
3) die **didactiſche Form**, deren Charakter auf der freien Verſinnlichung allgemeiner Wahrheiten beruht, die auf das Gefühlsvermögen einen tiefen Eindruck gemacht haben;
4) **gemiſchte poetiſche Formen**, deren Charakter aus den Grundzügen zweier von den aufgeführten Formen, (z. B. der lyriſchen und hiſtoriſchen; oder der lyriſchen und didactiſchen; oder der hiſtoriſchen und didactiſchen), bisweilen auch aus allen dreien zuſammengeſetzt iſt.

Ich bin bei der Beſtimmung des Weſens der Poeſie Schiller gefolget, (kl. proſ. Schriften, Th. 4, S. 273 ff.), der ſich ſo darüber erklärt: „Wenn man unter Poeſie überhaupt die Kunſt verſteht, uns durch einen freien Effect unſrer productiven Einbildungskraft in beſtimmte Empfindungen zu verſetzen; ſo ergeben ſich daraus zweierlei Forderungen, denen kein Dichter, der dieſen Namen verdienen will, ſich entziehen kann. Er muß fürs erſte unſre Einbildungskraft frei ſpielen und ſelbſt handeln laſſen, und zweitens muß er nichts deſto weniger ſeiner Wirkung gewiß ſeyn, und eine beſtimmte Empfindung erregen. Dieſe Forderungen ſcheinen einander anfänglich ganz widerſprechend zu ſeyn; denn nach der erſten müßte unſre Einbildungskraft herrſchen, und keinem andern als ihrem eignen Geſetze gehorchen; nach der andern müßte ſie dienen, und dem Geſetze des Dichters gehorchen. Wie hebt der Dichter nun dieſen Widerſpruch? Dadurch, daß er unſrer Einbildungskraft keinen andern Gang vorſchreibt, als den ſie in ihrer vollen Freiheit und nach ihren eignen Geſetzen nehmen müßte, daß er ſeinen Zweck durch Natur erreicht, und die äußere Nothwendigkeit in eine innere verwandelt; denn jedes ſchöne Kunſtwerk muß den Charakter der Nothwendigkeit an ſich tragen. Er verſetzt alſo nur deshalb die Einbildungskraft in ein beſtimtes Spiel, um beſtimmt auf das Herz zu wirken. — Kant, Krit. der Urtheilskr. S. 203, erklärt die Beſtimmung der Dichtkunſt dadurch: „daß ſie ein freies Spiel der Einbildungskraft als ein Geſchäft des Verſtandes ausführe.„ — Mit einem tiefen pſychologiſchen Blicke hat ſich Heydenreich über das Weſen der Poeſie verbreitet, Syſtem der Aeſthetik, Th. 1, S. 249 ff., und in dem kurzg. Handw. S. 309 ff. unter den Artikeln: Dichten, Dichter, Dichtkunſt, Dichtungsarten. Darf ich es offen geſtehen; ſo bin ich beinahe mehr mit ſeiner Anſicht der Poeſie in dem Syſteme der Aeſthetik, als in dem kurzgefaßten Handw. einverſtanden; denn in dem erſten erklärt er alle Werke der Poeſie für „Darſtellungen beſtimmter Zuſtände lebhaft gerüheter Empfindſamkeit.„ Dagegen beſtimmt er in dem Handwörterb. den Begriff des Dichters (S. 311) dahin: „ daß er in ſich vollendete und in ſchöner Form erſcheinende Verknüpfungen von Gedanken u. Erkenntniſſen durch die Sprache, angewendet mit allen in ihr liegenden Mitteln eines treffenden, fruchtbar andeutenden, und gefallenden Ausdrucks darſtellt.„ — Ich finde nicht nur etwas Schwerfälligkeit in dieſer Definition, ſondern vermiſſe beſonders den Urſprung des Stoffes aus dem Gefühlsvermögen; denn Heydenreich ſpricht hier blos

von Verknüpfung von Gedanken und Erkenntniſſen durch die Sprache. — Doch die Ausgleichung unſrer verſchiedenen Anſichten würde hier zu weit führen. — In ſpecieller Hinſicht verdient verglichen zu werden: Heydenreich, Skizze einer Charakterzeichnung in Werken der Dichtkunſt, in ſeinen Originalideen, 3 Th. 1 Abth. S. 151 ff.; vergl. derſelbe im Artikel: Charakter, im kurzgef. Handwörterbuch, Th. 1. S. 239. ff. — Nach Eſchenburg, Theorie und Lit. der ſch. Wiſſ. S. 45 ff, iſt Poeſie ſinnlich vollkommene, oder möglichſt lebhafte Darſtellung vermittelſt der Rede, wodurch entweder ſinnliche Gegenſtände oder Gedanken, oder Empfindungen oder Handlungen ausgedrückt, nachgeahmt, beſchrieben, in der Einbildungskraft des Hörers oder Leſers mit der lebhafteſten Stärke rege gemacht, oder der Mitempfindung deſſelben mitgetheilt werden. — Den Unterſchied zwiſchen Proſa und Poeſie ſucht er in dem jeder Gattung der Schreibart eigenthümlichen Zwecke. — Er nimmt zwei Hauptgattungen der poetiſchen Formen an; die epiſche und dramatiſche. Zur erſten rechnet er die Fabel und Erzählung; das Schäfergedicht das Epigramm; die Satyre; das Lehrgedicht und die Epiſtel; die Elegie; die lyriſche Poeſie; das Heldengedicht. Zur dramatiſchen aber: das poetiſche Geſpräch; die Heroide; die Cantate; das Luſtſpiel; das Trauerſpiel; die Oper. — Lehrreich iſt Moſes Mendelsſohns. Abh. über die Hauptgrundſätze der ſch. Künſte und Wiſſenſch. in der phil. Schrift. Th. 2, S. 97. ff. — Wie einſeitig Batteux Anſicht iſt, „daß die Dichtkunſt ſich auf die Nachahmung der ſchönen Natur gründe„ braucht kaum erinnert zu werden; ſ. deſſen Einl. in d. ſch. Wiſſ. von Ramler (5te Aufl. Leipz. 1802) Th. 1, S. 128 ff. ſo viele fruchtbare Ideen über die einzelnen Dichtungsarten, beſonders in hiſtoriſcher Hinſicht, in dieſem Werke enthalten ſind. — H. Blair, (Vorleſ. über Rhetorik u. ſch. Wiſſ., Th. 3, S. 278 ff) beſtimmt den Character der Poeſie dahin: „Poeſie iſt Sprache der Leidenſchaft oder der in Thätigkeit geſetzten Einbildungskraft, die ſich gemeiniglich auch durch einen beſonders geordneten Sylbenfall unterſcheidet.„ — Treffende, bisweilen große, bisweilen aber auch nicht ganz vollendete und nach der neuern Aeſthetik erſt zu vollendende Ideen enthält: G. E. Leſſing, Laokoon, oder über die Grenzen der Mahlerei und Poeſie, (unvollendet); der neunte Theil ſeiner ſämmtlichen Schriften, Berlin 1792. (zuerſt erſchien er im Jahre 1766.) — Beinahe komiſch iſt die Definition der Dichtkunſt in den Grundlinien des r. Styls, Th. 4, S. 5. (Erf. 1797): „Die

Kunſt durch Worte darzuſtellen, wie uns war, wenn unſre Empfindſamkeit durch irgend etwas lebhaft gerührt wurde, heißt: Dichtkunſt„. In dieſem Geiſte behandelt dieſer vierte Theil die einzelnen Formen der Dichtkunſt. — Zu wenig Geiſt hat der Artikel: Dichter bei Sulzer (Theorie, Th. 1, S. 608 ff. und Dichtkunſt (Theorie, Th. 1, S. 619 ff. und 656 ff.) Sie iſt ihm: die Kunſt, den Vorſtellungen, die unter den Ausdruck der Rede fallen, nach Beſchaffenheit der Abſicht, den höchſten Grad der ſinnlichen Kraft zu geben; der Artikel: Gedicht (Th. 2. S. 322. ff.) und der Artikel: poetiſch, poetiſche Sprache (Th. 3. S. 707. ff.) Mit philoſophiſchem Geiſte ſchrieb Engel ſein: Anfangsgründe einer Theorie der Dichtungsarten aus teutſchen Muſtern entwickelt, wovon aber nur der erſte Theil, Berlin 1783, erſchien. Hieher gehört das erſte Hauptſtück: von dem Gedichte überhaupt, S. 1 ff. und das zweite, von den verſchiedenen Dichtungsarten, S. 15 ff. Demohngeachtet würde, bei der gegenwärtigen Geſtalt der Aeſthetik, dieſes Werk nur eine treffliche Materialienſammlung, nicht aber die Grundzüge zu einem äſthetiſchen Syſtemdarbieten. --- Eberhard, Theorie der ſch. Künſte und Wiſſ. (3te Aufl. Halle 1790.) erklärt S. 161 „eine vollkommne ſinnliche Rede, welche den höchſten Grad der äußern Vollkommenheit in Rhythmus und Sylbenmaas hat, für das Gedicht in engerer Bedeutung„; nach den aufgeſtellten Begriffen kann dieſe Bezeichnung nicht hinreichen. — Meiners, Theorie und Geſch. der ſchönen Wiſſ. S. 48 ff. ſtellt gar keinen Begriff von dem Weſen der Poeſie auf, ſondern referirt blos die Meinungen Andrer. — In hiſtoriſcher Hinſicht und durch die Originalität der Anſichten iſt Herders Abh. intereſſant: vom Unterſchiede der alten und neuen Völker in der Poeſie, als Werkzeug der Kultur und Humanität betrachtet, die durch den ganzen ſiebenten Band ſeiner Briefe zur Bef. der Humanität hindurchgehet. — Der achte Band enthält zum Theil eine Fortſetzung davon. Mit Geiſt hat Pöſchmann, Gedanken über die Poeſ. des Schönen, Th. 2, S. 10 ff. einige allgemeine Regeln der Dichtkunſt aufgeſtellt. Er ſagt ſehr wahr: „Da ein Gedicht keine Sache der Natur, ſondern der Kunſt iſt; da kein Gegenſtand an ſich äſthetiſch, oder unäſthetiſch ſeyn kann, ſondern das Aeſthetiſche erſt durch den menſchlichen Geiſt in die Dinge gelegt werden muß; ſo iſt es möglich, alle Gegenſtände zu Theilen eines Gedichtes zu machen; der Menſch gibt den Dingen ihre Form. Die Vernunft ſetzt dem Dichter keine Grenzen; ſie übergibt ihm die ganze Schöpfung. — Des

Dichters Empfindungen ſind künſtlich, ſie ſind nicht die rohen Producte der Natur, nicht die gewöhnlichen Erſcheinungen; daher weichet auch die Sprache vom Gewöhnlichen ab; ſie iſt künſtlich. Von den äſthetiſchen Empfindungen hängt auch die Stellung der Wörter ab, in der nichts willkührlich, nichts zufällig iſt, in der, wie in den Vorſtellungen, nur eine Ordnung vollkommen iſt. In der Dichterwelt, die aus dem Stoffe der unſrigen nach nothwendigen Kunſtgeſetzen zuſammen geſetzt worden iſt, ſind die Erſcheinungen und deren Ordnung freilich von unſrer Welt verſchieden, doch immer gemäß den Geſetzen der Urſachen und Wirkungen verbunden.„ — C. W. Snell, Lehrb. der Kritik des Geſchmacks, S. 293 ff. unterſcheidet zwiſchen innerer und äußerer Poeſie. Die erſte beſteht in denjenigen Darſtellungs- und Einkleidungsarten, welche nicht ſowohl dem Verſtande deutlich entwickelte Begriffe liefern; als vielmehr die ſinnlichen Gemüthskräfte in Bewegung ſetzen; die zweite beruht auf dem höchſten Grade des Wohlklanges, der Congruenz und der Harmonie, d. i. auf demjenigen Gebrauche des Sylbenmaaßes, des Versbaues, des Rhythmus und des Reims, welcher theils dem Gegenſtande des Gedichts, theils dem herrſchenden Gefühlszuſtande des Dichters genau angemeſſen iſt, und das leichte Spiel der Gemüthskräfte befördert. — Nicht ohne hiſtoriſche Brauchbarkeit iſt das Werk von B. Obermann, Umfang der heutigen Poeſie, Sulzbach 1795 — Ueber das Princip für die Eintheilung der poetiſchen Gattungen verdient verglichen zu werden: *I. G. I. Hermann*, de poeſeos generibus. Lipſ. 1794. — Ein wahres und großes, aber nicht genug beherzigtes, Wort ſpricht Schiller über die Würde der Dichtkunſt und über das, was der Dichter leiſten ſoll, in ſeiner Recenſion der Bürgerſchen Gedichte in der allgem. Lit. Zeit. (abgedruckt in ſeinen kl. proſ. Schriften, Th. 4, S. 193 ff.): „Bei der Vereinzelung und getrennten Wirkſamkeit unſrer Geiſteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wiſſens und die Abſonderung der Berufsgeſchäfte nöthig macht, iſt es die Dichtkunſt beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfſinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmoniſchem Bande beſchäftigt, welche gleichſam den ganzen Menſchen in uns wieder herſtellet. Dazu würde aber erfordert, daß ſie ſelbſt mit dem Zeitalter fortſchreite, dem ſie dieſen wichtigen Dienſt leiſten ſoll; daß ſie ſich alle Vorzüge und Erwerbungen deſſelben zu eigen mache. Was Erfahrung und Vernunft

an Schätzen für die Menſchheit aufhäuften, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen, und in Anmuth ſich kleiden in ihrer ſchöpferiſchen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte ſie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel ſammlen, und mit idealiſirender Kunſt, aus dem Jahrhunderte ſelbſt, ein Muſter für das Jahrhundert erſchaffen. Dies aber ſetzte voraus, daß ſie ſelbſt in keine andere, als reife und gebildete Hände fiele. So lange dies nicht iſt; ſo lange zwiſchen dem ſittlich ausgebildeten vorurtheilsfreien Kopf und dem Dichter ein anderer Unterſchied ſtatt findet, als daß letzterer zu den Vorzügen des Erſtern das Talent der Dichtung noch als Zugabe beſitzt; ſo lange dürfte die Dichtkunſt ihren veredelten Einfluß auf das Jahrhundert verfehlen, und jeder Fortſchritt wiſſenſchaftlicher Kultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geiſt und Herz bei einem unreifen Jünglinge ſuchen, unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geiſtesleerheit wiederfinden wollen, die ihn im wirklichen Leben verſcheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm ein theurer Begleiter durch das Leben ſeyn ſoll, daß er im Intellectuellen und Sittlichen auf Einer Stufe mit ihm ſtehe, weil er auch in Stunden des Genuſſes nicht unter ſich ſinken will. Es iſt alſo nicht genug, Empfindungen mit erhöhten Farben zu ſchildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeiſterung allein iſt nicht genug; man fordert die Begeiſterung eines gebildeten Geiſtes. Alles, was der Dichter uns geben kann, iſt ſeine Individualität. Dieſe muß es alſo werth ſeyn, vor Welt und Nachwelt ausgeſtellt zu werden. Dieſe ſeine Individualität ſo ſehr als möglich zu veredeln, zur reinſten herrlichſten Menſchheit hinaufzuläutern, iſt ſein erſtes und wichtigſtes Geſchäft, ehe er es unternehmen kann, die Vortreflichen zu rühren. Der höchſte Werth ſeines Gedichtes kann kein anderer ſeyn, als daß es der reine vollendete Abdruck einer intereſſanten Gemüthsanlage eines intereſſanten vollendeten Geiſtes iſt. Nur ein ſolcher Geiſt ſoll ſich uns in Kunſtwerken ausprägen, er wird uns in ſeiner kleinſten Aeußerung kenntlich ſeyn, und umſonſt wird, der es nicht iſt, dieſen weſentlichen Mangel durch Kunſt zu verſtecken ſuchen. Vom Aeſthetiſchen gilt eben das, was vom Sittlichen gilt. Wie es hier der moraliſch vortreffliche Charakter eines Menſchen allein iſt, der einer ſeiner einzelnen Handlungen den Stempel moraliſcher Güte aufdrücken kann; ſo iſt es dort nur der reifſte, der vollkommene Geiſt,

von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt, kein noch ſo großes Talent kann dem einzelnen Kunſtwerke verleihen, was dem Schöpfer deſſelben gebricht, und Mängel, die aus dieſer Quelle entſpringen, kann ſelbſt die Feile nicht wegnehmen.„ — Tragen wir dieſen Maasſtab auf unſre teutſchen Klaſſiker über; ſo läßt es ſich erklären, wie ein Leſſing, Jeruſalem, Ramler, Garve, Engel, Klopſtock, Mendelsſohn, F. V. Reinhard, Wieland, Manſo, Schiller und andre in ihren Schriften gleichſam dieſen Wiederſchein ihrer ganzen individuellen und vielſeitigen Bildung darſtellen konnten. — Ueber das Idealiſiren des Dichters erklärt ſich Schiller (Th. 4, S. 209 f) ſo: „Eine nothwendige Operation des Dichters iſt Idealiſirung ſeines Gegenſtandes, ohne welche er aufhört, ſeinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Treffliche ſeines Gegenſtandes, (mag dieſer nun Geſtalt, Empfindung oder Handlung ſeyn, in ihm oder außer ihm wohnen), von gröbern, wenigſtens fremdartigen Beimiſchungen, zu befreien, die in mehrern Gegenſtänden zerſtreuten Stralen von Vollkommenheit in einem einzigen zu ſammlen, einzelne, das Ebenmaas ſtörende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, und das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er, auf dieſe Art, im Einzelnen bildet, ſind gleichſam nur Ausflüſſe eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieſes innere allgemeine Ideal ausgebildet hat; deſto mehr werden auch jene einzelnen ſich der höchſten Vollkommenheit nähern.„ — Sehr richtig verlangt W. v. Humboldt in ſeinen äſthetiſchen Verſuchen, Th. 1, S. 20 ff. von dem Dichter Idealität und Totalität der Darſtellung, und Einfluß der erſten auf die letztere in der Darſtellung. — Die Poeſie iſt ihm die Kunſt durch Sprache. Kaum bedarf es der Erinnerung, daß das, was Adelung, über den Styl, Th. 2, S. 250 ff. ſehr ausführlich über den poetiſchen Styl entwickelt, nur nach dem empiriſchen Theile brauchbar ſey, wohin auch die Geſchichte des poetiſchen Styls der Teutſchen gehört. Die Aufſtellung der Theorie der Poeſie und des Unterſchiedes zwiſchen Proſa und Poeſie bedarf bei dem gegenwärtigen Standpuncte der Aeſthetik ganz andere Principien. So ſetzt er das Weſen der Poeſie nicht in Sylbenmaas und Reim, auch nicht in die Erdichtung allein, ſondern in Lebhaftigkeit, die er auch Anſchaulichkeit nennen möchte. Er, und ſein Epitomator, Snell, Lehrb. der Schreibart S. 236 ff. beſtimmen den Unterſchied zwiſchen Proſa und Poeſie, nach der in einem ſin-

Ss

liſtiſchen Ganzen herrſchenden Hauptabſicht des Schriftſtellers entweder die obern (durch Proſa,) oder die untern Seelenkräfte (durch Poeſie) zu unterhalten.) J. A. Schlegel, von dem höchſten Grundſatz der Poeſie; und über die Eintheilung der Poeſie, an ſ. Batteux. — J J Engel, von dem moraliſchen Nutzen der Dichtkunſt, in dem Phil.) ſ. d. Welt, Th. 2, S. 49. ff. — J. G. Herder, über die Wirkung der Dichtkunſt auf die Sitten der Völker, im 1 Th. der Schriften der Bayr. Akad. München 1781. — Eine Abhandlung von Garve: Betrachtungen einiger Verſchiedenheiten in den Werken der älteſten und neuern Schriftſteller, beſonders der Dichter, aus der N. Bibl. der ſch. Wiſſ., abgedruckt in der Samml. einiger Abh. Th. 1, S. 93. ff. iſt ſehr belehrend und gehört hieher. Fr. Gedicke, (in einer nachgel. Abhandl.) Idee einer pſychologiſchen Symbolik der teutſchen Sprache, Eunomia 1804. Jan. S. 19: „Die Dichtkunſt, als die ſinnlichſte Darſtellungsart (denn der Redner und Geſchichtsſchreiber unterſcheiden ſich von dem Dichter nur durch den geringen Grad der Sinnlichkeit der Darſtellung, kann als das Maximum der ſinnlichen Anſchauung betrachtet werden.„ — Für die Literatur der poetiſchen Formen vergl. man E. J. Koch, Geſch. der Spr. und Phil. der Teutſchen, den 2ten Th.— C. H. Schmidt, Anweiſung der vornehmſten Bücher in allen Theilen der Dichtkunſt. Leipz. 1781, nicht genau genug. — Deſſen Biographie der Dichter, 2 Th. Leipz. 1769. f. und Nekrolog oder Nachrichten von dem Leben und Schriften der vornehmſten verſtorbenen Dichter, 2 Th. Berl. 1785.— Vorzüglicher, fleißig gearbeitet, aber nicht umſchließend genug, iſt: C. F. R. Vetterlein, Handbuch der poetiſchen Literatur der Teutſchen, Köthen 1800.

§. 245.

a) Die lyriſche Form.

Der Charakter der lyriſchen Form iſt Darſtellung, (nicht Erregung) beſtimmter Gefühle, welche ſie zur objectiven Totalität für die Einbildungskraft durch die Einheit der äſthetiſchen Form erhebt. — In der lyriſchen Form ſind die Darſtellung des Objects und die Darſtellung der Individualität des Dichters unzertrennlich verbunden; deshalb kommt auch nur demjenigen lyriſchen Producte die höchſte äſthetiſche Vollendung zu, in welchem beides auf innigſte zur Einheit verſchmolzen iſt, und wo dieſe Einheit ſich unter einer Form ankündigt, welche ein

reines und unmittelbares Wohlgefallen an ihr ſelbſt hervorbringt. Der Dichter erkennt in ſeiner Schöpfung den Wiederſchein ſeiner eignen Gefühle; aber dieſer Ausdruck ſeiner hohen individuellen Rührung iſt nun durch die Form mit dem dargeſtellten Objecte ſo innig verbunden, daß er ſelbſt ſeine Individualität von dem Objecte nicht mehr zu trennen vermag. — Der verſchiedenartige Ausdruck des angeregten Gefühls, und der Grad der Stärke und des Schwunges dieſes Gefühls, veranlaßt durch die Anſchauung des Gegenſtandes, beſtimmt den verſchiedenartigen Charakter der einzelnen lyriſchen Formen. Dahin gehören:

1) das Lied;
2) die Elegie;
3) die Ode;
4) die Hymne, als Untergattung der Ode;
5) die Dithyrambe, als Untergattung der Ode;
6) die Heroide, als Untergattung der Elegie;
7) die Cantate, als Untergattung des Liedes;
8) das Sonnet.

Sulzers Theorie ꝛc. Th. 3, S. 299 ff. Artikel: lyriſch.
Was Ramlers Batteux, Einl. in d. ſch. Wiſſ. Th. 3, S. 1 ff. enthält, reicht nach den Reſultaten der neuern Aeſthetik durchaus nicht mehr hin, den Charakter dieſer Dichtungsart zu bezeichnen; denn das dort einmal angenommene Princip der Nachahmung der Natur in der Poeſie wird hier erkünſtelt auf die lyriſche Form übertragen. — Nach H. Blair (Vorleſ über Rhetorik und ſch. Wiſſ. Th. 3, S. 336. ff. nach Schreiters Ueberſ.) beſteht der eigenthümliche Charakter der lyriſchen Poeſie darin, „daß ſie beſtimmt iſt, geſungen, oder mit Muſik begleitet zu werden.„ — Am meiſten verbreitet er ſich über die Ode. — Viel tief Gefühltes enthält Herders Aufſatz: die Lyra; von der Natur und Wirkung der lyriſchen Dichtkunſt; in ſeiner Terpſichore (Lübeck 1795.) Th. 2, S. 397. ff. Ihm iſt (S. 417 ff.) die lyriſche Poeſie: „der vollendete Ausdruck einer Empfindung oder Anſchauung, im höchſten Wohlklange der Sprache.„ Er will ſogar, daß die Individualität des Dichters in der lyriſchen Form verſchwinde. S. 484. f. „Der lyriſche Dichter hat keine Rolle; ſeine Perſon verſchwindet; denn durch ihn ſinget die Muſe. Er wähle ſich alſo mit der ſchönſten Form des Geſanges

auch den edelſten Inhalt. Möge dieſer unſre Seele zu Muth oder Unmuth, zur Freude oder zur Pflicht erheben, unſer Herz zur Zufriedenheit beruhigen, oder in Mitleid und Liebe zerſchmelzen; genug er ſinge in den ſüßeſten Geſangweiſen, in ewigen Formen der Sprache nicht Empfindungen des Menſchen, ſondern der Menſchheit.„ — Sehr wahr erklärt ſich Engel, Theor. d. Dichtungsarten, S. 282 ff. über die lyriſche Poeſie: „Jeder Dichter muß mit Empfindung, muß aus der Fülle des Herzens reden; kein anderer Ton iſt wahrhaft dichteriſch. Aber nicht jeder Dichter macht die Rührung der Seele zum Hauptwerke; vielmehr ſehen alle übrigen vorzüglich auf die Ideen, welche die Rührung hervorbringen. Hingegen bei dem lyriſchen Dichter iſt die Rührung Alles; er will nur ſein volles Herz entſchütten; und ſo iſt ſein Werk, wenigſtens dem Anſehen nach, weiter nichts, als Ausdruck des Zuſtandes, worein ſeine Seele durch gewiſſe Ereigniſſe, gewiſſe Ideen verſetzt iſt. Dieſe Ideen ſelbſt aber, oder dieſe Ereigniſſe erfahren wir nur gelegentlich; ohne weitern Vorſatz, als ſein volles Herz zu entſchütten, geht er fort, wie das Intereſſe ihn führt, und greift Wahrheiten, Bilder, Geſchichte, alles, was ihm vorkommt.„ — Eberhard, Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſch. S. 227. ff. nennt ein lyriſches Gedicht ein ſolches, „das aus lauter ſolchen Hauptvorſtellungen zuſammengeſetzt iſt, welche mit einer herrſchenden Leidenſchaft natürlich vergeſellſchaftet ſind„. Die weitere Entwickelung des Details der lyriſchen Form verräth den tiefen Pſychologen. — Bendavid, Geſchmacklehre S. 342, nennt diejenige poetiſche Form lyriſch, wo das Empfinden als Geiſtesthätigkeit zum Inhalte des Gedichtes dient. — Wenig bedeutend iſt die Behandlung der lyriſchen Poeſie in Meiners Theorie u. Geſch. der ſchönen Wiſſenſch. S. 264 ff. — Pörſchke, Gedanken über die Phil. des Schönen. Th. 2, S. 47 ff. ſagt: „der lyriſche Dichter drückt, ſowohl bei den äußern als innern Erſcheinungen, nur ſeine Empfindungen aus; ſelbſt von ſeinen Gedanken ſtellt er nur die durch ſelbige in ſich hervorgebrachten Veränderungen dar.„ — Eſchenburg, Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften, S. 145 ff: „lyriſche Poeſie iſt ſinnlich vollkommener Ausdruck leidenſchaftlichen Gefühls, welches die ganze Seele des Dichters einnimmt, auf die Einbildungskraft deſſelben lebhaft wirkt, und nach dem Gange derſelben ſeine Ideenfolge leitet, vermittelſt gleicher Fülle der Rede, und einer beſtimmten, für den Geſang vorzüglich ſchicklichen, Abmeſſung

der Verſe, die in Strophen getheilt werden, welche gewöhnlich von Einerlei Sylbenmaas, Verſelänge und Umfang ſind.„ —

§. 246.

1) Das Lied.

Der Charakter des Liedes beruht auf der Darſtellung nur Eines beſtimmten Gefühls, welches das Bewußtſeyn des Dichters in dem Grade ergriffen hat, daß er den Gegenſtand ſeiner Begeiſterung, aber auch zugleich die Beziehung deſſelben auf ſein Gefühls- und Begehrungsvermögen, darſtellt. Dieſe letzte ſubjective Beziehung ſchimmert vorzüglich hervor, und ſtellt die objective Schilderung des Gegenſtandes gleichſam in den Hintergrund, ſo daß das vorgeſtellte Ideenganze nur inſofern verſinnlicht erſcheint, inwiefern und **weil** es jene ſubjective Stimmung des Gefühls angeregt hat. Der Ausdruck dieſer ſubjectiven Stimmung des Gefühls iſt aber **der Ton reiner Freude**; und zwar muß die Form der Darſtellung mehr durch das Wohlgefallen an dieſer ſubjectiven Stimmung, als durch das Wohlgefallen an dem Objecte, welches dieſe Stimmung bewirkte, intereſſiren. — Bei dem Liede ſteht das Object der Darſtellung mit der ſubjectiven darſtellenden Kraft im Ebenmaaſe; der darſtellende Geiſt fühlt ſeine Kraft, den Gegenſtand der Darſtellung entweder erreicht zu haben, oder doch erreichen zu können, und ein ſanftes Gefühl, veranlaßt durch den Beſitz und Genuß des gegenwärtigen Gutes, oder eine frohe Ahnung bei der **Erwartung** des Genuſſes des ihm vorſchwebenden Gutes, ſpiegelt ſich in dem Tone des Liedes, das in dieſen Augenblicken der Begeiſterung ſein Daſeyn erhält. — Da das Gefühl im Liede mit ſich ſelbſt im Ebenmaaſe ſteht; ſo wird auch in demſelben die ſubjective Stimmung weiter **entwickelt**, und nicht blos angedeutet und in kühnen Zügen hingeworfen, wie in der Ode. Zugleich unterſcheidet ſich das Lied dadurch von der Elegie, daß in demſelben kein Gefühl der Unluſt ſich mit dem reinen Gefühle der Luſt vermiſcht, das die ganze Individualität des Dichters ergriffen und zum Dichten begeiſtert hat.

Man unterſcheidet zwiſchen dem geiſtlichen und profanen Liede.

Das geiſtliche Lied iſt ein Gebet an Gott und der Ausdruck der erhabenſten Rührung des Gefühlsvermögens, die in uns durch die Betrachtung ſeiner Allvollkommenheit, ſeiner Heiligkeit, Gerechtigkeit und Güte, ſeines unendlichen Verſtandes und ſeiner unermeßlichen Macht, ſo wie durch die lebhafteſte Vergegenwärtigung ſeines Verhältniſſes zu uns und unſers Verhältniſſes zu ihm dies- und jenſeits des Grabes, und nach dem ganzen Gange unſrer Schickſale angeregt wird. Es kann, je nachdem ein beſtimmtes Gefühl ſich in uns gebildet hat, der Ausdruck des Dankes, der Bewunderung, der Vergegenwärtigung unſerer Pflichten, der Reue über unſre Verirrungen, der Demuth, und unſrer Hoffnungen für Gegenwart und Zukunft ſeyn.

Das profane Lied iſt der Ausdruck eines beſtimmten Gefühls, das durch einen Vorgang des Lebens u. ſ. w. veranlaßt worden iſt. Es iſt anakreontiſches Gedicht, wenn es die individuelle Stimmung des Gefühlsvermögens in Hinſicht auf Liebe und Wein ſinnlich vollkommen darſtellt. Es heißt Volkslied, wenn es durch ſeinen Gegenſtand und durch die Popularität des Ausdrucks allgemein verſtändlich und allgemein intereſſant iſt.

Sulzers Theorie ꝛc. Th. 3, S. 252 ff. Artikel: Lied. — Eſchenburg, Theorie und Lit. der ſchönen Wiſſenſch. S. 155 ff. —

Bendavid, Geſchmackslehre, S. 344, beſtimmt den Charakter des Liedes dahin, „daß es ſanfte Empfindungen jeder Art darſtellt„. — Heuſinger, Handb. der Aeſth. Th. 2, S. 162. ff. ſagt: das Lied darf nur Eine Hauptempfindung, aber es muß dieſelbe vollſtändig darſtellen. — Sehr wahr ſagt: Heydenreich, Syſt. der Aeſthet. Th. 1, S. 343 f. „Die eigenthümliche Sphäre der Lieder iſt die Sphäre der Freude, der Freude in ihrer ganzen Sanftheit und ungemiſchten Reinheit. Freude entſteht, wenn wir ein Gut erreicht haben, oder erreicht zu haben glauben, und in bewußten klaren Vorſtellungen ſeinen Werth anſchauen, oder wenn wir die Erreichung eines Gutes zuverſichtlich hoffen, und im Voraus den Werth deſſelben in bewußten klaren Vorſtellungen anſchauen. Die wahre Freude iſt

keiner ſcharf abzuſtechender Grade fähig. Miſcht ſich Bewußtſeyn oder Furcht eines Uebels hinein; dann iſt ſie nicht mehr wahre reine Freude; dann hören Stoff und Form auf, im Ebenmaaſe zu ſeyn, überwältigen die Vorſtellungen durch Dunkelheit, ungeſtümen Andrang, Menge und Größe, die Seele; dann verſchwindet ebenfalls die echte Freude, wird Traurigkeit oder berauſchende Entzückung.„ — Ueber das geiſtliche Gedicht erklärt ſich Heydenreich, Grundſätze der moraliſchen Gotteslehre, nebſt Anwendungen auf geiſtliche Rede- und Dichtkunſt. (Leipzig 1792.) S. 13 ff. ſo: „Ein geiſtliches Gedicht iſt die Darſtellung einer Wahrheit der Religion, mit denen durch ſie erregten Beſtrebungen und Gefühlen, in einer Form des Styls, die ihrer ſelbſt wegen Wohlgefallen erregt, indem bei Auffaſſung derſelben Verſtand und Einbildungskraft in eine Harmonie geſetzt werden, wo ſich das freieſte Spiel der letztern mit einem unabſichtlich, und durch bewußte Regeln nicht beſtimmten, geſetzmäßigen Wirken der erſtern vereiniget. Die Gattung der geiſtlichen lyriſchen Poeſie befaßt drei Arten unter ſich, deren jede ihren Charakter durch eine eigenthümliche Art von Begeiſterung bekommt: geiſtliche Oden; geiſtliche Elegien; geiſtliche Lieder.„ — Ueber das Verhältniß des Liedes, der Ode und der Hymne zu dem Zwecke der öffentlichen Gottesverehrung erklärt er ſich ebendaſelbſt S. 210 ff. — J. F. T. Heerwagen, Literaturgeſchichte der evangeliſchen Kirchenlieder, 2 Theile, Schweinf. 17 2 — 1797. — Ueber das Volkslied und den Volksdichter hat Schiller treffliche Bemerkungen in ſeiner Recenſion von Bürgers Gedichten (kl. proſ. Schrift. Th. 4, S. 199. ff.) Er ſagt: „der Volksdichter muß ſich, ohne der Kunſt etwas von ihrer Würde zu vergeben, an den Kinderverſtand des Volkes anſchmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich, iſt dieſe Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, ſie aufzulöſen: glückliche Wahl des Stoffes, und höchſte Simplicität in Behandlung deſſelben. Jenen müßte der Dichter ausſchließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menſchen als Menſchen eigen ſind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufſchlüſſe, Fertigkeiten gehören, die man nur in poſitiven und künſtlichen Verhältniſſen erlangt, müßte er ſich ſorgfältig unterſagen, und durch dieſe reine Scheidung deſſen, was im Menſchen blos menſchlich iſt, gleichſam den verlornen Zuſtand der Natur zurückrufen. In ſtillſchweigendem Einverſtändniſſe mit den Vortrefflichſten ſeiner Zeit würde er die Herzen des Volkes an ihrer weichſten und bildſamſten Seite faſſen, durch das geübte Schönheitsgefühl

den ſittlichen Trieben eine Nachhülfe geben, und das Leidenſchaftsbedürfniß, das der Alltagspoet ſo geiſtlos und oft ſo ſchädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenſchaft nützen. Als der aufgeklärte verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorſtrömenden, Sprache ſuchenden Affect der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. ſ. w. einen reinern und geiſtreichern Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, ſich zum Herrn dieſer Affecte machen und ihren rohen, geſtaltloſen, oft thieriſchen Ausbruch noch auf den Lippen des Volkes veredeln. Selbſt die erhabenſte Philoſophie des Lebens würde ein ſolcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflöſen, die Reſultate des mühſamſten Forſchens der Einbildungskraft überliefern, und die Geheimniſſe des Denkers in leicht zu entziffernder Bilderſprache dem Kinderſinne zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellern Erkenntniß, brächte er die gewagteſten Vernunftwahrheiten, in reizender und verdachtloſer Hülle, lange vorher unter das Volk, ehe der Philoſoph und Geſetzgeber ſich erkühnen dürfen, ſie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe ſie ein Eigenthum der Ueberzeugung geworden, hätten ſie durch ihn ſchon ihre ſtille Kraft an den Herzen bewieſen, und ein ungeduldiges einſtimmiges Verlangen würde ſie endlich von ſelbſt der Vernunft abfordern. In dieſem Sinne genommen, ſcheint der Volksdichter einen ſehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talente iſt es gegeben, mit den Reſultaten des Tiefſinns zu ſpielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er urſprünglich geheftet, aus der er vielleicht entſtanden war, und ſo viel Kunſt in ſo wenigem Aufwande, in ſo einfacher Hülle ſo viel Reichthum zu verbergen. Bei einem Volksliede iſt es daher weſentlich nöthig, mit der Frage anzufangen: Iſt der Popularität nichts von der höhern Schönheit aufgeopfert worden? Haben ſie, was ſie für die Volksmaſſe an Intereſſe gewannen, nicht für den Kenner verloren?„ —

Unter den Teutſchen brachen ſchon die Minneſänger die Bahn. — Luther verdient ehrenvolle Achtung. — Opitz, Flemming, Tſcherning, Hofmannswaldau, Lohenſtein ꝛc. Haller; Hagedorn; Schlegel; Gellert; J. A. Cramer; Zachariä; Gieſeke; Cronegk; Uz; Leſſing; Kleiſt; Gleim; Patzke; Weiße; Ramler; Karſchin; Götz; Michaelis; Pfeffel; Blum; Månter; J. G. Jacobi; Lavater; Kretſchmann; Gotter; Bürger; J. M. Miller; Hölty; Claudius; Schubart; Bur-

mann; Voß; W. G. Becker; Göckingk; Weppen; Göthe; Alxinger; Buri; Blumauer; Eul. Schneider; Overbeck; Karrol. Rudolphi; Schiller; Soph. Albrecht; Herder; Kl. Schmidt; Matthiſon; Koſegarten; Langbein; Bürde; Heydenreich; Manſo; Jehelein; Salis; F. W. A. Schmidt; Halem; Starke; Conz; Neubeck; Baggeſen; Lindenmeyer; Lappe; Tiedge; A. Kuhn; A. W. Schlegel; Soph. Mereau; Fr. Brunn; Schmidt Phiſeldek; Selmar; Stäudlin; Thümmel; Mahlmann; ꝛc.

(Sammlungen: Lieder der Teutſchen (von Ramler geſammlet) Berl. 1766. — Dann verbeſſert: lyriſche Blumenleſe, 2 Th. Leipzig 1774 und 1779. – Volkslieder 2 Th. Leipzig 1778. ff. (geſammlet und überſetzt von J. G. Herder.) — Dann Füßli Blumenleſe. Th. 5 u. 6.— Allgemeines Liederbuch des teutſchen Nationalgeſanges, 4 Th. Altona 1798.—)

§. 247.

2) Die Elegie.

Das Weſen der Elegie beſteht in der Darſtellung eines gemiſchten Gefühls, doch ſo, daß das Gefühl der Luſt das Gefühl der Unluſt überwiegt. Der pſychologiſche Charakter der elegiſchen Begeiſterung iſt nämlich die ſüße Wehmuth, welche aus der Zuſammenſchmelzung des Vergnügens und Mißvergnügens entſteht. In dieſe Stimmung wird der Geiſt verſetzt, wenn er ſich mit ungetheiltem Intereſſe ein Gut vergegenwärtigt, das er entweder nie zu erreichen befürchtet, oder deſſen Beſitz und Genuß er verfehlt, oder wieder verloren hat, und wo dennoch, durch die von der Phantaſie verſinnlichte Idee dieſes Gutes, das Entzücken bei der Betrachtung deſſelben, oder die Sehnſucht nach demſelben, oder die Erinnerung an die ehemals im Beſitze deſſelben genoſſene Seligkeit, das Gefühl der Luſt das Gefühl der Unluſt bald ſtärker, bald ſchwächer überwiegt, und dadurch die dichteriſche Begeiſterung herbeiführt, in welcher die Elegie entſteht. Die Elegie beruht daher auf einem Uebergewichte der Luſt über die Unluſt, das entweder aus der erhöhten Vergegenwärtigung und idealiſchen Verſinnlichung des Gutes ſelbſt; oder aus der Erinnerung der ehemaligen Seligkeit im Genuſſe deſſelben; oder aus der Kraft der Phan-

taſie, den Genuß und Beſitz deſſelben in die Zukunft zu verſetzen; oder aus der höhern moraliſchen Empfindſamkeit, dieſes Gut verdient, und ohne eigne Schuld verloren zu haben; oder aus der ſchwärmeriſchen Vorſtellung von der Summe und dem Umfange des Genuſſes entſpringt, der mit dem Beſitze dieſes Gutes verbunden ſeyn würde. Nur in dieſer Stimmung entſteht die bezaubernde Form der Elegie, an deren Hervorbringung die Ideale der Vernunft eben ſo vielen Antheil haben, als die erhöhte Sinnlichkeit der Phantaſie, und die Freiheit der Bewegung in der unbedingten Herrſchaft über den Reichthum der Sprache. — In dem Tone der Elegie herrſcht die Wehmuth des **Unvermögens**, den erſehnten Gegenſtand entweder itzt überhaupt nicht zu beſitzen, oder ihn verloren zu haben, oder ihn nie beſitzen zu können. Dieſe Wehmuth des Unvermögens iſt Ton der **Traurigkeit**, und deshalb ſchwingt ſich die Elegie nicht auf den Fittigen der Ode empor; aber mit dieſem Tone der Traurigkeit vergeſellſchaftet ſich der **Ton der Freude** an dem Gegenſtande ſelbſt, und ſo verſchmelzt die Subjectivität mit dem Objectiven in der Darſtellung in jene milde Schattirung des Gefühls, welches dem Bewußtſeyn zwar keine bleibende, aber eine unendlich ſüße Stimmung ertheilt.

Das Object der Elegie, welches hier ganz die Farbe der ſubjectiven Stimmung erhält, kann aber entweder ein **Object des Gefühlsvermögens**, oder ein **Object des Begehrungsvermögens** ſeyn; es kann **moraliſche** Würde in den **moraliſchen** und **religiöſen** Elegien haben; es kann aber auch in den Elegien der Liebe in die Darſtellung der vollendeteſten und veredelteſten Sinnlichkeit verſchmelzen. Die Elegie gebietet zugleich über die Sphäre der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; oft findet ſie die Gegenwart zu arm, wenn ſie dieſe mit Vergangenheit und Zukunft zuſammenſtellet; oft hält ſie die Zukunft an den Spiegel der Vergangenheit, und erhebt die letztere; oft vergleicht ſie auch die Vergangenheit mit der Zukunft, und verſetzt in die letztere den Zauber der ihr vorſchwebenden Freuden und Genüſſe. Nur die **Gegenwart** verliert jedesmal bei der Zuſammenſtellung mit Vergangenheit und Zukunft; und in ihr hat

nichts Reiz, als die ſubjective Stimmung des Dichters ſelbſt, deſſen Wemuth entweder an den Farben der Vergangenheit, oder an den Bildern der Zukunft hängt.

Von dem Liede iſt die Elegie dadurch verſchieden, daß jenes durch reine Freude, durch dieſe eine Freude erzeuget wird, welche mit der Traurigkeit vergeſellſchaftet iſt, aber dieſe überwiegt. Von der Ode iſt die Elegie nicht durch die Gegenſtände verſchieden; denn alle Gegenſtände für die Ode können auch elegiſch behandelt werden, eben ſo wenig durch die bloße Gemiſchtheit der Empfindung, denn dieſe findet ſich bei vielen Oden auch; allein ſie iſt es durch den Grad der Wirkſamkeit und des Gefühls der Kraft. Denn wenn die Odenbegeiſterung ſich in der Gewalt ankündigt, die ſubjective Kraft an der Darſtellung des Höchſten zu verſuchen; ſo ſchwebt der Elegiker in der Dämmerung einer ermatteten Kraft, die ſich nicht zur höhern Stärke und Fülle emporzuſchwingen vermag, aber doch hinreicht, das Spiel der Phantaſie an dem Gegenſtande der Begeiſterung zu unterhalten, mit Wolluſt bei den vorſchwebenden Vorſtellungen und Bildern zu verweilen, und ihnen das Gepräge der vollendeten Schönheit aufzudrücken.

Der Charakter der Elegie iſt nicht an abwechſelnde Hexameter und Pentameter, oder an die Alexandriner gebunden. Tiedgens Elegien, ſind (wie er auch in der Vorrede ſehr richtig erinnert) echte Elegien, ohne dieſe Zufälligkeit der äußern Form. —

Ueber die Natur der Elegie, vgl. Th. Abbt, in den Literaturbriefen, Th. 13, S. 69 ff. —

Nach Sulzer, Theorie, Th. 2, S. 39 ff. beſteht der Charakter der Elegie darin, „daß der Dichter von einem ſanften Affecte der Traurigkeit, oder einer ſanften mit viel Zärtlichkeit vermiſchten Freude ganz eingenommen iſt, und ſie auf eine einnehmende etwas ſchwatzhafte? (Art) äußert.“ — Sehr richtig zeichnet ſie Heydenreich im Syſt. der Aeſth. Th. 1, S. 348 ff. und im kurzgef. Handw. Th. 1, S. 370 ff. Ihm folgt beinahe wörtlich: Eberhard, Theorie der ſch. Künſte und Wiſſenſch. S. 238 ff. „Eine Elegie iſt ein Gedicht, welches aus ſolchen Gedanken zuſammengeſetzt iſt, die mit einer vermiſchten Leidenſchaft vergeſellſchaftet ſind. Sie kann nur alsdann entſtehen, wenn eine vermiſchte Leidenſchaft in der Seele herrſchend iſt, die aber keinen ſo

großen Grad der Stärke hat, daß ſie die ſymboliſche Erkenntniß verdunkelt, noch auch einen ſo geringen, daß die mit ihr vergeſellſchafteten Vorſtellungen keinen beträchtlichen Grad der Lebhaftigkeit haben.„ — Eſchenburg, Theorie und Lit. der ſch. Wiſſ, S. 139. ff. — Bendavid, Geſchmackslehre, S. 344, beſtimmt als Charakter der Elegie: „wenn Traurigkeit über einen Fall, den man ſich als wirklich geſchehen vorſtellt, die herrſchende Empfindung des Gedichtes ausmacht.„ — Nicht ganz ſcheint Pörſchke, Ged. über die Phil. des Sch. Th. 2, S. 54 f. das Weſen der Elegie zu erſchöpfen. „Elegie bedeutet nicht allenthalben einen Klaggeſang, ſondern oft nur ein Gedicht von einer ruhigern Empfindung, oder gar von einer gewiſſen Verbart. Der klagende Dichter drückt einen geſetzten (?), von allen Seiten aufmerkſam betrachteten Kummer aus, wobei aber das Aufſuchen der Hülfsmittel wider denſelben, die in der eignen geiſtigen und phyſiſchen Kraft des Menſchen, und in den Dingen um ihn liegen, nicht vergeſſen werden darf.„ — Heuſinger, Handb. der Aeſth. Th. 2, S. 169. ff. verſteht unter Elegie ein Gedicht, welches die Art von gemiſchter Empfindung vorträgt, die man Wonne in Wehmuth nennet. — Schiller, über naive u. ſentimentaliſche Dichtung (kleinere proſ. Schriften, Th. 2, S. 87 ff.) erklärt ſich ſo: „Setzt der Dichter die Natur der Kunſt, und das Ideal der Wirklichkeit ſo entgegen, daß die Darſtellung des erſten überwiegt, und das Wohlgefallen an demſelben herrſchende Empfindung wird; ſo nenne ich ihn elegiſch. Dieſe Gattung hat zwei Klaſſen unter ſich. Entweder iſt die Natur und das Ideal ein Gegenſtand der Trauer, wenn jene als verloren, dieſes als unerreicht dargeſtellt wird; oder beide ſind ein Gegenſtand der Freude, indem ſie als wirklich vorgeſtellt werden. Das erſte gibt die Elegie in engerer, das andre die Idylle in weiteſter Bedeutung. Bei der Elegie darf die Trauer nur aus einer, durch das Ideal erweckten, Begeiſterung fließen; dadurch allein erhält die Elegie poetiſchen Gehalt. Die Trauer über verlorne Freuden, über das aus der Welt verſchwundene goldne Zeitalter, über das entflohene Glück der Jugend, der Liebe u. ſ. w. kann nur alsdann der Stoff zu einer elegiſchen Dichtung werden, wenn jene Zuſtände ſinnlichen Friedens zugleich als Gegenſtände moraliſcher Harmonie ſich vorſtellen laſſen. Der Inhalt der dichteriſchen Klage kann niemals ein äußerer, jederzeit nur ein innerer idealiſcher Zuſtand ſeyn; ſelbſt wenn ſie einen Verluſt in der Wirklichkeit betrauert, muß ſie ihn erſt zu einem idealiſchen umſchaffen. Der elegiſche Dichter ſucht die

Natur, aber als eine Idee und in einer Vollkommenheit, in der ſie nie exiſtirt hat, wenn er ſie gleich als etwas Dageweſenes und nun Verlornes beweint. „ —

In der Elegie haben ſich ausgezeichnet: Klopſtock; Kleiſt (Sehnſucht nach Ruhe); Hölty; Nicolay; Göthe; Weiße; Kl. Schmidt; Voß; Matthiſon; Stollberg; Selmar; Soph. Albrecht; Gotter; Heydenreich; Neubeck; Koſegarten; Salis; Tiedge ꝛc.

Samml. Oden und Elegien der Teutſchen, Zürich 1765. — Elegien der Teutſchen, 3 Th. Lemgo 1776. herausg. von Kl. Schmidt.

§. 248.

3) Die Ode.

In dem Menſchen liegt die Tendenz zum Idealiſchen. Das Idealiſche beſteht in der Verſinnlichung einer Idee, die, vermittelſt der Verſinnlichung, aus dem Kreiſe des bloßen Erkenntnißvermögens gerückt, und der Einbildungskraft, dem Gefühls- und Begehrungsvermögen genähert wird. Allein je mehr bei der Betrachtung des idealiſchen Objects das Gefühl gerührt, die Phantaſie begeiſtert, und das Begehrungsvermögen angeregt wird; deſto mehr wird unſre Individualität durch die Urtheilskraft, welche die Kraft eines menſchlichen Geiſtes an die Unendlichkeit des vorſchwebenden idealiſchen Gegenſtandes hält, überzeugt, daß dieſe Kraft nicht hinreicht, jenes Ideal zu erreichen und zu realiſiren, dieſes Ideal mag nun entweder zunächſt ein Ideal des Vorſtellungsvermögens (Wahrheit), oder ein Ideal des Gefühlsvermögens (die idealiſche Schönheit), oder ein Ideal des Begehrungsvermögens (ſittliche Güte und Seligkeit in harmoniſcher Verbindung) ſeyn; oder es mögen in dem Ideale ſich die letztern Endpuncte mehrerer geiſtigen Vermögen vereinigen. — Die hohe Begeiſterung nun, wo das Individuum ſeine endliche Kraft an die Unendlichkeit des Gegenſtandes hält, und, von ſeiner Erhabenheit durchdrungen, das Unvermögen der endlichen Kraft fühlt, aber dennoch, vermittelſt derſelben, an jene Unendlichkeit anſtrebt, ſo weit es dem Schwunge der Phantaſie und der Kraft der Vernunft möglich iſt, iſt die Begeiſterung, in welcher die Ode entſteht. Ihr liegt ein Ideal des Handelns, oder des

Genußes zum Grunde, von deſſen Vollkommenheit ſich alle geiſtige Kräfte ergriffen, in ein harmoniſches Spiel zu ſeiner Realiſirung verſetzt, und zu der höchſten Spannung, es zu realiſiren, fortgeriſſen fühlen; ſie iſt alſo der höchſte Schwung eines harmoniſch gebildeten Geiſtes. Aber dennoch reicht, nach der Subjectivität des Dichters, jene Spannung und dieſer Schwung nicht hin, das Ideal ſelbſt zu berühren, die Kraft erliegt daran; aber ſie hat, ihrem Weſen nach ſelbſt unendlich, das Aeußerſte gewagt, das Unendliche zu realiſiren, ſie hat es dargeſtellt, da ſie es nicht verwirklichen konnte. — Die Ode enthält daher den kühnen Schwung des begeiſterten Dichters zum Unendlichen; ſie iſt das höchſte Auſſtreben eines endlichen Geiſtes; ſie berührt das Unendliche im freien Fluge der Darſtellung, mithin mit den Flügeln der Phantaſie und in der tiefſten Erſchütterung des Gefühls, aber das Begehrungsvermögen erliegt dem Schwunge der Phantaſie, das Ideal kann blos für die Darſtellung und nicht für die Wirklichkeit realiſirt werden. — Die Ode iſt alſo der Ausdruck der höchſten ſubjectiven Bewegung eines endlichen Geiſtes. Das gemiſchte Gefühl der Luſt und Unluſt liegt ihr zum Grunde; das Gefühl der Luſt, aufgeregt durch die Unendlichkeit des Gegenſtandes und durch das Wohlgefallen an dem Schwunge der Phantaſie und des Gefühls, das Ideal in der Darſtellung zu realiſiren; das Gefühl der Unluſt, veranlaßt durch die Ohnmöglichkeit, das Ideal in der Wirklichkeit zu realiſiren, und dem Begehrungsvermögen Genüge zu leiſten; doch ſo, daß, in dem Momente der Begeiſterung, das Gefühl der Luſt das Gefühl der Unluſt überwiegt, weil, durch den aufgeregten Schwung des Gefühls und der Phantaſie, das Beſtreben der Neigung verdunkelt, und das Bewußtſeyn ausgefüllt wird von dem Entzücken über die Realiſirung des Ideals in der Darſtellung. In der Zeichnung der Ode vergißt der Geiſt die Endlichkeit ſeines Begehrungsvermögens; die Unendlichkeit des Gefühls und der Phantaſie erreicht ihr Ideal, und dieſes Weſen der Unendlichkeit, dieſer Wiederſchein des Idealiſchen iſt es, was als Sieg des Gefühls der Luſt über das Gefühl der Unluſt in jeder vollendeten Ode

erſcheint, die dieſes Namens würdig iſt. — Daß in dieſem großen Momente der Begeiſterung das Ideal, das dem Dichter vorſchwebt, nicht pragmatiſch entwickelt und im Einzelnen verzeichnet, ſondern immer nur mit ſtarken, erhabenen Zügen angedeutet, und vermittelſt derſelben das Bild in ihm in eine äußere Anſchauung verwandelt, und aus denſelben in die Darſtellung übergehen kann, fühlt jeder, der je von dem genialiſchen Schwunge eines Odendichters fortgeriſſen wurde. Das Objective (das Idealiſche) erſcheint alſo als reiner Ausdruck und Ton des Subjectiven, und gleichſam unter der Verklärung, welche es durch dieſen Schwung der Individualität erhält.

Sulzers Theorie ꝛc. Th. 3, S 538. ff. Art. Ode. — Eſchenburg, Theor. u. Lit. d. ſch. Wiſſenſch. S. 146 ff. theilt die Oden in Hymnen; heroiſche Oden, und philoſ. Oden. — Nach Bendavid, Geſchmackslehre, S. 344. beruht der Charakter der Ode darauf: „daß der Dichter eine allgemeine Empfindung jeder Art, die an Affect und Leidenſchaft grenzt, zum Gegenſtande ſeines Gedichtes wählt.„ — Geiſtvoller ſagt Pörſchke, Ged. über die Phil. des Sch. Th. 2, S. 51 ff.„ die Syſteme der ſtärkſten Ausdrücke der Empfindungen nennt man Oden. Die heroiſche Ode beſingt die Erſcheinungen der Tapferkeit oder der Verläugnung; die philoſophiſche Ode die Offenbarungen der Vernunft. — Kriegslieder ſind heroiſche Oden. Wenn darin philoſophiſcher Geiſt herrſcht; ſo beſingen ſie nur die Heldenthaten für Freiheit und Gerechtigkeit, um jederman zur erhabnen Aufopferung aller Lebensgüter für ſelbige zu ermuntern. Dieſe Lieder müſſen Werth haben, ſo lange Freiheit und Gerechtigkeit noch von den Menſchen gedacht werden.„ — Nach Heuſinger, Handb. der Aeſth. Th. 2, S. 129. ff. iſt die Ode ein Gedicht, in welchem eine ſtarke Empfindung mit großer Lebhaftigkeit dargeſtellt wird. — Vergl. Kloſe, von der Ode, in den Bresl. Beiträgen zur Phil. 2 B. 1 St.

Unter den Teutſchen zeichneten ſich in der Ode aus: (Aeltere: Weckherlin; Opitz; Flemming; Tſcherning; Gryph; Günther;) Neuere; Haller; Hagedorn; J. A. Schlegel; J. A. Cramer; v. Creuz; G. S. Lange; N. D. Gieſecke; Withof; Uz; Leſſing; Cronegk; Kleiſt; J. G. Jacobi; Zachariä; Karſchin; Wieland; Ramler; Blum; Gerſtenberg; Kretſchmann; Klopſtock; Willamow;

Lavater; Büttner; Hölty; Denis; Maſtalier; Niemeyer; die Stollberge; Alxinger; Voß; Schubart; Koſegarten; Miniod; Matthiſon; Gedicke; Selmar; Neubeck; Conz; Fr. v. Kleiſt; Herder; Heydenreich; Eul. Schneider; Baggeſen ꝛc. — Oden der Teutſchen, 1 Th. Leipz. 1778. --- Oden und Elegien der Teutſchen, Zürich 1783, gehört zu Füßlis allgem. Blumenleſe.

§. 249.

4) Die Hymne.

Die Hymne (welche griechiſchen Urſprungs iſt und bei den Griechen einen Lobgeſang auf eine Gottheit bezeichnete, der, vorzüglich bei Opferfeſten, unter Begleitung von Inſtrumenten vorgetragen wurde,) hat keine von der Ode verſchiedenen Grundſätze, ſondern nur das Eigenthümliche, daß das Unendliche, das ſie darſtellt, Gott, oder ein als Gottheit perſonificirtes (allegoriſches) Weſen iſt. Sie hat daher für das Unendliche, zu dem ſie ſich erhebt, ein beſtimmtes Object, welches ſie nach allen Umgebungen der Erhabenheit ſchildert, und wo ſich in der Darſtellung ein hoher lyriſcher Schwung mit einer durchaus herrſchenden Feierlichkeit vereinigt. — In dem Charakter der Hymne liegt es nicht geradezu, daß ſie ſich noch höher, als die Ode erheben müßte, ob ſie gleich, als Untergattung der Ode, denſelben freien und kühnen Schwung, wie die Ode, wagt, das Unendliche zu verſinnlichen, und das keinem Begriffe Erreichbare in ein Object der Phantaſie vermittelſt der äſthetiſchen Form zu verwandeln.

Vergl. Literaturbriefe, Th. 21. — Herders Fragmente über teutſche Lit. Th. 2, S. 298. ff. — Sulzers Theorie ꝛc. Th. 2, S. 659. ff. Artikel: Hymne. — Eſchenburg, Theorie u. Lit. der ſch. W.S. 149. ff. — Heydenreich, in dem kurzgefaßten Handw. Th. 1, S. 611. — Bendavid, Geſchmackslehre. S. 344, charakteriſirt die Hymne als diejenige lyriſche Dichtungsart, welche Empfindungen ſchildert, die ſich des Menſchen Geiſt bei Betrachtungen über die Gottheit und ihre Werke bemeiſtern, und die nicht anders als lobend ſeyn können. — Pörſchke, Ged. über die Phil. des Sch. Th. 2, S. 52. ſagt von der Hymne: „Hier iſt die Schwärmerei, wenn wir uns in die Anſchauung überirdiſcher Weſen zu verſetzen meinen, wenn wir fühlen ſtatt zu

denken, unmöglich zu vermeiden.„ — Heuſinger, Handb. der Aeſth. Th. 2, S. 147. ff. ſagt: Die Ode verhält ſich zur Hymne, wie das Starke zu dem Stärkſten.

Unter den Teutſchen haben die Hymne angebaut: M. Opitz; Kleiſt; Klopſtock; Wieland; Stollberg; Lavater; J. A. Cramer; Herder; Kretſchmann; ꝛc. (viele Oden gehören hieher.) Eine vollſtändige Hymnenſammlung fehlt noch. Der erſte und zweite Theil in Füßlis Blumenleſe enthält geiſtliche Lieder.

§. 250.

5) Die Dithyrambe.

Sie enthielt bei den Griechen ein Loblied auf den Bacchus, womit deſſen Feſte gefeiert wurden, wenn die ſinnliche Begeiſterung, durch die man ihn zu verherrlichen glaubte, ſchon einen hohen Grad erreicht hatte. — „Eine trunkene, überall ausſchweifende Phantaſie, üppige Bilder, ungewöhnliche, viele Bilder umfaſſende, oft verworrene Zuſammenſetzungen der Wörter, wilde Ausrufungen, welche auf die Erhebung des Gottes abzweckten, kühne, ungewöhnliche Metaphern, ſalti mortali in Anſehung des Zuſammenhanges und der Folge der Gedanken, und daraus nothwendig entſpringende Dunkelheit, waren charakteriſtiſche Züge dieſer Dichtungsart. Die Dithyramben wurden während eines wilden, geſetzloſen, tollen Tanzes geſungen. Die bei den Griechen ſonſt gewöhnlichen Abtheilungen der Oden in Strophen, Antiſtrophen und Epoden, können alſo in denſelben nicht ſtatt gefunden haben, weil ſonſt der Tanz dabei hätte regelmäßig ſeyn müſſen *). „ — Es haben ſich keine Geſänge dieſer Art erhalten.

*) So ſtellt ſie Grohmann dar, in dem kurzgef. Handw. Th. 1, S. 326 ff. Unter den Teutſchen gab Willamow (1763) lyriſche Gedichte heraus, die er wegen der hohen Begeiſterung, die darin herrſcht, Dithyramben nannte. — Pörſchke, Ged. über die Phil. des Sch. Th. 2, S. 53, charakteriſirt ſie ſo: „Dithyrambe, eine Hymne zu Ehren des Bacchus, iſt ein Ausbruch trunkener Begeiſterung, die in dem beſungnen Gegenſtande nichts als die Thaten des alles beſiegenden Weingottes ſiehet. Wäre die Dithyrambe eine Nachahmung der wirklichen Trunkenheit, wo der Menſch als außer dem Zuſtande der Freiheit handelnd, ohne Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, von ſeinen wilden Em-

pfindungen beherrſcht, erblickt würde; triebe der Aufruhr der Lebensgeiſter, nicht aber die Muſe (die freie Thätigkeit) den Dichter; ſo müßte ſein Geſang mehr anthropologiſchen als äſthetiſchen Werth haben„. — Eſchenburg, Theorie der ſch. Wiſſenſch. S. 153. ff. ſtellt die Dithyrambe in die Mitte zwiſchen Hymne und heroiſche Ode. — Vergl. Literaturbriefe; Th. 21, S. 39 ff. und J. G. Herder, Fragm. über d. Liter. Th. 2, S. 298. ff. — Unter den neuern teutſchen Dichtern haben ſich Schiller und Voß in der Dithyrambe verſucht, und C. Schreiber hat ihren Urſprung und ihren Charakter näher gewürdigt in Merkels Freimüthigen, 1804, St. 39 u. 40.

§. 251.

6) Die Heroide.

Die Heroide trägt den Charakter der Elegie, und enthält die Schilderung der innern Leiden (meiſtens der Schmerzen der Liebe) eines Individuums, welche daſſelbe, im tiefen Ausdrucke des Gefühls, einer abweſenden Perſon mittheilt. Für die Darſtellung derſelben wird die monologiſch-epiſtoliſche Einkleidung gewählt; doch ſpricht der Dichter in der Heroide nicht in ſeinem Namen, ſondern er führt eine fremde Perſon redend ein. — Ihr Urheber war Ovid, und ihren Namen erhielt ſie dadurch, daß ausgezeichnete Individuen aus dem heroiſchen Zeitalter in ihr redend eingeführt wurden. Der Form nach gehört ſie zur poetiſchen Epiſtel, dem Charakter nach aber zur lyriſchen Poeſie. Sie muß alſo die ganze Innigkeit, Zartheit und Kraft des Gefühls, mit Leichtigkeit und Natürlichkeit des Ausdrucks verbunden, in der Mittheilung an eine abweſende Perſon enthalten, und kann ſich bisweilen zu einer leidenſchaftlichen Stärke erheben.

Vergl. Sulzers Theorie, Th. 2, S. 570 ff. unter dem Artikel: Heroide, wo auch die ausländiſche und inländiſche Literatur derſelben beigebracht iſt. — N. Bibl. der ſch. Wiſſ. Th. 5. — J. G. Herder, Fragm. über d. Liter. Th. 3, S. 240 ff. — Duſch Briefe, Th. 3, S. 250 ff. u. Th. 4, S. 24 ff. — Grohmann, der den Artikel: Heroide in dem kurzgef. Handw. Th. 1, S. 587 ff. bearbeitete, ſagt ſehr richtig: Die philoſophiſche Theorie der Dichtkunſt kennt die Heroide, als eine beſondere Dichtart, nicht. Alles, was ſie darüber zu ſagen haben kann, gehört unter Elegie, von welcher ſie eine Untergattung iſt. — Nach Bendavid, Geſchmackslehre, S. 344, iſt die Heroide: Dar-

ſtellung der Empfindungen beim Anblicke großer von Menſchen verübter Thaten. — Eſchenburg, Theorie und Lit. der ſch. Wiſſ. S. 200 ff. — Unter den Teutſchen ſchrieben Hofmannswaldau und Lohenſtein, dem äſthetiſchen Gehalte nach, unbedeutende Heroiden. Vorzüglich ſind die von C. M. Wieland, (8 Briefe der Verſtorbenen an hinterlaſſene Freunde; im 2 Supplementbande zu ſeinen ſämtl. Werk. S. 201 ff.). — J. J. Duſch, (proſ.) Briefe zur Bildung des Herzens, 12 Th., gehören hieher, — Schiebeler hat zwei Heroiden in ſeinen auserleſenen Gedichten, (Hamburg 1773) wozu Eſchenburg ein Gegenſtück lieferte. — H. C. H. v. Trantſchen einige in ſeinen vermiſchten Schriften (Chemnitz 1771), S. 1—14, und Koſegarten in ſeinen Poeſien. — Meiſterhafte Producte haben die Teutſchen in dieſer Dichtungsart nicht aufgeſtellt; auch iſt ſie im Ganzen entbehrlich. —

§. 252.
7) Die Cantate.

Die Cantate hat, als Kunſtwerk, keinen eigenthümlichen Charakter, kann alſo auch nicht als eine beſondere poetiſche Form aufgeſtellt werden. Sie gehört zur lyriſchen Form, weil ſie Gefühle darſtellt; und ihr Eigenthümliches beſteht blos in ihrer Beſtimmung für die muſikaliſche Darſtellung. Sie iſt daher ein Product der lyriſchen Poeſie, deſſen Inhalt der muſikaliſchen Darſtellung fähig, und auf dieſe Darſtellung in der Anlegung und Durchführung des Ganzen berechnet iſt. Dem Charakter nach kann ſie ſich bald dem Liede, bald der Ode, bald der Hymne, bald der Elegie nähern, ja dieſer Charakter kann aus mehreren dieſer Formen zuſammengeſetzt ſeyn; nur muß er in ſich Ein Ganzes bilden, und Eine Stimmung muß durch die ganze Cantate hindurchgehen. —

In der Behandlung des Stoffes muß der Dichter durchaus dem Komponiſten vorarbeiten; d. h. er darf nur ſolche Schilderungen aufnehmen, die der muſikaliſchen Darſtellung fähig ſind; er muß ein ſolches Metrum, und eine ſolche Abwechslung der Sylbenmaaſe wählen, welche dem Komponiſten nicht die Hände binden; er muß vielmehr durch den Schwung ſeiner Phantaſie, den Schwung des Komponiſten veranlaſſen, und durch den wohlberechneten Reich-

thum ſeiner Bilder, durch die Wärme und Innigkeit ſeines Gefühls, jenen ſo begeiſtern, daß er dem Ganzen, in dem Geiſte, in welchem er gedichtet iſt, die noch fehlende muſikaliſche Bekleidung gibt, wodurch die Cantate erſt die Vollendung eines Kunſtwerkes erreicht. — Die Cantate darf alſo nicht blos verſificirte Proſa ſeyn; ſonſt wird der Komponiſt durch ſie nicht begeiſtert werden können, und wenn er dennoch Leben und Geiſt auf ſie überträgt, wird die muſikaliſche Bekleidung, für den reinen Geſchmack, nur deſto mehr mit der Ideenreihe des Dichters kontraſtiren, und das Ganze keinen vollendeten Genuß gewähren. Die Cantate darf aber eben ſo wenig einen ſolchen Schwung und eine ſolche Richtung nehmen, welche für den Komponiſten entweder nicht erreichbar, oder durch Muſik nicht darſtellbar iſt. Der Dichter einer Cantate muß vielmehr beinahe in demſelben Grade muſikaliſch ſeyn, in welchem er Dichter iſt; er muß das Verhältniß beider Künſte, der Dichtkunſt und Tonkunſt, gegen einander entweder genau berechnen und überſehen, oder wenigſtens ahnen und fühlen. Es ſind ihm alſo allerdings in der Beziehung auf die muſikaliſche Darſtellung gewiſſe Grenzen für die Behandlung ſeines Stoffes geſetzt; aber je verwandter beide Künſtler, der Dichter und Komponiſt, ſich in Hinſicht auf den Schwung der Phantaſie ſind, deſto harmoniſcher wird ihre gemeinſchaftlich beabſichtigte Wirkung zuſammentreffen.

Recitativ, Arie und Chor ſind die drei weſentlichen Bedingungen für jede Cantate. Das Recitativ veranlaßt und bereitet die darzuſtellenden Gefühle vor; es kündigt die Stimmung an, in welche das Ganze verſetzen ſoll. Die Arie enthält den Ausdruck der angeregten Empfindung, und darf nur Eine Empfindung ausführen und darſtellen, welche dann in der muſikaliſchen Behandlung den Charakter der Melodie und das Verhältniß derſelben zur Harmonie beſtimmt. Der Chor endlich concentrirt gewiſſermaßen die Geſammtempfindung, welche durch die einzelnen in der Cantate dargeſtellten Empfindungen vorbereitet und hervorgebracht worden iſt, und enthält, als Reſultat, entweder den Schluß des ganzen Kunſtwerkes, oder der jedesmaligen

einzelnen Abſchnitte einer größern Cantate. In dem Chore muß die Totalität der Empfindungen aller für den dargeſtellten Gegenſtand intereſſirten Individuen ausgedrückt ſeyn, und ſich daſſelbe alſo mit der höhern Kraft bewegen, welche dem Ausdruck einer Totalempfindung angemeſſen iſt. Enthält der Chor, wie es ſeyn ſollte, die Rückſicht auf die vorher durch Recitative und Arien veranlaßten Empfindungen; ſo muß auch ſeine Melodie und Harmonie dem Geiſte der bereits bis zu ihm fortgeführten poetiſchen und muſikaliſchen Darſtellung anpaſſen.

Der Form nach *), kann man die Cantaten eintheilen:

a) in ſolche, welche Gefühle darſtellen, die ein allgemeines Intereſſe für die Menſchen haben, und das Object nach ſeiner reinen Wirkung auf das ſubjective Gefühl bezeichnen; (dahin würde Ramlers Tod Jeſu ꝛc. gehören;)
b) in ſolche, wo der Dichter in ſeiner eignen Perſon individuelles Gefühl und angeregte Leidenſchaft ausdrückt, (z. B. Kleiſts Flucht der Lalage;)
c) in ſolche, wo der Dichter hiſtoriſche Perſonen ſprechen läßt; hiſtoriſche Cantaten; hier muß die höchſte Vergegenwärtigung die Erzählung beſeelen.
d) in ſolche, wo er Perſonen wirklich handelnd einführt; dramatiſche Cantaten, die ſich der Oper nähern; z. B. Niemeyers Abraham auf Moria; Niemeyers Thirza; Niemeyers Lazarus; Patzke's Tod Abels ꝛc.

Sulzer, Theorie ꝛc. Th. 1, S. 443 ff. ſagt darüber: Cantate iſt ein kleines für die Muſik gemachtes Gedicht von rührendem Inhalte, darin in verſchiednen Versarten Beobachtungen, Betrachtungen, Empfindungen und Leidenſchaften ausgedrückt werden, welche bei Gelegenheit eines wichtigen Gegenſtandes entſtehen. Vergl. d. Artikel: Oratorium, Th. 3, S. 610. ff. — J. A. Eberhard, Theorie der ſch. Wiſſ. S. 268 ff. — Eſchenburg, Theorie und Lit. der ſch. Wiſſ. S. 205 ff. der größtentheils Krauſe, von der muſikal. Poeſie, Berl. 1752, folgt, und die Cantate ausführlich behandelt. — Mit Begeiſterung nimmt ſich

*) Heydenreich, im kurzgef. Handw. Th. 1, S. 221 f.

Herder, Adraſtea, St. 6, S. 324 ff. der unter uns zu ſehr vernachläßigten Cantate an. „Das Oratorium iſt eine reine Kunſtgattung, vom Ton- und Gebärdenſtreit ſowohl, als von der Oper abgeſondert. Sein Vorbild iſt der reine griechiſche Chor, oder der Pſalm und Hymnus. Ein viel in ſich faſſendes Vorbild. Hoch wie der Himmel der Phantaſie, tief und breit und wellenreich wie das Meer der Empfindung, zugleich auch ein Land voll Thäler und Höhen, voll Mondesberge und Mondesgrüfte iſt ſie. Die lyriſche Kompoſition begreift alles in ſich, was Geſang und Töne ausdrücken können, ohne Gebärdung.„ — Fr. Rochlitz, in der muſikal. Zeit. 1803, St. 8. beſtimmt das innere Verhältniß der Theile einer religiöſen Cantate ſo gegen einander: „Das Recitativ erinnert an die Begebenheit, deren Andenken durch das Feſt feierlich erneuert werden ſoll; die Arie drückt Gefühle aus, die durch dieſe Begebenheit erweckt werden ſollen; der Chor ſammelt dieſe Gefühle, faſſet ſie in einen körnigten Spruch, macht ſie dadurch kräftiger und dauerhafter, und ſagt ſie ſo aus, als wenn ſie von der Gemeine ſelbſt ausgeſprochen würden; denn dieſe, wie ſie ſeyn ſollte, wird durch den Chor repräſentirt.„ —

Cantaten und Oratorien von Gerſtenberg; Gieſeke; Jacobi; Münter; Ramler, (der Tod Jeſu. — Die Auferſtehung und Himmelfahrt. — Die Hirten bei der Krippe zu Bethlehem.) —

Niemeyer, Lazarus, oder die Feier der Auferſtehung. — Thirza. — Abraham auf Moria.

Patzke, Tod Abels. — Davids Sieg im Eichthale. — Saul, oder die Gewalt der Muſik.

Schiebeler, Iſraeliten in der Wüſte. — (muſikaliſche Gedichte.)

Zachariä, Pilgrimme auf Golgatha. —

Meißner, Lob der Muſik. —

Bürger, Geſang am Vorabend des Jubelfeſtes der Univerſität Göttingen 1787.

K. G. Küttner, (Sup. in Pirna) mehrere einzelne wenig bekannte, aber treffliche Cantaten. —

Klopſtock, Golgatha, oder teutſcher Text zu Pergoleſi's Kompoſition des ſtabat mater &c.

§. 253.

8) Das Sonnet.

Der Charakter des Sonnets iſt lyriſch. Die Individualität des Dichters und die bald hohe, bald ſanfte Bewegung ſeiner Gefühle ſchimmert aus demſelben hervor. Da ſeine Eigenthümlichkeit hauptſächlich auf einem gewiſſen

feſtbeſtimmten Mechanismus der äußern Form beruht; ſo kann in dem Sonnet, wie in dem Liede, nur Eine Empfindung herrſchend ſeyn, die aber unter der vollendetſten äſthetiſchen Form, welche bei der Kleinheit des Umfangs dieſer Dichtungsart unnachlaßliche Bedingung iſt, erſcheinen muß, wenn anders die Form der Darſtellung ein reines Wohlgefallen an ihr ſelbſt bewirken ſoll.

Der Mechanismus der äußern Form des Sonnets beruht auf vierzehn gleich langen Verſen, wovon die erſten acht in zwei vierzeilige Strophen, die letzten ſechs in zwei dreizeilige Strophen getheilt ſind. In den erſten zwei Strophen wechſeln nur zwei Reime, und vier männliche, mit vier weiblichen Endſylben ab. In den ſechs folgenden Zeilen gehören wieder drei Zeilen männlichen Reimen, und drei Zeilen weiblichen Reimen an. Ganz neuerlich hat man Sonnets mit blos weiblichen Endſylben gedichtet, die aber doch der Form zu viel Monotonie geben.

Vergl. Sulzers Theorie ꝛc. Th. 4. S. 426. ff. wo ſich auch die ausländiſche und inländiſche Literatur über das Sonnet befindet, und Eſchenburgs Theorie der ſch. Wiſſ. S. 111 ff. — Die erſten teutſchen Sonneten ſind von R. Weckherlin, in ſeinen geiſtlichen und weltlichen Gedichten, Amſt. 1648. — Hart ſind die von M. Opitz im 4ten Buche ſeiner poetiſchen Wälder. — Paul Flemming, in ſeinen geiſt- und weltlichen Gedichten (Naumb. 1642) hat 4 Bücher Sonnette. — Dann A. Tſcherning, A. Gryph, v. Lohenſtein ꝛc. — darauf belebte ſie 1765 J. Weſtermann wieder in ſeinen allerneueſten Sonnetten unter den Teutſchen; — Schiebeler; Fr. Schmitt, in ſeinen Gedicht. (Nürnberg 1779); G. A. Bürger, einige treffliche in ſ. Gedichten. — A. W. Schlegel. — K. W. Neubeck, in ſeinen Gedicht. (Liegn. 1792)

§. 254.

b) Die hiſtoriſche Form.

Die hiſtoriſche Form der Poeſie beſchäftigt ſich mit der verſinnlichten Darſtellung von Handlungen und Begebenheiten, die entweder wahr oder erdichtet ſind, in einer vollendeten äſthetiſchen Form. Der Dichter iſt in Hinſicht auf den hiſtoriſchen Stoff nicht durch das Gebiet der Wirklichkeit

beſchränkt; eben ſo frei, wie in dieſem, herrſcht er auch im Reiche der Möglichkeit. Wenn er daher die Facta der Geſchichte, Individuen, Handlungen, Schickſale, Naturbegebenheiten u. ſ. w. ſchildert; ſo gilt ihm nicht das Geſetz der Wahrheit, welches das höchſte Geſetz für den proſaiſchen hiſtoriſchen Stoff iſt, ſondern das Geſetz der Wahrſcheinlichkeit. Der Dichter gebietet alſo über den Stoff für den äſthetiſchen Zweck der ſchönen Form. Nur derjenige hiſtoriſche Stoff, welcher der Einheit der äſthetiſchen Form, und zwar einer ſolchen Verſinnlichung in der Darſtellung fähig iſt, daß die Form um ihrer ſelbſt willen gefällt, iſt poetiſch. Sind die Facta an ſich dieſer Form nicht fähig; ſo geſtaltet er ſie ſo, wie ſie nun unter das Geſetz der Form gebracht werden können. So kann der Dichter auch die Vergangenheit wegen der Verſinnlichung des Stoffes in der Darſtellung, nicht anders, denn als Gegenwart ſchildern. Die Schatten der Vorzeit erſcheinen durch ſeine magiſche Berührung, und ſtehen im belebten Bilde als gegenwärtig vor ihm. Das, was Vergangenheit war, erſcheint nun vor dem innern Sinne gegenwärtig, und wird eine vollendete Anſchauung.

Doch nicht bloß über die Vergangenheit gebietet der Dichter nach dem Geſetze der Form; er bildet ſich ſelbſt eine Vergangenheit und Gegenwart in der Sphäre des Möglichen. Nach der Analogie der wirklichen Geſchichte entwirft er eine Reihe von Begebenheiten, die er unter ſich nach keiner andern innern Nothwendigkeit verkettet, als die aus dem Geſetze der Einheit für die darzuſtellende Form hervorgehet.

So entſteht durch die productive Phantaſie des Dichters eine Welt, wie ſie entweder nie geweſen iſt, oder wie ſie ſeyn ſollte, und wie ſie im kühnſten Ideale verzeichnet wird.

Die Darſtellung des hiſtoriſchen Stoffes, er ſey aus wirklichen Factis entlehnt oder erdichtet, enthält nun entweder den Ausdruck der individuellen Stimmung des Dichters **zugleich** in der Geſtaltung der Form, ſo daß man ſeine Individualität in der Darſtellung wieder erkennt, und ihn von ſeinem Geſchöpf nicht trennen kann; oder er ſtellt die Individuen ſo ſelbſt handelnd in der Darſtellung auf, daß ſeine Individualität in der Form nicht mehr

zu erkennen iſt, und daß ſie den ganzen Gang der Begebenheiten ſelbſt zu leiten, und vermittelſt deſſelben auch die Darſtellung zu vollenden ſcheinen. — Daraus entſpringen die beiden Haupttheile der hiſtoriſchen Poeſie; die hiſtoriſche Poeſie im engern Sinne, und die dramatiſche. Man könnte auch, nach dem Beiſpiele vieler Theoretiker, die dramatiſche Form iſolirt aufführen; aber ſie hat die verſinnlichte Darſtellung von Factis als leitendes Princip mit der hiſtoriſchen Form gemein, und deshalb erſcheint ſie hier nicht iſolirt, ſondern abhängig von dieſem ihrem Grundcharakter.

a) Zur hiſtoriſchen Form im engern Sinne gehören:
1) die Fabel;
2) die poetiſche Beſchreibung;
3) die poetiſche Erzählung;
4) das Heldengedicht (Epopöe);
5) die Romanze;
6) die Legende;
7) der Roman.

In allen dieſen Formen iſt die Individualität des Dichters nicht zu verkennen.

b) Zur dramatiſchen Form gehören:
1) das Trauerſpiel;
2) das Luſtſpiel;
3) das Schauſpiel;
4) das Singſpiel;
α) das Melodrama;
β) die Operette;
γ) die Oper.
5) Der Monolog.

Sehr wahr ſagt Schiller, über das Pathetiſche (kl. proſ. Schriften, Th. 3, S. 364 ff.) „Die poetiſche Kraft des Eindrucks, den ſittliche Charaktere oder Handlungen auf uns machen, hängt nicht von ihrer hiſtoriſchen Realität ab. Unſer Wohlgefallen an idealiſchen Charakteren verliert nichts durch die Erinnerung, daß ſie poetiſche Fictionen ſind; denn es iſt die poetiſche, nicht die hiſtoriſche Wahrheit, auf welche alle äſthetiſche

Wirkung ſich gründet. Die poetiſche Wahrheit aber beſteht nicht darin, daß etwas wirklich geſchehen iſt, ſondern darin, daß etwas geſchehen konnte, alſo in der innern Möglichkeit der Sache. Die äſthetiſche Kraft muß alſo ſchon in der vorgeſtellten Möglichkeit liegen. Selbſt an wirklichen Begebenheiten hiſtoriſcher Perſonen iſt nicht die Exiſtenz, ſondern das durch die Exiſtenz kund gewordene Vermögen das poetiſche. Der Umſtand, daß dieſe Perſonen wirklich lebten, und daß dieſe Begebenheiten wirklich erfolgten, kann zwar ſehr oft unſer Vergnügen vermehren, aber mit einem fremdartigen Zuſatze, der dem poetiſchen Eindrucke vielmehr nachtheilig, als beförderlich iſt.„ — Mehr für die Behandlung des Details als für die Erſchöpfung des Charakters der hiſtoriſchen Poeſie genügt J. J. Engel, Theorie der Dichtungsarten, S. 131 ff. Er ſagt (S. 152): „Der beſchreibende Dichter zeigt uns, was alles an einer Sache zu bemerken iſt, was ſich alles nach einander bezibt.„ — Duſch, Unterſchied des hiſtoriſchen Dichters und Geſchichtsſchreibers, im 5ten Th. ſeiner Briefe.
Eine treffliche Abhandlung von Manſo gehört hieher: über die Wirkung des hiſtoriſchen Gedichtes, in den Nachtr. zu Sulzers Theorie, Th. 5, St. 1, S. 5 ff. —
Der Artikel: Abentheuerlich, in Sulzers Theorie ꝛc. Th. 1, S. 4 ff.

§. 255.

β) Hiſtoriſche Form im engern Sinne.

1) Die Fabel.

Man kann die Fabel aus einem doppelten Geſichtspuncte faſſen, und dadurch in Verlegenheit kommen, zu beſtimmen, unter welche poetiſche Form man ſie claſſificiren ſoll. Betrachtet man ſie nach ihrem Charakter; ſo iſt ſie Erzählung, und gehört, als ſolche, zur hiſtoriſchen Form. Betrachtet man ſie nach ihrem Zwecke; ſo enthält ſie Belehrung, verſinnlicht dargeſtellt, und würde in dieſer Beziehung zur didactiſchen Form gehören. Da aber eigentlich nur der Charakter eines styliſtiſchen Products (weil dieſer ſeine Form ausmacht) die Gattung beſtimmen kann, wohin es gehört; ſo bringen wir die Fabel nicht ohne Grund unter die hiſtoriſche Form.

Wichtiger iſt die Frage: ob die Fabel zu den **Werken** ſchöner Kunſt gehöre? Setzt man das Weſen der ſchönen Kunſt in jene genialiſche Begeiſterung, die den Formen Daſeyn gibt; ſo iſt die Fabel kein Werk der ſchönen Kunſt. Faßt man hingegen jenen Begriff weiter, und bezeichnet damit jede Darſtellung unter einer Form, die durch die bloße Form Vergnügen bewirkt; ſo kann man auch die Fabel in dieſes Gebiet ziehen, nur daß ſie dann, von Seiten der Form, eine äſthetiſche **Vollendung** verlangt, die ihr in vielen exiſtirenden Producten abgeht.

Noch wichtiger iſt die Unterſuchung: welche Aufgabe eigentlich die Fabel zu löſen habe? Mann ſcheint den Standpunct dafür zum Theil verrückt zu haben, daß man auf den **Urſprung** der Fabel zurückging, und auf dem hiſtoriſchen Wege die Auflöſung jener Aufgabe ſuchte. Allerdings iſt die Fabel eine der älteſten Hüllen der Moral, und ihrem Urſprunge nach, ſcheint die Fabel aus der Beobachtung der Thierwelt hervorgegangen zu ſeyn, die dem Menſchen noch um ſo näher lag, und an die er um ſo mehr grenzte, je weniger er in ſeiner intellectullen und moraliſchen Ausbildung fortgerückt war. Noch immer bemerken wir dieſe entſchiedene Wirkung der Fabel auf Kinder, die, dem Grade ihrer Bildung nach, dem Zuſtande der intellectuellen und moraliſchen Unmündigkeit unſers ganzen Geſchlechts an nächſten ſind. —

Waren die Thiere die Lehrer der Menſchen in Anſehung der Kunſttriebe; warum konnte ſich nicht auch die erſte Regung der Sittlichkeit an Beobachtungen in der Thierwelt üben? — Aber nun, nachdem ſich die Fabel in einer vollendetern Geſtalt in dem Zeitalter einer höhern Bildung der Menſchheit erhalten hat, iſt ſie der **Spiegel menſchlicher Handlungen in einer der menſchlichen Thätigkeit analogen Spähre, in dem Kreiſe der Thierwelt.** Zu ſeiner Beſchämung ſoll der Menſch, dem ſtatt des Leitbandes des Inſtinkts, ein **freier** Wille zu Theil wurde, in der Wirkſamkeit des Inſtinkts einen Wiederſchein ſeiner eignen Thätigkeit erblicken, und in der Analogie des Inſtinkts zur Freiheit eine Anweiſung finden, wie er **als ein freies Weſen**

handeln ſoll. Zwar führt der Inſtinkt an ſich nur auf Klugheit hin, und deshalb hat man auch die Beſtimmung der Fabel oft blos auf Klugheitslehren einſchränken wollen; aber eben in der für den Menſchen niederſchlagenden Vergleichung mit der Thierwelt liegt die bedeutendſte Rüge ſeiner ſittlichen Mängel, indem das Thier, nur durch den Inſtinkt geleitet, ſicherer zu handeln und höher zu ſtehen ſcheint, als der Menſch, deſſen Freiheit ſich ſo mannigfaltig verirrt. Damit wird aber keinesweges beſtritten, daß nicht auch die Fabel die Nebenbeſtimmung habe, Klugheitsregeln zu verſinnlichen; nur ihre Hauptbeſtimmung iſt: die ſittlichen Mängel durch eine **Verſinnlichung** anſchaulich zu machen und zu rügen, die vermittelſt der Form, unter welcher ſie erſcheint, den Menſchen eben ſo anzieht, als ſie ihn durch die Lehren, die ſie ihn in einem Bilde vergegenwärtigt, auf ſeine Unvollkommenheiten hinführet. Jene Verſinnlichung menſchlicher Thätigkeiten geſchieht aber in der Fabel durch die Analogie zwiſchen der Sphäre der Freiheit und der Sphäre des Inſtinkts; es muß dem Menſchen in dem Reflexe eines Spiegels ſein Bild, in fremdem Bilde das ſeine, zur Anſchauung hingeſtellt werden, damit die heilſame, und mit dem Wohlgefallen an der dargeſtellten Form verbundne, Täuſchung, er ſehe nicht ſeine, ſondern fremde Thorheit, übergehe in die heilſame Wirkung der Selbſtbeſchauung und Selbſtkenntniß. Die ſcheinbare Ueberlegenheit, die der Menſch als freies Weſen über das Thier behauptet, und die durch die Entdeckung der, vermittelſt der Verſinnlichung dargeſtellten, Fehler und Unvollkommenheiten für den Augenblick erhöht wird, kann ihn nicht abhalten, zu der Einſicht und zu dem Gefühle zu kommen, daß er eigentlich unter der Hülle der Darſtellung gemeint ſey, und daß man ihm, unter der Bedingung der Selbſterkenntniß, eine Beſchämung habe erſparen wollen, die man zum Scheine auf eine Sphäre überträgt, wo, wegen Ermangelung der Freiheit, keine Zurechnung der Handlung möglich iſt. — Nicht alſo blos Klugheitsregeln, ſondern auch moraliſche Maximen verſinnlicht die Fabel; denn ſie legt der Sicherheit, mit

der ſich die Wirkſamkeit des Inſtinkts ankündigt, Triebfedern unter, welche nur der mit Sicherheit wirkende Verſtand (in Hinſicht auf Klugheitslehren) und die mit Sicherheit wirkende Vernunft (in Hinſicht auf moraliſche Maximen) bei ihren Aeußerungen befolgen können. Der Charakter der Freiheit verbirgt ſich gleichſam hinter der Hülle des Inſtinkts; ſo wie der Charakter der Menſchheit hinter den Charakter der Thierheit verſteckt wird.

Dieſe Verwechslung der beiden Sphären, der Sphäre der Menſchheit und der Thierheit, zwiſchen welchen doch durch die Darſtellung das nothwendige Band der Analogie feſtgehalten wird, und feſt gehalten werden muß, wenn anders die Verſinnlichung die Phantaſie in ein freies Spiel verſetzen ſoll, iſt der Grund des Wohlgefallens an der poetiſchen Form der Fabel. Erdichtete menſchliche Handlungen (wo in der Fabel an die Stelle der handelnden Thiere Menſchen ſelbſt treten) vernichten die Illuſion, welche aus der Verwechslung jener beiden Sphären hervorgehet, und vernichten zugleich den Charakter der Fabel. Daſſelbe iſt der Fall, wenn man Gegenſtände der lebloſen Natur an die Stelle der Thiere in der Fabel treten läßt, weil die Analogie der Freiheit und des Inſtinkts, und die Verwechslung zwiſchen beiden, nur durch das, den Thieren und Menſchen gemeinſchaftliche Merkmal des Lebens möglich wird, welches aber bei der Vergleichung des Menſchen mit Gegenſtänden der lebloſen Natur hinwegfällt, ſelbſt wenn man dieſe (z. B. Bäume, Blumen ꝛc.) noch ſo lebhaft zu perſonificiren ſucht. Das den Menſchen und Thieren gemeinſchaftliche Princip des Lebens, und der mit einem organiſchen Leben verbundnen äußern Wirkſamkeit iſt alſo die Baſis der Fabel. Auf dieſe Baſis wird nun die Verwechslung der beiden Sphären der Thätigkeit gegründet, welche bei dem Thiere einzig aus dem Inſtinkte, bei dem Menſchen aus der Freiheit des Willens hervorgehet. Vermöge jener Grundbedingung des Lebens findet aber, ſobald man beide Sphären der Thätigkeit mit einander verwechſelt, eine Analogie der äußern Wirkſamkeit ſtatt, und indem man die Ankündigungen und Aeußerungen der menſchlichen Freiheit dem thieri-

ſchen Inſtinkte unterlegt, läßt man den Menſchen ſein eignes Bild in einer fremden Sphäre wieder erblicken. Dies aber, daß er nämlich ſich hier wiederfindet, und dann daß das, was ihm hier entgegen kommt, unter einer äſthetiſchen Darſtellung erſcheint, die ſchon durch ihre Form gefällt, erregt ein doppeltes Intereſſe in ihm, das Intereſſe an der Darſtellung und an dem dargeſtellten Gegenſtande, die aber für ihn eben ſo innig in eins verſchmelzen, wie Stoff und Form ſelbſt unzertrennlich verbunden ſind. — Wenn denn nun von der einen Seite die Neuheit in der Erfindung eines analogen Verhältniſſes zwiſchen beiden Sphären die Aufmerkſamkeit feſſelt, und den Witz des Darſtellenden bewährt; ſo wird von der andern Seite dem Dichter ſein Geſchäft dadurch erleichtert, daß der Charakter der Thiere, die er als handelnd darſtellt, bereits bekannt iſt, und deshalb auch der practiſche Satz, der dadurch verſinnlicht werden ſoll, ſogleich die nöthige Anſchaulichkeit erhält, ſobald man das Thier hinwegdenkt, und ein freies Weſen mit dieſem dargeſtellten Charakter an ſeine Stelle ſetzt.

Nach Leſſings Theorie iſt die (äſopiſche) Fabel eine Erzählung, worin ein allgemeiner moraliſcher Satz auf einen beſondern Fall zurückgeführt, dieſem Falle Wirklichkeit ertheilt, und eine Geſchichte daraus zuſammengeſetzt oder gedichtet wird, in welcher man den allgemeinen Satz ſinnlich und anſchauend erkennt. (Leſſing, vom Weſen der Fabel; von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel; ſ. deſſen ſämtliche Schriften, Th. 18 S. 129 ff.) — Nach Herder, (über Bild, Dichtung und Fabel, ſ. deſſen zerſtreute Blätter, Th. 3, S. 87 ff. u. Adraſtea, St. 3, S. 87 — 131.) iſt die Fabel eine Dichtung, die für einen gegebenen Fall des menſchlichen Lebens in einem andern congruenten Falle einen allgemeinen Erfahrungsſatz, oder eine practiſche Lehre, nach innerer Nothwendigkeit derſelben, ſo anſchaulich macht, daß die Seele nicht etwa nur überredet, ſondern vermittelſt der vorgeſtellten Wahrheit ſelbſt ſinnlich überzeugt werde. — Gegen beide erklärt ſich Heydenreich (im Syſt. der Aeſth. S. 353 ff.), der den Zweck der Fabel als anſchauliche Darſtellung einer Klugheitslehre nach ihrem Einfluſſe auf Vortheil und Nachtheil, in einer aus der Thierwelt oder der lebloſen Welt hergenommenen Handlung, angibt. — Nach meiner An-

ſicht im Paragraphe kann ich mich mit Heydenreichs Beſtimmung, daß ſie, dem Charakter nach eine bloße Klugheitslehre enthalte, nicht ausſöhnen, und eben ſo wenig damit, daß Perſonificationen aus der lebloſen Welt zum Charakter der Fabel gehören könnten. — Eſchenburg, Theorie und Lit. der ſch. Wiſſ. S. 78. ff. folgt Leſſing und Herder. — So viel Brauchbares ſich in hiſtoriſcher Hinſicht in Ramlers Batteux (Th. 1, S. 293 ff.) über die äſopiſche Fabel findet; ſo wenig befriedigt die Theorie. Er definirt die äſopiſche Fabel als „die Erzählung einer allegoriſchen Handlung, die ordentlicher Weiſe den Thieren beigelegt wird.„ — J. J. Engel, Theorie der Dichtungsarten, S. 37. ff. rechnet die Fabel zur didactiſchen Form. Wahrheit iſt, nach ihm, Zweck und Seele der Fabel, dagegen komme es auf die Geſchichte, als Geſchichte, dem Dichter nicht an, ſondern blos als auf Beiſpiel, als auf poetiſches Mittel, die Erkenntniß der Wahrheit anſchauend zu machen. — Ueber Epopöe und Romanze, ebendaſ. unter der Rubrik: von der Handlung S. 200 ff, wo Engel beſonders die Grenzlinie zwiſchen epiſcher und didactiſcher Poeſie zu ziehen ſucht. — Eberhard, Theorie der ſch. Künſte und Wiſſ. S. 220 ff. erklärt ſich über die Fabel dahin: „Da eine jede Fabel eine hiſtoriſche Wahrheit iſt, und einer hiſtoriſchen Wahrheit eine einzelne, ein jeder niedriger Begriff aber, und alſo eine jede einzelne Wahrheit, worin eine allgemeine angeſchauet werden kann, ein Beiſpiel, eine Fabel ferner erdichtet iſt; ſo iſt eine äſopiſche Fabel ein erdichtetes Beiſpiel, allein nicht jedes Beiſpiel oder jedes Erdichtete iſt eine äſopiſche Fabel, ſondern nur dasjenige, welches eine Fabel iſt.„ — Nach Bendavid, Geſchmackslehre, S. 343. ff, entſteht die Fabel: „wenn uns durch die Gedanken des Dichters ein ſolches anſchauliches Beiſpiel von der moraliſch guten oder böſen Seite einer Handlung gegeben wird, bei dem wir unpartheiiſche Richter genug bleiben können, um die Anwendung davon auf uns zu machen.„ — Meiners, Theorie und Geſch. der ſch. Wiſſ. S. 275 ff. erklärt ſich gegen Leſſing, ohne etwas Beſſeres an deſſen Stelle zu geben. — Pörſchke, Ged. über d. Phil. d. Sch. Th. 2, S. 138 ff. erklärt die Fabel für die poetiſch didactiſche Erzählung in Bilder eingekleideter moraliſcher Wahrheiten. Im weitern Sinne ſey ſie eine allegoriſche Erzählung einer Situation des menſchlichen Lebens; und die in ihr dargeſtellte Wahrheit könne keine andere, als eine moraliſche ſeyn. — Heuſinger, Handb. der Aeſth. Th. 2, S. 19. ff. rechnet ſie zur didactiſchen Poeſie, und ſtellt nichts Eigenthümliches dar.

der auf. — K. Ph. Conz, morgenländiſche Apologen, Heilbr. 1803, nimmt zwiſchen Fabel und Parabel keinen weſentlichen Unterſchied an, und bezieht die Fabel nicht blos auf Klugheitslehren, ſondern auch auf moraliſche Maximen. — Sulzer, Theorie Th. 2, S. 164 ff. nennt Fabel: die Erzählung einer geſchehenen Sache, inſofern ſie ein ſittliches Bild iſt. Vergl. Bardili, was iſt das Eigenthümliche der äſop. Fabel, in der Berl. Monatsſchr. 1791 July. — Hiermit iſt die Abhandlung von Jakobs: griechiſche Fabuliſten in den Nachtr. zu Sulzers Theorie ꝛc. Th. 5, St. 2, S. 269 ff, und die von demſelben Verf.: lateiniſche Fabuliſten, Th 6, St. 1, S. 29 ff. zu vergleichen.

Ausgezeichnete Fabeldichter der Teutſchen ſind: Lichtwer; Leſſing; Gellert; J. A. Schlegel; Zachariä; Gleim; Michaelis; Meißner; Pfeffel; Burmann; Kl. Schmidt; Ramler; v. Nicolay; Götz; Gieſeke; Schmit; Claudius (Asmus); Hagedorn; Weppe; Langbein; Willamow; Tiedge; Zink; Reinwald; Herder ꝛc.

Ganze Sammlungen: K. W. Ramlers Fabelleſe; Leipz. 1783 ff. 3 Th. Bodmers Fabeln aus den Zeiten der Minneſänger. — Zürich 1757. — Fabeln, von Hagedorn, Gleim, Lichtwer. Winterth. 1777. — Auserleſene Fabeln von Gellert, Gleim, Hagedorn und Lichtwer. Berlin 1786. — Ellrodt, neue Fabelleſe für die Jugend. Hof 1794. —

§. 256.

2) Die poetiſche Beſchreibung (Naturgemählde.)

Die poetiſche Beſchreibung beſteht in der Darſtellung der Gegenſtände der Natur unter einer in ſich vollendeten äſthetiſchen Form. Sie iſt nicht mit Menſchen und deren Handlungen, ſie iſt mit der Natur und dem Kreiſe ihrer Geſchöpfe und ihrer aus den Geſetzen einer ewigen Nothwendigkeit hervorgehenden Wirkungen beſchäftigt. Es iſt alſo nicht eigentliche Nachahmung, ſondern Darſtellung der Natur. Das Mannigfaltige der einzelnen Naturerſcheinungen wird durch das Geſetz der Form für die Phantaſie zur Totalität eines Bildes verbunden, das durch die Form wohlgefällt, unter welcher es erſcheint, und von der es ſelbſt unzertrennlich iſt. — Die poetiſche Naturmahlerei darf daher das Mannigfaltige der erſcheinenden Geſtalten

nicht blos als Mannigfaltiges darſtellen, ſondern als Theil eines Ganzen, deſſen idealiſches Bild nur der Vernunftidee von der Einheit der Natur als eines Ganzen angemeſſen ſeyn kann. — Da der Stoff der poetiſchen Beſchreibung in Erſcheinungen enthalten iſt, denen, als ſolchen, ſchon für die äußere Anſchauung ein hoher Grad von Verſinnlichung zukommt; ſo müßte der Dichter dieſen Vortheil ſchlecht verſtehen, wenn er das Mannigfaltige in der äußern Erſcheinung nicht zur Totalität eines Bildes für den innern Sinn erheben wollte. In der Hervorbringung dieſer Form liegt daher die äſthetiſche Kraft des hiſtoriſchen Dichters, und da alle Verſinnlichung der productiven Phantaſie idealiſch erſcheint, ſo fällt von der Form auf die dargeſtellten Naturgegenſtände ſelbſt ein idealiſcher Schimmer zurück, welcher der Natur in dem Bilde der Phantaſie eine höhere Schönheit ertheilt, als ſie in der Wirklichkeit beſitzt. Dieſer idealiſche Schimmer rührt aber von der Freiheit des Spiels der productiven Phantaſie her, ohne die keine äſthetiſche Form entſtehen kann; dieſe Freiheit nun, zurückgeſtrahlt auf Objecte, die an die Geſetze einer ewigen Nothwendigkeit gebunden ſind, gibt denſelben ein ſolches höheres Leben und verbindet ſie, die einzelnen Geſtalten, zu einer ſolchen Totalität, daß die Phantaſie, die erſt aus ſich heraus dies auf die Außenwelt überträgt, durch ihr eignes Product gleichſam getäuſcht wird, und ſich in dem Zauber gefällt, der eine Form umfließt, in welchen Erſcheinungen nach dem Geſetze der Freiheit zur Einheit erhoben werden, die an ſich nach der Nothwendigkeit der Naturkräfte nur als ein Mannigfaltiges im Raume erſcheinen können. — Aus dieſem Geſichtspuncte läßt ſich der Zauber erklären, den die vollendeten Landſchaftsgemählde (z. B. von Matthiſon) gewähren.

Niemand hat vollendetere Formen in der poetiſchen Beſchreibung aufgeſtellt unter den Teutſchen als Jean Paul (es verſteht ſich, daß blos von einzelnen — nicht von allen ſeinen Naturgemählden die Rede iſt) und Matthiſon. Es iſt nicht nöthig die Naturgemählde zu einer eignen und neuen poetiſchen Form zu erheben, wie Schiller in der Recenſion der Matthiſonſchen Gedichte vorſchlug,

Uu

(abgedruckt in ſeinen kleinen Schriften, Th. 4, S. 268 ff. eine Recenſion, die übrigens über dieſen Gegenſtand viel Originelles enthält); da ſie unter die poetiſche Beſchreibung gehören, ſobald der Charakter derſelben ſo, wie es hier geſchehen iſt, genauer beſtimmt, und ſorgfältig von der poetiſchen Erzählung unterſchieden wird. — Zur Literatur der poetiſchen Beſchreibung gehören: Sulzers Theorie ꝛc. Th. 1, S. 381 ff, ein mattherziger Artikel. — J. J. Bodmer, krit. Betrachtungen über die poetiſchen Gemählde der Dichter. Zürich 1741 — Ein dichteriſcher Erguß über Naturgegenſtände in Schillers zerſtreuten Betrachtungen über äſthetiſche Gegenſtände, in ſeinen kl. proſ. Schriften, Th. 4, S. 35 ff. — Minder wichtig iſt der Abſchnitt von der Erzählung und Beſchreibung, in Homes Grundſätzen der Kritik, (überſ. von Meinhard, 3te Aufl.) Th. 3, S. 175 ff. — Eſchenburg, Theorie der ſch. Wiſſ. S. 134 ff. — Pörſchke Ged. über die Phil. des Sch. Th. 2, S. 19 ff. u. Eberhard, Theorie der ſch. Wiſſ S. 179 ff. doch genügt mir bei dem letztern der Begriff des beſchreibenden Gedichtes (S. 181.) nicht ganz: „Ein Gedicht, deſſen Haupttheile dadurch unter einander zuſammenhangen, daß ſie zuſammengenommen, die Beſchreibung eines gewiſſen Ganzen ausmachen, iſt ein beſchreibendes Gedicht; und ſeine Theile, welche Merkmale des ganzen Begriffs ſind, ſind entweder neben einander ſeyende, oder auf einander folgende. Dieſe Theile können wieder poetiſch deutlich, oder Gemählde ſeyn; daher auch dieſes Gedicht Epiſoden zuläßt und erfordert, welche die äſthetiſche Kraft des Ganzen erfodern.„

In der poetiſchen Beſchreibung haben ſich ausgezeichnet: Haller (Alpen); Kleiſt; Ebert; Uz; Gleim; Jacobi; Gotter; Göckingk: Kl. Schmidt; Matthiſon; Salis; Fried. Brunn; Bonſtetten; F. W. A. Schmidt.

§. 257.

3) Die poetiſche Erzählung.

Die Erzählung iſt von der Beſchreibung, ſchon im proſaiſchen hiſtoriſchen Stoffe, dadurch verſchieden, daß die erſte die Vergangenheit und die Thätigkeiten freier Weſen, die letztere die Gegenwart und die durch Anſchauung aufzufaſſende Beſchaffenheit der Naturweſen (mit Einſchluß des

Menſchen als Naturweſen) darſtellt. In der hiſtoriſchen Poeſie ſind die Grenzen zwiſchen der poetiſchen Beſchreibung und der poetiſchen Erzählung dadurch gezogen, daß die erſtere Naturgemählde unter einer äſthetiſchen vollendeten Form aufſtellt, die poetiſche Erzählung aber eine beſtimmte Aeußerung der freien Thätigkeit des Menſchen unter einer vollendeten äſthetiſchen Form verſinnlicht, aber durch die Einheit der Handlung zugleich das Princip für die Einheit der Form erhält. Die Einheit der Handlung, die nach ihrer ganzen Umgebung dargeſtellt werden ſoll, enthält alſo zugleich den Maasſtab für die Einheit der Form. Es iſt nicht, wie im Epos, das handelnde Individuum ſelbſt, das in dem Mittelpunkte der Darſtellung ſteht; es iſt blos eine Handlung deſſelben, um welcher willen das Individuum in die Umgebung der Darſtellung aufgenommen wird, ſtatt daß im Epos die Handlungen des Individuums, der vollendeten Darſtellung der Individualität wegen, zur Vollendung der Einheit der Form gehören. Dadurch wird nun das Gebiet der poetiſchen Erzählung ſehr genau gegen die poetiſche Beſchreibung und gegen die Epopöe begrenzt, und bleibt der Dichter innerhalb dieſer Grenzen, ſo erhält die poetiſche Erzählung Einheit der Form. Weiß er die darzuſtellende Handlung für die Phantaſie in ein lebensvolles Bild zu verwandeln, ſo daß alle Theile der Darſtellung ſich um dieſe Handlung, welche im Mittelpunkte der Darſtellung ſteht, in einem freien Spiele bewegen und blos der Handlung wegen da ſind; ſo hat die Form der Darſtellung äſthetiſche Vollendung.

Der hiſtoriſche Dichter iſt nicht wie der proſaiſche Hiſtoriker durch den Stoff gebunden; er kann ihn mit aller äſthetiſchen Freiheit geſtalten, wie er will. Nur das Geſetz der Form iſt für ihn das höchſte; er hat alles gethan, wenn er dieſes erfüllt. Er kann daher auch die factiſche (und nicht blos erdichtete) Handlung frei, d. i. poetiſch behandeln, d. h. ſie ſo darzuſtellen, wie die Einbildungskraft am freieſten über dieſen Stoff gebieten, und durch die ver-

ſinnlichende Hülle, mit der ſie ihn bekleidet, am meiſten auf die Leſer wirken kann.

Da der erzählende Dichter ſich mit freien Handlungen beſchäftigt; ſo muß ihm ein tiefer pſychologiſcher Blick zu Theil werden ſeyn. Er verarbeitet zwar die pſychologiſchen Reſultate nicht als Philoſoph, aber er bedient ſich ihrer poetiſch, d. h. ſein ſicherer pſychologiſcher Blick ſchafft, im Einverſtändniſſe mit der productiven Phantaſie, die Umgebung von Urſachen und Wirkungen um die darzuſtellende Handlung, ſo daß die poetiſch dargeſtellte Handlung nach der Analogie der empiriſchen Wirkſamkeit freier Weſen erſcheint, und alſo auch das Geſetz der logiſchen Möglichkeit, das höchſte Geſetz für die hiſtoriſche Form der Poeſie, befriedigt. — Alles nun, was aus dem Kreiſe der phyſiſchen Welt in die poetiſche Erzählung aufgenommen wird, erſcheint unter dem Einfluſſe moraliſcher Wirkungen; denn eine Handlung (d. i. eine Wirkung der Freiheit vernünftig-ſinnlicher — alſo moraliſcher — Weſen) ſteht im Mittelpunkte der Darſtellung. —

Man unterſcheidet in der poetiſchen Erzählung die komiſche und ernſthafte. Die erſte verſinnlicht Handlungen, welche in dem Leſer ein Gefühl von Luſt, wegen der durch ihre Darſtellung in ihm angeregten Empfindung der Ueberlegenheit über das Subject der dargeſtellten Handlung, anregen; die zweite hingegen verſinnlicht Handlungen, welche ein gemiſchtes Gefühl von Luſt und Unluſt anregen, und alſo das Gefühlsvermögen rühren, in welchem zuletzt nur, entweder durch den Sieg des Individuums über die ihn nachtheiligen Umgebungen in Verbindung mit dem Wohlgefallen an der äſthetiſch vollendeten Form, oder, wenn es der Macht der Verhältniſſe um ihn her unterliegt, blos durch dieſes Wohlgefallen an der Form, das Uebergewicht der Luſt über die Unluſt hervorgebracht wird.

Stellt in der komiſchen Einkleidung die poetiſche Erzählung die Thorheiten und Fehler der Menſchen dar; ſo geſchieht es blos, um dadurch zu beluſtigen, und nicht wie in der Satyre, um ſie zu geißeln und die moraliſchen Krankheiten zu heilen; und dadurch iſt wieder das Gebiet der ko-

miſchen poetiſchen Erzählung gegen das Gebiet der Satyre durch genaue Grenzen beſtimmt. — Die ernſthafte poetiſche Erzählung aber hat beſonders das Sentimentale, wodurch ſie ſich auszeichnet, in ihrer Darſtellung; aber nur der ſichere Tact des Dichters kann ihn davor bewahren, die reine und tiefe Empfindſamkeit nie in eine ekelhafte Empfindelei ausarten zu laſſen.

Die Leichtigkeit und Natürlichkeit in der Darſtellung iſt Hauptgeſetz für die poetiſche Erzählung. Auf ſanften Wogen der Empfindung, und nicht auf dem Kothurn des Epos, bewegt ſich der Fluß derſelben. Reim und Sylbenmaas ſind in der poetiſchen Erzählung nur zufällige Merkmale, und die Teutſchen haben beinahe in proſaiſcher Einkleidung (ſeit **Lafontaine's** und andrer Erzählungen) beſſere poetiſche Erzählungen, als in der rhythmiſchen Haltung. Uebrigens muß der äſthetiſche Schmuck blos in der poetiſchen Erzählung einer leichten Bekleidung gleichen; er darf nicht pomphaft angekündigt, nicht feierlich aufgetragen, nicht ängſtlich geſucht, nicht abſichtlich erweitert und ausgedehnt ſeyn. Alle Belehrung iſt an ſich von der poetiſchen Erzählung ausgeſchloſſen; nur beiläufig darf ſie angebracht ſeyn. —

Die allegoriſche Erzählung gehört ebenfalls hieher, inwiefern eine Handlung unter einem Gegenbilde dargeſtellt und verſinnlicht wird, das mit dem Hauptbilde eine ſolche Aehnlichkeit hat, daß man die Beziehung darauf und das Verhältniß zwiſchen beiden leicht unter der verſinnlichenden Hülle auffinden kann.

Sulzers Theorie, Th. 2, S. 121 ff. Artik. Erzählung befriedigt nicht. — Eſchenburg, Theorie u. Lit. d. ſch. Wiſſ. S. 89. ff. — Pörſchke, Ged. über die Phil. des Sch. Th. 2, S. 23 ff. — Heuſinger, Handb. der Aeſth. Th. 2, S. 225 ff. ſagt ſehr populär: daß die poetiſche Erzählung eine ſchöne Erzählung, eine ſchön vorgetragne Begebenheit ſeyn müſſe. —

In der poetiſchen Erzählung haben ſich ausgezeichnet:

Wieland (Schach Lolo. — Wintermährchen. — des Maulthiers Zaum. — Clelia und Sinibald. — Waſſerkufe ꝛc.) Hagedorn. — Leſſing. — Kleiſt. — Gellert. — Gerſtenberg. — Michaelis. — Jacobi. — Gleim. — Karſchin. — Göckingk. — Kotzebue. — Benkowitz. — Weppe. — Lang.

bein. — Koſegarten. — Schiller. — Pfeffel. — Kl. Schmidt. — Gotter. — Steigenteſch. —

In der proſaiſchen Erzählung:

A. G. Meißner, Skizzen, 14 Th. Leipz. 1783 ff. — Erzählungen und Dialogen, 3 Th. Leipz. 1783.

A. v. Kotzebue, kleine geſammlete Schriften. 4 Th. Leipzig 1791. ff. — Die jüngſten Kinder meiner Laune. 6 Th. Leipzig 1793 ff.

A. Lafontaine, moraliſche Erzählungen, 6 Bände. Berlin 1793 ff. — Die Gewalt der Liebe. 4 Th. N. A. Berlin 1798. — Scenen. 2 Th. Leipz. 1789. — Sagen aus dem Alterthume. 2. Th. Berlin 1796 ff. — Kleine moraliſche Erzählungen, 8 Th. (nach- und abgedruckt aus den Almanachen ꝛc. in die er ſie gegeben hatte).

A. F. E. Langbein, Feierabende, 3 Th. Leipzig 1793. — Schwänke, 2 Th. N. Aufl. Leipz. 1795. — Neue Schwänke. Ronneb. 1799. — Talismane gegen die lange Weile. 3 Th. Berlin 1801. — Erzählungen, Berl. 1804. — Neue Novellen, Berl. 1804.

L. Wächter (Veit Weber) Sagen der Vorzeit, 6 Th. Berl. 1789 ff. — Holzſchnitte, 1r Th. Berl. 1793.

J. K. A. Muſäus, Volksmährchen der Teutſchen, 6 Th. Gött. 1782. ff. — Straußfedern, 1r Th.

(J. Milbiller) neue Volksmährchen der Teutſchen, 4 Th. Leipzig 1790.

J. G. Müller, Straußfedern, 2—8r Theil.

Fr. Schulz, kleine proſaiſche Schriften, 4 Th. Weimar 1788 — Trauergeſchichten, 3 Th. Leipz. 1782.

J. F. Jünger, Vetter Jakobs Launen, 6 Th. Leipzig 1786. ff. — Eheſtandsgemälde Leipz. 1796.

Demme (Karl Stille) Erzählungen, 2 Th. Riga 1792.

C. M. Groſſe, Erzählungen, 2 Th. Berlin 1793.

C. H. Spieß, Biographien der Selbſtmörder, 4 Th. Prag 1789. — Biographien der Wahnſinnigen, 4 Th. Leipz. 1796.

W. G. Becker, Erhohlungen, jährlich 4 Bände ſeit 1796 — Darſtellungen, 3 Th.

G. W. C. Starke, Gemählde aus dem häuslichen Leben, 5 Th. Berlin 1793 ff.

H. Ch. Wagner, Geſpenſter, 4 Th. Berl. 1797. — Neue Geſpenſter, 3 Th. Berlin 1802.

G. Schilling, Cyanen, 2 Th. Freyb. 1796.

K. F. Kretſchmann, kleine Romane und Erzählungen, 2 Th. Leipzig 1799.

Fr. Rochlitz, Charaktere intereſſanter Menſchen in moraliſchen Erzählungen, 4 Th. Züllich. 1799. — Erinnerungen, 4 Th. — Familienleben, 2 Th. Frankf. 1801. — Amaliens Freuden und Leiden ꝛc. 2 Th. Leipz. 1802.

L. Soph. Ludwig, Gemählde häuslicher Scenen, 4 Th. Leipz. 1780 ff. — Erzählungen von guten und für gute Seelen. Leipz. 1799.

Sophie de la Roche, moraliſche Erzählungen, 2 Th. Frankfurt 1801.

C. A. Fiſcher, ſpaniſche Novellen. Berl. 1801. deſſen Reiſeabentheuer, 2 Th. Dresd. 1801. Deſſen neue Reiſeabentheuer. Poſen 1802.

L. F. Huber, Erzählungen, 3 Theile. Braunſchw. 1801 ff.

G. A. H. Gramberg, Kränze, 3 Th. Erzählungen. ꝛc. Oldenburg 1801.

G. Merkel, Erzählungen, Berl. 1800. — Randzeichnungen. Berl. 1802. — Wannem Ymanta. Leipz. 1802.

A. G. Eberhard, geſammlete Erzählungen. Leipz. 1802.

A. Mahlmann, Erzählungen und Mährchen, 2 Th. Leipzig 1802. f.

§. 258.

4) Das Heldengedicht (Epopöe).

Das Heldengedicht beſteht in der zur äſthetiſchen Einheit vollendeten Darſtellung des Kampfes der menſchlichen Freiheit mit der Macht des Schickſals. Dieſer allgemeine Begriff muß als Charakter des Heldengedichtes aufgeſtellt werden, wenn die einzelnen vollendeten Producte in dieſer poetiſchen Gattung unter ein allgemeines Princip gebracht werden ſollen. — Handlung, und zwar Handlung eines menſchlichen, d. i. eines mit geiſtiger Kraft und mit Freiheit des Willens ausgeſtatteten, aber unter den Schranken der Endlichkeit und unter dem Einfluſſe der Naturnothwendigkeit und der Conjuncturen des Schickſals wirkenden, Weſens iſt der Charakter der Epopöe. Mag nun der Held, der im Vordergrunde der Dichtung ſteht, mehr nach ſeiner phyſiſchen Kraft, oder nach ſeinem intellectuellen Vermögen, oder nach ſeiner ſittlichen Freiheit im Kampfe erſcheinen; ſo iſt doch das Anſtreben gegen große Schwierigkeiten, in deren Beſiegung ſich die Thätigkeit des Helden zeigt, und durch die er unſre Theilnahme und Bewunderung erregt, die Hauptaufgabe der Epopöe. Unter dieſer Bedingung darf es nur Ein Individuum ſeyn, das im Mittelpuncte der Darſtellung ſteht, und um welches ſich alle einzelne Gruppen der Darſtellung, in untergeord-

neten Verhältniſſen, bewegen. Auf dieſen Helden muß ſich alles beziehen; alles muß um ſeinetwillen da ſeyn; nichts darf mit der Darſtellung in Verbindung gebracht werden, das nicht in näherer oder entfernterer Beziehung auf ihn, und zwar nach der Art ſtünde, in welcher ſich ſeine Kraft thätig beweiſet. Ob nun gleich der Held ſeine geſammten Kräfte aufbieten und in Thätigkeit verſezen darf; ſo wird doch derjenige Held, und diejenige Epopöe für moraliſche Weſen das meiſte Intereſſe haben, in welcher die moraliſche Kraft gegen die Macht des Schickſals ankämpft, wenn anders die Form der Darſtellung Einheit und äſthetiſche Vollendung hat.

Die verſinnlichte Darſtellung, Haltung und Durchführung des Helden iſt daher der erſte Punct, auf welchen es in der Epopöe ankommt. Der zweite iſt die Darſtellung der Macht des Schickſals, gegen die er kämpft. Unter Schickſal verſtehen wir in der Epopöe alles das, was außer der Individualität des Helden ſeine Kraft in Thätigkeit ſetzt, und zum Kampfe auffordert. Dies können theils Naturkräfte, theils der Gang ſeines Lebens, theils Menſchen, die ſich ihm entgegenſtellen, theils höhere Weſen ſeyn, die ſeine Kräfte prüfen, oder unterdrücken wollen. Die Kraft in ihm, ſeine Subjectivität, ſteht mit der Außenwelt, die ſein Schickſal herbeiführt, im Kampfe; das große und erhabene Schauſpiel beruht zulezt auf dem unerklärbaren Zuſammenhange des Subjectiven und Objectiven, und auf dem ewigen Antagonismus beider. Zwei gleiche Größen, die ſich meſſen, ohne von einerlei Urſprung und von gleicher Aeußerung zu ſeyn. Gegen die Macht des Schickſals kämpft alſo die Kraft des Helden. Es muß daher in der Darſtellung das Verhältniß der Macht des Schickſals und der gegen ſie kämpfenden Kraft genau angedeutet und durchgeführt werden; es muß zwiſchen beiden die beſtimmteſte Proportion herrſchen. Wäre die Macht des Schickſals ſtärker, als die Kraft, die gegen ſie ankämpft; ſo wäre der Sieg im Voraus entſchieden. Wäre die Kraft, als ſolche, entſchieden überwiegend über die Konjuncturen des Schickſals, das ſie in Thätigkeit ſezt; ſo würde der Held

nicht der Gegenſtand unſrer höhern Bewunderung ſeyn. Nur dadurch, daß beide, bis zum Schluſſe der Epopöe, in einem verhältnißmäßigen Gleichgewichte ſtehen, und daß mit der ſich verſtärkenden Macht des Schickſals auch die Kraft des Helden ſich in einer höher ſteigenden Anſtrengung zeiget, wird das Intereſſe an der Darſtellung durchgehends lebhaft erhalten und geſteigert. Mag dann der Held ſiegen, oder unterliegen; ſo ſtreitet beides nicht mit dem Charakter der Epopöe, nur daß allerdings das erſte mehr der Theilnahme des Leſers zuſagt, und der Sieg des Helden, nach dem Augenblicke des härteſten Kampfes, der ſeinen Triumph herbeiführet, die Bewunderung vollendet, die ſich allmählig für ihn in uns bildet, und die mit ſeinem Siege den höchſten Grad erreicht. —

Die Epopöe muß, der **Form** nach, Sinnlichkeit und äſthetiſche **Einheit und Vollendung** haben. Die Darſtellung des Kampfes muß mit einer Haltung durchgeführt ſeyn, daß man alle einzelne Theile dieſer Darſtellung genau unterſcheiden, dieſelbe aber in einem Totalbilde zuſammenfaſſen kann; es müſſen alſo alle ihre Theile in gegenſeitiger Harmonie ſtehen, das Princip der Verbindung muß aber einfach ſeyn. Zugleich muß die Darſtellung die höchſte ſtyliſtiſche **Vollendung** haben, damit die Form eben ſo mächtig anziehe, wie der Held, der in der Darſtellung erſcheint. Dieſe Einheit iſt aber eine Einheit der **Geſtalt und der Handlung**, und keine Einheit nach Begriffen, wie in der Naturbeſchreibung und Geſchichte.

Der Stoff des Heldengedichts kann von größerm, oder kleinerm Umfange ſeyn; die Wirkung hängt nicht davon, ſondern von dem Eindrucke ab, den der Held nach der Darſtellung hervorbringt, unter welcher er erſcheint. Die Wirkung iſt alſo ganz in der Hand des Dichters, und je vollendeter ſein Schönheitsgefühl, je größer ſeine Kraft iſt, das Erhabene und Pathetiſche, das in die Epopöe weſentlich gehört, in die Handlungsweiſe und Geſinnungen des Helden zu legen, und die ganze Umgebung um denſelben darnach zu modificiren; deſto unwiderſtehlicher wird ſich der Enthuſiasmus von der Darſtellung ergriffen fühlen. — Der Held,

ſelbſt, wenn er ein übermenſchliches Weſen iſt, muß im Epos in der Form der menſchlichen Natur erſcheinen, und als Menſch, mit menſchlichen Kräften, gegen die Macht des Schickſals anſtreben, dem er ſich, wenn er ein übermenſchliches Weſen iſt, freiwillig unterwirft, ſtatt daß er, als göttliches Weſen, über daſſelbe unbedingt ſiegen, aber auch dadurch ſogleich den ganzen Knoten zerhauen würde. Daß aber ein Weſen, das, ſeinem Urſprunge nach, über das Schickſal zu gebieten vermag, ſich demſelben unterwirft, und gegen daſſelbe kämpft, bietet dem epiſchen Dichter einen unendlichen Reichthum von großen Situationen dar. Mehr als Ein Held darf aber nicht im Vordergrunde ſtehen, wenn nicht der reine Eindruck des Epos verdunkelt, und das Intereſſe an dem Hauptgegenſtande geſchwächt werden ſoll. Die dichteriſche Stimmung zur Epopöe unterſcheidet ſich hauptſächlich von der Stimmung zum lyriſchen dadurch, daß in der erſtern der Dichter ſich in dem höchſten extenſiven Leben, in der zweiten aber in dem höchſten intenſiven Leben der Empfindung zeigt. Die ſinnlich vollendeteſte Objectivität iſt daher der Charakter des Epos; ſo wie die ſinnlich vollendeteſte Subiectivität der Charakter der Lyra.

Maſchinen nennt man im Heldengedichte diejenigen übernatürlichen Weſen, welche durch ihre Handlungen Wirkungen hervorbringen, die nicht natürlich erfolgen könnten. Sie haben für das Heldengedicht nur relativen Werth; da immer dasjenige in einem höhern Grade intereſſiren muß, in welchem die Schürzung und Löſung des Knotens durch menſchliche Kraft, und durch das gegenſeitige Verhältniß der Freiheit und der Nothwendigkeit, beſtimmt und geleitet, und nicht von dem Einfluſſe höherer Weſen abhängig gemacht wird. Der epiſche Dichter verkennt den Charakter ſeiner Form, wenn er in der Anordnung des Ganzen die Mittel der Täuſchung bewirken will, die in der Gewalt des dramatiſchen Dichters ſtehen. Nicht durch die künſtliche Verflechtung der einzelnen Parthien, nicht durch überraſchende Schläge muß er Bewunderung hervorbringen wollen, ſondern das Gefühl des Erhabenen muß er anregen, und nie aus dem Charakter des Erhabenen, das er zeichnet, fallen, vielmehr

muß er über alle Mittel, welche der Umfang der Sprache für die Darſtellung in ſich faßt, gebieten, dieſes Gefühl zu beleben, zu unterhalten und bis an den Schluß fortzuführen.

Die Artikel: Held, Heldengedicht, in Sulzers Theorie ꝛc. Th. 2, S. 493 ff. erſchöpfen nicht. — J. A. Schlegel, Ueberſ. des Batteux, Th. 2, S. 299 ff. — Mit Geiſt iſt der Artikel: Heldengedicht von Heydenreich im kurzgef. Handw. Th. 1, S. 582 ff. bearbeitet. — Eſchenburg Theorie und Lit. der ſch. Wiſſ. S. 264 ff. hat das Heldengedicht ausführlich behandelt. — Duſch, über das hiſtoriſche, das epiſche Gedicht u. die Epopöe, im 5 Th. ſeiner Briefe; vom komiſchen Heldengedichte im 6ſten Theile. — Der Epos in neuen Sprachen iſt von dem ältern weſentlich verſchieden. Sehr wahr ſagt Herder (von der Natur und dem Urſprunge des Epos, in der Adraſtea 5 B. 1 St. S. 134 ff.): „der griechiſche Epos iſt national, ein Kind der Umſtände, des Lokals und der Zeiten; eine Volksſage. Epos iſt alſo das poetiſche Wort der Tradition nach Völkern und Zeiten: deshalb macht ſich auch ſein Gewebe ([illegible]) oder ſeine Verflechtung gleichſam von ſelbſt.„ — Adraſtea, St. 10, S. 296 ff. verlangt Herder in der Epopöe „eine Verbindung des Himmels mit der Erde", ein Eingreifen höherer Weſen. — Sehr wenig genügt die Theorie des Epos in Ramlers Batteux, Th. 2, S. 9 ff. — Eberhard, Theorie der ſch. K. u. Wiſſ. S. 210 ff. nennt dasjenige größere Gedicht eine Epopöe, welches den höchſten Grad der poetiſchen Vollkommenheit hat, deſſen Handlung alſo die reichſte, größte, lebhafteſte rührendſte inſonderheit aber wunderbar iſt. — Home, Grundſ. d. Kritik, Th. 3, S. 237 ff. — Hugo Blair, Vorleſung. über Rhet. und ſchöne Wiſſ. Th. 4, S. 75. ff. behandelt die epiſche Poeſie als eine eigne Form, und zwar reichhaltig, aber nicht befriedigend. — Nach Bendavid, Geſchmackslehre S. 345, entſteht die Epopöe in hiſtoriſcher Form, oder ein Trauerſpiel in dramatiſcher Form: „ wenn der Dichter die Handlungen des Geiſtes und des Körpers eines Menſchen ſchildert, inſoweit ſie mehr als gewöhnliche Menſchenkräfte vorauszuſetzen ſcheinen.„ — Meiners, Theorie u. Geſch. der ſch. W. S. 58 ff. verfehlt den äſthetiſchen Geſichtspunct der Epopöe ganz, wenn er ſagt: „Fiction iſt ſo wenig zum Sujet eines epiſchen Gedichts nothwendig, daß ein Sujet der Regel nach um deſto mehr an innerem Werthe verliert, je mehr es Erdichtung nothwendig macht.„ — Das komiſche Heldengedicht behandelt er S. 92 ff. beſonders. — Genau unterſcheidet Pörſchke, Ged. über d. Phil. des Sch. Th. 2, S. 78 ff. das epiſche Gedicht von dem dramatiſchen. Ihm iſt das erſte: „ ein Syſtem für den

Zweck der Dichtkunſt geordneter handelnder, von dem Dichter ſelbſt dargeſtellter Weſen.„ Ausführlich ſtellt er das epiſche Gedicht dar S. 129 ff. — Zu unbeſtimmt iſt Heuſingers Begriff (Handb. der Aeſth. Th. 2, S. 244 ff): die Epopée iſt eine umſtändliche poetiſche Erzählung einer Begebenheit. — Aus einem höhern und umſchließendern Standpuncte behandelt W. v. Humboldt, (äſthetiſche Verſuche. Th. 1, S. 199 ff.) den Epos. Handlung und Beſchreibung ſind ihm die Hauptbeſtandtheile in dem Begriffe der Epopoe „Die bloße Beſchreibung eines Gegenſtandes hat immer etwas Kaltes und Einförmiges. Da bei ihr der Stoff ohne alle Bewegung iſt; ſo kann ſie dieſe nur durch die Behandlung erhalten. Aber die bloße Bewegung allein iſt noch bei weitem nicht hinreichend. Wo das höchſte Leben und die höchſte Sinnlichkeit gefordert wird, da muß man eine beſtimmte Kraft in Thätigkeit erblicken; da muß ein Streben nach einem beſtimmten Ziele vorhanden ſeyn, das uns für den gelingenden oder fehlſchlagenden Erfolg im Voraus beſorgt macht. — Was nun aber die Handlung und die Erzählung derſelben ſo individualiſirt, daß ſie die Epopée vor allen übrigen Gattungen erzählender Gedichte, in ihrer Eigenthümlichkeit bezeichnen, iſt die Natur der beſchauenden Stimmung des Gemüths und der dichteriſchen Einbildungskraft, und die Wechſelwirkung, in welche beide im Epos mit einander treten.„ — Die Entwickelung dieſer drei Momente muß man ſelbſt, von S. 203 an, bei ihm vergleichen. S. 218 definirt er das epiſche Gedicht als eine ſolche dichteriſche Darſtellung einer Handlung durch Erzählung, welche unſer Gemüth in den Zuſtand der lebendigſten u. allgemeinſten ſinnlichen Betrachtung verſetzt. — Als Geſetze der Epopée ſtellt er S. 285 ff. auf: Geſetz der höchſten Sinnlichkeit; Geſetz durchgängiger Stetigkeit; Geſetz der Einheit; Geſetz des Gleichgewichts; Geſetz der Totalität; Geſetz pragmatiſcher Wahrheit. — Minder wichtig iſt die Abh. über Roman, Heldengedicht und Drama, in der Bibl. d. ſch. W., 68 B. 2 St. S. 179 ff.

C. *A. H. Clodius*, de carminis heroici dignitate philoſophica et morali. Lipſ. 1795. 4.

C. L. Reinhold, über die nähere Betrachtung der Schönheiten eines epiſchen Gedichts. Jena 1788. (mit Rückſicht auf den Oberon)

Klopſtock, von der heiligen Poeſie, vor dem 1 Th. der ältern Ausgabe des Meſſias.

C. F. Benkowitz, der Meſſias von Klopſtock äſthetiſch beurtheilt und verglichen mit der Iliade, der Aeneide, und dem ver-

lornen Paradieſe. Bresl. 1797. — J. C. A. Grohmann, äſthetiſche Beurtheilung von Klopſtocks Meſſias. Leipz. 1796. —

Ueber epiſche Schriftſteller vergl. Harris Handbuch der philoſ. Kritik der Lit. überſ. von Jeniſch (Berlin 1789), S. 32 ff. —

Die teutſchen Heldengedichte aus den Zeiten der Minne- und Meiſterſänger gehören nicht hieher. — Schönaich (Hermann, oder das befreite Teutſchland). — Klopſtock (Meſſias) — J. E. Schlegel (Heinrich der Löwe.) — J. J. Bodmer, (Noachide). — Wieland, (Prüfung Abrahams. — Cyrus (unvollendet) — Idris und Zenide. — Liebe um Liebe. — Oberon) — Geßner, (Tod Abels.) — Zachariä (Schöpfung der Hölle; Cortes, unvollendet; — der Renomiſt; Murner —) Nicolay (in ſeinen ſämtl. Schriften). — Alxinger, (Doolin von Mainz — Bliomberis.) — Thümmel (Wilhelmine). — Ratſchky (Striegel). — Jeniſch (Boruſſias). — Sonnenberg (Weltende). — Baggeſen (Parthenais). — Soph. Mereau (Seraphine). — von Klein (Athenor). — Siegfried (Siama und Galmory) — Bielefeld (Thuiskon.) — Buermann (Valeria). — Anonym: Richard Löwenherz. Alfonſo. — Die Duncias des Jahrhunderts. Berl. 1790. — Die Wartburg. Leipz. 1802. — Der neue Froſchmäusler, Heldengedichte in 3 Büchern. Braunſchweig 1796.

§. 259.

5) Die Romanze (und Ballade).

Die Romanze iſt Darſtellung eines hiſtoriſchen Stoffes als freies Spiel gemiſchter Gefühle. Bei der Unbeſtimmtheit, die bisher über die Romanze herrſchte, wird es erlaubt ſeyn, einen Verſuch zur nähern Beſtimmung ihres Charakters zu wagen.

Was den Stoff der Romanze betrifft; ſo iſt er hiſtoriſch, aber gleichviel, ob wahr oder erdichtet. Deshalb gehört ſie auch der hiſtoriſchen poetiſchen Form an. Dieſer Stoff kann nun entweder aus der Vorzeit, aus der Mythologie, aus dem Heldenalter, aus dem Kloſterleben, oder aus den Vorgängen des täglichen Lebens entlehnt ſeyn; er iſt das Zufällige in der Hand des Dichters; nur Liebe muß der herrſchende Gegenſtand im Stoffe ſeyn, damit ſie der Grundton in der Darſtellung werden könne.

Liebe iſt ein gemiſchtes Gefühl, und da ſie in jeder Romanze das Object der Darſtellung iſt; ſo muß auch die Darſtellung den Ausdruck dieſes gemiſchten Gefühls enthalten, doch ſo, daß ſich im Schluſſe der Vorſtellung, das Uebergewicht auf die Seite des Gefühls der Luſt, oder der Unluſt entſchieden neigt.

Soll nun die Romanze ein äſthetiſches Kunſtwerk ſeyn; ſo muß die Darſtellung ein freies Spiel ſeyn, und dieſe Freiheit in der Bewegung, ſo wie die Verſinnlichung im Ausdrucke kann nur durch das Object der Darſtellung ſelbſt beſtimmt werden.

Die Liebe, die als gemiſchtes Gefühl in der Romanze dargeſtellt wird, kann aber eben ſo wohl unter einer traurigen und wehmüthigen Einfaſſung, als unter einer leichten und frohen Umgebung erſcheinen; nur muß ſie mit gewiſſen Schwierigkeiten kämpfen, und in dieſem Kampfe nicht die Rechte der Vernunft, ſondern die Gewalt und Stärke des Gefühls gegen die ſich ihr entgegenwerfenden Schwierigkeiten geltend machen. Dadurch unterſcheidet ſich die Romanze weſentlich von der Epopöe, daß in ihr nicht die Stärke eines freien Willens, ſondern die Macht des Gefühls herrſcht. Die Länge oder Kürze der Form ſelbſt iſt an ſich gleichgültig, und hängt von der Reichhaltigkeit des Stoffes ab, der übrigens in der Darſtellung als ein für ſich beſtehendes, und in der Auflöſung des Knotens vollendetes Ganze erſcheint.

Die Auflöſung des Knotens beſtimmt das tragiſche oder erfreuliche Ende der Romanze. Die Stärke und Gewalt des Gefühls, (und welches Gefühl überträfe die Liebe an Stärke) mag nun zuletzt ſiegen, oder der auf ſie von außen eindringenden Gewalt unterliegen; ſo iſt dies an ſich gleichgültig. Der Charakter der Romanze wird nicht durch ihren Schluß, ſondern durch den höchſten Ausdruck des Gefühls der Liebe beſtimmt. Das Wohlgefallen an der Form gründet ſich daher auf die Theilnahme an den Erwei-

ſungen der Stärke der Liebe, und dieſes Wohlgefallen kann ſelbſt durch den tragiſchen Schluß nicht vermindert werden, weil es theils auf dem Intereſſe an der hohen Glut des Gefühls, theils auf der äſthetiſchen Vollendung der Form beruht, welche die Gewalt der Liebe zeichnet.

Die Maſchinen in der Romanze (z. B. übermenſchliche Weſen, Geiſter, Naturkräfte, das Wunderbare ꝛc.) gehören nicht unmittelbar zu ihrem Weſen; ſie ſind zufällig, und können eben ſo gut vorhanden ſeyn, als fehlen. Die Romanze als Kunſtwerk iſt vollendet, wenn ſie das gemiſchte Gefühl der Liebe mit aller äſthetiſchen Freiheit darſtellt, und dadurch das reine Wohlgefallen an der Form erzeugt.

Dadurch, daß die Romanze die Gewalt der Liebe ſchildert, nähert ſie ſich der lyriſchen Form, weshalb ſie auch manche Theoretiker dahin gezogen haben; aber die Bedingung, daß ſie Liebe ſchildern kann, iſt und bleibt der hiſtoriſche Stoff, er mag entweder aus wirklichen Begebenheiten oder aus der Tradition entlehnt, oder eine freie Wirkung der productiven Phantaſie ſeyn.

Daß in der komiſchen Romanze die ganze Umgebung das Colorit der mit Frohſinn und erheiterten Kraft wirkenden Liebe trägt, iſt ſchon aus ihrem Zwecke klar, der aber auf die Beſtimmung ihres Charakters keinen Einfluß haben kann.

Man hat zwar zwiſchen Romanze und Ballade einen Unterſchied machen, und jene Bezeichnung für die frohe und komiſche, dieſe für die ſentimentale Einkleidung aufſtellen wollen; aber der Urſprung der Benennung rührte vom Zufall her, und beide bezeichneten urſprünglich Lieder, die man zur muſikaliſchen Begleitung, bisweilen zum Abſingen beim Tanze beſtimmte.

Der Ausdruck Romanze ſtammt aus der verderbten lateiniſchen (romaniſchen) Sprache her, in welcher man ſchon ſeit dem zehnten Jahrhunderte erdichtete Erzählungen von kriegeriſchen und verliebten Abentheuern ſchrieb, und aus welcher ſich die provenzaliſche Sprache bildete (vergl. C. D. Beck, Anleitung zur Kenntniß der allgem. Weltgeſchichte Th. 3, S. 710. und Herders Adraſtea, St. 10, S. 241 ff. — Vorher aber gab es ſchon in Spanien und England Romanzen. — Was unſre Theoretiker über den Charak-

ter der Romanze aufſtellen, hat mich nicht befriedigt. So z. B. paßt Sulzers Bezeichnung (Theorie Th. 4, S. 110. ff.) nicht, wenn er ſagt: „Man gibt den Namen Romanze kleinen erzählenden Liedern, in dem höchſt naiven und etwas altväteriſchen Ton der alten gereimten Romanzen.„ Nicht alle, ſelbſt die trefflichſten Producte in dieſer Gattung, haben dieſen altväteriſchen Ton; mehr iſt es die Feierlichkeit der Einfaſſung, was man bei den meiſten antrifft. — Eſchenburg, Theorie der ſch. Wiſſ. S. 161 ff. rechnet ſie zur lyriſchen Poeſie. — Heininger, Handb. der Aeſthetik, Th. 2, S. 236. ff. zur hiſtoriſchen; aber ſein Begriff derſelben genügt mir nicht: „ſie ſey die Erzählung einer Begebenheit, die entweder abentheuerlich, oder wunderbar, oder ſchauerlich, oder tragi-komiſch, oder alles dies zu gleicher Zeit iſt. Liebe iſt dabei jederzeit im Spiele, ob es gleich nicht gerade eine Liebesbegebenheit zwiſchen unverheiratheten Perſonen ſeyn muß, welche erzählt wird.„ — Eberhard, Theorie der ſch. Künſte u. W. S. 240 ff. erklärt den Urſprung der Romanze daraus; wenn die Hauptgedanken eines lyriſchen Gedichts zu einer poetiſchen Handlung werden; und allerdings liegt viel Wahres darin. — Pörſchke, Ged. über d. Phil. des Sch. Th. 2, S. 55 f. „Die Romanze iſt ein Lied, welches eine poetiſch erzählte Geſchichte des Herzens oder der Leidenſchaften, vorzüglich des Muthes, der Freundſchaft und Liebe darſtellt, iſt alſo ſowohl den epiſchen als lyriſchen Regeln gemäß. Es iſt eine Sache der Willkühr, den Romanzen tragiſchen Inhalts den Namen Balladen beyzulegen.„ —

Romanzen und Balladen der Teutſchen von J. F. Löwen; Zachariä; Gleim; Bürger; den Stollbergen; Weppen; Hölty; Starke; Michaelis; Jacobi; Kretſchmann; Schink; Fr. Schmitt; Gotter; Pfeffel; Roſegarten; Schiller; Heydenreich; Tiedge ꝛc.

Romanzen der Teutſchen mit einigen Anmerkungen über die Romanzen, 2 Th. Leipz. 1779 ff. — (Urſinus) Balladen und Lieder altengliſcher und altſchottiſcher Dichtart. Berl. 1777. — Bodmer, altengliſche und altſchwäbiſche Balladen, 2 Th. Zürich 1780 f. — C. F. Weiß, Romanzen und Balladen der Teutſchen, 1 Th. Altenb. 1799.

§. 260.

6) Die Legende.

Die Legende enthält die Darſtellung einer Handlung, welche aus religiöſen Gefühlen entſprang, und mit einem alle Erwartung übertreffenden Erfolge ge-

krönt wurde. Ihre äſthetiſche Form iſt vollendet, wenn das religiöſe Gefühl, aus dem die Handlung entſprang, die Handlung ſelbſt, und der ſie begleitende Erfolg in der Totalität des Bildes nach einem äſthetiſchen Cauſalzuſammenhange erſcheinen.

Die Geſchichte der Heiligen (nicht ausſchließend der chriſtlichen) iſt das Gebiet des Stoffes für die Legende. Handlungen ſind es, die ſie verſinnlicht, und deshalb gehört ſie zur hiſtoriſchen Form. Dieſe Handlungen entſprangen aber aus religiöſen, alſo aus den höchſten irdiſchen Gefühlen. Die Darſtellung hat es mit der Innigkeit und Stärke, nicht mit der moraliſchen Reinheit dieſer Gefühle zu thun, und dadurch geht ein Hauch der lyriſchen Poeſie in ſie immer. Doch dieſe aus religiöſen Gefühlen hervorgehende Handlung wurde mit einem alle Erwartung übertreffenden Erfolge gekrönt, und darin beſteht das Epiſche der Legende.

Für die äſthetiſche Behandlung der Legende (die nach den Forderungen der hiſtoriſchen Kritik nie für die Poeſie geeignet iſt), gehört alſo nicht factiſche Beglaubigung, ſondern nur Darſtellbarkeit des Stoffes nach dem Geſetze der Wahrſcheinlichkeit, durch welches das Wunderbare und Uebernatürliche nicht ausgeſchloſſen wird, ſobald es nur mit der Handlung in einem äſthetiſchen Cauſalzuſammenhange ſteht, und die äſthetiſche Vollendung der Form bewirkt.

Soll alſo die Legende als äſthetiſches Kunſtwerk erſcheinen; ſo wird alles von ihr ausgeſchloſſen, was nicht nach dem Geſetze der Form dargeſtellt und zu einer Totalität des Bildes vereiniget werden kann. Niemand aber wird es läugnen, daß die großen Aufopferungen der Märtyrer für die Religion, daß die Innigkeit des Gefühls, welches jenen Aufopferungen zum Grunde lag, und daß der für die Darſtellung blos aus äſthetiſchen Geſetzen erklärbare Zuſammenhang ihrer Handlungen mit dem wunderbaren Erfolge, der ſie krönte, einen reichhaltigen Stoff für äſthetiſche Formen darbieten. Dieſe Reichhaltigkeit des Stoffes ſchließt aber jede Unbedeutenheit der Hand-

ſung, jede Schwäche des dabei wirkſamen Gefühls, und jeden den äſthetiſchen Cauſalzuſammenhang ſtörenden wundervollen Erfolg der Handlung von ſich aus.

Jeder Legende liegt gewöhnlich ein Factum zum Grunde; aber die Tradition, oder die religiöſe Schwärmerei hat dieſes Factum verſchönert, und durch die beabſichtigte Verſchönerung oft entſtellt. Die Reformation vernichtete den Einfluß der Legende auf die Religion und die Moral, und das mit Recht; aber die Aeſthetik kann über dieſes reiche Gebiet des Stoffes herrſchen und ſich daſſelbe eröffnen, ſobald der Stoff jenen aufgeſtellten Forderungen entſpricht. Unter dieſer Bedingung iſt ſie dann eine wahre Bereicherung der äſthetiſchen Formen; aber ihre Bearbeitung darf nicht in die Hände von Stümpern oder Schwärmern fallen, auch muß der äſthetiſche Charakter der Darſtellung ſo ſicher gehalten ſeyn, daß ſie nur eine äſthetiſche Wirkung hervorbringt, und weder den Aberglauben weckt, noch die Schwärmerei nähret. — Dann verdient Herder unſern Dank, der dieſe poetiſche Form wieder bei den Teutſchen in Anregung brachte, und in ſeiner Abh. über die Legende (zerſtreute Blätter, Th. 6, S 247 ff.) gewiſſe leitende Principien für dieſelbe, zugleich mit einer kurzen äſthetiſchen Apologie derſelben zuſammenſtellte, und darauf S. 275 ff. mehrere Legenden in einer äſthetiſchen Form folgen ließ. Schon die Vorrede S. VII ff enthält einige treffliche Winke darüber. — Andre Legenden hat er bearbeitet in der Adraſtea, St. 3, S. 189 ff. —

§. 261.

7) Der Roman.

Wenn die Geſchichte das Gebiet der Wirklichkeit, nach Vergangenheit und Gegenwart, umſchließt; ſo iſt es die Aufgabe des Romans: das **Mögliche als wirklich, das Idealiſche nach der Analogie der Wirklichkeit, und zwar unter einer Form darzuſtellen, die um ihrer ſelbſt willen mit reinem Wohlgefallen erfüllt.** Das Gebiet des Romans iſt daher von ungleich weiterem Umfange, als das Gebiet der Geſchichte. Die Geſchichte iſt an die Facta in der Wirklichkeit gebunden, und der Styliſt kann ſich um dieſelben blos das Verdienſt einer äſthetiſchen Darſtellung erwerben. Der Roman hingegen gebietet über die **Wirklichkeit**, d. h. über die Facta, die

er verſinnlicht darſtellen will, nach den Geſetzen der Ideale, und das **Mögliche**, das die productive Phantaſie in ihrem Schwunge berührt, darf ſie blos nach der Analogie des Wirklichen geſtalten. In den Begriff des Romans aber die Darſtellung eines **beſtimmten Objects** (z. B. der Liebe) aufzunehmen, würde es unmöglich machen, ſeine einzelnen Formen unter einen Hauptbegriff zu bringen.

Je weiter nun von der einen Seite das Gebiet und der Umfang des Stoffes iſt, der in dem Romane zu einem äſthetiſchen Ganzen erhoben werden ſoll; deſto freier iſt zwar von der andern Seite die Wirkſamkeit des Dichters, aber deſto größer ſind auch die Erwartungen von ihm in Hinſicht auf die productive Kraft, welche der Form Daſeyn, Leben und Haltung geben ſoll, und deſto ſtrenger die Forderungen an dieſe Form von Seiten der ſtyliſtiſchen Vollendung. Wenn es daher in der einen Hinſicht dem Dichter zu ſtatten kommt, daß er über den Stoff blos nach dem logiſchen Geſetze der Möglichkeit gebieten darf, ohne daß ihm durch die Facta die Hände gebunden werden; ſo ſteigen auch deshalb, in der andern, die Forderungen an ihn um ſo höher, je mehr die Erzeugung des Stoffes, die Darſtellung deſſelben, und die innige Harmonie zwiſchen Stoff und Form ausſchließend auf die Rechnung ſeines productiven Vermögens kommt.

Idealiſche Geſtalten unter der vollendetſten äſthetiſchen Form ſoll der Roman darſtellen. Der Begriff des Idealen im Romane iſt aber freilich in ſo fern **relativ**, in wiefern er an die **productive** Phantaſie des Dichters angeknüpft iſt. Hält ſich dieſe Phantaſie bei ihrer Darſtellung an Facta der Geſchichte; ſo kann ſie höchſtens den Helden, den ſie in den Mittelpunct der Darſtellung ſtellt, idealiſiren, damit das Mögliche gleichſam in ſeiner Individualität mit dem Wirklichen zu Einem Ganzen verſchmelze, und ſo entſteht das **hiſtoriſche Gemählde**, das, ſobald der Dichter ein romantiſches und kein hiſtoriſches Ganze ankündigt, an ſich nicht verwerflich iſt, **und blos nach äſthetiſchen, nicht nach hiſtoriſchen Geſetzen** beurtheilt werden kann. Ueberflügelt aber die Phantaſie die

Wirklichkeit; zeichnet ſie Geſtalten, die nie exiſtirt haben, und welche einer idealiſchen Welt angehören, einer Welt, wie ſie ſeyn ſoll, nicht, wie ſie iſt; ſo hat allerdings die Phantaſie freien Spielraum; ſie kennt dann kein höheres Geſetz, als die Grenzen ihrer eignen Vollendung; ſie ruft Geſtalten zum Daſeyn, die blos nach der Analogie des Wirklichen, nach den Bedingungen menſchlicher Verhältniſſe und menſchlicher Thätigkeit exiſtiren, unbekümmert darum, ob je ein Individuum ſo handelte, und ſo handeln wird, lediglich deshalb beſorgt, ob es ſo handeln kann, nach allen organiſchen, intellectuellen, äſthetiſchen und moraliſchen Beziehungen eines endlich vernünftigen Weſens. — Die productive Phantaſie kann wohl im Romane noch einen höhern Schwung nehmen, wo aber die Gefahr, ihre eignen Grenzen zu überſchreiten, immer höher ſteigt, und das Idealiſche nur durch das Transcendente begrenzt werden kann. Dieſen höhern Schwung, der ihr aber in den ſtyliſtiſchen Producten dieſer Art nur ſelten gelungen iſt, wagt ſie dann: wenn ſie übermenſchliche Weſen in den Kreis der Endlichkeit herabruft, in den Lauf menſchlicher Schickſale verflicht, und zwiſchen dieſen übermenſchlichen Geſtalten und den idealiſchen Menſchen eine Wechſelwirkung begründet, deren Knoten leichter zu ſchürzen, als zur völligen äſthetiſchen Befriedigung zu löſen iſt.

In Angemeſſenheit zu dieſer dreifachen Function, zerfällt der Roman in drei Untergattungen.

a) Der hiſtoriſche Roman. Sein Stoff iſt aus der wirklichen Welt entlehnt; aber die Kompoſition verräth den Zauber der idealiſchen Form. Die Wirklichkeit wird nach dem Geſetze der Möglichkeit geſtaltet, d. h. die productive Phantaſie vertilgt das Zufällige aus der wirklichen Geſchichte, vernichtet den Einfluß des Ohngefährs und der zufälligen Umſtände, und unterwirft den Gang der Handlung dem Geſetze der Ideale. Das Geſetz des Idealiſchen für die poetiſche Form iſt, in der Darſtellung, zunächſt das Geſetz der Möglichkeit; dann die möglichſt höchſte Verſinnlichung des Ueberſinnlichen, und zwar dieſe

Verſinnlichung unter einer vollendeten ſchönen Form. Das Princip für die Vollendung des hiſtoriſchen Romans iſt daher das Princip für eine äſthetiſche Form, deren innere Vollendung durch die unübertroffene Sinnlichkeit im Ausdrucke, und durch die idealiſche Freiheit in der Bewegung beſtimmt wird. — Es iſt daher unbillig, den hiſtoriſchen Dichter nach den Geſetzen der beglaubigten Geſchichte zu meſſen; er kann nur nach den Geſetzen der Form beurtheilt werden; nur ein Aeſthetiker kann ſein Richter ſeyn.

b) Der philoſophiſche Roman. Schon ſeinem Stoffe nach gehört er zur idealiſchen Welt. Der Dichter entfaltet in ihm nicht die Wirklichkeit, ſondern die Möglichkeit. Das menſchliche Leben, menſchliche Individuen, wie ſie ſeyn ſollten, und ſelbſt innerhalb der Schranken der Endlichkeit ſeyn könnten, nach allen ihren individuellen Gefühlen und Handlungen darzuſtellen, iſt ſeine große Aufgabe. Nur nach der Analogie der Wirklichkeit muß er dieſe Geſtalten formen, wenn ſie Wahrheit in der äſthetiſchen Kompoſition haben ſollen; ob je ein ſolches Weſen exiſtirte, oder je exiſtiren wird, das kümmert ihn nicht. Eine veredelte menſchliche Individualität ſteht daher im Vordergrunde der Darſtellung; alle Radien der ſtyliſtiſchen Umgebung brechen ſich in dieſem Ideale. Seine Vollendung iſt zugleich der Triumph des Dichters, deſſen ſtyliſtiſche Vollendung ihren Wiederſchein in die Haltung und Durchführung des Hauptcharakters im philoſophiſchen Romane zurückſtrahlt. Zwar gehören die idealiſchen Familiengemählde, wo mehrere idealiſche Charaktere ſich den Vorrang ſtreitig machen, auch hierher; aber die höhere Vollendung des philoſophiſchen Romans hängt von der freien Annäherung der Form an den Charakter der Epopöe ab. Tief muß das Gefühl durch die Darſtellung angeregt und erſchüttert werden; lange muß der Eindruck der Form wiederleben in dem unverdorbenen, und für eine höhere Empfindſamkeit empfänglichen Gemüthe. Je mehr im philoſophiſchen Romane der Dichter über Stoff nnd Form zugleich gebietet; deſto höher wird die Forderung an ſein productives Vermögen ſteigen; deſto glänzender wird er in

der Vollendung erſcheinen, welche die Form, als einen Wiederſchein ſeiner eignen ſubjectiven Vollendung, an ſich trägt.

c) Der chimäriſche Roman. Ueber den Kreis des Idealiſchen hinaus liegt die Welt des Wunderbaren, des Göttlichen. Nur die Idee berührt ſie; kein Ideal der practiſchen Vernunft vermag ſie zu erreichen. Die Phantaſie wagt ihren höchſten Schwung, wenn ſie übermenſchliche Weſen verkörpert, und gleichſam durch ihre Allgewalt in den Kreis des Möglichen bannt, den ſie nach der Analogie der Wirklichkeit ins idealiſche Daſeyn ruft. Mag ſie dann immer die Tradition, die Mythologie für ihre Zwecke geſtalten; ſelbſt in die durch höhere Weſen bewirkte Schürzung und Auflöſung des Knotens in der Darſtellung muß ſie den magiſchen Wiederſchein des Wirklichen bringen, wenn nicht in dem **Mährchen**, der fruchtbarſten Gattung des chimäriſchen Romans, der Knoten zerhauen, ſtatt durch einen kunſtvoll angelegten Cauſalzuſammenhang gelöſet werden ſoll. — Das Helldunkel und die magiſche Beleuchtung, welche dieſe Art der Auflöſung gewöhnlich umſchweben, geben dem Mährchen ein lebhaftes Intereſſe für die augenblickliche Unterhaltung, obgleich durch daſſelbe weder eine reine Darſtellung der idealiſchen Welt, noch eine idealiſirte Darſtellung der wirklichen Welt hervorgebracht wird. — Immer bleibt der chimäriſche Roman nur **Zwittergattung**, die blos durch die äſthetiſche Kunſt des Dichters ein momentanes Intereſſe erregen kann. Das Mährchen, und würde es noch ſo vollendet dargeſtellt, iſt **keine reine**, ſondern eine zufällige Form des Dichters, deſſen Begeiſterung, wenn ſie die beiden erſten Formen berührt hätte, gewiß auch in dieſen eine vollendete Form aufgeſtellt haben würde.

v. Blankenburg hat anonym einen Verſuch über den Roman, Leipz. 1774, auf 528 Seiten geſchrieben, der treffliche Sachkenntniſſe, aber alles eher, als eine Theorie des Romans enthält. Der Verf. konnte ſeinen Stoff nicht erſchöpfen, da, zwei bis drei treffliche Produkte abgerechnet, der Roman unter den Teutſchen noch in der Kindheit lag, und jene Producte waren wenigſtens nicht

geeignet, durch Abſtraction von ihnen ein gemeinſchaftliches Princip für die Klaſſifikation der Untergattungen des Romans, und für die Angabe des allgemeinen Charakters dieſer Dichtungsart aufzuſtellen. Aber Verwunderung erregt es, daß noch bis itzt keine Theorie des Romans exiſtirt, da wenigſtens dem Aeſthetiker der Weg zu Principien und zur Kritik, durch die mäßige Zahl romantiſcher Meiſterſtücke und durch die Sündfluth elender Producte dieſer Gattung, gebahnt iſt. — Immer verdient Blankenburgs Werk, als das bis itzt noch einzige in ſeiner Art, mit Achtung genannt zu werden. — Mit Eberhard, Theorie der ſchön. K. und W. S. 212 ff. kann ich durchaus nicht übereinſtimmen, wenn er den Roman als ein epiſches Gedicht bezeichnet, „deſſen Handlung nicht den höchſten Grad der äſthetiſchen Vollkommenheit hat, und inſonderheit nicht wunderbar, und weder von ausgebreiteter noch ſtärkerer Wichtigkeit iſt, oder deſſen Perſonen nicht die höchſte äußere Würde haben.“ — Aus welchen Muſtern mag er wohl dieſen Begriff abſtrahirt haben? Sehr viele Romane ſind nichts weniger, als epiſch. Viele haben aber den höchſten Grad äſthetiſcher Vollkommenheit; viele ſind ſogar wunderbar; viele zeichnen ſich durch ausgebreitete und ſtarke Wichtigkeit aus; in vielen haben die handelnden Perſonen eine hohe äußere Würde. — Eſchenburg, Theorie und Lit. der ſchön. K. S. 335 ff. — Der von mir aufgeſtellten Beſtimmung nähert ſich mehr noch der kurze anonyme Aufſatz: Roman, in den Nachtr. zu Sulzers Theorie ꝛc., Th. 1, St. 1, S. 38 ff., wo der Verf. ſagt: „Der heutige Roman unterſcheidet ſich von der eigentlichen Geſchichte durch die Dichtung, und indem er ſich dieſer durch die Art der Darſtellung nähert, ſo unterſcheidet ſich die Epopöe von ihm durch den größern Grad der äſthetiſchen Vollkommenheit der Darſtellung, durch die Größe der Handlung, die äußere Wichtigkeit der Perſonen, die Pracht der Einkleidung, den Glanz und die Erhabenheit der Diction.“ — Unbedeutend iſt das, was Meiners, Theorie und Geſch. der ſchön. Wiſſ. S. 359 f. über den Roman ſagt. — Pörſchke, Ged. über die Phil. d. Sch. Th. 2, S. 134 ff., ſcheint den Charakter des Romans nicht zu erſchöpfen, wenn er ihn für eine Art von epiſchem Gedichte erklärt, deſſen Hauptgegenſtand die Erſcheinung der Liebe iſt. Pſychologiſch wahr iſt die Bemerkung (S. 136 ff.): „Je mehr über Liebe geredet wird; deſto mehr verliert ſie das Thieriſche, und je mehr auf ihre höhere Beſtimmung für den Menſchen geſehen wird,

deſto mehr wird ihr das Schädliche benommen. Wo es viele Romane gibt, da gibt es viele Achtung gegen die Weiber. Wo dieſe noch, wie zu den Zeiten des Herkules und Theſeus, keine andere als thieriſche Beſtimmung haben; da iſt ein Roman unmöglich. Wo die Weiber durch ihre Reize gebietend wurden; wo die Ritter ſie gleichſam zu ihren Schutzgeiſtern erhoben; da entſtand der Roman, ein ſehr gefährliches Ding für den, welcher ihn nicht zur Diſciplin, ſondern zum Genuſſe braucht." — Heuſinger, Handb. der Aeſth. Th. 2, S. 326 ff., hält den Roman gar nicht für eigentliches Kunſtwerk, und erklärt ihn für „die Darſtellung von Begebenheiten, die der Wirklichkeit ganz abgeliehen, und höchſtens ſo weit idealiſirt ſind, daß das ganz Alltägliche und Anſtößige, welches bei dergleichen Vorfällen in der Wirklichkeit mit unter läuft (?), vermieden iſt." — Sollte Heuſinger wohl den Agathon geleſen haben? — Vielleicht zu tief ſtellt v. Humboldt, äſthet. Verſuche, Th. 1, S. 202, den Roman, wenn er anſteht, denſelben unter die Werke der Dichtung aufzunehmen, und zwar „weil er mit der weſentlichen (?) Bedingung eines jeden Gedichts, mit der rhythmiſchen Einkleidung, unverträglich ſey." — Dieſe Unverträglichkeit zugeſtanden; ſo iſt doch die rhythmiſche Einkleidung nicht die weſentliche Bedingung eines jeden Gedichts. — Ueber romantiſche Charaktere hat Herder in ſ. Adraſtea, St. 2, S. 289 ff. treffende Bemerkungen. — In einem Helldunkel, das aber die Objecte des Romans und Mährchens nicht ohne Wahrheit darſtellt, zeichnet Herder, Adraſtea, St. 3, S. 132 ff. die Geſetze des Romans und Mährchens. — „Das Ideal des Mährchens ſowohl als aller Romane iſt der Traum; dieſer zeichnet ihnen mit ſeinem Kranze und mit ſeinem Stabe den Umriß ihrer Kunſt vor. Alſo! 1) umfaſſe den Traum ganz; halb wachen, halb träumen, iſt ein ermattender, raſtloſer Zuſtand. Wem die Gabe, zu bezaubern, verſagt iſt, wolle nicht bezaubern; er lehre wachend, nicht träumend. Noch minder ſtöre der Dichter ſein eignes Werk, indem er uns mitten im Traume aufſchüttelt, und, daß es nur ein Traum ſey, ungeſchickt belehret. Nicht immer weiß der Dichter ſein eignes Gebilde genugſam zu ſchonen, und zu ehren; ſofort verfliegt der Zauber. 2) Die in uns wirkende, Vieles zu Einem erſchaffende Kraft, iſt der Grund des Traumes; ſie werde auch Grund des Romans, des Mährchens. Fehlt es dieſem an Einheit, an Verſtand, an Abſicht, ſowohl im Gange, als in Fortleitung der Scenen; ſo iſts ein kranker, gebrechlicher Traum. Nichts foltert im Schlummer

uns mehr, als wenn wir ſuchen und nicht finden. 3) Ueber das grobe Gewirre des wachenden Lebens hebt uns der Traum; er zeichnet feiner. So hebe uns auch über die gemeine Welt der Roman, das Mährchen. Alltägliche Dinge ſehen und hören wir täglich, wozu, o Dichter, trägſt du den magiſchen Stab und die Krone, als daß du uns in eine andere Welt zaubern, und magiſch erfreuen und belehren ſollſt? Mit trivialen Geſchichten und Fratzengeſtalten, willſt du uns wie ein Alp erdrücken und tödten? 4) Das Wunderbare des Traumes iſt ſein ſüßeſter Reiz. Je zärter es Mährchen und Romane webt und überwebt; deſto anmuthsreicher ſind ſie. Dagegen alles grobgeſponnene, mühſam erdrechſelte Wunderbare uns wunderbar wegſcheucht. Zu Wunderthaten gehören große Hebel, und auch in der Seele des Dichters große Kräfte. Jedes Wunder muß neceſſitirt werden, ſo daß es itzt und alſo nicht anders als erfolgen kann. 5) Im Traume endlich ſind wir uns die ſchärfſten Richter. Aus dem tiefſten Grunde hohlt er die Heimlichkeiten und Neigungen unſers Herzens hervor, ſtellt unſre Verſäumniſſe und Vernachläßigungen ans Licht, bringt unſre Feinde uns vor Augen, und weckt und warnet und ſtrafet. So thue es auch unabläßig und unvermerkt der Roman, das Mährchen. Hierdurch gewinnen ſie ein magiſches, ſowohl als moraliſches Intereſſe, an welches, außer dem Drama, keine andere Dichtungsart reichet. Der Traum macht uns Perſonen kenntlich, und ſie ſinds doch nicht; ähnlich und doch nicht dieſelben; er zeichnet im Mondlicht. So auch der Roman, das Mährchen. Sie ſtrafen Laſter und Thorheiten, aber an ſchwebenden Geſtalten. Die Vergangenheit, wie die Zukunft ſtellen im Zauberſpiegel der Ahnung ſie dar, unendlich, unvollendet; unſre Seele ſoll ſie vollenden. Wünſche des Herzens endlich, — der Traum bildet ſchöner als Praxiteles und Lyſipp; er mahlt ſchöner als Raphael und Guido, vorzüglich geiſtige Geſtalten; die Stimmen in ihm ſind von magiſcher Kraft und Wirkung. — Ihr Dichter fühlt euren Beruf! Voll Geiſtes der heiligen Götter, träumt glücklich!" — Unter der Rubrik: Princip für die Darſtellung der erdichteten Geſchichte, habe ich mich in meiner Theorie des Styls, Th. 2, S. 290 ff., über die Theorie des Romans erklärt.

*) Im hiſtoriſchen Romane verdienen ausgezeichnet zu werden:

A. v. Haller, Alfred, König der Angelſachſen. Götting. 1773. — Fabius und Cato, Götting. 1774. — Uſong, eine orientaliſche Geſchichte. Götting. 1778.

Feßler, Marc Aurel, 4 Th. Berl. N. Aufl. 1796. — Matthias Corvinus, 2 Th. Berl. 1793. — Attila, König der Hunnen, Berl. 1794. — Ariſtides und Themiſtokles, 2 Th. Berl. 1792. — Alexander der Eroberer, 1r Th. Berl. 1797. —

Jul v. Soden, die Spanier in Peru und Mexiko, 3 Th. Berl. 1793.

A. G. Meißner, Bianca Capello, N. Aufl. Leipz. 1800. — Alcibiades, 4 Th. N. Aufl. Leipz. 1785. — Maſaniello, Leipz. 1785. — Spartakus, Berl. 1793. — Epaminondas. Prag 1798.

Rup. Becker, romantiſche Chroniken, 2 Th Leipz. 1794.

(Milbiller) Walther von Montbarry, 2 Th. Leipz. 1786. — Thekla von Thurn, 2 Th. Leipz. 1788. — Hermann von Unna, 2 Th. Leipz. 1788. — Konrad und Siegfried von Feuchtwangen, 2 Th. Leipz. 1792.

F. Rambach, Hiero und ſeine Familie, 2 Th. Berl. 1793.

F. L. Schlenkert, Friedrich mit der gebißnen Wange, 4 Th. Leipz. 1786 ff. — Graf Wiprecht von Groizſch, 3 Th. Zürich 1789. — Kaiſer Heinrich der vierte, 5 Th. Dresd. 1788. — Rudolph von Habsburg, 4 Th. Leipz. 1792 ff. — Moritz, Churfürſt von Sachſen, 4 Th. Zürich 1798. — Bernhard von Weimar, 4 Th. Leipz. 1800.

3) Im philoſophiſchen Romane (wohin auch die ſentimentalen Kompoſitionen, die Familiengemählde ꝛc. gehören) verdienen ausgezeichnet zu werden:

a) ernſthafte Form.

F. M. v. Klinger, Fauſts Leben, Thaten und Höllenfahrt, Leipz. 1799. N. Aufl. — Geſchichte Raphael de Aquilas, Leipz 1799, N. Aufl. — Geſchichte Giafars des Barmeciden, 2 Th. Leipz. 1799. N. Aufl. — Reiſen vor der Sündfluth. — Der Fauſt der Morgenländer, Riga 1797. — Geſchichte eines Teutſchen der neueſten Zeit, Leipz. 1798. — Der Weltmann und der Dichter, Leipz. 1798. — Sahir, Evas Erſtgebohrner im Paradieſe, Leipz. 1798.

F. v. Schiller, Geiſterſeher, 1r Th. Leipz. 1790. (unvollendet — die 2 Theile Fortſetzung ſind nicht von ihm.)

Bouterweck, Graf Donamar, 3 Th. Götting. 1791. — Guſtav und ſein Bruder, 2 Th. Halle 1797.

F. H. Jacobi, Woldemar; 2te Aufl Königsb. 1796.

K. Ph. Moritz, Anton Reiſer, 5 Th. Berl. 1785 ff.

K. Spazier, Karl Pilgers Roman ſeines Lebens, 3 Th. Berl. 1792.

J. G. Schummel, Spitzbart. Leipz. 1789.

C. M. Große, der Genius, 4 Th. Halle 1791.

(Meyer) Dya-Na-Sore, oder die Wanderer, 3 Th. Wien 1787 ff. — N. Aufl. in 5 Th. 1800.

Der Kettenträger, 2 Th. Leipzig 1796.

b) Sentimentale Form.

v. Göthe, Leiden des jungen Werther. Leipzig 1776.

J. J. Duſch, der Verlobte zweier Bräute, (umgearbeitete Geſchichte: Karl Ferdiners,) 3 Th. Bresl. 1785.

J. M. Miller, Siegwart, 3 Th. Leipzig 1777. — Geſchichte Karls von Burgheim und Emilie von Roſenau. 4 B. Leipzig 1779.

J. T. Hermes, Sophiens Reiſe von Memel nach Sachſen, 6 Th. Leipzig 1778. — Für Aeltern und Eheluſtige, 5 Th. Leipzig 1790. — Für Töchter edler Herkunft, 3 Th. 1787. — Manch Hermáon, 2 Th. 1788.

A. Lafontaine, Gemählde des menſchlichen Herzens, (der Naturmenſch; der Sonderling) 4 Th. Halle 1799. N. A. — Rudolph von Werdenberg. Berlin 1793. — Klara du Pleſſis und Klairant. Berlin 1795. — Leben und Thaten des Freih. Quinct. Heimaran von Flaming, 4 Th. Berlin 1795. — Familie Halden, 2 Th. Berlin 1797. — Saint Julien. Berlin 1797. — Hermann Lange, 2 Th. Berlin 1799. — Karl Engelmanns Taſchenbuch, Berl. 1800. — Theodor, 2 Th. Berlin 1802. — Leben eines neuen Landpredigers, Berlin 1802. — Henriette Bellmann 2 Th. Berl. 1802. — Feodor und Marie, Berl. 1803. — Rudolph und Julie, 2 B. Halle 1800. — Spiegel des Lebens, 1803.

A. v. Kotzebue, Leiden der Ortenbergiſchen Familie, 2te Aufl. Leipzig 1792.

(Heinſe) Ardinghello, und die glückſeligen Inſeln, 2 Th. 1794. — Hildegard von Hohenthal, 3 Th. Berlin 1796.

Demme, der Pachter Martin und ſein Sohn; 2 Th. Leipzig 1792. N. Aufl. in 3 Theilen. Leipz. 1802. — Sechs Jahre aus Karl Burgfelds Leben. Leipzig 1792.

C. F. Sintenis, Hallos glücklicher Abend, 2 Th. Leipz. 1783. (N. A.) — Theodors glücklicher Morgen, 2 Th. Hannover (1801. N. A.) — Elias Klaproſe, Exmagiſter. Berl. 1785. — Veit Roſenſtock, 3 Th. Wittenb. 1782. — Max Wind und Conſorten. Wittenb. 1783. — Begebenheiten der Rheinfeldiſchen Familie, 2 Th. Wittenb. 1779. — Trakimor, 2 Th. Berl. 1787. Flemmings Geſchichte, 3 Th. Berl. 1789. — Hallo der zweite, 2 Th. Leipz. 1797. — Waldro, oder der letzte Vater in der Reihe der Edlen, 3 Th. Halle 1781. — Vater Roderich unter ſeinen Kindern, 3 Th. N. Aufl. 1802. — Robert und Eliſa, oder die Freuden der höhern Liebe, 2 Th. — Stunden für die Ewigkeit verlebt, 2 Th.

L. Th. Koſegarten, Ewalds Roſenmonde. Berl. 1791. — Hainings Briefe an Emma, 2 Th. Leipzig 1791. — (Ueberſ. der Klariſſa 8 Th. Leipzig 1790 ff.) Ida von Pleſſen, 2 Th. Dresden 1800. — Jucunde von Caſtel, 2 Th. — Adele Cameron. —

Bianca del Giglio, 2 Th. Dresden 1801. — Julie von Reinau.

J. K. Wetzel, Wilhelmine Arend, oder die Gefahren der Empfindſamkeit, 2 Th. Leipzig 1782. — Hermann und Ulrike, 4 Th. Leipzig 1779. —

Soph. de la Roche, Geſchichte der Fräulein von Sternheim, 2 Th. Leipzig 1771. — Roſaliens Briefe, 4 Th. 1779 ff. — Schönes Bild der Reſignation, 2 Th. Leipz. 1790. — Fanny u. Julie, 2 Th. Leipzig 1801.

J. H. Jung, (Heinrich Stilling,) Theobald oder die Schwärmer, 2 Th. Leipzig 1784. — Heimweh, 5 Th. Marb. 1794 ff. Geſchichte Florentins von Fahlendorn, 3 Th. Mannheim 1781.

C. Soph. Ludwig, Familie Hohenſtamm, 4 Th. Leipz. 1793.

G. A. Eberhard, Ferdinand Warner, 2 Th. Halle 1802.

Julchen Grünthal, eine Penſionsgeſchichte, 2 Th. Berl. 1787. 3te Aufl. 1798.

Soph. Mereau, Amanda und Eduard, 2 Th. Frankf. 1803.

c) Leichtere Form.

C. M. Wieland, Agathon. — Sylvio von Roſalia. — Abderiten. — Peregrinus Proteus. — Daniſchmend. — Ariſtipp. —

K. L. Heyne, (Anton Wall) Bagatellen, 2 Th. Leipzig 1785. — Erzählungen nach Marmontel, Leipz. 1787. — Amathonte, Altenb. 1799. — Das Lamm unter den Wölfen. Altenb. 1799. — Murad, Altenb. 1800. — Corane, Altenb. 1801. — Morgenländiſche Erzählungen, Alt. 1804.

J. K. A. Muſäus, phyſiognomiſche Reiſen, 4 Th. Altenburg 1779. — Der teutſche Grandiſon, 2 Th. Eiſenach 1781. —

J. G. Müller, Siegfried von Lindenberg, 4 Th. 6te Auflage. Leipzig 1802. — Die Herren von Waldheim, 4 Th. Gött. 1785 ff. — Emmerich, 8 Th. — Herr Thomas, 4 Th. — Selim der Glückliche, 3 Th. Berl. 1793. — Friedrich Brack, 4 Th. Berl. 1793. — Sara Reinert, 4 Th. Berl. 1798. — Wilh. Leevend, 2 Th. Mainz 1799. — Klärchen Wildſchütt, Berl. 1800. —

J. F. Jünger, Fritz, ein komiſcher Roman, 4 Th. Berlin 1796 (Fortſetzung von einem andern). — Wilhelmine, 2 Th. Berl. 1795 — Der Schein betrügt. 3 Th. Libau 1789.

Fr. Schulz, kleine Romane, 5 Bände. Leipz. 1788. — Leopoldine, 2 Th. Leipzig 1791. — Joſephe, Weimar 1791. — Moritz, 3te Aufl. Weimar 1792 — Zaide, Berl. 1789.

Schulz (Friedrich Laun) der Mann auf Freiers Füßen, Freyberg 1800. — Das Orakel, Freyberg 1802. — Der Mädchenhofmeiſter. Freyb. 1800. — Heirathshiſtorien, Freyberg 1801. — Die Gevatterſchaft, Pirna 1801. — Das Kleeblatt. Pirna 1802. — Rudolph von Linden, 3 Th. Freyb. 1802. — Das Schleppkleid. — Prinz Gelbſchnabel. — Zwei Bräute für einen Mann. — Hiſtorien ohne Titel, Dresd. 1804. Reiſeſcenen, Leipz. 1804

G. Schilling, Guido von Sohmsdom, 4 Th. Freyb. 1791. N. A. — Julius, 2 Th. Freyb. 1798. — Röschens Geheimniſſe, 2 Th.

Pirna 1798. — Klärchens Geſtändniſſe, 3 Th. Freyb. 1799. — Die ſchöne Sybille, 2 Th. Freyb. 1799. — Reiſe nach dem Tode, Pirna 1800. — Emma, das Weib, wie es iſt, Pirna 1800 — Der Mann, wie er iſt, Pirna 1801. — Leben im Fegfeuer, Pirna 1801. — Gottbold, 2 Th. Pirna 1801. — Die gute Frau, Pirna 1802. — Der Roman im Romane, 2 Th. Pirna 1802. — Die Ignoranten, 2 Th. Pirna 1803. — Der Beichtvater, 2 Th. 1804. — Die Verſucherinnen, 1804. — Abendgenoſſen, 1804.

d) Gemiſchte Form.

Hippel, Lebensläufe nach aufſteigender Linie. 4 Th. Berl. 1778 ff. — Kreuz- und Querzüge des Ritters A — Z. —

Fr. Nicolai, Leben und Meinungen des Magiſt. Sebaldus Nothanker, 3 Th. Berl. 1776. — Geſchichte eines dicken Mannes, 2 B. Berl. 1794. — Sempronius Gundibert. Berl. 1798. —

von Knigge, Roman meines Lebens. 4 Th. Frankf. 1787. — Geſchichte Peter Klauſens, 3 Th. 4te Aufl. 1794. — Geſch. Ludwigs von Seelberg, oder die Verirrungen des Philoſophen, 2 Th. Frankf. 1787. — Geſch. des armen Herrn von Mildenburg, 3 Th. Hannover 1789, — Das Zauberſchlo, Hannov. 1791; — Reiſe nach Braunſchweig, Hannov. 1792. — Geſchichte des Amtsraths Gutmann, Hannov. 1794. — Noldmanns Geſch. der Aufklärung in Abyſſinien, 2 Th. Gött. 1791. — Des Etatsraths von Schafkopf hinterlaſſene Papiere, Breslau 1793. —

C. G. Salzmann, Karl von Karlsberg. 6 Th. Leipz. 1783 ff. — Conſtants curioſe Lebensgeſch. 3 Th. Leipz. 1791.

C. G. Cramer, Leben und Meinungen, auch ſeltſame Abentheuer Erasmus Schleichers, 2 Th. 3te Aufl. Leipz. 1795. (die übrigen Romane dieſes Werks, ſelbſt die Fortſetzung des Schleichers, können hier keinen Platz finden.)

C. F. Bretzner, das Leben eines Lüderlichen, 3 Th. Leipz. 1790.

Göthe, Wilhelm Meiſters Lehrjahre, 4 Th. Berl. 1795.

L. F. Huber, Familie Seldorf, 2 Th. Tübing 1795.

Jean Paul (Fr. Richter), Heſperus, oder 45 Hundspoſttage, 3 Th. N. A. — Unſichtbare Loge, 2 Th. Berl. 1793. — Leben des Quintus Fixlein, Bayreuth 1796. — Auswahl aus des Teufels Papieren, Gera 1789. — Grönländiſche Proceſſe, 2 Th. Berl. 1783 — Biographiſche Beluſtigungen unter der Hirnſchale einer Rieſin, Berl. 1796. — Blumen- Frucht- und Dornenſtücke 3 Th. Berlin 1796. — Der Jubelſenior. Leipz. 1797, — Das Kampanerthal, Erfurt 1797. — Palingeneſieen, 2 Th. Gera 1798. — Briefe, und bevorſtehender Lebenslauf, Gera 1799. — Das heimliche Klaglied der itzigen Männer, u. die Geſellſchaft in der Neujahrsnacht. Bremen 1801. — Titan, 4 Th. Berl. 1800. ff. — Clavis Fichtiana. —

J. J. Engel, Herr Lorenz Stark, Charaktergemählde. Berlin 1801.

von Thümmel, Reiſen in die mittäglichen Provinzen von

Frankreich, 9 Theile (vollendet) Leipzig 1791 ff. (hat als Kunſtwerk einen eignen Charakter).

Eliſa, oder das Weib, wie es ſeyn ſollte. Leipzig (in 5 Auflagen.)

Agnes von Lilien, 2 Th. Berlin 1798.

J G. D. Schmiedtgen, das Haus von Grodnow, 2 Th. Leipzig 1798. — Die ſtille Ecke am Rohrteiche, 2 Th. Leipz. 1800. — Der hohe Windbruch. Leipz. 1800. — Anna, oder der Fallſtrick der Ehre und des Reichthums, Volksbuch Gera 1796. — Helene, oder ſo kommt man zu Ehren; Volksbuch. Leipzig 1797.

Lindau, (pſeudonym) Heliodora, oder die Lautenſchlägerin aus Griechenland, 2 Th. Meißen 1999. — Adolar, 2 Th. Freyberg 1802. — Ermina, Meißen 1800. — Erato, Meißen 1802.

Die Urne im einſamen Thale. 4 Th. Leipz. 1799.

Das goldene Kalb, 4 Th. Gotha 1802 f.

e) Im chimäriſchen Romane verdienen Erwähnung:

A. G. Meißner, der unſichtbare Kundſchafter, 2 Th. Berlin 1791 ff.

C. H. Spieß, der Alte überall und Nirgends, 2 Th. Prag 1794. — das Petermännchen, Prag 1793. — Der Mauſefallen- und Hechelkrämer. Prag 1794.

C. Tſchink, Geſchichte eines Geiſterſehers, 3 Th. Wien 1790.

(H. Zſchocke) die ſchwarzen Brüder, 3 Th. Frankf 1793.

(Der Auswurf unſrer Literatur in dieſer Gattung kann nicht aufgeführt werden.)

§. 262.

2) Die dramatiſche Poeſie.

Die dramatiſche Poeſie enthält die Darſtellung einer Totalität von Begebenhieten, von der ſich der Dichter begeiſtert fühlt, unter einer äſthetiſchen Form, die reines Wohlgefallen erregt, und zwar in einer dialogiſchen Einkleidung, in welcher wegen der Haltung der Objecte und Charaktere, die Individualität des Dichters nur an den allgemeinſten Zügen der Form erkannt wird,

Begebenheiten, und alſo die Vergangenheit oder die Gegenwart, ſind der Stoff der dramatiſchen Poeſie. Selbſt die idealiſirte Charakterzeichnung muß im Drama entweder unter der Form der Vergangenheit oder der Gegenwart erſcheinen. So wenig aber, als der Romanendichter, an die hiſtoriſche Wahrheit, ſondern blos an die pſychologiſche Wahrſcheinlichkeit gebunden iſt; ſo wenig läßt ſich auch der dramatiſche Dichter das Recht verkümmern, ſeine hiſtoriſchen Charaktere als idealiſche Charaktere aufzuführen.

Da mehrere Romanendichter ebenfalls für ihre Darſtellungen die dialogiſche Form wählen; ſo iſt auch dieſe kein ausſchließendes Eigenthum des dramatiſchen Dichters geblieben. Demohngeachtet findet eine Grenzlinie zwiſchen der dramatiſchen und der romantiſchen Poeſie ſtatt. Die dramatiſche Poeſie beabſichtigt nämlich bei ihrer Verſinnlichung unbedingt die **Vergegenwärtigung** der Objecte, und vermittelſt derſelben die **Einheit und Vollendung ihrer Form** innerhalb des Kreiſes, den die productive Phantaſie für die Totalität ihrer Schöpfung ſelbſt erfindet. Jedes dramatiſche Kunſtwerk iſt nämlich in ſich ein äſthetiſch abgeſchloſſenes Ganze, und der Stoff wird nach den Geſetzen der Form behandelt, um vermittelſt der Form ein reines Wohlgefallen an derſelben zu veranlaſſen.

Die Forderung an die äſthetiſche Darſtellung ſteigt aber in der dramatiſchen Poeſie um ſo höher, weil dieſelbe zunächſt auf theatraliſche Darſtellung berechnet ſeyn, und alſo in die Bedingung, daß die Form ein reines Wohlgefallen errege, die beſtändige Rückſicht auf individuelle Charakterdarſtellung, auf Declamation und Geſticulation, und auf die Totalität des vermittelſt der vollendeten dramatiſchen Form hervorzubringenden äſthetiſchen Eindrucks, eingeſchloſſen ſeyn muß.

Wenn z. B. im Epos der Dichter, der den Helden ſchildert, überall hervorleuchtet; ſo übernimmt in der dramatiſchen Poeſie der Held gleichſam ſein eignes Spiel, und der Dichter tritt in den Hintergrund zurück. Seine Individualität verſchmilzt in den Individuen, die ſeine Kunſt zum Daſeyn ruft, und das Werk krönt ſeinen Meiſter um ſo mehr, je mehr man über der Darſtellung den Dichter vergißt, und ſich blos an die Geſchöpfe ſeiner Phantaſie dahin gibt, die ein lebensvolles und äſthetiſches Ganze durch die ſchöpferiſche Zeichnung ſeiner productiven Phantaſie bilden.

Der weſentliche Charakter aller Producte der dramatiſchen Poeſie iſt: **Einheit des Planes und der Handlung, und weiſe Berechnung des ganzen Details der Gruppirung zu einem Totaleindrucke, der reines Wohlgefallen an der Darſtellung hervorbringt.** Zu

dieſer Einheit des Planes gehört denn die ſichere Zeichnung und Haltung der Hauptperſon, die im Mittelpuncte jeder dramatiſchen Dichtung ſtehet; die äſthetiſche Vollendung der Umgebung um dieſelbe; die ſcheinbar kunſtloſe, aber von der höchſten productiven Kraft des Dichters zeugende Verwicklung und Verkettung in der Folge der Begebenheiten, und die aus dieſer Verwickelung natürlich hervorgehende, und gleichſam mit derſelben gegebene, Entwickelung des Ganzen, in Angemeſſenheit zu dem Charakter, den die Form der Darſtellung angenommen hat, und durch deſſen Einheit in der Haltung und Durchführung, worin eben die äſthetiſche Kunſt am meiſten ſichtbar wird, ſie dem Ganzen das Gepräge der Vollendung aufdrückt.

Die äußere Form des Drama nach der Eintheilung in Acte (Aufzüge) und Scenen (Auftritte) wird durch die äſthetiſch berechnete Folge der Begebenheiten beſtimmt, um dadurch die innere Einheit zu vollenden, welche von der Symmetrie in der Bearbeitung der einzelnen Theile abhängt. Die Willkühr und der Zufall dürfen alſo dieſe Unterabtheilungen nicht herbeiführen; ſie müſſen vielmehr ſogleich in der Anlegung des Ganzen und in der Berechnung der Verhältniſſe der darzuſtellenden handelnden Perſonen gegen einander im Voraus beſtimmt werden. Nach dieſem ſorgfältig gehaltenen Plane muß jede Scene in ihrer Beziehung auf den Act, zu dem ſie gehöret, und jeder Act nach ſeiner Beziehung auf die Totalität der dargeſtellten Form erkannt werden können, und durch die Mannigfaltigkeit der Theile die Einheit des Planes und die äſthetiſche Vollendung der ganzen Darſtellung keinesweges geſtört werden. Aus dieſem Geſichtspuncte gefaßt, darf keine Perſon, die in dem Drama erſcheint, keine Scene, am allerwenigſten ein ganzer Act, müßig daſtehen und gleichſam überflüßig erſcheinen; Ein Geiſt muß vielmehr das Ganze anhauchen und durchdringen, und dieſer Geiſt muß ſich um ſo mächtiger ankündigen, je mehr die verſchlungne Verwickelung ſich der äſthetiſch vorbereiteten Entwickelung nähert.

Der Dialog muß dem Charakter der handelnden Perſonen und ihrer Individualität ganz angemeſſen ſeyn, in ſich

ſelbſt aber, als ſtyliſtiſches Product, ſolch ein Ganzes bilden, daß man auch, abgeſehen von der dramatiſchen Beziehung deſſelben, auf ihm ſelbſt mit Wohlgefallen verweilen würde, weil er, als vollendete ſtyliſtiſche Form, den Forderungen der Korrectheit und Schönheit völlig angemeſſen iſt. — Das Coſtumiren, die Pantomime, die theatraliſche Muſik ꝛc. und überhaupt alles, was der Schauſpielkunſt, als einer iſolirten Kunſt, angehört, kann nicht unter den poetiſchen Formen abgehandelt werden, ſondern muß von der Aeſthetik ſelbſt ausgehen, die alle iſolirte Künſte unter ſich zur Totalität, nach ihren allgemeingültigen Geſetzen, verbindet.

Jede dramatiſche Darſtellung muß Einheit haben, d. h. ſie muß durch die Verwickelung hindurch bis zur befriedigenden Entwickelung fortgeführt ſeyn, und durch das Wohlgefallen, das durch die vollendete äſthetiſche Einheit der Form hervorgebracht wird, muß die Anregung und Rührung des Gefühlsvermögens bewirkt werden.

Die Vollendung der Einheit der dramatiſchen Form und das dadurch angeregte Gefühl der Luſt oder Unluſt ſind nun das Princip für die Untergattungen der dramatiſchen Poeſie.

1) Das Trauerſpiel hat, als dramatiſche Darſtellung Einheit; aber dieſe Einheit endigt ſich mit dem Unterliegen des dargeſtellten Helden. Das durch die ganze Darſtellung angeregte gemiſchte Gefühl der Luſt und Unluſt kann daher blos durch das Wohlgefallen an der Kraftäußerung des dargeſtellten Helden und durch das Wohlgefallen an der Form der Darſtellung zuletzt ſich in ein Uebergewicht des Gefühls der Luſt über das Gefühl der Unluſt auflöſen.

2) Das Luſtſpiel hat, als dramatiſche Darſtellung, Einheit; aber durch die ganze Darſtellung wird das Gefühl der Luſt angeregt, theils durch das Wohlgefallen an dem dramatiſchen Gegenſtande, theils durch das Wohlgefallen an der Form der Darſtellung ſelbſt.

3) Das Schauſpiel hat, als dramatiſche Darſtellung, Einheit; aber es ſteht in der Mitte zwiſchen Trauer- und Luſtſpiel. Durch die Darſtellung ſelbſt, wird das ge-

miſchte Gefühl der Luſt und Unluſt angeregt; doch durch die glückliche Entwickelung des Schickſals, ſo wie durch die äſthetiſche Vollendung der Form wird zuletzt das Uebergewicht der Luſt über die Unluſt begründet.

Alle drei weſentliche Formen der dramatiſchen Poeſie bewirken zuletzt das Gefühl der Luſt, ſonſt könnten ſie keine rein poetiſchen Producte ſeyn; aber jede bewirkt es auf eine andere Weiſe. In allen dreien muß das Wohlgefallen an der Form der Hauptgrund des erregten Gefühls der Luſt und des Uebergewichts deſſelben über das Gefühl der Unluſt ſeyn; ſonſt iſt das Product kein Kunſtwerk.

Nach Sulzer, Theorie ꝛc. Th. 1, S. 705. ff. iſt Drama ein zu wirklicher Vorſtellung einer Handlung verfertigtes Gedicht. — Art. Schauſpiel, Th. 4, S. 253 ff. — Eſchenburg, Theorie und Lit. d. ſch. Wiſſ. S. 215 ff. — Schulgerecht, im Geiſte der ältern franzöſiſchen dramatiſchen Poeſie, handelt Ramlers Batteux, Th. 2, S. 219 ff. — von der dramatiſchen Poeſie; S. 275 ff. von der Tragödie, und S. 392 ff. von der Komödie. — Ungleich größer war der Effect, den G. E. Leſſings Hamburgiſche Dramaturgie durch ihre Kritik, Fruchtbarkeit, Neuheit der Anſichten und Vielſeitigkeit der Urtheile hervorbrachte, (ſ. deſſen ſämtl. Schriften, Berlin 1794, 24 u. 25 Theil). Noch immer muß ſie der Kodex für jeden Schriftſteller über die dramatiſche Poeſie ſeyn. — Eberhard, Theorie d. ſch. K. u. W. S. 183, nennt das dramatiſche Gedicht, in weiterer Bedeutung, ein Gedicht, welches eine poetiſche Handlung vorſtellt, und verbreitet ſich dann weiter über die dramatiſche Poeſie. — J. J. Engel, über Handlung, Geſpräch und Erzählung, in d. N. Bibl. der ſch. W. u. K. Th. 16, St. 2, und abgedruckt in ſ. Schriften, Th. 4, S. 101 ff. beſtimmt den Begriff von Handlung, als: eine Veränderung durch die Thätigkeit eines Weſens werden ſehen, das mit Abſicht wirket. — So ausführlich auch H. Blair, Vorleſung. über Rhet. u. ſch. W. Th. 4, S. 181 ff, ſich über die dramatiſche Poeſie und deren Untergattungen verbreitet; ſo erſchöpfen doch ſeine Unterſuchungen den Charakter derſelben nicht. — Nach Pörſchke, Ged. über die Phil. des Sch. Th. 2, S. 65. ff, iſt das Drama „ein Syſtem für den Zweck der Dichtkunſt geordneter freier Erſcheinungen oder Handlungen.“ Ausführlich und geiſtvoll verbreitet er ſich über das Detail derſelben. — Das Schauſpiel iſt ihm (S. 78.) „ein

Syſtem für den Zweck der Dichtkunſt geordneter handelnder Weſen, die als gegenwärtig durch Mimen vor unſere äußere Anſchauung gebracht werden.„ — Der Knoten des Drama iſt, bei ihm, die Ungewißheit der Entwickelung oder des Ausganges der Handlung; dieſes Verbergen des Ziels muß, ſo wie jede Ungewißheit des Schickſals eines für uns nicht gleichgültigen Weſens, das Intereſſe vermehren. Das Schürzen des Knotens iſt das Geſchäft aller Perſonen des Drama, die entweder mittelbar oder unmittelbar dazu beitragen; und dieſer Beitrag beſtimmt die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit der Rollen. — Zu unbeſtimmt iſt Heuſingers Begriff vom Drama, (Handb. der Aeſth. Th. 2, S. 244 u. S. 295 ff.): es ſey eine von wirklichen Perſonen vorgeſtellte umſtändliche poetiſche Darſtellung einer Begebenheit — F. V. Reinhard, über die Grundſätze des Schönen, S. 79 ff. ſagt: „Ein dramatiſches Gedicht iſt dasjenige, welches eine gewiſſe Begebenheit ſo darſtellt, daß die handelnden Perſonen ihre Geſinnungen ſelbſt äußern und alles ausführen. In dramatiſchen Gedichten wird die Hauptſache nicht erzählt, ſondern wir ſehen ſie vor unſern Augen vorgehen und geſchehen.„ — Ueber das Verhältniß zwiſchen Tragödie und Komödie hat ſehr viel Lehrreiches: Schiller, über naive und ſentimentaliſche Dichtung (kleinere proſ. Schriften, Th. 2, S. 78 ff.) — Ueber das Drama, deſſen griechiſchen Urſprung, und die ältere und neuere Tragödie Herders Adraſtea, St. 4, S. 286 ff. — Größtentheils mit den aufgeſtellten Geſichtspuncte ſtimmt überein: Harris, phil. Kritik der Lit. überſ. von Jeniſch, S. 74 ff. — Ein trefflicher Artikel: Drama, von Blümner, im kurzgef. Handw. Th. 1, S. 331 ff. Der Art. Handlung, von Heydenreich, ebend. S. 560 ff. — Zu vergl. M. Hißmann, über den Hauptzweck der dramatiſchen Dichtkunſt, im teutſchen Muſeum, 1777, December. — K. F. Kretſchmann, Abhandlung über das Drama, im 4ten Th. ſeiner Schriften, S. VI ff. — Von einem geläuterten Geſchmack zeugen: (von Einſiedel) Grundlinien zu einer Theorie der Schauſpielkunſt, nebſt der Analyſe einer komiſchen und tragiſchen Rolle Falſtaf und Hamlet von Shakesſpeare, Leipz. 1797, obgleich die Theorie dadurch nicht erſchöpft iſt. — Mit Begeiſterung für den Gegenſtand iſt die (ſchon 1781 geſchriebene) Vorleſung von Schiller, die Schaubühne als eine moraliſche Anſtalt betrachtet; abgedruckt in ſeinen kleinern proſ. Schriften, Th. 4, S. 1. ff. Das Haltbare in derſelben verdient eine Bearbeitung in einer noch zu erwartenden feſtern Dramaturgie. —

J. C. Gottſched, Vorrath zu einer Geſchichte der teutſchen Schaubühne, oder kritiſches Verzeichniß aller teutſchen Schauſpiele bis auf jetzige Zeiten, 2 Th. Leipz. 1757 — 1766.

Ifflands, theatraliſche Laufbahn, im erſten Theile ſeiner dramatiſchen Werke. Leipz. 1796.

Fr. Schiller, Briefe über Don Karlos, im 1 Th. ſeiner kleinern proſ. Schriften, S. 163 ff.

C. A. Böttiger, Entwickelung des Ifflandiſchen Spiels in vierzehn Darſtellungen. Leipzig 1796.

Allgemeinſte Grundſätze der dramatiſchen Dichtkunſt nach Leſſing, Engel und Eſchenburg. Leipzig 1797.

Briefe über das verſificirte Drama; ein Beitrag zur pragmatiſchen Geſchichte der dramatiſchen Poeſie. Leipzig 1801. (Der Verf. erklärt ſich für das verſificirte Drama.)

Die einzelnen Theaterzeitungen und Flugſchriften, die dahin einſchlagen, in der Literatur des Artikels: bei Sulzer, Th. 1, S. 724 ff.

Ueber W. Shakſpeare, von J. J. Eſchenburg. Zürich 1787. (iſt reichhaltig, aber etwas weitſchweifig, und bedürfte in manchen Reſultaten einer neuen Bearbeitung.)

Geſchichte der Schaubühne und Theaterdichter bei allen Völkern, 2 Theile. Leipz. 1791. (unbedeutend.)

Valdaſtris, Preisſchrift über das bürgerliche Trauerſpiel, in der N. Bibl. der ſchönen Wiſſ. 52 B. 2 St. S. 26 ff.

C. Garve, über die Rolle der Wahnwitzigen in Shakespeare's Schauſpiele, und über den Charakter Hamlets insbeſondere, in ſ. Verſ. über Geg. der Lit. Th. 2. S. 431. ff.

J. W. Ziegler, Hamlets Charakter, nach pſychologiſchen und phyſiologiſchen Grundſätzen, durch alle Gefühle und Leidenſchaften zergliedert. Wien 1803. (ein verunglücktes Machwerk, vergl. darüber: N. A. T. Bibl. 86 B. 1 St. S. 65. ff.)

§. 263.

1) Das Trauerſpiel.

Wenn es überhaupt der Charakter der dramatiſchen Poeſie iſt, freie Weſen in dem beſtimmten Kreiſe ſelbſtthätiger Wirkſamkeit darzuſtellen; ſo hat das Trauerſpiel die unmittelbare Beſtimmung, das handelnde Weſen im Anſtreben und im Kampfe gegen die Hinderniſſe zu verſinnlichen, die ſich ſeiner Selbſtthätigkeit entgegen ſtellen. Dieſe Hinderniſſe der Freiheit können aber theils in der entgegenſtrebenden Freiheit anderer moraliſchen Weſen, theils in der Naturnothwendigkeit und in der Macht des Schickſals, im Sinne des Alterthums, enthalten

ſeyn. Der Held des Trauerſpiels, der im Vordergrunde der Handlung ſteht, wird alſo entweder im Kampfe mit der Freiheit und mit den Leidenſchaften von Weſen ſeines gleichen, oder im Kampfe mit der Macht eines ſeiner Kräfte überſteigenden Schickſals erſcheinen, und dieſer Kampf, bis an das Unterliegen des Helden fortgeführt und nach allen Nüancen motivirt, zur Einheit verbunden und als Einheit verſinnlicht dargeſtellt, iſt die große Aufgabe an das Trauerſpiel. Das Trauerſpiel iſt nämlich die **Einheit einer dramatiſchen Darſtellung, in welcher der Kampf der menſchlichen Freiheit gegen die widerſtrebende Freiheit gleicher Weſen oder gegen die überwältigende Macht des Schickſals bis zur Entwickelung und Entſcheidung deſſelben, in der Totalität einer Handlung verſinnlichet wird, welche durch die Leiden des Helden ein gemiſchtes Gefühl der Luſt und Unluſt anregt, das ſich aber, durch das Wohlgefallen an der Kraft der Freiheit des Kämpfenden und an der äſthetiſchen Vollendung der Form der Darſtellung, zuletzt in ein Uebergewicht des Gefühls der Luſt über das Gefühl der Unluſt auflöſet.** Das Trauerſpiel wird dieſe Wirkung in einem um ſo höhern Grade hervorbringen, wenn das ethiſche Princip in dem Helden, in Verbindung mit den geläutertſten und ſtärkſten Gefühlen, hervorſchimmert, und es nicht blos der Kampf der regelloſen Leidenſchaft iſt, was durch die tragiſche Form verſinnlicht wird; ja die höhere tragiſche Wirkung hängt wieder mehr von der Verſinnlichung des Kampfes der Freiheit gegen die widerſtrebende Freiheit Andrer, als gegen die Macht eines unbeſiegbaren Schickſals ab, weil die eiſerne Nothwendigkeit und das zermalmende Uebergewicht des letztern weniger das Gefühl des Betrachtenden zu heben vermag, als das kühne und zweifelhafte Spiel der gegen ſich anſtrebenden Freiheit. Der Held des Trauerſpiels wird deshalb auch um ſo höher ſtehen, und um ſo lebhafter für ſich intereſſiren, je mehr er alles durch ſich iſt; je mehr ſeine Thätigkeit aus ſeiner ganzen **Individualität** hervorgeht; je weniger Andre Antheil an ſeinen Handlungen ha-

ben, und je mehr mit ſeiner ethiſchen Kraft, Beſonnenheit und Klarheit des Urtheils, und Zartheit und Innigkeit des Gefühls verbunden ſind.

Dadurch iſt denn auch die Grenzlinie zwiſchen dem **Trauerſpiele und dem Epos gezogen.** Zwar verſinnlicht der Epos auch den Kampf der menſchlichen Freiheit, bald gegen die Freiheit Anderer, bald unter dem Einfluſſe der Maſchinerie eines waltenden, unveränderlichen Schickſals; zwar muß auch der Epos auf **Einheit und Totalität der Darſtellung** berechnet ſeyn; aber theils iſt im Epos die feindſelige Wirkſamkeit der Kräfte gegen einander nicht weſentliche Bedingung, wie im Trauerſpiele, theils (und dies iſt der Hauptgrund des Unterſchiedes zwiſchen beiden) leuchtet im Epos **der Dichter**, der den Helden ſchildert, ſelbſt überall nach ſeiner **Subjectivität hervor**, ſo ſehr er auch den Helden in Thätigkeit zu verſetzen vermag, **dagegen handelt im Trauerſpiele der Held ſelbſt, und alles concentrirt ſich in der Anſchauung deſſelben.** Im Epos ſpricht der Dichter zu uns, und nicht der Held; der Wiederſchein ſeiner äſthetiſchen Kraft ſpiegelt ſich in der Kraft des dargeſtellten Helden; die Bewunderung, welche das epiſche Gedicht hervorbringt, theilt ſich, wenn das Kunſtwerk vollendet iſt, zwiſchen dem Helden, der ſo handeln konnte, und dem Dichter, der dieſe äſthetiſche Vollendung dem Ganzen zu geben vermochte, und fällt zuletzt **hauptſächlich** auf den Dichter zurück. Nicht ſo iſt es im Trauerſpiele, wo die Spur des Dichters, der im Epos die Muſe zur Begeiſterung, der er bedarf, anruft, der bisweilen die Thätigkeit des Helden durch eingeſchobene Epiſoden unterbricht, ganz verſchwindet, **weil ſich hier die dargeſtellten Individuen ſelbſtthätig nach dem möglichſt höchſten Princip äſthetiſcher Freiheit bewegen.** Dieſes möglichſt höchſte Princip äſthetiſcher Freiheit iſt nämlich kein anderes, als daß der Schöpfer dieſer Freiheit (der Dichter) ſein eignes Kunſtwerk ſich ſelbſt überläßt, voll Zutrauen zu der Kraft und zu dem Geiſte, welche er dem Ganzen eingehaucht hat, auch ohne ſich ſelbſt bemerkbar

zu machen, die hohe Erſchütterung des Gefühls und die gewaltſame Bewegung menſchlicher Leidenſchaften zu erregen, welche die Aufgabe des Trauerſpiels iſt. — Der Held, der im Mittelpuncte des ganzen Trauerſpiels ſteht, iſt rings umher von Weſen und Verhältniſſen umgeben, die, als die Macht außer ihm, ſein Schickſal bilden; er aber ſtrebt durch die ganze innere Kraft, die ihm beiwohnt und die ihm der Dichter verleiht, gegen die feindlichen Kräfte an. Durch dieſen Kampf der Freiheit wird alles, was die Aeſthetik über das Rührende, Pathetiſche und Erhabene (§. 99) aufzuſtellen vermag, in den Kreis der tragiſchen Kunſt gezogen, und nur dieſes, auf die höchſte Bewegung menſchlicher Gefühle berechnete, Spiel menſchlicher Freiheit vermag in dem Augenblicke, wo der Held des Trauerſpiels der Macht der ihn umgebenden und verfolgenden Kräfte, nach allen Gegenanſtrebungen ſeiner Freiheit, unterliegt, das reine Wohlgefallen an der äſthetiſchen Form zu vermitteln, welches den Schmerz der Theilnahme, und das hohe ſympathetiſche Gefühl an dem gefallnen Helden überwiegt, aber nicht ganz verdunkelt, um dieſes gemiſchte Gefühl der Luſt und Unluſt, in welchem aber doch das Gefühl der Luſt, vermittelſt des Bildes von der Totalität des Kunſtwerkes überwegt, noch, nach Vollendung der Darſtellung, in dem Betrachter des Kunſtwerks lebendig und thätig zu erhalten. — In dem Trauerſpiele verliert ſich alſo, wie in jeder dramatiſchen Form, die Individualität des Dichters; deſto höher glänzt die idealiſche Individualität des Helden. Das Gefühl der Luſt und der Unluſt ſind durch die tragiſche Kunſt beide mächtig angeregt; beide ſtreben unaufhörlich gegen einander an. Das Gefühl der Luſt wird genährt durch die Sympathie, welche uns dem Helden nähert, und durch die Thatkraft, die er zeigt, welche uns mit Bewunderung von der Stärke ſeiner Freiheit und von der Macht ſeiner practiſchen Vernunft überzeugt, die hier im Andrange der Leiden, entweder durch feindſelige Freiheit Anderer, oder durch die Macht des Schickſals hervorgebracht, durch Handlung verſinnlicht erſcheint; das Gefühl der Unluſt aber wird rege erhalten durch die Gewalt des

Schickſals, die ſich einem Individuum in den Weg wirft, für welches ſich alles Edle und Große in uns intereſſirt. Endlich überwiegt, im großen Momente der Entſcheidung, das Wohlgefallen an der ethiſchen Größe des ſinkenden Helden, und an der vollendeten äſthetiſchen Form, welche die Rolle des Helden zur Einheit verknüpft, das Traurige ſeines Schickſals; die practiſche Vernunft fühlt ſich befriedigt durch die Kraft, die er bis zum Augenblicke des Unterliegens zeigt, und die Phantaſie ſchwelgt in dem idealiſchen Bilde eines Weſens, das ihr die vollendete äſthetiſche Darſtellung dargeboten hat. — Dem Effecte nach ſcheint die Tragödie über dem Epos zu ſtehen, da ſie das, was der epiſche Dichter auf einer unendlichen Fläche darſtellt, in den Umkreis Einer Handlung concentrirt, und den Sieg des **intenſiven** Lebens verſinnlicht, wenn in der Epopöe die Verſinnlichung des extenſiven Lebens (die als idealiſirt dargeſtellte Objectivität) der Hauptpunct iſt, auf welchem die Kraft der Darſtellung beruht.

Sulzers Theorie ꝛc., Th. 4, S. 554 ff. Art. tragiſch, und S. 557 ff. Trauerſpiel. — Vergl. Manſo, über einige Verſchiedenheiten in dem griechiſchen und teutſchen Trauerſpiele, in den Nachtr. zu Sulzers Theorie, Th. 2. St. 2, S. 229 ff. — Ueber das Trauerſpiel, in der N. Bibl. der ſch. W. u. K. 1 B. 1 St. — Ausführlich handelt davon Eberhard, in der Theorie der ſch. K. und W. S. 193 ff. — Eſchenburg, Theorie und Lit. der ſchön. W. S. 240 ff. — Meiners Theorie und Geſch. der ſchön. W. S. 101 ff., nimmt drei Klaſſen von Trauerſpielen an. In der erſten werden durchaus gute oder unſchuldige Menſchen entweder von einem unvermeidlichen Verhängniſſe, oder durch die unverdiente Bosheit von Feinden, oder durch eine unglückliche Kolliſion von Pflichten, oder in der Ausführung großer Unternehmungen zu Grunde gerichtet. In der zweiten werden gute, oder große Menſchen dargeſtellt, die durch Vorurtheile, Schwachheiten und Leidenſchaften, welche mit Größe und Güte des Herzens vereinbar ſind, ins Unglück geſtürzt. In der dritten ſind intereſſante Böſewichter und Verbrecher die Hauptperſonen. — Pörſchke, Ged. über die Phil. des Sch., Th. 2, S. 103 ſagt: das Trauerſpiel iſt ein pathoserregendes Schauſpiel, deſſen Ausgang traurig iſt; und verbreitet ſich ausführlich dar-

über. — Viel Originalität enthalten folgende Abhandlungen von Schiller, die hieher gehören: *Ueber das Erhabene*, in ſ. *klein. proſ. Schriften*, Th. 3, S. 1 ff.; *Ueber das Pathetiſche*, ebendaſelbſt, S. 310 ff.; *Ueber den Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden*, Th. 4, S. 75 ff; und *über die tragiſche Kunſt*, ebendaſelbſt, S. 108 ff. — Er ſagt in der Abhandl. *über das Pathetiſche*, S. 318 ff.: „Das *erſte* Geſetz der tragiſchen Kunſt iſt Darſtellung der leidenden Natur; das *zweite* iſt Darſtellung des moraliſchen Widerſtandes gegen das Leiden. Aus dieſem Grunde verſtehen ſich diejenigen Dichter ſehr ſchlecht auf ihre Kunſt, welche das Pathos durch die bloße ſinnliche Kraft des Affects und die höchſt lebendigſte Schilderung des Leidens zu erreichen glauben. Sie vergeſſen, daß das Leiden ſelbſt nie der letzte Zweck der Darſtellung und nie die unmittelbare Quelle des Vergnügens ſeyn kann, das wir am Tragiſchen empfinden. Das Pathetiſche iſt nur äſthetiſch, in ſo fern es erhaben iſt; denn gegen das Leiden ſelbſt hat der Menſch keine andre Waffen als Ideen der Vernunft. Dieſe müſſen in der Darſtellung vorkommen, oder durch ſie erweckt werden, wo Pathos ſtatt finden ſoll. Nun ſind aber Ideen im eigentlichen Sinne nicht auszudrücken, weil ihnen nichts in der Anſchauung entſprechen kann. Aber negativ und indirect ſind ſie allerdings darzuſtellen, wenn in der Anſchauung etwas gegeben wird, wozu wir die Bedingungen in der *Natur* vergebens aufſuchen. Jede Erſcheinung, deren letzter Grund aus der Sinnenwelt nicht kann abgeleitet werden, iſt eine indirecte Darſtellung des Ueberſinnlichen. — Der blos thieriſche Theil des Menſchen folgt dem Naturgeſetze, und darf daher von der Gewalt des Affects unterdrückt erſcheinen. An dieſem Theile alſo offenbaret ſich die ganze Stärke des Leidens, und dienet gleichſam zum Maaſe, nach welchem der Widerſtand geſchätzt werden kann; denn man kann die Stärke des Widerſtandes, oder die moraliſche Kraft in dem Menſchen, nur nach der Stärke des Angriffes beurtheilen. Je entſcheidender und gewaltſamer nun der Affect in dem *Gebiete der Thierheit* ſich äußert, ohne doch im *Gebiete der Menſchheit* dieſelbe Macht behaupten zu können; deſto mehr wird dieſe letztere kenntlich; deſto glorreicher offenbahret ſich die moraliſche Selbſtthätigkeit des Menſchen; deſto pathetiſcher iſt die Darſtellung, und deſto erhabener der Pathos.“ — In der *Abhandlung, über den Grund des Vergnügens an tragiſchen*

Gegenſtänden, (kl. proſ. Schriften, Th. 4, S. 90 ff.) zeichnet er den Charakter der Tragödie in Verbindung mit der Wirkung derſelben. „Diejenige Dichtungsart, welche uns die moraliſche Luſt in vorzüglichem Grade gewährt, muß ſich eben deswegen der gemiſchten Empfindung bedienen, und uns durch den Schmerz ergötzen. Dies thut vorzugsweiſe die Tragödie, und ihr Gebiet umfaßt alle mögliche Fälle, in denen irgend eine Naturzweckmäßigkeit einer moraliſchen, oder auch eine moraliſche Zweckmäßigkeit der andern, die höher iſt, aufgeopfert wird. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, nach dem Verhältniſſe, in welchem die moraliſche Zweckmäßigkeit im Widerſpruche mit der andern erkannt und empfunden wird, eine Stufenleiter des Vergnügens von der unterſten bis zur höchſten hinauf zu führen, und den Grad der angenehmen oder ſchmerzhaften Rührung a priori aus dem Princip der Zweckmäßigkeit beſtimmt anzugeben. Ja vielleicht ließen ſich aus eben dieſem Princip beſtimmte Ordnungen der Tragödie ableiten, und alle mögliche Klaſſen derſelben a priori in einer vollſtändigen Tafel erſchöpfen, ſo, daß man im Stande wäre, jeder gegebenen Tragödie ihren Platz anzuweiſen, und den Grad ſowohl, als die Art der Rührung im Voraus zu berechnen, über den ſie ſich vermöge ihrer Species nicht erheben kann.“ — Ueber das Intereſſe, das die Darſtellung eines Böſewichts gewähren kann, ebendaſ. S. 95 ff. — Für die tragiſche Rührung ſtellt er folgende Bedingungen (Abh. über tragiſche Kunſt, Th. 4, S. 149 ff.) auf: „Erſtlich muß der Gegenſtand unſers Mitleids zu unſrer Gattung, im ganzen Sinne dieſes Wortes, gehören, und die Handlung, an der wir Theil nehmen ſollen, eine moraliſche, d. i. unter dem Geſetze der Freiheit begriffen ſeyn. Zweitens muß uns das Leiden, ſeine Quellen und ſeine Grade, in einer Folge verknüpfter Begebenheiten vollſtändig mitgetheilt, und zwar drittens ſinnlich vergegenwärtigt, nicht mittelbar durch Beſchreibung, ſondern unmittelbar durch Handlung dargeſtellt werden. Alle dieſe Bedingungen erfüllt und vereinigt die Kunſt in der Tragödie. — Die Tragödie wäre demnach dichteriſche Nachahmung einer zuſammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollſtändigen Handlung), welche uns Menſchen in einem Zuſtande des Leidens zeigt, und zur Abſicht hat, unſer Mitleiden zu erregen.“ — Vergl. die Aufſtellung der äſthetiſchen Eigenſchaften: groß, erhaben, rührend, pathetiſch, die Würde, in dieſer Sprachkunde, S. 222 —

229. — Sehr viele feine Bemerkungen über das Trauerſpiel finden ſich in Schillers Recenſion von Göthe's Egmont, in den kl. proſ. Schriften, Th. 4, S. 243 ff. — Viel Treffendes über das Weſen der Tragödie, beſonders nach ihrem Verhältniſſe zum Epos, enthalten W. v. Humboldts äſthetiſche Verſuche, Th. 1, S. 220 ff. Den Heroismus definirt er durch diejenige innere Stimmung, in welcher, was ſonſt allein das Gefühl des reinen Willens iſt, durch die Einbildungskraft, aber nach eben den Geſetzen ausgeführt wird, nach welchen auch jener gehandelt haben würde. Der moraliſche Heroismus liegt ganz in der Geſinnung, er hat ſeinen eignen innern Werth, und iſt von allem, außer der Empfindung, aus welcher er entſpringt, unabhängig; er verſetzt uns in eine ernſte, aber tiefe Rührung, und führt uns in uns ſelbſt und in unſer Gemüth zurück. Der ſinnliche Heroismus hat keinen beſtimmten moraliſchen Werth für ſich ſelbſt. Was er hervorbringt, iſt immer groß und glänzend, aber nicht immer auch gut und nützlich; er hängt daher oft von Zufälligkeiten ab, und kann ſich manchmal auf einen blendenden Schein, auf wirkliche Verhältniſſe gründen; er verſetzt uns in einen gewiſſen ſinnlichen Schwung, weckt alle Kräfte in uns, die dazu mitwirken können, und umgibt uns mit allen den Gegenſtänden, mit welchen wir den Begriff des Großen, des Glänzenden, des Feierlichen verbinden." — Vergl. die Vorrede zum 2ten Th. der Gedichte Gotters, (dieſer Theil enthält vier verſificirte dramatiſche Producte). — Unter den ältern: El. Schlegel, von der Würde des Ausdrucks im Trauerſpiele, im 5ten Th. ſ. Werke, herausgegeben von J. H. Schlegel. — Veranlaßt durch die neuerlich verſuchte Nachbildung der griechiſchen Tragödie, ſchlägt der Recenſent von Schillers Braut von Meſſina, (Jenaiſche Lit. Zeit. 1804, St. 79 u. 80) vor, zwiſchen zwei Gattungen des Trauerſpiels zu unterſcheiden. „Die eine iſt ſo organiſirt, daß die Verknüpfung der Ereigniſſe nach und nach, ganz und vollſtändig, aus der abſichtlichen Thätigkeit der zuſammen- oder entgegenwirkenden Perſonen ſich entwickelt, daß der Held der Fabel in Verfolgung ſeiner Zwecke nur mit Weſen ſeines Gleichen zu kämpfen hat. Die andere Gattung iſt ſo organiſirt, daß die Verkünpfung von Ereigniſſen gröſtentheils unabhängig iſt von der abſichtlichen Thätigkeit der auftretenden Perſonen, daß die Kataſtrophe durch die Handlung nicht ſowohl verurſacht, als nur veranlaßt wird, daß alſo der Held der Fabel mit einem übermenſchlichen Schickſale vielmehr, als mit menſchlichen

Leidenſchaften zu kämpfen hat. Als Repräſentant der erſten Gattung führen wir den Hamlet, der zweiten den Oedip an. — Fragen läßt ſich nun allerdings, welche Gattung vorzüglicher ſey; ob die charakterloſe, in welcher das Schickſal vorwaltet, oder die charakteriſirende, in welcher individuelle Handlung vorwaltet? Die höchſte äſthetiſche Kraft und ethiſche Würde läßt ſich wohl nur von der Tragödie erwarten, deren Held unter dem Drucke von Verhältniſſen leidet, in welchen wir alle ſtehen, und Widerſtand leiſtet durch eine Kraft, die wir alle mit ihm gemein haben; denn der hieraus entſtehende Wechſel von Theilnahme und Bewunderung nähert ſich der ganz unintereſſirten rein künſtlichen Stimmung am meiſten. In ſofern ſcheint die erſte gedachte Gattung vorzüglicher. Doch hüte man ſich ja, den Werth der andern zu verkennen."

Trauerſpiele, die entweder hohen innern Werth, oder doch Senſation erregt haben:

G. E. Leſſing, Nathan, der Weiſe, ein dramatiſches Gedicht. — Emilia Galotti. — Miß Sara Sampſon. — Philotas.

Klopſtock, David. — Salomo. — Tod Adams. —

Fr. v. Schiller, die Räuber. — Die Verſchwörung des Fiesko zu Genua. — Kabale und Liebe. — Dom Karlos. — (N. Aufl. 1802 in 2 Th.) Wallenſtein, ein dramatiſches Gedicht. — Maria Stuart. — Die Jungfrau von Orleans, eine romantiſche Komödie. — Die Braut von Meſſina, oder die feindlichen Brüder, Trauerſp. mit Chören. —

v. Göthe, Egmont. — Clavigo. — Die natürliche Tochter, Taſchenbuch auf 1804.

F. M. v. Klinger, die Zwillinge. — Medea in Korinth. — Medea auf dem Kaukaſus. — Ariſtodymos. — Damokles. — Elfride. — Konradin. — Der Günſtling. (In der Auswahl ſ. dramat. Werke, 2 Th. Leipz. 1794.)

C. F. Weiße, Jean Calas. — Die Flucht. —

Leiſewitz, Julius von Tarent. Leipz. 1776.

Iffland, (in den 16 Theilen ſeiner dramatiſchen Werke.) Albert von Thurneiſen. — Das Gewiſſen. — (Die Kokarden.)

Collin, Regulus. Berl. 1802. Coriolan, Berl. 1804. — Polyxena, Berl. 1804.

v. Kotzebue, Octavia. — Adelheit von Wulfingen. — Johanna von Montfaucon. — Rolla's Tod. — Bayard. — Opfertod. — Negerſklaven. — (In ſ. Schauſpielen, 5 Th. Leipz. 1792; in ſ. neuen Schauſpielen, 11. Th. Leipz. 1798 ff. — und mit Beziehung auf ſeine Luſtſpiele in den Almanachen dramat. Spiele auf 1803 und 1804.)

Babo, Otto von Wittelsbach. — Genua u. Rache, Berl. 1804.
F. L. Huber, das heimliche Gericht. —
Plümicke, Lanaſſa. — Johann von Schwaben. —
G. A. v. Halem, Johanna von Neapel. — Wallenſtein. —
Agamemnon, (in ſ. dramat. Werken, Berl. 1794.)
Kratter, Verſchwörung wider Peter den Großen. —
Julius v. Soden, Anna Boleyn. — Ignez de Caſtro. —
Bianca Capello. —
Zſchocke, Abällino, der große Bandit. — Julius von Saſſen.
Neumann, Kunz von Kaufungen.
C. H. Spieß, Klara von Hoheneichen. —
(Zieglers Trauerſpiele ſind nicht vollendet und korrect. — Mathilde, Gräfin von Gießbach ꝛc., ſ. deſſen Schauſpiele, 5 Th. Wien 1791 ff.)
Als Nachbildung von Göthe's und Schillers Manier: die Söhne des Thales, ein dramat. Gedicht, 2 Th. 1) Die Templer. 2) Die Kreuzbrüder, — Berl. 1803.

§. 264.

Ueber den Chor in der Tragödie.

Das Theater der Griechen hatte eine andere Beſtimmung, als bei uns, und deshalb trug auch das Schauſpiel ſelbſt einen andern Charakter. An Feſten der Gottheiten endigte das Theater mit der Darſtellung einer Nationalbegebenheit, an der das Volk, nach ſeiner republikaniſchen Souverainetät Antheil genommen hatte, und deshalb erhielt es, wegen dieſes ſeines Antheils, auch in der Darſtellung (der Kopie) den Platz, den es im Urbilde eingenommen hatte. Der Chor ging alſo bei den Griechen aus dem Charakter ihrer dramatiſchen Objecte hervor. — In Hinſicht auf die Darſtellung war der Chor aber eben ſo nöthig. An jenen Feſten war nämlich eine Maſſe von Menſchen, die oft über zwanzigtauſend ſtieg, bei der Darſtellung zugegen; kein Schauſpielhaus, in unſerm Sinne, faßte ſie, und die Stimme der einzelnen Schauſpieler würde zu oft verſchollen ſeyn, wenn nicht der Chor, verbunden mit Muſik und Tanz, die Handlung fortgeführt, und gleichſam dem ſich ſouverain fühlenden Volke ſelbſt geſchmeichelt, bisweilen auch daſſelbe in politiſcher Rückſicht geleitet hätte. Es war alſo keine äſthetiſche Mo-

tive, ſondern es ging aus dem Charakter des Volksſchauſpiels hervor, was in der alten Tragödie die Anwendung der Muſik, des Chors und des Kothurns nöthig machte. Der Chor repräſentirte das Volk, und der Dichter theilte dem Chore die Urtheile und Empfindungen zu, welche das Volk über die dramatiſch dargeſtellte Handlung gehabt hatte, oder haben ſollte. — Da ferner die alte Tragödie keine Pauſe zwiſchen den Akten kannte; ſo führte der Chor auch in dieſer Hinſicht den Faden der Handlung fort, und das Vergnügen des Volks wurde dadurch nothwendig erhöht, daß es im Chore gleichſam ſelbſtthätig durch ſeinen Repräſentanten erſchien.

Einen ganz andern Charakter trägt das Trauerſpiel der neuern Zeit, als vollendetes äſthetiſches Product. — Handlung, ſinnlich vollkommen, und idealiſirt dargeſtellt; eine innere Nothwendigkeit in der Verkettung und Folge der Verwickelung und Entwickelung, die durch nichts Fremdartiges unterbrochen wird; fortdauernde Thätigkeit aller weſentlich zum tragiſchen Kunſtwerke nöthigen Perſonen, die durch keine Reflexion über ſie geſtört wird, um die allmählig ſich bildende Totalität der Darſtellung in der Phantaſie des Beſchauers zu vollenden, und dann ihm ſelbſt die Reflexion zu überlaſſen; dies iſt der Charakter der neuern Tragödie. Der Chor wird nun beinahe in den meiſten Fällen, das alles hindern, was man von der modernen Tragödie, als vollendetem Kunſtwerke, verlangt. Er unterbricht die nothwendige Folge der Handlung; er trägt weder zur Verkettung noch zur Entwickelung etwas bei; er ſtört die Illuſion an den idealiſirten Charakteren, da er an ſich nicht fähig iſt, etwas Idealiſches darzuſtellen, das nicht ſchon in der äſthetiſchen Form für die Darſtellung der Handlung läge; er tritt als etwas Fremdartiges in die Mitte der Handlung, und wenn er auch das erſtemal bei ſeiner Erſcheinung durch Ueberraſchung intereſſirt; ſo ſpricht doch ſogleich das tragiſche Gefühl, das ſich in ſeiner freieſten Bewegung durch ihn fortdauernd unterbrochen ſieht, gegen ihn. Mag er immer die Beſtimmung haben, die Reflexion von der

Handlung zu ſondern, und Ruhe in die Handlung zu bringen; ſo ſcheint eben dies dem Charakter der Tragödie gerade zuwider zu ſeyn. Das Drama ſoll in ſich reine, idealiſirte, äſthetiſch vollendete Handlung ſeyn; denn nur durch dieſe Vollendung kann ſie dem Geſetze der Form entſprechen. Miſcht nun der Chor in die Mitte der Handlung Reflexion; ſo ſtört er das Wohlgefallen an der Form, und vernichtet dieſe Form ſelbſt in ihrem weſentlichſten Beſtandtheile, in der Einheit für die Phantaſie. Bringt er ferner Ruhe in die Handlung; ſo dürfte er dadurch noch nachtheiliger für die Wirkung der Handlung werden, die, ſo genialiſch und erſchütternd auch die Darſtellung ſeyn mag, doch nie ſo tief greifend ſeyn wird, daß Menſchen ſie nicht ertragen könnten, ſondern durchaus einer eintretenden Beruhigung bedürften. Was von Menſchen geſchrieben und dargeſtellt wird, und wenn es auch das vollendeteſte Genie in dem überſtrömendſten Fluſſe der Empfindung und mit der höchſten Begeiſterung zeichnet, kann doch, nach einem ewigen Geſetze, an welches die Geiſterwelt gebunden iſt, in der Darſtellung von Weſen derſelben Art ertragen werden, zu der auch der Dichter gehört. Noch keine vollendete Tragödie hat den Effect über die Grenzen eines menſchlichen Gefühlsvermögens hinaus getrieben; aber in der Annäherung an dieſe Grenzen beſteht eben die höchſte Wirkung der tragiſchen Kunſt. — Mag alſo immer unter uns ein genialiſcher Dichter den Verſuch gewagt haben, wie viel er nach ſeiner Kraft in der Hervorbringung einer tragiſchen Form, in welche er den Chor aufnahm, vermochte; ſo wird doch dadurch noch kein Geſetz für die künftige Bearbeitung der Tragödie bei den Teutſchen aufgeſtellt, da wenigſtens ſo viel entſchieden iſt, daß der Chor nie etwas Weſentliches für eine Form werden kann, deren Charakter an ſich, nach den angegebenen Momenten, nicht einmal mit dem Charakter des Chors zu vereinigen iſt. — Uebrigens darf eben ſo wenig der Chor in der Tragödie mit den in Opern und überhaupt in Singſpielen vorkommenden Chören verwechſelt werden, als ſelbſt die alte Tragödie, zu deren weſent-

lichen Beſtandtheilen der Chor gehörte, mit der modernen zu verwechſeln iſt.

Ueber den Chor in der Tragödie der Griechen handelt Sulzer unter dem Artikel: Chor (Theorie ꝛc., Th. 1, S. 462 ff.), und unter dem Artikel: Zwiſchenzeit, (Th. 4, S. 760 ff.) Der Muſik in den dramatiſchen Chören der Alten gedenkt: Forkel, in der Geſchichte der Muſik, Th. 1, S. 411 ff. — *C. D. Ilgen.* chorus Graecorum tragicus, qualis fuerit et quare uſus eius hodie revocari nequeat; Lipſ. 1788. — In den neueſten Zeiten hat Schiller in der Braut von Meſſina den Verſuch gemacht, den Chor wieder in das Trauerſpiel einzuführen, und theoretiſch ſuchte er, was er practiſch darſtellte, zu begründen, in der Abh.: über den Gebrauch des Chors in der Tragödie, welche ſich vor der Braut von Meſſina befindet. Die völlige Entwickelung und Prüfung ſeiner Theorie kann nur in eine ſpecielle Dramaturgie gehören; aber die von ihm aufgeſtellten Hauptgeſichtspuncte für den Chor: daß er die Reflexion von der Handlung ſondern, und Ruhe in die Handlung bringen ſolle, ſind in dieſem Paragraphe geprüft. — Von einer Meiſterhand iſt die ausführliche Recenſion der Braut von Meſſina und der angeführten Abhandlung in der Leipz. Lit. Zeit. 1804, St. 13, S. 145 ff. Sie dürfte zur Berichtigung der Urtheile über dieſen Verſuch nicht wenig beitragen. Eben ſo ſind Schillers Begriffe von der Einführung des Chors in die Tragödie, doch mit großer Anhänglichkeit an ihm, modificirt in dem Briefe: über den Chor im modernen Drama, in der Eunomia, 1803, December, S. 471 ff. — Auch der Rec. der Braut von Meſſina in der Gött. gel. Zeit. 1803, St. 135 S. 1345 ff. erklärt ſich gegen die Wiedereinführung des Chors, ſowohl in wiefern er das Trauerſpiel, als für die Darſtellung auf dem Theater bearbeitet, anſieht, als in ſo fern er es als dramatiſches Gedicht betrachtet. 'In Hinſicht auf den Effect auf der Bühne glaubt er, daß wenn der Chor auch in einem Stücke, auf einem beſtimmten Theater gegeben, von guter Wirkung geweſen ſeyn ſollte, ſich daraus noch gar nichts für ſeine allgemeine Wiedereinführung ſchließen laſſe, da ſo viele Süjets der Einführung des Chors durchaus ungünſtig ſcheinen. In Hinſicht aber auf das Trauerſpiel, als dramatiſches Gedicht, hält er den Chor nicht für ein weſentliches Stück des Trauerſpiels, ſondern für etwas zu einer beliebigen Form Gehörendes, deſſen Vortheile der Dichter in den meiſten Fällen auch auf andern Wegen erreichen könne, da dieſe Form wieder andere ſehr große Unbequemlichkeiten mit ſich führe, und die Wiedereinführung

des Chors, als Theilnehmer der Handlung, uns unausbleiblich ganz in die Gattung des Sententiöſen und Froſtigen zurückbringen würde. Er ſchließt ſehr wahr: „Schon das iſt gegen den Chor, daß er zur Form eines alten Kunſtwerks gehört. Keine Nation hat ohne großen Nachtheil ſich die Feſſeln der Formen älterer, längſt verblühter Völker angelegt. Teutſche, gemachte Griechheit ſcheint ſich keiner dauernden Einwirkung erfreuen zu können. Ein großes Genie kann einmal in einer alten Dichtungsart ein Meiſterwerk liefern, wie wir ſolches in höchſter Vollkommenheit in Göthes Iphigenie beſitzen, wo der Dichter den Chor aber doch nicht einführte. Mag immerhin ein anderer großer Dichter den Chor in einem Trauerſpiele auftreten laſſen; nur dagegen, daß dieſes nicht allgemeine Regel werde, ſind dieſe Einwendungen gerichtet." — Aus demſelben Geſichtspuncte wird auch der Chor betrachtet im erſten und zweiten Stücke der Aurora 1804 (München) S. 2 ff. — Vergl. Recenſion der Braut von Meſſina in der Gothaiſchen gel. Zeit. 1803, St. 90. — Einige Worte über die Rolle des Chors der Alten in Herders Terpſichore, Th. 2, S. 483 ff. — Der Artikel: Chor (v. Blümner) im kurzgef. Handw. Th. 1, S. 255 ff. — Der Recenſent von Schillers Braut von Meſſina in der Jenaiſchen Lit. Zeit. 1804, St. 79 und 80, erklärt zwar, S. 10, den Chor der Tragödie nicht für durchaus nothwendig, will aber, nach ſeiner Eintheilung der Trauerſpiele entweder in ſolche, wo die Freiheit im Kampfe gegen die Freiheit Anderer, oder in ſolche, wo ſie im Kampfe gegen ein mächtiges Schickſal dargeſtellt wird, doch der letztern Gattung den Chor zuſichern. „Unzuläßig ſcheint der Chor denen Tragödien, worin die Handlung die vollſtändige Urſache der Kataſtrophe enthält; unentbehrlich allen denen, worin ſie nur die Veranlaſſung der Kataſtrophe iſt; denn in jenen dürfen wir den Kreis der Handlung nicht verlaſſen, in dieſen müſſen wir ihn verlaſſen, um die Verknüpfung der Ereigniſſe hell anzuſchauen." — Befremden aber muß es, daß Schiller ſelbſt in ſeinem (noch ungedruckten) Wilhelm Tell den Chor gebraucht hat. — Trefflich iſt der Aufſatz von C. Schreiber, über den Chor der Alten, und über die Wiedereinführung deſſelben auf unſre Bühne, in Merkels Freimüth. 1804, St. 67 und 69, S. 265 ff. — Vergl. Ueber die Nachbildung der griechiſchen Tragödie, in den oberſächſ. Provincialbl. 1804, Febr. S. 139 ff. —

§. 265.

2) Das Luſtſpiel.

Das Luſtſpiel iſt die Einheit einer dramatiſchen Darſtellung, durch welche ein reines Gefühl der Luſt an dem dargeſtellten Gegenſtande und an der dargeſtellten Form hervorgebracht wird. So nahe auch das Luſtſpiel von einer Seite an die komiſche Epopöe grenzen mag; ſo weit liegt es von der andern davon ab. Nach der Verſchiedenheit der epiſchen und dramatiſchen Poeſie, ob ſie gleich beide Begebenheiten ſchildern, erſcheint in der erſten der Dichter ſelbſt als das Weſen, das die ganze Handlung leitet; ſeine Individualität iſt von der Darſtellung unzertrennbar. In der zweiten aber zeigt ſich keine Spur von dem Dichter; ſeine gedichteten Perſonen bewegen ſich ſelbſt und unabhängig, und bringen in die Handlung, durch ſich ſelbſt, Verwickelung und Entwickelung. Wenn nun bei dem Trauerſpiele, durch die Anlegung und Haltung der Handlung, ein gemiſchtes Gefühl der Luſt und Unluſt angeregt wird, die beide durchgehends gegen einander anſtreben, bis endlich das Wohlgefallen an der Vollendung der Form und die Bewunderung des Helden das Gefühl der Unluſt an dem widrigen Gange ſeines Schickſals niederſchlägt; ſo iſt in dem Luſtſpiele alles auf den Sieg des Gefühls der Luſt berechnet. Der Plan, die Charaktere, die Haltung des Ganzen, die Verwickelung und Entwickelung, alles trägt dazu bei, das Gefühl der Luſt nicht blos anzufachen, ſondern ſo zu unterhalten und zu erhöhen, daß Stoff und Form beide, einen gleich ſtarken Antheil an der Hervorbringung dieſes Gefühls der Luſt haben.

Das Luſtſpiel ſchildert entweder Thorheiten und Fehler der Menſchen, oder es iſt ein Intriguenſtück. In dem erſten, zu welchem auch die Poſſe gehört, wird ein fingirter Charakter durchgeführt, nach allen den Modifikationen, die mit ſeiner hervorſtechenden Schwäche, Thorheit oder Eigenheit zuſammenhängen. Das Uebergewicht, das

wir über ihn fühlen, gibt uns das Gefühl der Luſt, und dieſes erhält ſich bis ans Ende, wo wir entweder ſeine Thorheiten beſtraft, oder ihn von denſelben geheilt und geneſen ſehen. — Wenn nun auch in dem Intriguenſtücke, durch mannigfaltigere Verflechtung der Handlung, das Gefühl der Luſt bisweilen durch die Beſorgniß, wie der Knoten ſich löſen und die Perſon, für die wir uns intereſſiren, glücklich werden wird, unterbrochen werden dürfte; ſo wird doch durch die, in dem Verfolge der Handlung herbeigeführte, Entwicklung das Gefühl der Luſt nur um ſo mehr erhöht, und es theilt ſich, unter der Vorausſetzung der vollendeten äſthetiſchen Haltung der Form, zwiſchen dem Wohlgefallen an dem ſinnlich vollkommen dargeſtellten Stoffe und dem Wohlgefallen an der vollendeten Form.

Nicht befriedigend ſind die Artikel in Sulzers Theorie: komiſch, (Th. 1, S. 485 ff.), Comödie, Th. 1, S. 436 ff. (nebſt vollſtändiger Litteratur), lächerlich, Th. 3, S. 132 ff., (theoretiſch beſſer, als die vorigen Artikel), Scherz, ſcherzhaft, (Th. 4, S. 268 ff.) — J. F. Jünger, über den Zweck des Luſtſpiels, vor ſ. Luſtſp.: Verſtand und Leichtſinn, Leipz. 1786. — Meiners, Theorie der ſch. K. und W., S. 170 ff. — Eberhard, Theorie der ſch. K. und W., S. 204 ff. — Garve, Abh.: Warum läutert ſich der Geſchmack im Ernſthaften früher, als im Komiſchen? in der Samml. einiger Abh., Th. 2, S. 83 ff. — Eſchenburg, Theorie der ſch. W., S. 225. ff. — Pörſchke, Ged. über die Phil. des Sch., Th. 2, S. 124 ff. nennt das Luſtſpiel ein Schauſpiel, das die angenehmen und lächerlichen Seiten des menſchlichen Lebens (Situationen des Menſchen) darſtellt und deſſen Ausgang vergnügt iſt. — In empiriſcher Hinſicht hat Adelungs ausführliche Behandlung des, von ihm ſogenannten, komiſchen Styls, über den Styl, Th. 2, S. 195 ff. viel Lehrreiches. — K. H. Heydenreich, Beiträge zur Kritik des Geſchmacks, 1r Th. auch: Grundſätze der Kritik des Lächerlichen, mit Hinſicht auf das Luſtſpiel, nebſt einer Abhandl. über den Scherz und die Grundſätze ſeiner Beurtheilung, Leipz. 1798. Sehr treffend ſagt er S. 45 f.: „Keine Dichtungsart iſt noch ſo weit zurück, als das Luſtſpiel; unter keiner Nation der ältern und neuern Zeiten findet man es in ſeiner Reinheit. Die meiſten

Werke dieſer Art ſind Karrikaturvorſtellungen ridiculiſirter Immoralität und grell ausgemahlter Narrheiten. Denjenigen Nationen, welche echten komiſchen Geiſt beſitzen, ſcheint es an einem lautern, ſittlichen Gefühle zu fehlen, und andern, denen man dieſes nicht abſprechen kann, an komiſchem Geiſte. Ohne Ungerechtigkeit dürfte man annehmen, daß die Franzoſen, Italiener und Engländer im erſten, die Teutſchen im zweiten Fall ſind.“ Doch ſelbſt nach dem, was Heydenreich in dieſer Schrift als Theorie des Lächerlichen aufſtellt, wo er das Lächerliche, S. 30 ff. in drei Hinſichten beurtheilt a) nach ſeinem Verhältniße zum Geſetze der Einheit, Zuſammenſtimmung und Zweckmäßigkeit; b) nach ſeinem Verhältniße zur Sittlichkeit; c) nach ſeinem Verhältniße zur Glückſeligkeit deſſelben Weſens und Anderer, ſcheint mir das Weſen dieſer Theorie nicht völlig erſchöpft zu ſeyn. Es kommt immer darauf an, zu beſtimmen, wie eine Reihe von Thorheiten und Fehlern, eingeflochten in den Gang menſchlicher Schickſale, äſthetiſch vollkommen dargeſtellt werden könne? ohne daß irgend etwas die äſthetiſche Einheit der Form ſtöre. Denn daß eine äſthetiſch vollkommene Form dann Wohlgefallen errege, verſteht ſich von ſelbſt. Aber, ſo intereſſant auch die Behandlung des Lächerlichen nach ſeinem Verhältniße zur Sittlichkeit und Glückſeligkeit iſt; ſo wird doch dadurch höchſtens nur die objective Zweckmäßigkeit des Stoffes zur Form, nicht aber die Vollendung des Charakters der Form ſelbſt beſtimmt. Dieſe Form ſcheint dann äſthetiſch vollkommen zu ſeyn, wenn durch dieſelbe eine menſchliche Individualität nach einer pſychologiſchen Verkettung ihrer Fehler und Thorheiten, ſo verſinnlicht dargeſtellt wird, daß dieſe Totalität des Bildes eines Individuums nur, durch das äſthetiſche (d. i. mögliche) Verhältniß der dargeſtellten Fehler und Thorheiten zur Individualität und zu deren Schickſalen, eine äſthetiſche Einheit bildet, welche vermittelſt der Darſtellung Wohlgefallen erregt. Daß dieſes Wohlgefallen vermindert werden müſſe, wenn die Individualität nicht bloß mit Schwächen, ſondern mit moraliſchen Gebrechen und Laſtern, oder durch ihre Schwächen und Thorheiten, in der Entwickelung des Knotens, ganz unglücklich, (nicht aber blos beſtraft und durch die Beſtrafung geheilt) erſcheint, iſt mehr eine Nebenſache in der vollendeten Theorie des Lächerlichen. Vergnügen durch eine äſthetiſche Form, welche individuelle Thorheiten verſinnlicht und bis zu ihrer Beſtrafung fortführt, zu erregen, iſt die Hauptaufgabe des Luſtſpiels. Da es, als

dramatiſches Product, auf Handlung gegründet iſt; ſo muß ein Individuum als Hauptperſon im Mittelpunkte ſtehen; die Fehler und Thorheiten deſſelben müſſen den Lauf ſeines Schickſals bilden, und vermittelſt ihres Verhältnißes zu ſeiner äußern Umgebung, theils die Schürzung, theils die Auflöſung des Knotens herbeiführen, und dadurch die Totalität des Bildes der Darſtellung (welches eben durch das innere nothwendige Verhältniß des Individuums zu ſeinen Handlungen und Schickſalen vermittelt wird), muß Wohlgefallen an der Form der Darſtellung ſelbſt hervorgebracht werden, ſonſt fehlt der äſthetiſche Charakter des Ganzen. — Die poetiſche Gerechtigkeit im Luſtſpiele, die dem Zwecke der Totalität der Form untergeordnet iſt, verſtattet daher die Beſtrafung der Fehler, deren Darſtellung uns beluſtiget hat, aber zugleich auch die Heilung derſelben durch die Beſtrafung, als der Schluß in der Kette der einzelnen Glieder der Darſtellung, wo, durch die bewirkte Einheit des Stoffes, zugleich die Einheit der äſthetiſchen Form vorbereitet, und dieſe Form durch die vollendete Darſtellung zu einer Totalität des Bildes erhoben wird. — Home, Grundſ. der Kritik, überſ. v. Meinhard, (3te Aufl. Leipz. 1790) Th. 1, S. 371 ff., unterſcheidet zwei Gattungen von Gegenſtänden, die uns zum Lachen bewegen; lächerliche, und belachenswerthe. Die erſten ſind blos luſtig, die andern zugleich luſtig und verächtlich. — In hiſtoriſcher Hinſicht kann über die teutſchen Luſtſpieldichter verglichen werden, der vierte Theil von C. F. Flögels Geſchichte der komiſchen Litteratur. — Die Poſſe iſt eine Unterart des Luſtſpiels, in welcher das Niedrigkomiſche unter der höchſten Verſinnlichung dargeſtellt wird. Es herrſcht keine tiefangelegte Intrigue darin, ſondern alles iſt in ihr auf eine Stimmung von Luſtigkeit (damit ich mich dieſes Ausdrucks bediene) berechnet, welche bis gegen das Ende hin ſo verſtärkt wird, daß kein anderes Gefühl in der Seele dabei entſtehen kann. — So viel ſich auch gegen den Harlekin auf dem Theater ſagen läßt; ſo beſtätigt doch der allgemeine Beifall, mit welchem man die ſogenannten Faſtnachtsſtücke aufgenommen hat, daß jener Frohſinn Bedürfniß für die Menſchen in allen Zeiten war. — Zu den gelungnen Producten in dieſer Art, die man durchaus aus keinem höhern Geſichtspuncte faſſen darf, gehören von Kotzebue: der Wildfang; die Unglücklichen; der Wirrwarr und die Pagenſtreiche.

Vollendete Luſtſpiele fehlen den Teutſchen, die ſelten ſich zu der Leichtigkeit der Darſtellung ihrer Nachbarn, der Franzoſen,

erheben; aber mehrere, in verſchiedener Hinſicht, ausgezeichnete Stücke verdienen hier aufgeführt zu werden:

J. F. Jünger, der offene Briefwechſel. — Die Entführung. — Er mengt ſich in alles. — Der Wechſel. — Strich durch die Rechnung. — Kleid aus Lyon. — Badecur. — Revers. — Geſchwiſter vom Lande. — Verſtand und Leichtſinn. — Ehepaar aus der Provinz. — Der doppelte Liebhaber. — Ton unſerer Zeiten, (in ſ. Luſtſpielen, 5 Th. Leipz. 1785 ff. und in ſ. komiſch. Theater, 3 Th. Leipz. 1792 ff.)

Göthe, die Mitſchuldigen. — Der Großcophtha. —

G. E. Leſſing, Minna von Barnhelm. —

Iffland, der Fremde. — Die Hageſtolzen. — Die Reiſe nach der Stadt. — Hausfrieden. — Herbſttag. — Die Ausſteuer. — Frauenſtand. Leichter Sinn. — Figaro in Teutſchland. — (in den 16 Theilen ſ. dramat. Werke.)

v. Kotzebue, die Indianer in England. — Die teutſchen Kleinſtädter. — Das Schreibepult. — Das Epigramm. — Armuth und Edelſinn. — Die ſilberne Hochzeit. — Bruder Moritz, der Sonderling. — Die Tochter Pharaonis. — Der Gefangne. — Der Hahnenſchlag. — Incognito. — Der Beſuch. — Ueble Laune. — Die beiden Klingsberge. — Der Papagei. — Unſer Fritz. — Der todte Neffe. —

F. L. Schröder, der Fähndrich.

C. F. Weiße, Luſtſpiele, 3 Theile, Leipz. 1783.

F. W. Gotter, Erbſchleicher. — Zwei Onkel für einen. — Der Mann, der ſeine Frau nicht kennt. — Die Vetterſchaft. — Der ſchwarze Mann. (ſ. deſſen Schauſpiele, Leipz. 1796.)

Babo, Bürgerglück. — Der Puls, Berl. 1804.

F. L. Huber, Offene Fehde. —

C. F. Bretzner, das Räuſchgen. — Der argwöhniſche Liebhaber. — Der Eheprokurator. — Die Phyſiognomiſten. — Komplimente und Wind. — Felix und Hannchen. —

Großmann, Nicht mehr als ſechs Schüſſeln. —

Dav. Beil, die Gauner. — Liebe um Liebe, (ſonſt: die Schauſpielerſchule.) — Dietrich von Ruben. —

v. Brühl, der Bürgermeiſter. — So zieht man dem Betrüger die Larve ab. —

Heyne, (Anton Wall), die beiden Billets. — Die Hochzeit nach dem Tode. — Die gute Ehe. —

Wetzel, die komiſche Familie. — Der blinde Lärm, oder die zwei Vettern, (vergl. ſ. Luſtſp., 4 Th. Leipz 1778.)

Beck, die Schachmaſchine. —

Burchard, (Max Roller) die Dichterfamilie, Luſtſpiel, Roſtock 1794.

Katharina, (Kaiſerinn von Rußland), drei Luſtſpiele: der Betrüger; der Verblendete; der ſibiriſ. Schamann. (Berl 1788).

Guſtav 3. (König von Schweden), Siri Brahe, oder die Neugierigen.

(Hieher gehören auch Stephanie des Jüng. ſämmtl. Schauſpiele, 5 Bde. Leipz. 1777. — J. C. Brandes, ſämmtl. dramatiſche Schriften, 8 Th. Leipz. 1790. — v. Gebler, theatraliſche Werke, 3 Th. Dresd. 1772. (Der Miniſter und das Prädikat ſind nicht ſchlecht.) — J. C. Bock, vermiſchtes Theater, 4 Th. Leipz. 1778.)

§. 266.

3) Das Schauſpiel.

Das Schauſpiel (als dramatiſche Untergattung) iſt die **Einheit einer dramatiſchen Darſtellung, durch welche ein gemiſchtes Gefühl der Luſt und Unluſt an dem dargeſtellten Gegenſtande angeregt wird, welches ſich aber in ein reines Gefühl der Luſt an dem dramatiſchen Stoffe und an der Behandlung deſſelben auflöſet.** — Das Schauſpiel ſtehet gewiſſermaßen zwiſchen Trauerſpiel und Luſtſpiel in der Mitte. Es nähert ſich dem erſten durch die Anregung des gemiſchten Gefühls der Luſt und Unluſt, bleibt aber hinter demſelben in Hinſicht der tragiſchen Kraft zurück; es nähert ſich dem letztern durch die Auflöſung des Gefühls der Unluſt in ein reines Gefühl der Luſt, und durch das glückliche Ende, entfernt ſich aber dadurch von demſelben, daß in dem Luſtſpiele durchgehends das Gefühl der Luſt herrſcht, in dem Schauſpiele hingegen das Gefühl der Luſt erſt gegen das Ende das Uebergewicht erhält. Es unterſcheidet ſich, in dieſer Aeußerung, wieder von dem Trauerſpiele, wo das tragiſche Ende des Helden das Gefühl der Unluſt rege erhält, und blos die Bewunderung ſeiner Kraft und das Wohlgefallen an der ſchönen Form dem Gefühle der Luſt das Uebergewicht verſchaffen kann, ſtatt daß in dem Schauſpiele das Uebergewicht des Gefühls der Luſt begründet wird durch die glückliche Entwickelung des Schickſals des Helden und durch das Wohlgefallen an der Form zugleich. — So iſt alſo durch das Schauſpiel die fehlende Mittelgattung zwiſchen dem Luſtſpiele und Trauerſpiele ergänzt.

Dem Stoffe nach, iſt es kein Held, wie ihn das Trauerſpiel darſtellt, der in dem Mittelpunkte der Begebenheit ſteht, und der ſich durch Erhabenheit und Größe der Handlungen auszeichnet; es iſt vielmehr ein Individuum aus dem Kreiſe des häuslichen und bürgerlichen Lebens, das aber durch den Drang der Umſtände, in welche es verſetzt wird, das Edle und die Würde ſeines Charakters zu bewähren im Stande iſt. Die Macht des Schickſals, das im Trauerſpiele mit eiſerner Hand auf den Held eindringt, iſt in dem Schauſpiele in die Gewalt der Umſtände, in die Kabale mächtiger Feinde, in die drückende Form der Convenienz gelegt. Die Handlungsweiſe des Helden im Trauerſpiele iſt ein Ausdruck ſeiner natürlichen Kraft, ſeines angebohrnen Sinnes, ſeines muthigen Anſtrebens gegen alle äußere Macht; dagegen charakteriſirt ſich die Hauptperſon des Schauſpiels mehr durch Ausübung der ſtillen häuslichen und bürgerlichen Tugenden, ſie bewährt ihren Muth durch Geduld und Conſequenz im Erdulden der Leiden, ſie zerhaut den Knoten ihres Schickſals nicht durch mächtige Schläge, ſondern kämpft dagegen mit ruhiger Beſonnenheit. Endlich erſcheint die unterdrückte und geprüfte Tugend und Unſchuld in ihrem reinen Lichte, ſie erliegt nicht der Gewalt des ſtürmenden Schickſals; ſie geht anerkannt, bewährt, bewundert und ſelbſt gegen ihre Feinde gerechtfertigt aus ihrem zweideutigen Kampfe hervor.

Das Schauſpiel hat, als neue Untergattung der dramatiſchen Form ein ſchnelles Glück gemacht. Dieſe Erſcheinung läßt ſich ſehr gut erklären; denn theils liegt es dem Kreiſe der wirklichen Welt, eben weil es in die häuslichen und bürgerlichen Verhältniße des Lebens eingreift, am nächſten, und gewährt für ähnliche wirkliche Fälle Belehrung, Beruhigung und Erquickung; theils erſchüttert es wegen des ruhigern Ganges der Handlung und wegen der glücklichen Entwickelung das Gefühl nicht ſo mächtig, als das Trauerſpiel. Man verläßt das Schauſpiel von Seiten des Gefühlsvermögens gerührter und befriedigter als das Luſtſpiel, und fühlt ſich doch durch daſſelbe nicht ſo angegriffen, wie durch das Trauerſpiel.

Daß der Dialog den Charakteren anpaſſen, daß er das Ganze eigentlich zur Einheit für den innern Sinn verbinden müſſe, gilt von dem Schauſpiele, wie von allen Gattungen der dramatiſchen Form, in gleichem Grade:

Das Schauſpiel, das man bei ſeinem Entſtehen, als man ſeinen beſtimmten Charakter verkannte, ſpottweiſe die weinerliche Komödie nannte, iſt von mehrern Dichtern brav bearbeitet worden, und zunächſt ein Eigenthum der teutſchen Literatur. — Als vorzüglich verdienen genannt zu werden:

Göthe, Iphigenia auf Tauris. — Götz von Berlichingen. Taſſo. — Stella. — Die Geſchwiſter.

Iffland, die Mündel. — Die Jäger. — Der Vormund. — Erinnerung. — Verbrechen aus Ehrſucht. — Bewußtſeyn. — Reue verſöhnt. — Dienſtpflicht. — Die Advokaten. — Selbſtbeherrſchung. — Der Spieler. Eliſa von Valberg. Allzuſcharf macht ſchartig. — Das Vermächtniß. — Scheinverdienſt. — Alte Zeit und neue Zeit. — Das Vaterhaus. — Achmet u. Zenide. — Der Mann von Wort. — Die Höhen. — Die Künſtler. — Friedrich von Oeſtreich. — (in den 16 Theilen ſeiner dramatiſchen Werke.)

v. Kotzebue, Menſchenhaß und Reue. — Graf Benjowski. — Huſſiten vor Naumburg. — Die Verſöhnung. — Falſche Schaam. — Sonnenjungfrau. — Kind der Liebe. — Die Korſen. — Guſtav Waſa. — Die Verläumder. — Lohn der Wahrheit. — Der Graf von Burgund. — Die kluge Frau im Walde. — Die Verwandtſchaften. — Hugo Grotius. — Eduard in Schottland.

F. L. Schröder, der Ring. — Die unglückliche Ehe aus Delikateſſe. — Das Portrait der Mutter. —

v. Gemmingen, der teutſche Hausvater.

Babo, die Strelitzen.

Kratter, das Mädchen von Marienburg. — Der Friede am Pruth.

C. u. Fr. Leop. v. Stollberg, Schauſpiele mit Chören. Leipz. 1787.

F. L. Huber, Juliane.

Fr. Rambach, der große Churfürſt vor Rathenau. — Otto mit dem Pfeile. — Friedrich von Zollern. — Der Verſtoßene.

Brömel, Gerechtigkeit und Rache, (in ſeinen Beitr. zur t. Bühne. Deſſau 1785.)

Jul. v. Soden, Aurora, oder das Kind der Hölle. — Teutſche Hausmutter. — Doctor Fauſt.

Neumann, Gottfried von Bouillon.

§. 267.
4) Das Singſpiel.

Das Singſpiel iſt für die hiſtoriſche Form der Poeſie, was die Cantate für die lyriſche Form iſt. Es kann zwar als ein poetiſches Ganze für ſich betrachtet werden; aber es muß durchgängig auf die muſikaliſche Begleitung angelegt und berechnet ſeyn. Es macht deshalb keine beſondere Untergattung der dramatiſchen Poeſie aus, ſondern behandelt nur einen hiſtoriſchen Stoff, welcher der Einheit in der Darſtellung eben ſo, wie im Trauer- Luſt- und Schauſpiele fähig iſt, mit beſtändiger Rückſicht auf die muſikaliſche Darſtellung. Alles, was von der Cantate geſagt worden iſt, gilt auch von dem Singſpiele, nur daß, ſtatt der lyriſchen Form, hier die hiſtoriſche herrſchend iſt, und daß, ſtatt der Darſtellung des ſubjectiven Gefühls in der Cantate, hier Individuen handelnd aufgeführt werden, deren gegenſeitige Thätigkeit den Knoten ſchürzt, deſſen Auflöſung nicht blos ein Wohlgefallen an der poetiſchen Form der Darſtellung, ſondern zugleich und mit demſelben auch ein Wohlgefallen an der muſikaliſchen Darſtellung des Ganzen bewirken ſoll. — Da die Beſtimmung der muſikaliſchen Behandlung eines poetiſchen Stoffes nicht in den Kreis der poetiſchen Formen gehört; ſo bedarf es hier blos noch der Angabe der verſchiednen Untergattungen des Singſpiels; es ſind: das Melodrama, die Operette, und die Oper.

§. 268.
α) Das Melodrama.

Das Melodrama, welches Monodrama, Duodrama ꝛc. ſeyn kann, iſt ein dramatiſches Gedicht, deſſen Ausdruck ſich zwar der lyriſchen Form nähert, deſſen Eigenthümlichkeit aber darin beſtehet, daß die Rede durch abwechſelnd eintretende Muſik unterbrochen wird. Es unterſcheidet ſich von der Operette und Oper, daß keine Arien in demſelben vorkommen, ſondern die Muſik blos zur Darſtellung und Fortführung der in der Rede enthaltnen Gefühle

und Begebenheiten, oder zur Vorbereitung auf die künftigen dient. So neu das Melodrama auch ſeinem Urſprunge nach iſt; ſo iſt es doch nur ein unvollendetes Kunſtwerk. Seine Darſtellung hat durch den Mangel mehrerer Perſonen zu wenig Abwechslung und Mannigfaltigkeit, und deshalb kann ſich auch ſein Stoff nur auf einen kleinen Kreis von Begebenheiten und Gefühlen beſchränken; deshalb wird auch ſeine äſthetiſche Vollkommenheit immer hinter der (gelungnen) Operette und Oper zurückbleiben. — Dazu kommt, daß die eintretende Muſik, je mehr ſie dem Charakter der dargeſtellten Gefühle anpaßt, und alſo je zweckmäßiger ſie iſt, das Einförmige des Eindrucks verſtärken muß, weil ſie, durch Töne, nichts anders darſtellen kann, als was bereits durch Worte dargeſtellt worden iſt. Dann wird der Gang der Empfindung durch die zu oft eintretende Muſik in ſeinem natürlichen Fluße aufgehalten und unterbrochen, und dadurch der freie innere Zuſammenhang zu viel geſtört. Endlich häufen ſich auch für den Schauſpieler die Schwierigkeiten dadurch, daß er in Verlegenheit kommt, wie er die häufigen Zwiſchenzeiten der Muſik durch Mimik ausfüllen ſoll.

So groß auch die Senſation war, welche Brandes, Ariadne auf Naxos, beſonders durch Benda's Kompoſition, und Medea von Gotter, erregten; ſo ſcheint doch der Enthuſiasmus dafür wieder erloſchen zu ſeyn. Es gehören noch hieher: Roſamunda; und Theſeus auf Kreta von Rambach, und Cephalus und Prokris. — Die Geſchichte und Literatur des Melodrama in der N. Bibl. der ſch. Wiſſ. B. 37, St. 2, und B. 38, St. 1. — J. A. Eberhard, über das Melodrama, in ſ. N. vermiſchten Schriften, Halle 1788. S. 1. ff. — Ein treffender Aufſatz darüber von Maaß, in den Nachtr. zu Sulzers Theorie, Th. 3, St. 2, S. 318 ff. — Vergl. Herders Adraſtea, St. 4, S. 258 ff. —

§. 264.

β) Die Operette.

Die Operette iſt jüngern Urſprungs, als die Oper, und aus derſelben entſtanden. Sie trägt im Allgemeinen den Charakter des Singſpiels, und unterſcheidet ſich dadurch

von der Oper, daß, wenn in dieſer die poetiſche und muſikaliſche Darſtellung ein ununterbrochenes gemeinſchaftlich ſich unterſtützendes Ganze bilden, in der Operette die muſikaliſche Begleitung der Poeſie durch Dialog unterbrochen wird, bei welchem die muſikaliſche Begleitung aufhört. — Ihrer Beſtimmung nach, ſollte die Operette das größere theatraliſche Maſchinenwerk der Oper überlaſſen, aber man hat die poetiſche Grenzlinie zwiſchen beiden durchbrochen, und behandelt beide gewiſſermaßen nach einerlei Maaeſtabe. — Da, aus Mangel an guten poetiſchen Stoffen, für die Operette, oft die elendeſten Machwerke in die Hände treſſlicher Komponiſten gefallen, und durch dieſe zu einiger Celebrität gelangt ſind; ſo iſt nicht zu läugnen, daß dadurch beinahe der geſunde Geſchmack für dieſe Gattung der dramatiſchen Poeſie verdorben worden iſt, und ſchwer dürfte es werden, die, durch Theaterſchläge, Geiſtergeſchichten und andre Maſchinerien, hervorgebrachte fehlerhafte Richtung wieder ins rechte Gleis zu bringen.

Ich kann mir die Producte nicht denken, durch welche Bendavid, Geſchmackslehre S. 419 ff. veranlaßt werden konnte, die Operette mit der Idylle zu vermiſchen, und für beide den Charakter feſtzuſetzen, daß die handelnden Menſchen in ihnen den höchſten Grad der Unſchuld mit dem größten Grade der Kultur vereinigen. — Selbſt ganz von allen vorhandnen Operetten abſtrahirt, kann dies nie das Weſen der poetiſchen Form der Operette ſeyn. — Pörſchke, Ged. über die Phil. des Sch. Th. 2, S. 138 ſagt: „Zu der Operette gehören gemiſchte Handlungen, welche alſo nicht durchweg lyriſch dichteriſch (wie in der Oper) ſind. Die Operette iſt den affectvollen, ſo wohl fröhlichen als traurigen Situationen des gemeinen Lebens gewidmet.“ — Sulzers Theorie ꝛc. Th. 3, S. 602 ff. Art. Operette. —

§. 270.

γ) Die Oper.

Die Oper, als dramatiſches Kunſtwerk, nähert ſich dem Trauer- Luſt- und Schauſpiele. In der ernſthaften Oper (opera ſeria) handelt ein Held nach der Analogie des Trauerſpiels; in der komiſchen Oper (opera buffa) werden Thorheiten und Fehler verſinnlicht dargeſtellt, oder Intriguen ausgeſponnen, an deren Darſtellung der Faden der

Verwickelung bis zur Entwickelung fortläuft; die gemiſchte Oper iſt nach der Analogie des Schauſpiels gebildet, und wechſelt mit heitern und ernſthaften Parthieen. — Die Oper, als muſikaliſches Kunſtwerk, gehört nicht hieher; nur daß für ſie, inwiefern der Dichter derſelben dem Komponiſten vorarbeiten muß, eben dieſelben Geſetze gelten, welche von der Cantate entlehnt, und in Beziehung aufs Singſpiel überhaupt aufgeſtellt worden ſind. — Nach ihrer urſprünglichen Beſtimmung verlaſſen ſich Poeſie und Muſik in der Darſtellung nie, ſondern gehen gemeinſchaftlich mit einander durch Arien, Recitative und Chöre fort. — Da in ihr mehrere Künſte (außer Muſik und Dichtkunſt, noch Mimik, Mahlerei, höhere Schauſpielkunſt, Tanzkunſt, Baukunſt.) gewöhnlich Antheil nehmen; ſo würde ſie ſich des höchſten äſthetiſchen Effects verſichern können, wenn ſie nicht gewöhnlich von Seiten der Empfindung und der Behandlung des Stoffes unter aller Kritik wäre. Nur dann würde in ihr eine Wiederherſtellung des guten Geſchmacks möglich ſeyn, wenn zwei gleich große Genies, ein Dichter und Komponiſt, ſich zur Reinigung und Vervollkommnung derſelben vereinigten. So wenigſtens iſt es nicht möglich, aus den unzähligen mißlungnen poetiſchen Producten in dieſer Art der dramatiſchen Poeſie eine Theorie derſelben abzuleiten, die befriedigend und den vorhandnen (ſogenannten) Kunſtwerken anpaſſend wäre.

Bendavid, Geſchmackslehre, S. 415 ff, vereinigt das Mährchen mit der Oper, und kann alſo blos diejenige poetiſche Form der Oper gelten laſſen, in welcher blos abentheuerliche Thaten dargeſtellt werden. — Dann würden wir viele Opern verlieren. — Der Oper gedenkt auch Meiners, Theorie u. Geſch. der ſch. Wiſſ. S. 261 ff. — Der eigenthümliche Charakter einer Oper iſt, nach Pörſchke, Ged. über die Phil. des Sch. Th. 2, S. 137 ff, „dem immerwährende, nur in Geſang ausbrechende Affect. Sie verlangt die kühnſten, romanhafteſten Erdichtungen, wenn die Verwandlung unſrer Sprache in Geſang, d. i. die Verſetzung des Menſchen aus ſeinem gewöhnlichen Gleiſe, bis zum Reden der Götterſprache, natürlich ſeyn ſoll. Die Oper zeiget uns eine bezauberte Welt. Dies iſt die Feder, durch welche alle Zurüſtungen dieſes bunten Schauſpieles

möglich werden. Die heroiſche Oper hat ſich die höheren Regionen der Menſchheit, eine in allen Theilen allegoriſche Welt zugeeignet.„ — Vergl Sulzers Theorie ꝛc. Th. 3, S. 572 ff. Art. Oper; Eſchenburgs Theorie u. Lit. der ſch. Wiſſ. S. 253 ff: die Briefe über Muſik, in Merkels Freimüthigem, 1804. St. 29. —

Unter den Teutſchen ſind Oper und Operette von folgenden noch am zweckmäßigſten bearbeitet worden:

C. F. Weiße, komiſche Opern, 3 Th. Leipz. 1777. (Jagd. — Lottchen am Hofe. — Liebe auf dem Lande, — der Teufel iſt los. — Dorfbarbier. — Erntekranz. — Jubelhochzeit. —

v. Göthe, Erwin und Elwire. — Klaudine von Villa Bella.

G. E. Hermann, die Dorfdeputirten. — Abend im Walde. — treuen Köhler.

C. M. Wieland, Alceſte. —

J. B. Michaelis, Operetten.

F. W. Gotter, Geiſterinſel. — S. Singſpiele.

J. Schiebler, Liſuart und Dariolette ꝛc. in ſ. Gedichten, herausgegeben von Eſchenburg. Hamb. 1773.

Stephanie des jüngern, ſämtl. Singſpiele. Liegnitz 1792. (der Apotheker und der Doctor ꝛc.)

J. J. Engel, die Apotheke, Leipz. 1772.

J. G. Jacobi, Elyſium (Vorſpiel), Tod des Orpheus, in ſeinen theatral. Schriften, Leipz. 1792.

C. F. Bretzner, Singſpiele. Leipz. 1796. (Entführung aus dem Serail; Schlaftrunk ꝛc.)

K. Herklots, Operetten. Berlin 1793.

v. Kotzebue, Eremit auf Fermentera. — Spiegelritter. — Sultan Wampum. —

A. G. Meißner, Operetten. Leipz. 1778. (Alchymiſt; Grab des Mufti ꝛc.)

S. G. Bürde, Operetten. Königsberg 1795.

L. v. Baczko, Operetten, Königsb. 1794.

C. A. Vulpius, Operetten, Leipz. 1790.

(Die Schikanederſchen Operetten ſind voll Unſinn.)

Vergl. J. F. Reichard, über die teutſche komiſche Oper. Hamb. 1774.

§. 271.

5) Der Monolog.

Es gibt Augenblicke einer hohen Bewegung im menſchlichen Leben, wo der Andrang und Kampf unſrer Gefühle ſo ſtark wird, wo wir uns von Rührungen, Affecten und Leidenſchaften ſo ergriffen fühlen, daß wir denſelben, gleichſam nach außen hin, in Worten eine Entladung geben müſſen,

um von der Macht, die in uns wirkt, nicht überwältigt zu werden. Dieſer unwillkührliche, mächtige Erguß unſrer überſtrömenden Gefühle geſchieht im Selbſtgeſpräche.

Das nachgebildete Selbſtgeſpräch, der Monolog, enthält alſo den Ausdruck der hohen Rührung, Erſchütterung und Begeiſterung eines Individuums unter einer Form, die in der Beſtimmtheit des Gefühls, das dem Monolog zum Grunde liegt, oder in dem feſtgezeichneten Ausdrucke einer angeregten Leidenſchaft, theils ihre Grenzen, theils ihren Charakter in der Darſtellung erhält. Eben die Regelloſigkeit des Gefühls, das mit Allgewalt in der Seele wogt; eben die Freiheit, die alle ſeine Aeußerungen bezeichnet, verſtärken die Verſinnlichung, welche in der Form des Monologs herrſchen muß. Neben dieſer hohen Sinnlichkeit im Ausdrucke muß der Monolog, wenn er äſthetiſche Einheit haben ſoll, in einem beſtimmten Gefühle ſeine genau verzeichnete Sphäre und ſeine Grenzen haben, die er nicht überſchreiten darf. In pſychologiſcher Hinſicht wird alſo der Monolog ein freier, aber der höchſten Verſinnlichung fähiger Erguß eines tiefen Gefühls oder einer mächtig anregten Leidenſchaft ſeyn. Die productive Phantaſie vollendet ſeine Form, indem ſie innerhalb der Sphäre dieſes Gefühls, dieſer Leidenſchaft bleibt, und ihm dadurch im Bilde jene Einheit mittheilt, welche ihm, als äſthetiſch vollendetem Kunſtwerke, nothwendig zukommen muß. — So beſtimmt aber auch das herrſchende Gefühl im Monologe gezeichnet ſeyn mag; ſo beruht doch eben ſeine Kraft auf der Herrſchaft über den Antagonismus eines andern Gefühls, das mit gleicher Stärke gegen daſſelbe ankämpft, aber endlich demſelben erliegt. Auf die Darſtellung dieſes Antagonismus der Gefühle und Leidenſchaften iſt alſo das höhere Intereſſe des Monologs berechnet, und je ruhiger der Monolog erſcheint, deſto weniger wird er ein Product der ſchöpferiſchen Phantaſie, und höchſtens nur ein Spiel des Witzes des Dichters ſeyn. Da er zunächſt nur der dramatiſchen Poeſie zugehört; ſo darf er nie als Nothbehelf und Flickwerk eines armſeligen Dichters erſcheinen. Er muß die beſtimmteſte Individualität in den höchſten Momenten ihres Wirkens ver-

ſinnlichen, und als weſentlicher, nicht entbehrlicher Beſtandtheil in dem Zuſammenhange eines dramatiſchen Werkes erſcheinen, inwiefern nämlich an ihn jedesmal ein Theil der Schürzung oder Auflöſung des Knotens geknüpft ſeyn muß. Monologen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände und als iſolirte Kunſtproducte werden jedesmal mißlingen, da die pſychologiſche Erſcheinung eines Monologs nur aus dem Andrange ſtarker Gefühle zu erklären iſt.

Es erſchienen 1776 Monologen der Vernunft, die aber eben ſo gut auch kurze Abhandlungen heißen könnten. — Die dramatiſche Poeſie iſt ausſchließend das Gebiet für den Monolog, und Shakesſpear, Schiller und Klinger, haben uns Meiſterſtücke darin geliefert. Iffland und Kotzebue verdienen einer ehrenvollen Erwähnung. — Theoretiſch hat den Monolog behandelt: Maaß, Rhetorik, S. 339 ff. — Aus dem Geſichtspunkte der ruhigen Kontemplation behandelt J. J. Engel den Monolog in der Abh. über Handlung, Geſpräch und Erzählung, in ſeinen Schriften, Th. 4, S. 156. ff. — Eberhard, Theorie der ſchönen Wiſſ. S. 187. folgt ihm. — Pſychologiſcher faßt ihn Pörſchke, Ged. über d. Phil. des Sch. Th. 2, S. 84 ff. auf, und ſtimmt mehr mit der von mir verſuchten Darſtellung ſeines Charakters überein: „Ein Monolog iſt lautes Empfinden und Denken, iſt in der Heftigkeit des Affects natürlich, wenn der Menſch alle Dinge um ſich her belebt, ſie perſonificirt, und zu Theilnehmern ſeiner Vorſtellungen macht; oder wenn der Menſch aus ſich ſelbſt eine zweite Perſon zu bilden anfängt. Dann iſt jeder Zuſchauer ſo ſehr in Affect geſetzt, und merkt es nicht mehr, daß der Redende allein ſey. — Der Monolog auf der Schaubühne muß nicht etwa eine an die Zuſchauer gerichtete Anrede ſeyn, was äußerſt unäſthetiſch iſt; für den Schauſpieler ſind keine Zuſchauer da. Der einſame Menſch ſpricht nicht für Andre, ſondern ſeines eignen Bedürfniſſes wegen, um ſein Herz zu erleichtern, ſeine Gefühle ſich verſtändlicher zu machen, und ſich zu einer entſcheidenden Thätigkeit zu ſtärken.„ — Vergl. meine Theorie des Styls, Th. 2, S. 482 ff, und Sulzers Theorie, Th. 4, S. 354 f. Art. Selbſtgeſpräch.

§. 272.

c) Die didactiſche Form.

Der Charakter der didactiſchen Form iſt Darſtellung von Begriffen, die mit Gefühlen vergeſellſchaftet

ſind, unter der Einheit einer äſthetiſchen Form, die um ihrer ſelbſt willen gefällt. Nicht Belehrung, ſondern Verſinnlichung iſt der Zweck der didactiſchen Poeſie, und dadurch wird theils ihr Charakter von dem Charakter des didactiſchen proſaiſchen Styls weſentlich unterſchieden, theils das Geſetz für die äſthetiſche Vollendung der ſchönen Form, unter welcher der didactiſche Stoff dargeſtellt erſcheint, feſt begründet. — Zu dieſer Form gehören:

1) das eigentliche Lehrgedicht;
2) die Satyre.

Sulzers Theorie ꝛc. Artikel: lehrende Rede, Lehrgedicht, Th. 3, S. 166 ff. — Duſch, Briefe ꝛc. Th. 2, 3 u. 4 — Außer dem Lehrgedichte und der Satyre rechnet Ramlers Batteux, Th. 3, S. 127 ff. auch den poetiſchen Brief und das Epigramm zu der didactiſchen Form; aber die Theorie derſelben iſt durchaus nicht befriedigend, wenn er ihren Charakter ſo angibt, daß in der didactiſchen Form „die Wahrheit und nicht die Erdichtung in Verſe gebracht werde.„ — Sehr wahr erinnert Eberhard, Theorie d. ſch. K. u. W., S. 165, daß die Wahrheiten, welche das didactiſche Gedicht enthält, zwar dogmatiſche und allgemeine ſind, daß aber alle diejenigen allgemeinen Wahrheiten davon ausgeſchloſſen werden welche außer dem äſthetiſchen Geſichtskreiſe liegen, und dahin rechnet er die, deren Wahrheit und Falſchheit nicht ſinnlich erkannt werden kann. — Er theilt das Lehrgedicht in das philoſophiſche, deſſen Hauptzweck der Vortrag ſpekulativer Wahrheiten iſt; und in das moraliſche, wenn es den Vortrag moraliſcher Wahrheiten enthält. Der Hauptzweck des moraliſchen Lehrgedichts iſt, den Leſer von ſeiner Pflicht zu überreden (?, dies iſt aber der unterſcheidende Charakter der Beredſamkeit von der Poeſie, die zunächſt in der didactiſchen Form auf Verſinnlichung der Wahrheiten wirkt), entweder durch Empfehlung der Tugend, oder durch die Beſtrafung der entgegenſtehenden Laſter (Satyre). — Sehr verfehlt H. Blair; Vorleſ. über Rhetorik und ſch. Wiſſ., Th. 4, S. 4 ff. den Charakter der didactiſchen Form, wenn er behauptet, ſie ſey blos der Form, nicht aber ihrem Weſen und Zwecke nach, von einer philoſophiſchen oder moraliſchen, oder kritiſchen Abhandlung in Proſa unterſchieden. Auch er rechnet die Epiſtel geradehin zur didactiſchen Form. — Nur hiſtoriſch behandelt Meiners, Theorie u. Geſch. der ſch. Wiſſ. S.

312 ff. die Untergattungen der didactiſchen Form. — Sehr treffend ſagt Schiller, über naive und ſentimentaliſche Dichtung (kl. proſ. Schriften, Th. 2, S. 96 ff.): „Das Gemüth kann keinen Eindruck erleiden, ohne ſogleich ſeinem eignen Spiele zuzuſehen, und was es in ſich hat, durch Reflexion ſich gegen über und aus ſich heraus zu ſtellen. Wir erhalten auf dieſe Art nie den Gegenſtand, nur was der reflectirende Verſtand aus dem Gegenſtande machte, und ſelbſt dann, wenn der Dichter ſelbſt dieſer Gegenſtand iſt, wenn er uns ſeine Empfindungen darſtellen will, erfahren wir nicht ſeinen Zuſtand unmittelbar aus der erſten Hand, ſondern wie ſich derſelbe in ſeinem Gemüthe reflectirt, wie er als Zuſchauer ſeiner ſelbſt darüber gedacht hat.„

§. 273.

1) Das eigentliche Lehrgedicht.

Die Beſtimmung des Lehrgedichts iſt Verſinnlichung allgemeiner Wahrheiten unter einer vollendeten äſthetiſchen Form, die um ihrer ſelbſt willen gefällt. Die Darſtellung allgemeiner Wahrheiten hat allerdings das Lehrgedicht mit dem didactiſchen proſaiſchen Style gemeinſchaftlich; aber in der Behandlung des Stoffes, von dem es nur ſo viel entlehnt, als der Verſinnlichung und der Verbindung zur Einheit der Form fähig iſt, und in der Hervorbringung einer äſthetiſch vollendeten Form weicht es ganz von dem didactiſchen proſaiſchen Style ab. Denn ſtatt daß der proſaiſche Styl den Gegenſtand, der dargeſtellt werden ſoll, logiſch zergliedert und nach ſeinen Theilen behandelt und ausführt (welches allerdings auch unter der Bedingung der innigſten Verbindung der Korrectheit mit der Schönheit geſchehen muß); ſo iſt die Hauptaufgabe des Lehrgedichts, den Gegenſtand zu verſinnlichen und ihn, der in der Proſa unter der Form einer Idee erſcheint, unter der Form eines Bildes darzuſtellen, und ſo in ein Object der Phantaſie zu verwandeln. Wenn daher der proſaiſche didactiſche Styl zunächſt zum Verſtande ſpricht, und vermittelſt des Verſtandes zur Phantaſie; ſo wendet ſich das Lehrgedicht durch die Verſinnlichung des Objects zunächſt an die Phantaſie, und die dadurch zu bewirkende Belehrung iſt in dem Lehrgedichte blos Nebenſache.

Man kann das Lehrgedicht eintheilen in das philoſophiſche, welches theoretiſche, oder practiſche philoſophiſche Gegenſtände (am zweckmäßigſten aber moraliſche Wahrheiten,) darſtellt; und in das ſcientifiſche, welches irgend einen andern Gegenſtand der menſchlichen Erkenntniß in ein lebensvolles Bild verwandelt. Doch eignet ſich nicht jeder ſcientifiſche Gegenſtand zur poetiſchen Darſtellung, ſondern nur derjenige, welcher einer höhern Verſinnlichung fähig iſt, und in der Darſtellung zu einem äſthetiſchen Ganzen vereinigt werden kann. Denn Einheit des Planes, Lebhaftigkeit in den dargeſtellten Begriffen, Stärke und Fülle des Ausdruckes, innige Theilnahme an dem Gegenſtande, mannigfaltige Abwechslung und Schattirung im Detail der Darſtellung, ſicher berechnete Wirkung auf den Willen, und wo möglich tiefe Rührung des Gefühls müſſen der Darſtellung des Lehrgedichts zukommen, wenn die Form deſſelben um ihrer ſelbſt willen gefallen ſoll. Daß dadurch die ſchulgerechte und chrienartige Behandlung des Stoffes von ſelbſt ausgeſchloſſen wird, obgleich eine logiſche Ordnung und Folge der Begriffe, (doch ohne hervorgehobene Anſicht der logiſchen Glieder) nicht vermißt werden darf, ergibt ſich ſchon aus der Darſtellung des äſthetiſchen Charakters des Lehrgedichts.

Eſchenburg, Theorie u. Lit. d. ſch. Wiſſ. S. 124 ff. ſagt: Lehrgedicht nennt man diejenige Dichtungsart, worin der Unterricht der vornehmſte Zweck, und die Ergötzung dieſem untergeordnet iſt, worin allgemeine Wahrheiten, Grundſätze oder Vorſchriften poetiſch vorgetragen werden, und durch dieſen Vortrag einen höhern Grad der Lebhaftigkeit und des Eindrucks erhalten. — Würde aber dadurch die Grenzlinie zwiſchen dem proſaiſchen und poetiſchen didactiſchen Style genau gezogen ſeyn? Paſſen die angegebenen Merkmale nicht hauptſächlich auch auf jenen? — Mit viel Gründlichkeit iſt das Lehrgedicht behandelt in J. J. Engels Theorie der Dichtungsarten, S. 89 ff. — Als Stoff des Lehrgedichtes gibt Eberhard, Theorie der ſch. K. und Wiſſ. S. 167 ff, an: „Die Wahl des Stoffes zu einem Lehrgedicht wird nicht allein durch die äſthetiſche Beſchaffenheit der Hauptgedanken, vermöge welcher ſie innerhalb des äſthetiſchen Geſichtskreiſes liegen, ſondern auch durch diejenige relative Beſchaffenheit derſelben beſtimmt, vermöge welcher reiche, große, edle, erhabene, rührende

Gedanken näher und ſtärker mit ihnen verbunden ſind, und alſo leichter mit ihnen vergeſellſchaftet werden.„ Nicht äſthetiſch genug iſt Bendavids (Geſchmackslehre S. 343) Begriff des Lehrgedichts gefaßt. Es entſteht nach ihm, „wenn die Gedanken, die der Dichter darſtellt, den Zweck haben, uns den Nutzen einer Handlung, oder die Schädlichkeit des Gegentheils geradezu, nebſt den Mitteln anzuzeigen, wie wir den Nutzen erreichen, den Schaden vermeiden können.„ Wo liegt hier der Unterſchied zwiſchen der poetiſchen und proſaiſchen didactiſchen Form? — Kann wohl Bendavid aus dieſem Begriffe das Daſeyn von Tiedgens Urania erklären? — Sehr wahr ſagt Pörſchke, Gedanken über d. Phil des Sch. Th. 2, S. 28 ff. „Die Belehrung in einem Gedichte geſchieht nicht durch bloße Worte, durch abſtracte Zeichen, ſondern durch Anſchauungen. Der lehrende Dichter muß lehren, als lehrte er nicht; jeder muß mit eignen Augen ſehen. Was er Neues erkennt, muß aus ſeiner Seele hervorzugehen ſcheinen.„ — Analytiſch behandelt den Charakter des Lehrgedichts: Heuſinger, Handb. der Aeſth. Th. 2, S. 103 ff. — F. V. Reinhard, (in dem ohne ſein Wiſſen abgedruckten Kollegienhefte: über die Grundſätze und die Natur des Schönen. Berl. 1797.) ſagt S. 73 ff: „ Unter dem Lehrgedichte verſteht man dasjenige, welches ein gewiſſes Syſtem von Wahrheiten zuſammenhängend darſtellt. Der Inhalt ſolcher Gedichte kann nun entweder ein Syſtem ſpeculativer Wahrheiten ſeyn, wie z. B. Pope's Verſuch über den Menſchen; Youngs Nachtgedanken; Hallers Gedicht vom Urſprunge des Uebels ꝛc.; oder eine moraliſche Wahrheit im Zuſammenhange vorſtellen, wie z. B. in Gellerts Reichthum und Ehre; Utzens Kunſt ſtets fröhlich zu ſeyn ꝛc.; oder die Theorie einer Kunſt und eine Menge praktiſcher Regeln, wie Pope's Verſuche über die Kritik ꝛc. enthalten; oder es kann ein wohlgeordnetes Gemählde natürlicher Gegenſtände ſeyn, wie z. B. Thomſons Jahreszeiten; Hallers Beſchreibung der Alpen; Kleiſts Frühling ꝛc. „ — Nur die letztere Untergattung kann ich nicht unter die Rubrik des Lehrgedichts, nach dem aufgeſtellten Charakter deſſelben, bringen. — Fruchtbare Winke über das Lehrgedicht in Herders Adraſtea, St. 3, S. 68 ff.

Im Lehrgedichte haben ſich ausgezeichnet: Withof; Lichtwer (Recht der Vernunft); Haller; Hagedorn; Duſch; Gellert; J. A. Cramer; Zachariä (Tageszeiten); Wieland; Cronegk; Uz (Theodicee); Gleim (Halladat); Overbeck; Alxinger; Stollberg; (Helebeck);

Conz; Nicolay; Gotter; Selmar; Fr. v. Kleiſt; Voigt (Gärten); Tiedge (Urania); Schiller (Künſtler); Heydenreich; Manſo (Kunſt zu lieben); Benkowitz; Schreiber (Harmonie; Bürrmann (Oſtens Myſtenſchulen) ꝛc.

§. 274.

2) Die Satyre.

Die Satyre enthält den Ausdruck eines gemiſchten Gefühls der Luſt und Unluſt bei der Wahrnehmung des Kontraſtes der wirklichen Welt zu der idealiſchen, mithin das Gefühl bei Wahrnehmung der Unvollkommenheiten der intellectuellen und moraliſchen Welt. Der Dichter iſt alſo ſatyriſch, wenn er die Entfernung von der Natur und den Widerſpruch der Wirklichkeit mit dem Ideale zum Objecte der Darſtellung erhebt. Dem Stoffe nach ſchildert die Satyre theils die Vorurtheile, Thorheiten, Verirrungen und Fehler des Verſtandes, theils die Mängel des Willens und die Gebrechen des Herzens. Der Form nach hat die Satyre dann äſthetiſche Vollendung, wenn das Wohlgefallen an der Darſtellung das Gefühl des Schmerzes über die dargeſtellten Unvollkommenheiten überwiegt, aber dieſe Miſchung des Gefühls der Luſt und Unluſt zugleich durch die Form angeregt und erhalten worden iſt.

Der Satyriker kann ſeiner Form ſowohl den komiſchen, als den ernſthaften Anſtrich geben, je nachdem ſeine Individualität durch den darzuſtellenden Gegenſtand afficirt worden iſt; doch eignet ſich der komiſche Anſtrich mehr für die intellectuellen Mängel, der ernſthafte mehr für die moraliſchen Fehler und Gebrechen. Die Satyre ſetzt, wenn ihre Darſtellung vollendet ſeyn ſoll, einen richtigen pſychologiſchen Blick, vielſeitige Welt- und Menſchenkenntniß aus allen Ständen und Verhältnißen des Lebens, einen natürlichen und geſunden Witz, eine treffende Combinationsgabe und geübte Urtheilskraft, eine gereifte Vernunft, ein menſchenfreundliches Herz, die Vergegenwärtigung des Sittengeſetzes und das hohe Intereſſe für die wichtigſten Angelegenheiten unſers Geſchlechts, für Recht, Sittlichkeit und Tugend, voraus,

ſo daß der edelſte Kosmopolitismus aus ihr hervorſchimmert, der nur deshalb den bittern Anſtrich in ſeiner Darſtellung wählt, weil er ſeine großen wohlwollenden Zwecke durch die intellectuellen und moraliſchen Gebrechen der Menſchen gehindert und vereitelt ſieht. Neben dieſen pſychologiſchen Eigenſchaften erfordert die Satyre eine völlige Gewandtheit in der Sprache, um die bemerkten Fehler treffend zu zeichnen, und eine ſolche Anregung der Phantaſie, des Gefühls und der practiſchen Vernunft, daß durch ihre gemeinſchaftliche Thätigkeit eine äſthetiſche Form hervorgebracht wird, die in der Betrachtung Wohlgefallen erregt.

Durch dieſe äſthetiſche Form und verſinnlichte Darſtellung der Unvollkommenheiten unterſcheidet ſich die Satyre von der Moral, welche ebenfalls dieſe Unvollkommenheiten rügt, aber aus Gründen, und nicht vermittelſt einer Verſinnlichung, wodurch die Unvollkommenheit uns in einem vollendeten Bilde erſcheint. Dabei bleibt aber die Moral mit ihren Forderungen das höchſte Geſetz für den Satyriker, weil nur durch den Zuſammenhang der Satyre mit allgemeinen moraliſchen Wahrheiten ihr Verhältniß zur didactiſchen poetiſchen Form beſtimmt werden kann. — Das Wohlgefallen an der Satyre iſt allerdings ein gemiſchtes, denn in demſelben fließt das Wohlgefallen an der äſthetiſchen Form mit dem Mißfallen an der dargeſtellten Unvollkommenheit in Eins zuſammen; aber das Gefühl der Luſt überwiegt das Gefühl der Unluſt, weil die Ueberlegenheit, die ſich in der Darſtellung der Unvollkommenheit ankündigt, zugleich mit dem Wohlgefallen an der Schönheit der Form, beſtimmt für den Sieg des Gefühls der Luſt entſcheidet.

Da der Satyriker, der Darſtellung nach, Dichter iſt; ſo darf er auch die darzuſtellenden Unvollkommenheiten vergrößern, und anders geſtalten, als ſie in der Wirklichkeit erſcheinen, und kann überhaupt alles, was die Realiſirung des Ideals der menſchlichen Beſtimmung in intellectueller, äſthetiſcher und moraliſcher Hinſicht hindert, vor ſein Forum ziehen. Der Satyriker iſt der entſchiedene

und ewige Feind des Thoren und des Böſewichts, aber nie ſtellt er, wenn er nicht ſeine Grenzen überſchreiten und Pasquillant werden will,*) den Thoren und Böſewicht perſönlich und namentlich auf, ſondern er zeichnet die Thorheit und Bosheit, und ſtellt gleichſam einen idealiſchen Thoren und Böſewicht in den Mittelpunkt der Darſtellung. Eine allgemeine Satyre ohne beſtimmtes Object würde ihre Wirkung verfehlen, und die Menſchheit ſelbſt im Ganzen treffen. Ein beſtimmt bezeichnetes Subject iſt Hauptbedingung für die äſthetiſche Einheit der Satyre. — Nie darf aber der Stachel in der Darſtellung fehlen; denn die blos gutmüthige (d. h. zwar wollende, aber nicht könnende) Satyre iſt eine verunglückte Geburt der Einbildungskraft, und erregt Mißfallen an der Form und an dem Dichter, ſtatt daß die äſthetiſche Form das angeregte Gefühl der Unluſt einzig durch die gerügte Unvollkommenheit leiten, für ſich aber das Gefühl der Luſt zu erregen ſuchen muß.

Zwar nur in kurzen Andeutungen, aber trefflich zeichnet Schiller, über naive und ſentimentale Dichtung (kleinere proſ. Schriften, Th. 2, S. 70 ff.) den Charakter der Satyre, die er in die ſtrafende und lachende eintheilt. Er ſagt: „Es iſt für den Satyriker keine geringe Aufgabe, in der pathetiſchen Satyre nicht die poetiſche Form zu verletzen, welche in der Freiheit des Spiels beſteht, in der ſcherzhaften Satyre nicht den poetiſchen Gehalt zu verfehlen, welcher immer das Unendliche ſeyn muß. Dieſe Aufgabe kann nur auf eine einzige Art gelöſet werden. Die ſtrafende Satyre erlangt poetiſche Freiheit, indem ſie ins Erhabene übergeht; die lachende Satyre erhält poetiſchen Gehalt, indem ſie ihren Gegenſtand mit Schönheit behandelt. — In der Satyre wird die Wirklichkeit, als Mangel, dem Ideale als der höchſten Realität gegenüber geſtellt. Es iſt übrigens gar nicht nöthig, daß das Letztere ausgeſprochen werde, wenn der Dichter es nur im Gemüthe zu erwecken weiß; dies muß er aber, oder er wird nicht poetiſch wirken. Die Wirklichkeit iſt alſo hier ein nothwendiges Object der Abneigung, aber dieſe Abneigung muß nothwendig aus dem entgegenſtehenden Ideale entſpringen." —

*) Uebrigens kann ein Pasquill nie ein Kunſtwerk ſeyn.

Eſchenburg, Theorie und Lit. ꝛc. S. 114 ff. — Eberhard, Theorie der ſch. K. u. W., S. 172 ff. ſagt: „Der Hauptzweck der Satyre iſt, durch eine vollkommene ſinnliche Rede, Mißfallen an ſittlichen Unvollkommenheiten zu erwecken.“ Je nachdem ſie Abſcheu erregen, oder Lachen erwecken will, theilt er ſie in die Juvenaliſche und Horaziſche Satyre. — Bendavid, Geſchmackslehre, S. 343, ſtellt den Begriff der Satyre nur einſeitig auf, wenn er ſagt, daß ſie entſtehe: „wenn die dargeſtellten Gedanken des Dichters uns über die Nützlichkeit einer Handlung durch den Umweg belehren, daß ſie das Lächerliche (gibt es nicht auch eine ernſthafte Satyre?) der entgegengeſetzten Handlung aufdecken“ — Pörſchke, Ged. über die Phil. des Sch., Th. 2, S. 33 ff., nennt die Satyre „die poetiſche Erzählung des Verächtlichen und Lächerlichen menſchlicher Handlungen.“ Mit pſychologiſchem Scharfſinne ſetzt er hinzu: „Iſt die Satyre ein echtes Kunſtwerk; ſo muß ſie gar in dem Gezüchtigten Vergnügen erwecken, theils wegen ihres formellen Witzes; theils wegen der Wahrnehmung ſeiner anachenden Beſſerung.“ — In practiſcher Hinſicht behandelt ſie Heuſinger, Handb. der Aeſth., Th. 2, S. 88 ff. — Rabener, von der Zuläſſigkeit der Satyre, im erſten Theile ſeiner Schriften. — J. G. Münch, über die Zuläſſigkeit der Satyre auf der Kanzel, mit Beiſpielen erläutert, Leipz. 1798. Vergl. Sulzers Theorie, Th. 4, S. 128 ff.

Hiermit iſt die intereſſante Abhandl. von Manſo zu vergleichen: über die römiſchen Satyriker, in d. Nachtr. zu Sulzers Theorie ꝛc., 4 B. 2 St. und 5 B. 2 St., und 6 B. 1 und 2 St, — und über die teutſchen Satyriker, der dritte Theil von Flögels Geſchichte der komiſchen Literatur.

Schon die frühern teutſchen Dichter verſuchten ſich in der Satyre: Reinicke der Fuchs, Brands Narrenſchiff ꝛc. gehören hieher. Rachel; Liscov; Roſt; Rabener; Michaelis; Haller; Bodmer; Schönaich; Cranz; Wieland (Abderiten); Lichtenberg; Göthe; Stolberg (Jamben); Pfeffel; Falk; Klinger (Betr. über Gegenſt. der Literatur); Jean Paul. —

§. 275.

d) Die gemiſchten poetiſchen Formen.

Unter den gemiſchten poetiſchen Formen verſtehen wir ſolche, deren Charakter, nach der Mehrheit der vor-

handenen meiſterhaften Producte in dieſer Form, nicht ſo beſtimmt verzeichnet werden kann, daß ſie entweder der lyriſchen, oder der hiſtoriſchen, oder der didactiſchen Form ausſchließend zugetheilt werden müßten. Vielmehr fließen die, ohnedies nur in der Theorie mit aller Schärfe aufzuſtellenden, Grenzlinien in ihrem Charakter ſo unmerklich zuſammen, daß ſie nicht ſelten aus zwei Formen zugleich, oder bisweilen auch aus allen dreien die Grundſätze ihres Charakters entlehnen. — Zu dieſen gemiſchten Formen, welche im Allgemeinen keiner der drei aufgeſtellten geradehin zugetheilt werden können, obgleich einzelne poetiſche Producte wohl unter eine derſelben paſſen würden, gehören:

1) die Idylle;
2) die Allegorie;
3) das Epigramm;
4) die poetiſche Epiſtel;
5) der Dialog;
6) die Parodie und Traveſtirung.

§. 276.

c) Die Idylle.

Das Ideal eines entflohnen goldnen Zeitalters, wo der Menſch, der Natur am nächſten und treueſten, die höhern und verflochtenern Bedürfniße des Lebens noch nicht kannte, wo ſeine Sitten noch rein waren und ſeine Unſchuld ſich unverletzt erhielt, wo ein ewiger Friede mit Göttern, Menſchen und mit ſich ſelbſt ihn umfloß, wo keine Noth, kein Leiden ſeine Tage trübte, wo, einem ſchönen Traume ähnlich, ſein Leben einfach und ſtill dahin gleitete, und er ſich in dem Genuße der Natur, der häuslichen Freuden, der Liebe der Seinigen und der Ruhe des Gewiſſens ſelig fühlte; dieſes Ideal umſchwebt den beſſern Menſchen und den begeiſterten Dichter um ſo mehr, je mehr ſich ihm der Abſtand der Wirklichkeit zu jenem Naturzuſtande aufdringt; je mehr er fühlt, wie weit ſich die Bedürfniße, die Sitten und die geſellſchaftlichen Verbin-

dungen der Menſchen von jener urſprünglichen Reinheit und Unſchuld entfernt haben, und je mehr ihn die Wehmuth über den gegenwärtigen Zuſtand der Menſchen durchdringt und mit Unzufriedenheit erfüllt. — Da kehrt ſeine Phantaſie in jene glücklichen Zeiten zurück, und ſtellt die Menſchen derſelben unter Gemählden dar, welche in den Situationen, Handlungen und Schickſalen, unter welchen ſie jene Menſchen erſcheinen laſſen, den Ausdruck einer Unſchuld, Sittenreinheit und Simplicität enthalten, zu welchem unſre gegenwärtigen Verhältniße, die Formen der Convenienz, die Abſtufungen der verſchiedenen Stände, die Thorheiten, Fehler und Laſter, der verlorne Sinn für die Natur, die Verirrungen des Egoismus, die gewaltſamen Ausbrüche der Leidenſchaften, die Spuren des Deſpotismus und des Fanatismus, den ſchreiendſten Kontraſt bilden.

Der Dichter der Idylle iſt alſo, wenn er jene verlorne Zeit mit der Gegenwart zuſammenhält, ſeines Sieges gewiß, ſobald er ſeinem Gemählde die hohe Simplicität des Charakters zu geben verſteht, unter welchem es zu dem unverdorbenen Gefühle ſpricht.

Da die Menſchheit urſprünglich in dem einfachen Stande des Hirtenlebens, des Landbaues, der Jagd und des Fiſchfanges ſich befand, aus welchem ſie allmählig in die Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens überging; ſo bieten jene Stände, zu einer vollendeten und idealiſchen Schilderung erhoben, dem Idyllendichter den ſchönſten Stoff für ſeine Darſtellungen dar. Je näher jene Stände mit ihren Beſchäftigungen dem urſprünglichen einfachen Naturzuſtande liegen: deſto leichter läßt ſich die idealiſche Darſtellung dieſes Zuſtandes an die Zeichnungen jener Verhältniße anknüpfen. Die Idylle begreift daher Hirten- und Schäfergedichte, Fiſchergedichte, Jägergedichte ꝛc. in ſich, und liegt alſo mit ihrer Schilderung fern von dem Kreiſe des bürgerlichen Lebens. — Der Naturmenſch ſteht im Vordergrunde derſelben; es iſt mithin kein ganz vollkommenes Weſen, ſondern ein Weſen unſrer Art, das ſie zeichnet. Aber noch hat ihn das Gift der

Geſellſchaft nicht berührt; noch kennt er keine andern Bedürfniſſe, als die, zu welchen ihn die einfache Natur ſelbſt leitet; noch iſt ſein Verſtand nicht durch Vourtheile verhüllt; noch lebt in ſeinen Gefühlen Wahrheit, Zartheit und Innigkeit; noch iſt ſeine Liebe reiner Naturklang und kein Nachhall grober oder raffinirter Sinnlichkeit; noch ſind ſeine Neigungen unſchuldig, und ſein Charakter bewahrt ſeine urſprüngliche Güte und Unverdorbenheit. Die Natur um ihn her iſt, wie ſein innerer Zuſtand, in einer ewigen Harmonie, und ewig junge Schönheit umfließt in unzähligen Schattirungen alle ihre Geſtalten. Noch ſind die Thiere keine Feinde des Menſchen; ſie leben mit ihm im Frieden, und theilen mit ihm den Beſitz der Erde und den Genuß ihrer Güter. Sie ſchmiegen ſich an ihn an, und im großen Thierreiche herrſcht ſo wenig Deſpotismus, Raubſucht und Zerſtörung, wie in den ſtillen Hütten des Naturmenſchen.

Die Idylle bildet daher Ein Ganzes, ſowohl dem Inhalte, als dem Zwecke nach. Alles bewegt ſich in demſelben um eine idealiſirte Hauptgeſtalt, die der Dichter in den Vordergrund geſtellt hat, und die er unter den Bedingungen der **Möglichkeit** eines ſolchen Naturzuſtandes zeichnet. Nicht unſre **gegenwärtigen** Landleute ſchildert er; deshalb ſind alle **Land-** und **Wirthſchaftsgedichte**, welche auf die Gegenwart Beziehung haben, von der Idylle ausgeſchloſſen. Nichts deſto weniger kann die Idylle **Naturſchilderungen** in ſich aufnehmen; nur darf nichts in derſelben an das, **was iſt**, ſondern alles muß an das, **was war und nie wiederkehren wird**, was nun auf ewig verſchwunden iſt, erinnern. Deshalb würde der Charakter der Idylle durchaus verletzt werden, wenn irgend eine Ueberladung, oder ein Luxus von Bildern in derſelben ſichtbar würde. Das **Naive** gehört hauptſächlich in ihren Kreis, und überſtrömt muß ſie gleichſam ſeyn von der **Wehmuth** bei der Rückerinnerung an eine Zeit, die bei jeder Vergleichung mit der Gegenwart, beſſer war, und dem unverdorbenen Gefühle mehr zuſagt, als dieſe.

Dieſer Charakter der Idylle muß hindurchſchimmern, ſie mag nun zunächſt **hiſtoriſch** oder **dramatiſch** ſeyn. Ob ſich gleich ihr Ton der Elegie nähert; ſo gehört ſie doch nicht zur lyriſchen Form, denn ſie iſt nicht blos der Ausdruck der ſubjectiven Stimmung, weil ſie Objecte darſtellt. Eben ſo wenig gehört ſie zur didactiſchen Form, da ſie keine Lehren und Folgerungen aus ihren Gemählden ableitet, ſondern zunächſt zum **Gefühlsvermögen** ſpricht.

Sulzers Theorie, Th. 2, S. 380 ff. Art Hirtengedicht. — Mendelsſohn, in den Literaturbrief. Th. 5, S. 125 ff. — J. G. Herder, Fragmente über d. Lit. Th. 2, S. 349 ff. — J. G. Jacobi, Iris, Th. 5. — Heydenreich, im kurzgef. Handw., Th. 1, S. 616 f. — Brauchbar für das Detail, aber höchſt mangelhaft in der Theorie, iſt das, was Ramlers Batteux, Th 1, S. 364 ff. über die Idylle, oder wie er ſie ausſchließend nennt, das Schäfergedicht, ſagt. Er geht von der äſopiſchen Fabel dazu über, und ſagt, indem er die Idylle zur erzählenden Poeſie rechnet: „Hier (im Schäfergedichte) ſteigt die erzählende Poeſie einige Stufen höher. Das Schaf und die Ziege treten nicht mehr auf die Bühne; die Ziegenhirten und die Schäfer nehmen itzt das Theater ſelbſt ein, und unterreden ſich von allem, was in ihrer Sphäre liegt, von allem, was für ſie von Wichtigkeit iſt. In der Fabel ſah man Menſchen unter der Maſke der Thiere; hier iſt die Maske abgenommen, hier iſt keine ſymboliſche oder allegoriſche Vorſtellung mehr. Die Wahrheit erſcheint hier ſonder Umſchweif und ohne Decke." — Man kann, mit gutem Willen, den Charakter der Idylle nicht tiefer herunterſetzen, als es hier geſchieht. — Mit etwas mehr Geiſt, aber nicht befriedigend, iſt die Darſtellung des Schäfergedichtes bei H. Blair (Vorleſ. über Rhetorik und ſch. Wiſſ., Th. 3, S. 311 ff, nach Schreiters Ueberſetzung.) — Engel, Theorie der Dichtungsarten, S. 68 ff. erklärt die Idylle als ein Gedicht, „das uns die Charaktere, Sitten, Begegniſſe, Empfindungen, Handlungen ſolcher geſitteten Menſchen ſchildert, die noch in keinem Staate zuſammengetreten ſind, oder bei denen wir die Verbindung mit der größern Geſellſchaft des Staates wenigſtens nicht gewahr werden." — Eſchenburg, Theorie und Lit. der ſch. W. S. 96 ff. „Das Schäfer- oder Hirtengedicht iſt die ſinnlich vollkommene Darſtellung veredelter Handlungen. Sit-

ten, Leidenſchaften und Empfindungen ſolcher Menſchen, die in kleinen, gewöhnlich ländlichen, Geſellſchaften beiſammen leben." — Eberhard, Theorie der ſch. K. u. W., S. 163 und S. 241 ff., erklärt die Idylle für ein Gedicht, „welches der ſinnlichſte Ausdruck der höchſt verſchönerten Leidenſchaften und Empfindungen ſolcher Menſchen iſt, die in kleinen Geſellſchaften zuſammenleben, oder die äſthetiſche Nachahmung ſolcher Empfindungen." — Zu weit geht wohl Bendavid, Geſchmackslehre, S. 345, indem er das Entſtehen der Idylle dadurch erklärt: „wenn die handelnden Menſchen den höchſten Grad der Unſchuld mit dem gröſten Grade der Kultur (?) vereinigen." — Geßners Menſchen haben einen hohen Grad der Unſchuld; aber auch den gröſten Grad der Kultur? — Wodurch zeigten ſie dieſen? — Nur hiſtoriſch behandelt Meiners, Theorie und Geſch. der ſch. Wiſſenſ. S. 288 ff. die Idylle. — Richtiger faßt Pörſchke, Ged. über die Phil. des Sch., Th. 2, S. 57 ff. den Charakter der Idylle auf: „Sie iſt ein poetiſches Gemählde intereſſanter Scenen aus der goldenen Zeit. Nur in den Köpfen der Dichter hat es eine goldene Zeit gegeben; ſie iſt blos die Idee der höchſten Einfalt und Unſchuld unſers Lebens, und der daraus entſtehenden gleichförmigen Glückſeligkeit. Gemählde aus der Natur ſind Mäßigungsmittel, um die tauſendfachen Verſuchungen des Luxus, das Gewühl der verwüſtenden Leidenſchaften, die immer zunehmende Entfernung von der Natur, und die Menge ſelbſtgemachter Plagen zu vermindern." — Heuſinger, Handb. der Aeſth., Th. 2, S. 191 ff. ſetzt den Charakter der Idylle darein, daß der Dichter ſeine Perſonen erſtlich aus der bürgerlichen Geſellſchaft hinwegnimmt, und zweitens, daß er ihnen alle Geiſtesbildung gibt, die ſich ohne abſichtlich auf Geiſteskultur gewandte Mühe, und ohne künſtliche Bildungsanſtalten erwerben läßt. — Mit vielem Geiſte hat Schiller, über naive und ſentimentaliſche Dichtung (klein. proſ. Schriften, Th. 2, S. 127 ff.) die Idylle behandelt. Ihm iſt der allgemeine Begriff dieſer Dichtungsart „die poetiſche Darſtellung unſchuldiger und glücklicher Menſchheit. Weil dieſe Unſchuld und dieſes Glück mit den künſtlichen Verhältniſſen der gröſſern Societät und mit einem gewiſſen Grade von Ausbildung und Verfeinerung unverträglich ſcheinen; ſo haben die Dichter den Schauplatz der Idylle aus dem Gedränge des bürgerlichen Lebens heraus in den einfachen Hirtenſtand verlegt, und derſelben ihre Stelle vor dem Anfange der Kultur in dem kind-

lichen Alter der Menſchheit angewieſen. Man begreift aber wohl, daß dieſe Beſtimmungen bloß zufällig ſind, daß ſie nicht als der Zweck der Idylle, blos als das natürlichſte Mittel zu demſelben in Betrachtung kommen. Der Zweck ſelbſt iſt überall nur der, den Menſchen im Stande der Unſchuld, d. h. in einem Zuſtande der Harmonie und des Friedens mit ſich ſelbſt und von außen darzuſtellen. Aber ein ſolcher Zuſtand findet nicht blos vor dem Anfange der Kultur ſtatt, ſondern er iſt es auch, den die Kultur, wenn ſie überall nur eine beſtimmte Tendenz haben ſoll, als ihr letztes Ziel beabſichtigt. Die Idee dieſes Zuſtandes allein und der Glaube an die mögliche Realität derſelben, kann den Menſchen mit allen den Uebeln verſöhnen, denen er auf dem Wege der Kultur unterworfen iſt. Dem Menſchen, der in der Kultur begriffen iſt, liegt alſo unendlich viel daran, von der Ausführbarkeit jener Idee in der Sinnenwelt, von der möglichen Realität jenes Zuſtandes, eine ſinnliche Bekräftigung zu erhalten, und da die wirkliche Erfahrung, weit entfernt dieſen Glauben zu nähren, ihn beſtändigt widerlegt; ſo kommt auch hier das Dichtungsvermögen der Vernunft zu Hülfe, um jene Idee zur Anſchauung zu erheben, und in einem einzelnen Falle zu verwirklichen. — Alle Völker, die eine Geſchichte haben, haben ein Paradies, einen Stand der Unſchuld, ein goldnes Alter; ja jeder einzelne Menſch hat ſein Paradies, ſein goldnes Alter, deſſen er ſich, je nachdem er mehr oder weniger Poetiſches in ſeiner Natur hat, mit mehr oder weniger Begeiſterung erinnert. Die Erfahrung ſelbſt bietet alſo Züge genug zu dem Gemählde dar, welches die Hirtenidylle behandelt. Deswegen bildet aber dieſe immer eine ſchöne, eine erhebende Fiction, und die Dichtungskraft hat in Darſtellung derſelben wirklich für das Ideal gearbeitet. Denn für den Menſchen, der von der Einfalt der Natur einmal abgewichen und der gefährlichen Führung ſeiner Vernunft überliefert worden iſt, iſt es von unendlicher Wichtigkeit, die Geſetzgebung der Natur in einem reinen Exemplar wieder anzuſchauen, und ſich von den Verderbniſſen der Kunſt in dieſem treuen Spiegel wieder reinigen zu können." — Ueber das Weſen der Idylle im Verhältniſſe zur Epopée erklärt ſich v. Humboldt in den äſthet. Verſuchen, Th. 1, S. 234 ff., „das Object der Idylle iſt immer ein Zuſtand, das der Epopée eine Handlung des Menſchen; jene iſt immer nur beſchreibend, dieſe durchaus erzählend. Der Idyllendichter ſchildert immer nur Eine Seite der Menſchheit, und ſobald er uns in

den Standpunkt ſtellt, von dem wir auch die andre gleich klar überſehen, geht er aus ſeinem Gebiete heraus." — Geiſtvoll und dichteriſch behandelt Herder die Idylle, Adraſtea, St. 3, S. 177 ff. „Leere Beſchreibungen der Natur, Schäfertändeleien, die nirgends exſiſtiren; verſchwinden in ihr wie abgekommene Galanterien; der ganze Kram einer uns fremden Bilderwelt, von dem unſre Phantaſie ſo wenig als unſre Empfindung weiß, verſchwindet. Dagegen tritt unſre Welt, nach Jedes Weiſe und Sitte, in den ſchönen Glanz einer neuen Schöpfung. Geiſt und Herz, Liebe, Großmuth, Fleiß, Tapferkeit, Sanftmuth ſchaffen ſich ein Arkadien in ihrer Welt, in ihrem Stande, es ordnend, genießend, gebrauchend Groß und neu wird hiermit das Gebiet der Idylle. Jeder Stand gibt ihm neue Situationen, neue Farben, einen neuen Ausdruck. Je näher unſrer Lebensweiſe; deſto näher treten die Idyllenſcenen an unſer Herz. Hier iſt Arkadien; vor dir, um dich; es ſey nur in dir." Verſuch einer kurzen Geſchichte des Fiſchergedichts, (zugleich eine kurze Theorie deſſelben), von F. X. Bronner, vor dem zweiten Theile ſeiner Schriften, S. 5 ff. (Zürich 1794.) —

(Opitz (Schäferlieder). — (Die Idyllen aus den Zeiten der t. Geſellſchaften ſind zu unbedeutend). Roſt, (Verſuch von Schäfergedichten, Dresd. 1744). — S. Geßner. — Kleiſt (Irin); Reckert; J. F. Schmidt; J. N. Götz; Blum; Mahler Müller; Hölty; Voß; Bronner; Kl. Schmidt; J. G. Jacobi (Apollo unter den Hirten); Koſegarten; Bonſtetten; Baggeſen. — Am. v. Imhof. — Idyllen der Teutſchen, 2 Th. Münſter 1774 f., (herausg. v. Kl. Schmidt.)

§. 277.

2) Die Allegorie.

Der Charakter der Allegorie beſteht in der vollendeten äſthetiſchen Darſtellung eines Gegenbildes von einem Objecte, das man in der Darſtellung nicht entdeckt, das man aber in dem Gegenbilde erkennen und die ganze Darſtellung auf daſſelbe beziehen ſoll. — Dem Dichter ſchwebt ein Object (ein Individuum, eine Handlung, ein Gefühl, eine Begebenheit u. ſ. w.) vor, es ſteht vor ihm als Einheit des Bildes. Er will oder darf aber dieſes Object nicht ſelbſt ver-

ſinnlicht darſtellen; die productive Phantaſie bringt alſo ein Gegenbild zu demſelben hervor, in welchem ſie das Urbild, nach allen ſeinen Umgebungen, wieder erkennt, und das in der Darſtellung nach dem Geſetze der vollendeten Einheit einer äſthetiſchen Form erſcheint, um durch dieſe Form Wohlgefallen an ihr ſelbſt anzuregen. Es kann daher der Charakter der Allegorie im Allgemeinen blos auf der vollendeten Verſinnlichung eines Bildes durch ſein Gegenbild beruhen, ohne daß mit dieſer äſthetiſchen Beſtimmung der Allegorie noch ein anderer Hauptzweck beabſichtigt würde. Nebenzweck kann aber bei der Verſinnlichung einer Wahrheit: Belehrung, bei der Verſinnlichung einer Handlung: Rührung des Gefühls u. ſ. w. ſeyn. Als Form hingegen entſteht die Allegorie um ihrer ſelbſt willen. Ob nun gleich die productive Phantaſie zunächſt die Form ins Daſeyn ruft; ſo können doch bald Witz, bald Gefühl, bald die practiſche Vernunft (bei Darſtellung moraliſcher oder politiſcher Wahrheiten) einen beſtimmten Antheil an dem Objecte haben, welches in der Allegorie ſein Gegenbild erhält; das Gegenbild ſelbſt aber iſt blos Product der Phantaſie. — Da nun die poetiſche Vollkommenheit der Allegorie blos durch die völlige Angemeſſenheit des Gegenbildes zu ſeinem Objecte beurtheilt werden kann; dieſes Object aber bald in einem individuellen Gefühle, bald in einer Handlung oder Begebenhiet beſteht, ſo muß die Allegorie unter den gemiſchten poetiſchen Formen aufgeführt werden, obgleich mehrere Theoretiker ſie nicht ſelten einſeitig gefaßt, d. h. feſtgeſetzt haben, daß die Allegorie entweder blos eine Wahrheit, oder blos eine Handlung im Gegenbilde verſinnlicht darſtellen könne, wo ſie dann im erſten Falle zur didactiſchen, im zweiten aber zur hiſtoriſchen Form gezählt wurde.

(Die Allegorie als Trope, wo ſie zu den rhetor. Figuren gehört, iſt ſchon S. 209 ff. dargeſtellt, und dort zum Theil auch die Literatur derſelben beigebracht. Man ſollte die Allegorie, als rhetoriſche Figur, nie mit dem ſtyliſtiſchen und vollendeten Kunſtwerke verwechſeln. — Am nächſten iſt ſie der Fabel verwandt; aber durch die Verſchiedenheit

des Objects, das ſie im Gegenbilde darſtellt; wird die Grenzlinie zwiſchen beiden genau beſtimmt. — Sehr wahr erinnert Bendavid, Geſchmackslehre, S. 357 ff., daß ſie ihr Daſeyn der Fähigkeit der Einbildungskraft verdanke, das Aehnliche durch das Aehnliche anzuſchauen. — Nach Heuſinger, Handb. der Aeſthet., Th. 2, S. 77 ff. iſt die Allegorie: ſchöne Erzählung (?) einer Begebenheit, aus welcher ein intereſſanter Satz, vielleicht (?) eine moraliſche Lehre hervorleuchtet. — Sulzers Artikel (Theorie, Th. 1, S. 73 ff.) iſt unbedeutend. Lehrreicher iſt Leſſing im Laokoon, S. 113 ff., von dem Unterſchiede in der Darſtellung allegoriſcher Perſonen, zwiſchen Dichtkunſt und Mahlerei. — Heydenreich, Syſtem der Aeſthet., Th. 1, S. 247 ff., rechnet ſie zur lyriſchen Form. — J. Winkelmann, Verſuch einer Allegorie, Dresd. 1766. — Eſchenburg, Theorie und Lit. der ſch. Wiſſ., S. 93 ff. — Liebliche Allegorien ſind diejenigen Dichtungen, welche Herder, (zerſtreute Blätter, Th. 1, S. 165 ff.), unter der Benennung: Paramythien aufſtellt, und dann Th. 3, S. 1 ff. und S. 191 ff.: Bilder und Träume, und Blätter der Vorzeit — auch in der Adraſtea, St. 4, S. 221 ff. — Eberhard, die Wiſſenſchaften, eine Allegorie nach Platon, in Engels Phil. f. d. Welt, Th. 2, S. 77 ff., einige von J. N. Götz, in der Samml. ſ. Gedichte, 3 Th. Manh. 1785, und von K. F. Kretſchmann, im 6ten Theile ſeiner ſämtlichen Schriften: Fabeln, Allegorien und neueſte Gedichte. — Die Parabel iſt eine Fabel unter einer allegoriſchen Form. Ihr Charakter ſchwankt zwiſchen der Fabel und der Allegorie in den Producten, die man Parabeln nennt. Mehrere bringen ſie ausſchließend unter die Fabel, (ſo z. B. Conz in ſ. morgenländiſchen Apologen, 1803, der zwiſchen Fabel und Parabel keinen weſentlichen Unterſchied findet), andre rechnen ſie zur Allegorie.

§. 278.

3) Das Epigramm.

Das Epigramm hat, als poetiſches Product, die Aufgabe zu löſen: **Einen hervorſtechenden Gedanken, durch die für ſeine Darſtellung möglichſt kleinſte, aber in ſich vollendete, Form zu verſinnlichen.** — Da das Epigramm unter ſo vielen Geſtalten bei den ältern und neuern Dichtern erſcheint; ſo iſt es ſchwer, ſeinen Charakter in einem allgemeinen Begriffe auszudrücken. Doch

ſcheint bei dem Epigramm alles auf folgenden Puncten zu beruhen:

1) Es enthält nur **Einen Gedanken** (nur Einen Begriff, oder Ein Urtheil,) dieſer ſey nun ein dargeſtelltes Individuum, oder ein Zuſtand, oder eine Handlung, oder eine Begebenheit ꝛc., um welchen ſich die ganze Umgebung bildet.

2) Dieſer Gedanke muß an ſich **hervorſtechend** (frappant) ſeyn; er muß etwas in ſich enthalten, wodurch er die Aufmerkſamkeit erregt und feſſelt;

3) Dieſer Gedanke muß durch die Form **verſinnlicht** werden, denn ſonſt fehlte dem Epigramm der poetiſche Charakter;

4) Dieſe Verſinnlichung muß in einer **möglichſt kleinſten, aber in ſich vollendeten Form** geſchehen. Die Form muß die **möglichſt kleinſte** ſeyn, weil ſie **nur einen** Gedanken verſinnlichen ſoll, und die Kraft deſſelben auch der Kürze in der Darſtellung beruhet; ſie muß aber auch **vollendet** ſeyn, weil ſonſt das Epigramm, als Kunſtwerk, kein reines Wohlgefallen erregen könnte.

Wenn dem Epigramme Vollkommenheit zukommen ſoll, ſo enthält es, nach **Leſſing**, **Erwartung** und **Aufſchluß**. Beide müſſen in einem gegenſeitigen Verhältniſſe ſtehen, ſo daß die Erwartung nicht höher geſpannt wird, als der Aufſchluß ſeyn kann, und der Aufſchluß der Erwartung entſpricht.

Dem Stoffe nach iſt es entweder blos **Sinngedicht**, oder **Epigramm im engern Sinne**.

1) **Sinngedicht**. In demſelben wird Ein Gedanke aufgeſtellt, der, ohne die Abſicht zu haben, Thorheiten zu geiſeln und zu verwunden, blos durch ſeine Neuheit und dadurch, daß man ihn iſolirt unter einer äſthetiſchen Form erſcheinen läßt, zu intereſſiren im Stande iſt.

2) **Epigramm im engern Sinne**. In demſelben erſcheint Ein Gedanke, der als Ausdruck des Witzes

entweder loben, oder tadeln, oder im Allgemeinen ſpotten ſoll.

a) Das lobende Epigramm, enthält das verdiente, aber durch die Combinationen des Witzes äſthetiſch verſinnlichte, Lob eines Individuums, oder einer Handlung und dergl.

b) Das tadelnde Epigramm, enthält die Rüge der menſchlichen Thorheiten und Fehler, der intellectuellen und moraliſchen Unvollkommenheit überhaupt. Nicht ſelten iſt es durch bittern Witz gewürzt, und heißt auch das Strafgedicht.

c) Das ſpottende Epigramm, enthält den Ausdruck eines leichten Witzes über irgend einen Gegenſtand, den man von ſeiner ſchwachen Seite faßt.

Am meiſten wirkt das Epigramm, wenn der Aufſchluß (die Pointe) in die Schlußworte des Ganzen, oder doch wenigſtens in die letzte Zeile gelegt iſt. Wird das Epigramm auf mehr, als vier Zeilen ausgedehnt; ſo verliert es ſchon ſeine Kraft, weil Ein Gedanke, der in mehr als vier Zeilen ausgedehnt wird, dann in ſeiner Auflöſung weniger überraſcht, als wenn Erwartung und Aufſchluß, wie zwei Blitzſchläge, unmittelbar einander folgen.

Das Epigramm kann, ſeinem Charakter nach, nicht unter eine der poetiſchen Hauptformen gebracht werden; denn es iſt ſeinem Ausdrucke und ſeiner Beziehung nach zu ſehr verſchieden. Als Sinngedicht würde es zur hiſtoriſchen Form gehören; als Ausdruck einer Leidenſchaft und eines aufgeregten Gefühls, zur lyriſchen. Zur didactiſchen kann man es ebenfalls nur uneigentlich rechnen, da nie Belehrung durch daſſelbe beabſichtigt wird, ſondern höchſtens nur ein wiſſenſchaftlicher Gedanke in demſelben ausgedrückt iſt.

Das Epigramm iſt griechiſchen Urſprungs, und war, ſchon ſeinem Namen nach, Ueberſchrift, Aufſchrift auf Tempeln, Grabmälern, Kunſtwerken. — G. E. Leſſing hat es in ſeinen zerſtreuten Anmerkungen über das Epigramm, (ſ. deſſen vermiſchte Schriften, Th. 1, Berl. 1771), gelehrt und mit Geiſt behandelt. — Sulzers Erklärung des Epigramms (Theorie ꝛc. Th. 4, S. 393 ff., unter dem Artikel: Sinngedicht), erſchöpft den Begriff nicht: „Ein kleines Gedicht, darin der Dichter merkwürdige Perſonen oder Sachen nicht um-

ſtändlich, ſondern gleichſam im Vorbeigang und mit wenig Worten in einem beſondern und ſeltenen Lichte zeigt." — Ramler, (ſ. deſſen Batteux, Th. 3, S. 233 ff.), rechnet es zu den Lehrgedichten, und verlangt, ohne einen beſtimmten Begriff von demſelben feſtzuſetzen, daß es kurz, angenehm und glücklich vorgetragen werde. — Mit beſtändiger Rückſicht auf das Epigramm der Griechen verbreitet ſich Herder darüber, in ſ. zerſtreuten Blättern, Th. 1, S. 99 ff. Ihm iſt es pſychologiſch betrachtet: a) die Expoſition eines Bildes oder einer Empfindung; b) über einen einzelnen Gegenſtand, der dem Anſchauenden intereſſant war; c) und durch dieſe Darſtellung in Worten auch einem andern, gleichgeſtimmten oder gleichgeſinnten Weſen intereſſant werden ſoll. Die Fortſetzung dieſer Abhandl. (zerſt. Blätt. Th. 2, S. 103. ff.) empfiehlt ſtatt der Leſſing'ſchen Begriffe: Erwartung und Aufſchluß, Darſtellung und Befriedigung (S. 109), und ſtellt (S. 112) das Epigramm dar: als poetiſche Expoſition eines gegenwärtigen oder als gegenwärtig gedachten Gegenſtandes, zu irgend einem genommenen Ziele der Lehre oder der Empfindung. — Eberhard folgt Leſſing in ſ. Theorie der ſch. Künſte ꝛc. (Halle 1790, 3te Aufl.) S. 249 ff. — An Leſſing und Herder ſchließt ſich an: Eſchenburg, Theorie und Lit. der ſch. Wiſſ. S. 103 ff. — Heydenreich, Syſtem der Aeſthetik, Th. 1, S. 365 ff. claſſificirt das Epigramm gar nicht als eine beſondere Dichtungsart. Er ſagt: „die Epigrammen, deren Stoff ein vom Witze gefaßtes Verhältniß iſt, gehören zu den Werken der bloßen Urtheilskraft, und es iſt ein unrechtmäßiger Eingriff in das Gebiet der Dichtkunſt, daß ſie das Sylbenmaas, ein Eigenthum der Leidenſchafts- und Gefühlsdarſtellung, an ſich gezogen haben" — Dies ſcheint zu ſtreng zu ſeyn. — Heuſinger, Handb. der Aeſthetik, Th. 2, S. 53 ff., nennt das Epigramm „ein Gedicht, welches in wenigen Zeilen einen Gedanken auf eine frappante Art vorträgt." — Das Frappante aber kann, nach meiner Ueberzeugung, nicht, wie Heuſinger will, in der Form liegen, denn wie will dieſe frappant ſeyn, ſondern in dem Gedanken, der dargeſtellt wird. — Im kurzgef. Handwört. fehlt der Artikel: Epigramm ganz. — Nicht beſtimmt ſcheint Ben-David, Geſchmackslehre, S. 343, das Entſtehen des Epigramms zu erklären, „wenn wir durch einen einzigen Gedanken über irgend einen Gegenſtand entweder geradezu oder durch einen Umweg belehrt oder gewarnt werden." — Blos hiſtoriſch und oberflächlich behandelt Meiners

Theorie und Geſch. der ſchön. Wiſſ., S. 324 ff., das Epigramm. — Beſtimmt zeichnet Pörſchke, Ged. über die Phil. des Sch., Th. 2, S. 56 f., den Charakter des Epigramms. „Es iſt eine poetiſche charakteriſtiſche Bezeichnung eines wirklichen Dinges; oder: die poetiſche Darſtellung einer Empfindung, oder eines Gedankens über einen Gegenſtand. Eine epigrammatiſche Vorſtellung muß in dem ſtärkſten Lichte, aus einem einzigen und zwar aus dem intereſſanteſten Geſichtspuncte dargeſtellt werden. Hiezu iſt Kürze nothwendig, damit jeder mit ſo wenig Mitteln als möglich den Gedanken verſtehe. Da die Vergleichung einer unbekanntern Sache mit einer bekanntern nicht allein größere Deutlichkeit, ſondern auch Kraft zum Handeln bewirkt; ſo muß die Vergleichung des Gedankens witzig ſeyn. Da ein Gedicht nicht eher, als beim Beſchluſſe vollſtändig iſt und ganz überſehen werden kann; ſo erhält das Epigramm erſt in den letzten Worten ſeine Verſtändlichkeit und Bedeutung. Der Ausgang iſt überraſchend; er mußte nicht aus dem Vorhergehenden ſchon ganz erkennbar ſeyn. Die letzten Worte müſſen die unerwartetſten und wichtigſten, oder die am meiſten äſthetiſchen ſeyn." — F. V. Reinhard, über die Grundſätze und die Natur des Schönen, S. 77 f. ſagt: Das Epigramm iſt ein kurzes Gedicht, in dem etwas Merkwürdiges auf eine unerwartete Art ſo dargeſtellt wird, daß man es mit einem Blicke überſehen kann.

Ausgezeichnet haben ſich im Epigramm: Opitz; Wernicke; Logau; Leſſing; Ramler; Hagedorn; Käſtner; Göckingk; Wieland; Bürger; Blumauer; Kretſchmann; von Einem; Voß; Herklots; Mnioch; Haug; Kraw; Klinkicht; Noack ꝛc.; (Füßli Sinngedichte der Teutſchen; 6r Th. ſeiner Blumenleſe; Voigts Triumph des teutſchen Witzes, 2 Th. — Epigrammatiſche Blumenleſe, 3 Th, Offenb. 1776 ff. — Epigrammenleſe, oder Samml. von Sinngedichten, Berl. 1789. — K. H. Jördens, Blumenleſe teutſcher Sinngedichte, 2 Th. Berl. 1789 ff.)

§. 279.

4) Der Dialog.

Der Dialog, als Werk der ſchönen Kunſt, iſt zwar von der mündlichen Unterhaltung (Converſation) ausgegangen, und theilt mit derſelben die allgemeinen Bedingungen jeder guten Unterhaltung, deren Charakter auf

Verſtändlichkeit, Beſtimmtheit und Reinheit des Ausdrucks, ſo wie auf Gewandtheit und Schönheit in der Darſtellung beruht; aber indem er, in äſthetiſcher Hinſicht, eine **vollendete Form**, und durch dieſelbe ein reines Wohlgefallen an derſelben hervorbringen ſoll, muß er zwar **ſprechende Individuen** aufſtellen, dieſe aber nicht nach ihren Perſönlichkeiten, **ſondern als Repräſentanten der ganzen menſchlichen Gattung** zeichnen. Ihre Individualität iſt deshalb nur das Mittel, gewiſſe **allgemeine Wahrheiten** und Belehrungen, oder gewiſſe **beſtimmte Gefühle** darzuſtellen, oder auch gewiſſe **Handlungen** ſo zu verſinnlichen, daß ſie ein allgemeines Intereſſe erregen, ſo daß jeder in dem Sprechenden ſeine eigne Individualität wieder erkennt, und eben ſo durch den Stoff des Dialogs (Wahrheiten-, Gefühle, Handlungen) angezogen wird, wie er bei der Totalität der Form des Dialogs, als einer äſthetiſchen Einheit, mit Wohlgefallen verweilt. — In dem Dialoge erſcheint der Schriftſteller nicht ſelbſt in dem Mittelpunkte der Darſtellung, er müßte denn ſeine Anſicht des Gegenſtandes und ſeinen Charakter dem einen Individuum leihen; wie im Drama führt er die ſprechenden Perſonen auf, und überläßt ſie gleichſam ihrer eignen Kraft, indem doch von ſeinem producirenden Vermögen ſowohl die beſtimmte Zeichnung der Individualität einer jeden dargeſtellten Perſon, als auch das Verhältniß derſelben zur Vollendung der äſthetiſchen Form, vermittelſt der erſchöpfenden Behandlung des Stoffes, abhängt und ausgehet.

Obgleich auch **wiſſenſchaftliche** Gegenſtände im Dialoge behandelt werden können; ſo nehmen ſie doch in demſelben durchaus den Charakter der productiven Phantaſie an. Die Hauptwirkung derſelben iſt die Erfindung der Charaktere, die individualiſirt werden ſollen; die beſtimmten Züge derſelben im Einzelnen; die Haltung und Durchführung derſelben nach allen Schattirungen und Nüancen der äſthetiſchen Form und der kunſtvoll angelegte Antagonismus ihrer Individualität, (er betreffe nun Begriffe, oder Gefühle, oder Handlung), der ſich

zuletzt in die Harmonie des Ganzen, und, in der Darſtellung, in die Einheit der vollendeten äſthetiſchen Form auflöſet. —

Mag immer der Dialog von andern Theoretikern aus einem minder hohen Geſichtspunkte gefaßt werden; mögen immer viele der vorhandenen Dialoge weit hinter dem hier aufgeſtellten Ideale zurückbleiben; ſo muß doch der poetiſche Charakter deſſelben, der in der hervorgebrachten äſthetiſchen vollendeten Form rein vorlieget, und den unſre beſten Dialogiſten gehalten haben, beſtimmt verzeichnet werden. Da der Dialog aber ſehr verſchiedenartige Stoffe darſtellen kann; ſo gehört er auch, der ſtyliſtiſchen Gattung nach, zu den gemiſchten Formen. Ruhiger gleitet er hin, wenn er Begriffe entwickelt und Wahrheiten verſinnlicht; ſtärker rauſcht er, wenn er beſtimmte Gefühle zeichnet, und gleichſam einen lyriſchen Flug nimmt; am höchſten aber ſteigt die durch ihn hervorgebrachte Verſinnlichung im Drama, wo an ſeine Haltung der ganze Faden der dramatiſchen Darſtellung und das poetiſche Leben der Handlung angeknüpft iſt.

Weitläuftig und nicht befriedigend, der Artikel: Geſpräch, in Sulzers Theorie, Th. 2, S. 407 ff. — Mit Gründlichkeit hat Maaß, Rhetorik, S. 345 ff., die Theorie des Dialogs behandelt, ob er ihn gleich, da er zu viel auf den mündlichen Dialog Rückſicht nahm, und in der Darſtellung des ſchriftlichen jenen ſtets im Auge behielt, zu wenig als Kunſtwerk behandelt. — Sehr genau entwickelt Engel, über Handlung, Geſpräch und Erzählung (ſ. Schriften, Th. 4, S 163 ff.), den Unterſchied zwiſchen den Dialogen der Griechen und der Neuern; aber eben dadurch wird er auch zugleich von der Angabe des weſentlichen Charakters des Dialogs ſelbſt etwas abgeleitet. Er unterſcheidet drei Gattungen philoſophiſcher Dialogen. — Ihm folgt Eberhard in der Theorie der ſch. W. S. 186. ff. — Sehr kurz und ohne Angabe des ſtyliſtiſchen Charakters deſſelben behandelt Adelung den Dialog, über den Styl, Th. 2, S. 328 ff. — Ihn hat Snell, Lehrb. der t. Schreibart (N. A. 1801) S. 268 ff., epitomirt. — Am ſchärfſten hat Pörſchke, Ged. über d. Phil. des Sch., Th. 2, S. 87, den Urſprung des Dialogs gefaßt: „Die Kunſt

zu dialogiren iſt ein Produkt der Erkenntniß des Zuſammenhanges der Dinge nach Gründen und Folgen. Alles, was geſagt wird, muß vollſtändig durch das Vorhergeſagte vorbereitet ſeyn, muß eben ſo nothwendig darauf folgen, als jedes Ding, wenn ſeine Bedingungen vor ihm ſchon waren, ſo und nicht anders darauf folgen muß. Im Dialoge iſt alſo nichts zufällig; die Bezeichnungen der Gedanken und Empfindungen der Redenden ſind den Geſetzen der Naturreihen unterworfen. Die Kunſt zu dialogiren findet man nur bei einem Volke von wiſſenſchaftlichem Geiſte, das ſich geübt hat, ſeine Erkenntniſſe in einen nothwendigen ſyſtematiſchen Zuſammenhang zu bringen." Karl Reinhard, Theorie und Lit. des t. Styls, S. 249 ff., erſchöpft den Charakter des Dialogs nicht. — Kurz berührt den Dialog Snell, in dem Lehrb. der Kritik des Geſchmacks, S. 205. — Eſchenburg, dialogiſche Schreibart, in ſ. Theorie und Lit. der ſch. W., S. 311 ff, und das poetiſche Geſpräch, ebend., S. 177 ff. — Vergl. meine Theorie des Styls, Th. 2, S. 495 ff. —

Als treffliche Dialogiſten können die Teutſchen nennen:

G. E. Leſſing, Ernſt und Falk. Wolfenb. 1778.

C. M. Wieland, im Diogenes von Sinope. — Göttergeſpräche, 25 Theil ſ. ſämmtl. Schriften. — Geſpräche unter vier Augen, 31 Th.

M. Mendelsſohn, Phädon. — Philoſ. Geſpräche, im 1 Th. ſeiner phil. Schriften.

S. Geßner, in ſeinen Idyllen.

J. G. Herder, Gott. — Drei Geſpräche, über die Seelenwanderung im 1 Th. ſeiner zerſtreuten Blätter; und viele einzelne Dialogen in der Adraſtea.

E. Platner, Geſpräch über den Atheismus, Leipz. 1794.

F. G. Klopſtock, grammatiſche Geſpräche. 1794.

J. J. Engel, in dem Philoſ. für die Welt; im Fürſtenſpiegel, und ſ. Verſuch einer Methode, die Vernunftlehre aus platoniſchen Dialogen zu entwickeln, Berl. 1780.

F. H. Jacobi, der Kunſtgarten; ein phil. Geſpräch, im 1 Theile ſeiner vermiſchten Schriften. — David Hume, oder über Idealismus und Realismus.

Fr. Bouterweck, Dialogen, Halle 1798.

Leiſewitz, im Götting. Muſenalmanache aufs Jahr 1775, zwei Geſpräche. —

C. A. Clodius, neue vermiſchte Schriften, 4 Th. Leipz. 1780.

In der dramatiſchen Form haben: Göthe, Schiller, Iffland, Kotzebue, Klinger ꝛc. bald durch Fülle, bald durch raſchen Gang, bald durch Neuheit der Wendungen, bald durch

Gewandtheit der Darſtellung, bald durch ganz beſtimmte Individualiſirung der Charaktere ꝛc., ſich Verdienſte um den Dialog erworben. — Die ganz dialogiſirten Romane ſind äſthetiſche Ungeheuer, weil der weſentliche Charakter des Romans nicht mit dem Charakter des Dialogs vereinigt werden kann, wenn nicht Roman und dramatiſche Poeſie in Eins zuſammenfließen ſollen.

In der ſokratiſch-katechetiſchen Form zeichnen ſich beſonders die Schriften von Dolz aus. — In Kinderſchriften von Weiße, Campe, Salzmann ꝛc., finden ſich viele Dialogen, die für den pädagogiſchen Zweck brauchbar ſind. — In die Fabel nahm Willamow zuerſt den Dialog auf. —

§. 280.

5) Die poetiſche Epiſtel.

Die poetiſche Epiſtel iſt eine gemiſchte poetiſche Form, und iſt deshalb von den Theoretikern bald unter die didactiſche, bald unter die hiſtoriſche, bald ſelbſt unter die lyriſche Poeſie gebracht worden. — Ihr Charakter beruht darauf, daß ſie, indem ſie zu einer Perſon ſpricht, dennoch zum ganzen Geſchlechte redet; denn in ihre Darſtellung gehört nur das, was dem Individuum, als Theil ſeiner Gattung, aber freilich unter ſubjectiven Verhältnißen beigelegt wird. Die Perſon, an welche ſich der Dichter wendet, muß, wenn die poetiſche Epiſtel ein äſthetiſches Product ſeyn ſoll, idealiſirt werden, und die Verhältniße, die ſie ſchildert, müſſen nicht nur in der Darſtellung zur äſthetiſchen Einheit verbunden, ſondern auch bis zu einem gewiſſen Grade idealiſirt ſeyn, ſo daß ſich nicht blos das Individuum, an welche ſie unmittelbar gerichtet iſt, ſondern der Menſch ſelbſt, als Menſch, nur unter gewiſſen beſtimmten Verhältniſſen darin wieder erkennt. Das Individuum wird daher in der poetiſchen Epiſtel ſelbſt zu einem poetiſchen Weſen, und darin beſteht der Unterſchied zwiſchen dem proſaiſchen Briefe und der Epiſtel: Jener muß ſo ſpeciell ſeyn, daß er blos eine Perſon angeht und gleichſam nur für dieſe verſtändlich iſt; dieſe individualiſirt die Menſchheit in einer Perſon, und ſpricht zu jener, indem ſie ſich an dieſe wendet. Nur dadurch kann die poetiſche Epiſtel Leben und Verſinnlichung

gewinnen, und das Gepräge der äſthetiſchen Vollendung erhalten; denn die Stärke der Darſtellung ſteigt, wenn das Geſchlecht ſelbſt als individualiſirt erſcheint. Je ſpeciellern Inhalts alſo die poetiſche Epiſtel iſt; deſto weniger hat ſie äſthetiſchen Gehalt und Werth. Je allgemeiner ſie iſt; deſto höher ſteigt derſelbe, und alſo gerade im entgegengeſetzten Verhältniße mit dem proſaiſchen Briefe.

Enthält der Ausdruck der Darſtellung die ſubjectiven Gefühle des Darſtellenden; ſo nähert ſich die poetiſche Epiſtel der lyriſchen Form. Erzählt ſie Begebenheiten, ſchildert ſie; ſo iſt ſie mit der hiſtoriſchen Form verwandt. Stellt ſie endlich gewiſſe Wahrheiten unter einer verſinnlichten Hülle dar; ſo ſchließt ſie ſich an die didactiſche Form an. Deswegen alſo, weil ihre Darſtellungen, dem Stoffe nach, ſo verſchieden ſind, wird ſie ſelbſt unter den gemiſchten poetiſchen Formen aufgeführt. — Die Wahl des Sylbenmaaſes wird ſich nach dem dargeſtellten Gegenſtande richten; doch iſt der ehemahls gewöhnliche Alexandriner für dieſe Form veraltet.

Vergl. Pörſchke, Ged. über einige Gegenſtände der Phil. des Schönen, Th. 2, S. 31 ff. — H. Blair, Vorleſ. über Rhet. u. ſch. W., Th. 4, S. 14 ff., — und Eberhard, Theorie der ſch. K. u. W., S. 171 ff., rechnen ſie zur didactiſchen Form; der Letztere ſagt im Ganzen wenig darüber. — Vergl. die Vorrede zu J. A. Eberts Epiſteln.

Unter den Teutſchen: (Aeltere: Opitz; Flemming; Skultetus; Tſcherning; Gryphius; Canitz; Günther; Beſſer.) Schlegel; Haller; Ebert; Gleim; Wieland; Utz; Nicolay; Jacobi; Michaelis; Gotter; Sangerhauſen; Blum; Göckingk; Weppen; Pfeffel; Degen; Bürde; Selmar; Kl. Schmidt; Köpken; Manſo; Tiedge.

§. 281.

8) Die Parodie, und die Traveſtirung.

Die Theorie für Parodie und Traveſtirung darf nicht aus den mißlungnen Producten in dieſer Art abgeleitet werden, auch muß man ſie nicht blos nach ihren eingeſchränkten Beſtimmungen, als bloße rhetoriſche Figuren (vergl.

S. 202.) betrachten, wenn ſie für äſthetiſche Kunſtwerke gelten, und äſthetiſchen Werth haben ſollen.

Beide haben das mit einander gemein, daß ſie ein vorhandenes Kunſtwerk vorausſetzen, das einen ernſthaften Gegenſtand behandelt. Es wird bei ihnen ferner vorausgeſetzt, daß dieſes Kunſtwerk der Leſer ſich nach allen ſeinen Momenten und nach den einzelnen Theilen ſeiner Haltung und Durchführung vergegenwärtige, und daß auf dieſe Vergegenwärtigung der Effect des neuen Kunſtwerkes berechnet ſey.

Die Aufgabe für die Parodie iſt: durch Beibehaltung der Form eines ernſthaften Kunſtwerks, die nun aber auf einen komiſchen Gegenſtand angewendet wird, eine neue zur Einheit verbundne Darſtellung hervorzubringen, welche theils an ſich, durch ihre Form, als für ſich beſtehendes Kunſtwerk (in Beziehung nämlich auf die Vollendung der äſthetiſchen Form), theils und beſonders durch die verſinnlichte Vergegenwärtigung des Unterſchiedes zwiſchen dem ernſthaften und dem an ſeine Stelle getretenen komiſchen Objecte, ein unmittelbares Wohlgefallen an der Form erregt. Das Object der Darſtellung wird alſo verändert, und, durch ein freies Spiel der ſchöpferiſchen Einbildungskraft und des lebhaften Witzes, ein demſelben, dem Charakter nach, entgegengeſetztes Object an deſſen Stelle geſetzt, auf welches aber die ernſtere Form im Ganzen anwendbar iſt, nur daß ſie, durch die neue und parodirte Anwendung, eine von jener verſchiedene, und das Gefühl der Luſt an der Form erweckende, Darſtellung erzeugt. Durch die Veränderung des Objects muß daher die Form, ob ſie gleich dem Charakter nach, beibehalten wird, als neu erſcheinen, und das Gefühl der Luſt an der gelungnen Parodie beruht mithin auf der vollendeten, nur ins Komiſche geſtellten, Vergleichung zweier an ſich weſentlich verſchiedenen Gegenſtände.

Die Traveſtirung hingegen beſteht darin, daß, unter denſelben Bedingungen das durch die äſthetiſche Form hervorzubringenden Gefühls der Luſt, der Gegenſtand des

ernſthaften Kunſtwerkes beibehalten, aber die Form deſſelben ganz geändert werde, die neuhervorgebrachte Form aber, der Thätigkeit des Witzes und der Phantaſie, eine ſolche Vollendung verdanke, daß ſie theils um ihrer ſelbſt willen, theils wegen der Vergegenwärtigung der Vergleichung zwiſchen der vorigen ernſthaften, und der nunmehrigen komiſchen Form, ein ungetheiltes Wohlgefallen errege.

Der pſychologiſche Grund des Wohlgefallens an der Parodie und Traveſtirung iſt der Grund des Wohlgefallens am Komiſchen und Lächerlichen, und alſo an ſich in der menſchlichen Natur gegründet, und nicht verwerflich. Selbſt das ernſthafte Kunſtwerk, das parodirt oder traveſtirt wird, kann an ſich dadurch nicht verlieren, weil es ſeinen eignen äſthetiſchen Werth hat; denn nur ein vollendetes Kunſtwerk kann mit Erfolg traveſtirt und parodiert werden. Wird ein unvollendetes Kunſtwerk parodirt oder traveſtirt; ſo ſchadet ſich der Dichter ſelbſt, weil ſeine Parodie und Traveſtirung, die an die gegebene Form gebunden iſt, welche er umgeſtalten will, dann nothwendig mißlingen muß, außer, wenn er durch ſein poetiſches Uebergewicht im Stande iſt, eben das Unvollendete in jener Form, durch die Parodie oder Traveſtirung, ins Lächerliche zu ſtellen. — Streng genommen, kann das Wohlgefallen an der Parodie und Traveſtirung nie auf Koſten des ernſthaften Objects geſchehen, weil alles Wohlgefallen nur die Form, und das Verhältniß derſelben zum dargeſtellten Stoffe, nie aber den Stoff, als unabhängig von der Form, betrifft. Deshalb wird ſelbſt der böſeſte Wille, (wenn man dieſen annehmen kann,) durch die Parodie und Traveſtirung in den Augen der Kenner nie einer wahrhaft vollendeten ernſthaften Kunſtform, noch weniger aber dem ernſthaften Gegenſtande ſchaden, und man hat alſo gar nicht Urſache, die Parodien und Traveſtirungen zu verſchreien. Sie ſprechen ſich ihr eignes äſthetiſches Verdammungsurtheil, wenn ſie verunglückt ſind, und da ſie jedesmal an eine ſchon vorhandne Kunſtform (die ſie gleichſam verzerren) gebunden ſind; ſo kann auch das Wohlgefallen an ihnen nie die Stärke erreichen, welche das Urbild der Form hervorbrachte, außer in dem Falle, wenn die Parodie und

Traveſtirung, in Hinſicht auf Vollendung der Form, die Form des parodirten und traveſtirten Kunſtwerkes überträfe. — Daß aber Thorheiten und Fehler durch ſie verſinnlicht dargeſtellt und dem Lachen Preis gegeben werden, macht ſie eben ſo wenig verwerflich, als das Luſtſpiel und die Satyre, die, nur freilich durch weſentlich von ihnen verſchiedene Formen, einen ähnlichen Zweck beabſichtigen. — Als fruchtbare Spiele des Witzes, als Producte einer genialiſchen Phantaſie, als Verſuche, durch poetiſche Kraft ſich mit der poetiſchen Kraft eines andern Dichters, in Hervorbringung einer zwar analogen, aber doch in ſich ſelbſt zur Einheit verbundnen Form, zu meſſen, verdienen ſie bei einer Nation, die, wie die teutſche, ohnedies nicht viel leichten Witz und höhern Frohſinn beſitzt, dankbare Anerkennung.

Die Parodie blos einzelner Verſe, oder Gedanken gehört blos zu den rhetoriſchen Figuren, und die Parodie und Traveſtirung, als poetiſches Kunſtwerk iſt eben ſo von den Figuren verſchieden, wie die Allegorie als äſthetiſches Product, von dem Gebrauche der Allegorie, als Trope, verſchieden iſt. – Nicht alle Theoretiker, die ſich darüber erklärten, ſtimmen übrigens über den Unterſchied zwiſchen Parodie und Traveſtirung überein; viele ereifern ſich, aus moraliſchen und äſthetiſchen Gründen gegen beide. Das erſte darf nicht befremden, (ſo wenig wie das Stillſchweigen der meiſten Theoretiker darüber), weil ſich der Charakter beider nur ſchwer beſtimmen läßt, da wir noch wenige eigentliche äſthetiſche Producte in dieſer Art haben; was aber den zweiten Punct betrifft, ſo iſt er in äſthetiſcher (von Seiten des Verhältniſſes des parodirten Kunſtwerks und der Parodie) und moraliſcher (von Seiten des Nachtheils der Parodien ꝛc.) Hinſicht im Paragraphe behandelt. — Sulzer hat (Theorie ꝛc. Th. 3, S. 650 ff.) den Artikel: Parodie, aber der Artikel: Traveſtirung fehlt. — Maaß, in dem Aufſatze: Parodiren und Traveſtiren, in den Nachträg. zu Sulzer, 2 B. 1 St. S. 41 ff. erklärt ſich faſt zu ſtark gegen ſie. Nicht völlig erſchöpfend, aber toleranter gegen ſie iſt Bendavid, in ſeiner Geſchmackslehre, S. 366 ff. — Vergl. der intereſſante Aufſatz eines Ungenannten darüber in Merkels Ernſt und Scherz, 1803. St. 42, S. 167 ff. — und Eſchenburgs Theorie u. Lit. der ſch. W. S. 122 ff. —.

Schon Michaelis machte den Verſuch, den Virgil zu traveſtiren. Blumauers traveſtirte Aeneis iſt bis

itzt der vollendeteſte Verſuch in dieſer Art. — Bodmer parodirte die Trauerſpiele von Weiße und Gerſtenberg. — Die traveſtirte Kleopatra von Kotzebue ſteht im Almanache dramat. Spiele auf 1803. — Kotzebues Hussiten von Naumburg ſind zum Theile traveſtirt in dem Herodes vor Bethlehem, Leipz. 1803, zum Theil zog aber dieſer Dichter, (der ſeit 1804 ein Journal: die Maske herausgibt,) auch andere Gegenſtände vor ſein äſthetiſches Forum. — Die traveſirte Jungfrau von Orleans (Berl. 1803) hat keinen äſthetiſchen Werth. Den traveſtirte Nathan den Weiſen kenne ich blos aus der Ankündigung. — Unter den Parodien erregte Semlers Parodie eines Gedichts von Lavater: Der kennt noch nicht dich Jeſus Chriſtus ꝛc. beſonders der Tendenz wegen, Senſation.

§. 282.

Literatur der teutſchen Poeſie.

Da gewöhnlich jeder Dichter ſich in mehr als einer poetiſchen Form verſucht hat; ſo iſt jeder namentlich da aufgeführt, wo er ausgezeichnete Verdienſte ſich erwarb. Hier ſoll noch eine gedrängte Literatur der wichtigſten dichteriſchen Producte der Teutſchen, doch mit Ausſchluß der Romane und Schauſpiele verſucht werden, weil dieſe gewöhnlich unabhängig von den Gedichten in engerem Sinne erſchienen, und unter ihren Rubriken aufgeführt ſind. — Da, bei den verſchiednen Ausgaben mehrere Klaſſiker die chronologiſche Ordnung Schwierigkeiten hat; ſo iſt die alphabetiſche angenommen worden, weil es hier hauptſächlich auf die Ueberſicht der vorzüglichſten neuen Dichter (ſeit der Epoche von 1750 an) ankommt.

J. B. Alxinger, ſämtliche poetiſche Schriften. Leipz. 1784. — Neueſte Gedichte, Wien, 1794. — Doolin von Maynz. Leipzig 1787. N. A. 1797. — Bliomberis, ein Rittergedicht in 12 Geſängen; neue (von Seume verbeſſerte) Aufl. Leipz. 1802.

Soph. Albrecht, Gedichte, 3 Th. Dresden 1791 ff.

G. W. Burmann, Fabeln und Erzählungen. Berlin 1760. N. A. 1774. — Gedichte. Berl. 1764. — Auswahl vermiſchter Gedichte. Berl. 1783.

J. J. Bodmer, Noachide, ein Heldengedicht in 12 Geſ. ganz umgearbeitet. N. A. Baſel 1780. — Kalliope, oder Sammlung kleiner Gedichte, 2 Theile, Zürich 1783. — Apollinarien, oder nachgel. Gedichte, herausg. von Stäudlin. Tüb. 1783.

J. C. Blum, ſämtliche Gedichte, 2 Th. Leipz. 1776, — neue Gedichte. Jülich. 1785. — Idyllen, Berl. 1773.

G. A. Bürger, Gedichte v. K. Reinhard, 2 Th. Gött. 1796.

F. X. Bronner, Fiſchergedichte und Erzählungen, 3 Th. Zürich — 1794. ff.

Al. Blumauer, Gedichte, 2 Th. Wien 1789. Traveſtirte Aeneis; 3 Th. Wien 1782. N. Aufl. Leipz. 1801.

S. G. Bürde, geiſtliche Poeſien, Bresl. 1788. — Vermiſchte Gedichte. Bresl. 1789. — Poetiſche Schriften, 1 Th. Breslau 1803.

Bielefeld, Thuiskon, ein Nationalheldengedicht in 20 Geſängen, 1r Th. Leipz. 1802.

L. C. E. W. Buri, Gedichte. Offenb. 1791.

J. Baggeſen, Parthenäis, oder die Alpenreiſe, ein epiſches Gedicht in 9 Geſängen, Seitenſtück zu Hermann und Dorothea und zur Luiſe. Hamb. 1802. — Gedichte, 2 Th. Hamb. 1803.

Buttmann, Valeria, ein romant. Gedicht, in 4 Geſängen, Dresden 1803.

F. Bouterweck, Gedichte, herausg. v. K. Reinhard, Gött. 1802.

K. F. Benkowitz, Erzählungen und Gedichte. Gött. 1788.

Friedericke Brunn, Gedichte, herausgeg. von Matthiſon. N. A. Zürich 1798.

Emilie von Berlepſch, Samml. kleiner Schriften und Poeſien. Gött. 1787.

Bürmann, (in Mannheim) Oſtens Myſtenſchule, (ein pittoreskes Lehrgedicht über Weisheit und Thorheit im Geiſte des hohen Alterthums, (in 9 Hallen) mit Kommentarien. Mannheim 1803.

C. V. von Bonſtetten, Schriften, 5 Th. Zürich und Kopenhagen 1801. ff.

J. F. v. Cronegk, Schriften, 2 Th. 2te Aufl. Anſp. 1761.

J. A. Cramer, ſämtliche Gedichte, 3 Th. Deſſau 1782. f. — Poetiſche Ueberſetzung der Pſalmen, 4 Th. Leipz. 1766.

M. Claudius, omnia ſua ſecum portans, oder ſämtliche Werke des Wandsbecker Boten, 6 Theile. (Der 7te enthält theologiſche Schriften.)

von Creuz, Oden und andere Gedichte. Frankf. 1750. — Die Gräber, 1760.

A. F. Cranz, Gallerie der Teufel. Frankf. 1776.

K. Ph. Conz, Gedichte, Tüb. 1792.

J. J. Duſch, ſämtliche poetiſche Werke, 3 Th. Altona 1767—1769.

M. Denis, Oſſians und Sineds Lieder, 6 Th. Wien 1784 ff.

J. A. Ebert, Epiſteln u. vermiſchte Gedichte, 2 Th. Hamb. 1789 und 1795.

C. A. Fiſcher, politiſche Fabeln. Königsb. 1796.

Falk, Satyren, (die Gräber zu Rom. — Die Gebete. — De

Menſch. — Die Helden. — Die Eitelkeit. — Die Schmauſereien. — Die Jeremiade. — Die Mode). — Taſchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre Jahrgänge 1797 — 1803

H. W. v. Gerſtenberg, Tändeleien. Leipz. 1765. — proſaiſche Gedichte, Altona 1759. — Gedichte eines Skalden. Kop. 1766.

C. F. Gellert, ſämtliche Schriften, 10 Theile, (darin: Oden, Lieder, Lehrgedichte, Fabeln ꝛc.)

E. v. Gemmingen, poetiſche und proſaiſche Stücke, (herausg. von Zachariä.) Braunſchw. 1769.

J. W. v. Göthe, in ſeinen Schriften der 4te Theil, und ſeine neuen Schriften, 6 Th. — Hermann und Dorothea. —

J. N. Götz, Idyllen an der Ueberſ. des Anakreon. Karlsruhe 1746. — Vermiſchte Gedichte, herausg. von Ramler, 3 Theile. Mannh. 1785.

S. Geßner, Schriften, 3 Th. N. A. Zürich 1801.

J. W. Gleim, ſämtliche Schriften, 4 Th. Leipzig. — Epiſteln, Leipzig 1784 — Halladat, 3 Th. Hamb. 1774.

L. F. G. v. Göckingk, Gedichte, 3 Th. Frankf. 1780 — 1787 — Sinngedichte. Leipz 1778.

N. D. Gieſecke, poetiſche Werke, Braunſch. 1765.

J. C. Gieſecke, Gedichte, 2 Th. Magd. 1787.

L. G. Götz, Beluſtigung für die Jugend in Fabeln und Erzählungen. Stuttg. 1779.

F. W. Gotter, Gedichte, 3 Th. Gotha 1787 — 1803.

A. v. Haller, Verſuch ſchweizeriſcher Gedichte. Bern 1777.

F. v. Hagedorn, poetiſche Werke, nebſt ſ. Lebensbeſchreibung 5 Th. herausg. von Eſchenburg. Hamb. 1800.

C. C. L. Hirſchfeld, das Landleben, 3te Aufl. 1787.

L. H. C. Hölty, Gedichte, herausg. von Boje und Voß, 2te Aufl Hamb. 1795.

v. Halem, Poeſie und Proſa, oder geſammlete poetiſche und proſaiſche Schriften, 1r Th. Hamburg 1789.

(Haag) Sinngedichte Frankf. u. Leipz. 1791.

K. H. Heydenreich, Gedichte, 2 Theile. Leipz. 1793 u. 1803.

J. G. Jacobi, ſämtliche Werke, 3 Th. Halberſt. 1773. — Anhang dazu. Leipzig 1792.

Jeniſch, Boruſſias. Berlin.

Am. v. Imhof, die Schweſtern von Lesbos. Idylle.

E. C. v. Kleiſt, ſämtliche Werke, nebſt des Dichters Leben aus ſeinen Briefen an Gleim, herausgegeben von W. Körte, 2 Th. Berlin 1803.

F. G. Klopſtock, geiſtliche Lieder, 2 Th. Kopenh. 1786. — kleinere poetiſche u. proſ. Schriften. Frankf. 1771. — Sämtliche Werke, 1r u. 2 Th. Oden; 3 — 6 Th. Meſſias.

K. A. Küttner, vierzehn Oden, Mitau 1772. — Kurona, oder Dichtungen und Gemählde aus der nordiſchen Vorzeit, 2 Th. Leipzig 1793.

A. G. Käſtner, Sinngedichte und Einfälle. Gießen 1782. — Neue, gröſtentheils noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle, herausg. von K. W. Juſti. Marb. 1800. — Vermiſchte Schriften, 2 Th. Altenburg 1783.

A. L. Karſchin, auserleſene Gedichte. Berlin 1764. — Neue Gedichte. Mit. 1772. — Gedichte, herausg. von ihrer Tochter von Kl. Berlin 1792.

K. G. Küttner, Sinngedichte und Lieder, geſungen an der böhmiſchen Grenze. Leipzig 1776. (Beiträge zu den Fidibus, Tapeten und Miſcellaneen.)

C. F. Kretſchmann, ſämtliche Gedichte, 6 Th. Leipzig 1784 — 1799. Der ſechſte auch unter dem Titel: Fabeln, Allegorien und neueſte Gedichte.

Fr. von Köpken, vermiſchte Gedichte. — Epiſteln. Magdeburg 1801.

F. L. W. Knäppel, Gedichte. Halle 1793. Görlitz 1802.

Fr. v. Kleiſt, hohe Ausſichten der Liebe. Berlin 1791. — Zamori, Philoſophie der Liebe. Berlin 1793. — Sappho. Berlin 1793. — Das Glück der Liebe. Berl. 1793. — Das Glück der Ehe. Berlin 1793.

L. Th. Koſegarten, Poeſien, N. Aufl. 2 Th. Leipz. 1802. — Rhapſodien 3 B. — Jucunda, eine ländliche Dichtung in 5 Eklogen. Berl. 1803. — Die Inſelfahrt, ländliche Dichtung in 6 Eklogen. Berlin 1804.

(A. v. Klein,) Athenor, ein Gedicht in 16 Geſängen. 1802.

C. F. Liſcov, Sammlung ſatyriſcher und ernſthafter Schriften. Frankf. u. Leipz. 1739.

J. F. Löwen, poetiſche Schriften, 4 Th. Hamb. 1765 f. — Romanzen, nebſt einigen andern Poeſien. Leipz. 1771.

M. G. Lichtwer, äſopiſche Fabeln in 4 Büchern. Berlin 1775. N. A. 1782.

G. S. Lange, horaziſche Oden. Halle 1747.

G. E. Leſſing, äſopiſche Fabeln. Berl. 1759. — Ueberhaupt alle die in den 30 Bänden ſeiner ſämtl. Schriften verſtreuten äſthetiſchen Arbeiten.

J. C. Lavater, Schweizerlieder. Bern 1775. — 200 chriſtliche Lieder. Zürich 1779. — Oden und Poeſien, 2 B. Leipz. 1781. Vermiſchte gereimte Gedichte. Winterth. 1786.

A. F. E. Langbein, Gedichte, 2 Th. N. A. Leipz. 1801.

G. C. Lichtenberg, vermiſchte Schriften, nach deſſen Tode von L. K. Lichtenberg und Kries. Gött. 1800 ff. 7 Theile, (vollendet. — der 6te und 7 Th. enthält phyſikal. und mathematiſche Schriften.)

G. C. L. Lindenmeyer, Gedichte, Frankf. 1803.
K. Lappe, Gedichte. Düſſeldorf 1801.
J. B. Michaelis, Fabeln, Lieder und Satyren. Leipz. 1766. auch in ſeinen poetiſchen Werken, 2 Theile. Gießen 1780.
Fr. Müller, Adams erſtes Erwachen und erſte ſelige Nächte. Mannh. 1778.
J. M. Müller, Gedichte. Ulm 1783.
C. Maſtalier, Gedichte, nebſt Oden aus dem Horaz. Wien 1782.
A. G. Meißner, äſopiſche Fabeln, 2te Aufl. Prag 1794.
F. Matthiſon, Gedichte, 5te Ausg. Zürich 1802.
K. Müchler, Gedichte. Berl. 1786. 2te Aufl. in 2 Th. Berlin 1802.
F. Mnioch, Gedichte, Halle 1789 und Görlitz 1796. Analecten 1804.
J. C. Fr. Manſo, Kunſt zu lieben. Leipz. 1794. — vermiſchte Schriften, 2 Th. Leipz. 1801.
Soph. Mereau, Gedichte, 2 Th. Berlin 1800 ff. (im zweiten Bande ein romantiſches Gedicht: Seraphine.)
A. H. Niemeyer, Gedichte. Leipz. 1778.
V. W. Neubeck, Gedichte. Liegnitz 1792. — Geſundbrunnen, ein Gedicht in 4 Geſängen.
L. H. v. Nicolay, vermiſchte Gedichte, N. Aufl. in 7 Bänden. Berlin 1792 — 1795.
L. L. Neuffer, die Herbſtfeier, ein Sittengemälde in 9 Geſängen (in Hexametern) Taſchenbuch auf 1802. Stuttg.
C. A. Overbeck, Sammlung vermiſchter Gedichte. Lübeck 1794 — Lehrgedichte und Lieder. Lindau 1786.
G. C. Pfeffel, poetiſche Verſuche, 6 Theile, 4te Aufl. Tübingen 1802 u. 1803.
J. S. Patzke, dramatiſche Gedichte. Magdeb. 1780. Lieder und Erzählungen, 3 Th. Halle.
J. Rachel, ſatyriſche Gedichte. Berlin 1743.
J. C. Roſt, vermiſchte Gedichte, 1769.
G. W. Rabener, ſämtliche Schriften, 5 Th. Leipzig 1778.
K. W. Ramler, Oden, Berlin 1768. — Geiſtliche Cantaten. Berlin 1770. — Lyriſche Gedichte, Berl. 1772. — Fabelleſe, 3 Th. Leipz. 1783 — 1790. — Fr. v. Logau, Sinngedichte, überarbeitet und vermehrt. Leipz. 1791. — Lyriſche Blumenleſe, 2 Th. Leipz. 1774. — Poetiſche Werke, 2 Th. Berlin 1800 und 1802.
K. G. Reckert, Idyllen, 2 Th. Münſter 1770.
Karol. Chr. Louiſe Rudolphi, Gedichte, 2 Th. Wolfenb. 1787. — Neue Samml. von Gedichten. Leipzig 1796.
J. F. Ratſchky, Melchior Striegel, ein heroiſch epiſches Gedicht in 6 Geſängen, Wien 1796. — Gedichte, Wien 1791. Neuere Gedichte. Wien 1804.

Karl Reinhard, Gedichte, 2 Th. Götting. 1794.

C. O. v. Schönaich, Herrmann, oder das befreite Teutſchland, ein Heldengedicht. Leipz. 1755. — Oden, Satyren ꝛc. Leipzig 1761.

J. F. Schmidt, poetiſche Gemählde und Empfindungen aus der heiligen Geſchichte. Altona 1759. — Kleine poetiſche Schriften, 1766. — Gedichte, 1786.

El. Schlegel, Werke, herausg. von J. H. Schlegel, 5 Th. Kopenh 1770 ff.

J. A. Schlegel, Sammlung geiſtlicher Geſänge. 3 Th. Leipzig 1766—1772. — Vermiſchte Gedichte, 2 Th. Hannov. 1781 — 1789. — Fabeln, (herausg. von Gärtner.) Leipz. 1769.

C. F. Sangerhauſen, Briefe in Verſen. Halberſt. 1771 ff 2 Th.

Der Grafen zu Stollberg, Gedichte, herausg. von Boje. Leipz. 1779. — F. L. Graf von Stollberg, Jamben. Leipz. 1784.

Fr. Schmit, Erzählungen, Fabeln und Romanzen. Leipzig 1781. — Gedichte, Nürnb. 1779.

Dan. Schiebeler, auserleſene Gedichte, herausg. von Eſchenburg. Hamb. 1773.

Fr. v. Schiller, Gedichte, 1r Th. Leipz. 1800, 2r Th. 1803. — Spiel des Schickſals; Verbrechen aus verlorner Ehre, im 1 Th. ſeiner kl. proſ. Schriften.

H. P. Sturz, Schriften, 2 Th. Leipz. 1786.

J. F. Schink, Gedichte. Berlin 1788.

J. G. v. Salis, Gedichte, 4te Aufl Zürich 1800.

G. Schatz, Blumen auf den Altar der Grazien. Leipz. 1787.

Eul. Schneider, Gedichte, 4te Aufl. Frankf. 1801.

Selmar, Gedichte, 2 Th. Leipz. 1789. (ſein Name iſt: K. G. von Brinkmann.)

G. F. Stäudlin, Gedichte, 2 Th. 1791.

G. W. C. Starke, Gedichte. Bernb. 1788. — Vermiſchte Schriften, 1 Th. Gedichte und Reden. Berl. 1796.

Kl. Schmidt, vermiſchte Gedichte 2 Th. Lemgo 1772 ff. — Geſänge für Chriſten. Lemgo 1773. — Elegien an meine Minna. Lemgo 1773. — Fabeln und Erzählungen, nebſt Idyllen. Leipz. 1776. — poetiſche Briefe. Deſſau 1782. — Die Landpfarrerin eine elegiſche Dichtung. Berlin 1801. — Neue poetiſche Briefe. Berlin 1790.

F. W. A. Schmidt, romantiſch-ländliche Gedichte. Berlin 1798. — Gedichte. Berlin 1797.

J. G. Siegfried, Siama und Galmori in 2 Geſängen. Leipzig 1800.

C. F. D. Schubart, Gedichte, (von neuem) herausgegeben von ſeinem Sohne: L. Schubart, 2 Th. Frankf. 1802. (zuerſt im Jahre 1787.)

C. F. Schmidt-Phiſeldeck, Gedichte, Braunſchw. 1794.

A. F. v. Steigenteſch, Gedichte, Osnabruck 1799. — Loth. Osnab. 1802. — Dichtungen, Osnab. 1804. — Gelehrſamkeit der Liebe, 1804. —

Al. Schreiber, Gedichte. Düſſeldorf 1801.

C. Schreiber, Harmonie, oder das Reich der Töne. Leipzig 1803.

Fr. von Sonnenberg, das Weltende. 1r Th. Wien 1801. (bis itzt nur 6 Geſänge.)

G. G. Säume, Gedichte. Leipz. 1801.

A. W. Schlegel, Gedichte. Tübingen 1800.

G. Schilling, Gedichte 1 Th. Freyberg 1790 (der Verf. fand dann im leichten romantiſchen Style das ihm mehr angemeſſenen Gebiet der Diction.)

G. L. Spalding, Verſuch didactiſcher Gedichte. Berlin 1894.

M. A. von Thümmel, kleine poetiſche Schriften. Leipzig 1782. Wilhelmine, ein proſaiſches komiſches Gedicht. Leipzig 1764. — Reiſen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich, 9 Theile.

C. A. Tiedge, Urania, ein lyriſch-didactiſches Gedicht, in 6 Geſängen. N. A. Halle 1802. — Schriften, 1r Theil. Epiſteln. Gött. 1796. — Elegien und vermiſchte Gedichte, 1r Th. Halle 1803.

J. P. Uz, ſämtliche poetiſche Schriften, 2 Th. 1767. ff. — neueſte Aufl. von C. F. Weiße, 2 Th. 1804.

J. H. Voß, lyriſche Gedichte, 4 Theile, Königsb. 1802. — Luiſe, ein ländliches Gedicht in drei Idyllen. N. A. Königsberg 1802. — Idyllen, Königsb. 1801. — (Homers Werke, 4 B. — in zwei Th. die Odyſſee, in 2 Th. die Ilias, 2te Aufl. Königsberg 1802. — Virgils ländliche Gedichte, 4 Th. Altona 1797. — Ovids Verwandlungen, 2 Th. Berlin 1798.)

C. F. T. Voigt, die Gärten, ein Lehrgedicht, nach Delille. Jena 1796.

C. M. Wieland, ſämtliche Schriften, (mit den Supplementen bis itzt 42 Theile). Agathon, Th. 1 — 3. — neuer Amadis, 4. 5. — goldener Spiegel, 6. 7. — Daniſchmend 8. Muſarion, 9. — Sylvio von Roſalva 11. 12. — Diogenes von Sinope 13. — Idris 17. — Erzählungen und Mährchen 18. — Abderiten 19. 20. — Oberon 22. 23. — Peregrinus Proteus 27. 28. — Agathodämon 32. — Ariſtipp 33 — 36.

C. Wernicken, poetiſche Verſuche. Zürich 1763.

C. F. Weiße, kleine lyriſche Gedichte. 3 Th. Leipz. 1772.

J. P. L. Withof, akademiſche Gedichte, 2 Th. Leipz 1780 f.

J. A. Weppe, Gedichte, 2 Th. Leipz. 1783. — Sinngedichte, u. Epiſteln, auch Sittengemählde. Hannov. 1796.

J. G. Willamow, ſämmtliche poetiſche Schriften, Leipz. 1779. — Dialogiſche Fabeln. Berl. 1791.

E. v. Wedig, Gedichte, Zeitz 1803.

C. W. Zachariä, ſämtl. poetiſche Schriften, 2 Th. Braunſchweig 1777. — Hinterlaſſene Schriften, herausgegeben von Eſchenburg, Braunſchw. 1781. — Scherzhafte epiſche Poeſien, nebſt einigen Oden und Liedern, 2 Th. Braunſchw. 1760. — Die Tageszeiten, in 4 Büchern, Roſt. 1760. — Cortes, ein Heldengedicht, Braunſch. 1766. — Fabeln nach Waldis Manier. Braunſchw 1777.

J. F. Zehelein, vermiſchte Gedichte, Bayreuth. 1790.

(Außer dem von Voß nationaliſirten Homer, Virgil, Ovid; und Manſo's Bearbeitung von Ovids Kunſt zu lieben, ſind durch teutſche Dichter folgende Producte eingebürgert worden:

Oſſians ſämmtliche Gedichte, rhythmiſch überſetzt von J. G. Rhode, 3 Th. Berl. 1800.

Butlers Hudibras, frei überſ. v. D. W. Soltau, Königsberg 1798.

Shakespear, von Eſchenburg und A. W. Schlegel.

Shakespear's Macbeth von Schiller.

Voltaire's Mahomet und Tancred, von Göthe.

Gozzi Turandot, von Schiller.

Taſſos befreites Jeruſalem, von Manſo, (Leipz.) Gries, (Jena 4 Th.) und Hauswald (Görlitz 2 Th.)

Thomſons Jahreszeiten, v. L. Schubart, Berl. 1796.

Milton, v. S. G. Bürde. —

Reinike Fuchs iſt neu bearbeitet worden von J. W. v. Göthe, und Soltau. —

Anhang teutſcher poetiſcher Chreſtomathien.

(Eine nach allen Gattungen des poetiſchen Styls ſyſtematiſch geordnete, alle klaſſiſche teutſche Dichter umſchließende, und von dieſen wieder nur das Treffliche und Klaſſiſche aufbewahrende Chreſtomathie gehört noch unter die frommen Wünſche. — Manche der folgenden Verſuche nähern ſich mehr oder weniger dieſer Idee; viele ſind weit hinter einer zweckmäßigen Ausarbeitung zurückgeblieben, theils weil ſie nicht reichhaltig und vollſtändig genug ſind, theils weil ihr Sammler nicht Geſchmack und Kritik genug beſaß.)

Hofmanswaldaus und andrer Teutſchen auserleſene und überhaupt ungedruckte Gedichte, 7 Th. Leipz. 1697. N. Aufl. 1734.

Sammlung auserleſener Gedichte nach dem heutigen Geſchmack, 3 Th. Nordh. 1734.

Muſter und Proben der teutſchen Dichtkunſt, in den mehreſten Arten der Poeſie, welche aus den Arbeiten neuerer Poeten geſammlet ſind. 2 Th. Nordh. 1755 ff.

— Sammlung vorzüglich ſchöner Gedichte, 2 Th. Nordh. 1759.

Auserleſene Stücke der beſten teutſchen Dichter von Martin Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten. Mit Anmerkungen von Zachariä, 2 Th. Braunſchw. 1766 ff. 3r Th. von Eſchenburg, 1778.

C. H. Schmidt, Anthologie der Teutſchen, 3 Th. Leipz. 1769—72.

Die Originaldichter Teutſchlands, 4 Th. Hamb. 1774—77.

Ausbund flüchtiger Poeſien der Teutſchen, Leipz 1778.

Füßli, allgemeine Blumenleſe der Teutſchen, 6 Th Zürich 1782—88. — (1. 2 Th. Geiſtliche Geſänge; 3. Oden und Elegien; 4. 5. Lieder; 6. Sinngedichte.)

F. A. Mertens, die Schönheit der teutſchen Sprache in verſchiedenen Muſtern aus klaſſiſchen Schriftſtellern geſammlet, 2 Th. Augsb. 1786. — Chreſtomathie der teutſchen Sprache 1787.

C. Jumkley, poetiſche Chreſtomathie, oder Muſter der höhern Poeſie, Münſter 1775.

D. C. Seybold, Teutſche Chreſtomathie für Jünglinge, zur Bildung des Herzens und Geſchmacks. Leipz. 1786.

J. C. G. König, teutſche Chreſtomathie zur Bildung des Geiſtes und Herzens, Nürnb. 1783.

Sammlung der beſten Gedichte aus Teutſchlands neueſten Zeitſchriften, 1 B. 1 St. Hamb. 1790.

S. G. Wald, teutſche Chreſtomathie zur Bildung des Geſchmacks, Königsb. 1792. — N. Aufl. 1804.

J. Chr. Jahn, rhetoriſch poetiſche practiſche Anthologie zum Beſten der Schulen, Hildburgh. 1792.

J. M. Meyer, poetiſche Chreſtomathie, für Freunde der Dichtkunſt und für Schulen, Nürnb. 1796.

J. P. Firnhaber, Sammlung auserleſener Stücke, zum Gebrauche derer, die ſich in der teutſchen Sprache vervollkommnen wollen. Hannov. 1796.

W. A. Schreiber, neue teutſche Beiſpielſammlung für Schulen, Offenb. 1796. (enthält Fabeln, Epiſteln und Satyren.)

Encyklopädie der teutſchen Muſterſchriften, zum Gebrauche in Schulen. Braunſchw. 1796.

Der neue Sammler zum Nutzen und Vergnügen. Eine Reihe intereſſanter Aufſätze aus dem goldnen Zeitalter der teutſchen Literatur 2 B. N. Aufl. Berl. 1798.

Klaſſiſche Blumenleſe der Teutſchen. 2 Th. Berl. 1797 f.

Phantaſien und Gedichte, eine Auswahl aus den beſten Dichtern Teutſchlands. Berl. 1796.

C. F. R. Vetterlein, Chreſtomathie teutſcher Gedichte, 3 Th. Köthen 1796 ff.

J. H. M. Erneſti, neues Handbuch der Dicht- und Redekunſt, in Beiſpielen, 2 Th. Bayreuth 1798.

Allgemeines Liederbuch der teutſchen Nation, aus den Werken der neueſten teutſchen Dichter geſammlet. N. Aufl. 5 Th. Hamb. 1801.

Fr. Rambach, Odeum, Sammlung teutſcher Gedichte aus unterſchiedenen Gattungen, 4 Th. Berl.

W. L. Müller, Samml. teutſcher poetiſcher Meiſterſtücke des 18ten Jahrhunderts, 2 Th. Bremen 1802.

Fr. Matthiſon, lyriſche Anthologie, 8 Th. Zürich 1803, enthält lyriſche (durch Matthiſon veränderte und dem Zeitgeſchmacke angepaßte) Producte von Weckherlin, Val. Andreä, Opitz, Sim. Dach, Flemming, Kleiſt, Tſcherning, Hofmanswaldau, Lobenſtein, Canitz, Beſſer u. a.

J. J. Eſchenburg, Beiſpielſammlung zur Theorie und Literatur der ſchönen Wiſſenſchaften, 8 Th. in 9 Bänden, Berl. 1788 ff., (mit kurzen literariſchen Notizen.)

§. 283.

Rückblick auf das ganze Werk.

Die Aufgabe für dieſes ganze Werk war: das Geſetz der Form auf die Sphäre der Darſtellung durch Worte anzuwenden, und dieſe Sphäre, durch Aufſtellung des ganzen Gebiets der styliſtiſchen Formen und der unzähligen Modifikationen des Geſetzes der Form, in Hinſicht auf die einzelnen und ſo verſchiedenartigen Stoffe für die styliſtiſche Darſtellung, zu erſchöpfen.

Der Begriff der Darſtellung mußte an der Spitze ſtehen. Darſtellung im Allgemeinen iſt Verſinnlichung von Vorſtellungen; daher gibt jede Darſtellung die Vorſtellung nicht als Vorſtellung wieder, ſondern unter irgend einer ſinnlichen Bekleidung. Darſtellung in der Sprache iſt Verſinnlichung der Vorſtellungen durch Worte. Da nun die Wahrheit innerhalb der Vorſtellungen nur durch die drei logiſchen Geſetze (der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit) beſtimmt werden kann; ſo mußte die An-

wendung dieſer Geſetze auch auf die Form der Darſtellung übergehen, und daraus reſultirte das erſte höchſte Geſetz für die Form: die **Korrectheit.** Korrectheit iſt nämlich für die Darſtellung das, was die Wahrheit für die Vorſtellung iſt.

Aber der Darſtellung kommt, ſchon als Darſtellung, Verſinnlichung der Vorſtellung zu; jedes Wort iſt, als ſolches, ſchon eine ſinnliche Hülle der Gedanken, es mag nun als **artikulirter Ton**, oder als **ſymboliſches Zeichen der Schrift** betrachtet werden. Der Verſtand, das Vermögen der Begriffe, übergibt daher ſeine Producte, die Vorſtellungen, durch die Darſtellung der Phantaſie, die Phantaſie aber verlangt von jeder Darſtellung, **Einheit und Vollendung der Form.** Form überhaupt iſt die Art der Verbindung eines Mannigfaltigen zu einem Ganzen; und in Beziehung auf ſtyliſtiſche Darſtellung, eine Verbindung von Worten, welche von der Einbildungskraft aufgefaßt und feſtgehalten werden kann. Die **Einheit** der Form hängt von der Totalität des Bildes von der Form (und alſo von der Sinnlichkeit des Ausdrucks in der Darſtellung) ab; die **Vollendung** der Form hingegen von der Freiheit in der Bewegung, die in der Darſtellung herrſcht. Auf dieſer Sinnlichkeit im Ausdrucke und Freiheit in der Bewegung, die der äſthetiſchen Form zukommen muß, beruht nun die **Vollendung** der Form, und dieſe Vollendung der Form, als ſolcher, heißt: **Schönheit.** Sie bewirkt **durch** die Form ein reines Wohlgefallen **an** der Form, um ihrer ſelbſt willen.

Das Geſetz der Form wird alſo erſchöpft **durch Korrectheit und Schönheit** in der Darſtellung. Dieſe Korrectheit und Schönheit müſſen aber **in der innigſten Harmonie** ſtehen, d. h. ſie müſſen in der Form ein unauflösliches Ganze vermitteln, ſo daß man die Form ſelbſt vernichten müßte, wenn man ihr gegenſeitiges Verhältniß aufheben wollte. Die Korrectheit hängt aber nicht von der Schönheit, die Schönheit nicht von der Korrectheit ab; beide ſind ſich nicht ſubordinirt, ſondern **coordinirt;** beide ſind in der **vollendeten** Form unzertrennbar; beide

fließen daher auch zuſammen in Ein Geſetz der Form, das als höchſte Norm für alle ſtyliſtiſche Darſtellung unabänderlich gilt, kein höheres Geſetz über ſich erkennt, das Princip für alle untergeordnete ſtyliſtiſche Eigenſchaften (theils der Korrectheit, theils der Schönheit) in ſich enthält, und weil es, unabhängig vom Stoffe, blos in der Sphäre der Formen gebietet, ſelbſt ganz formell iſt, und aus Logik und Aeſthetik (zweien formellen Wiſſenſchaften) hervorgehet.

Mag nun der Stoff für die Darſtellung entlehnt ſeyn, woher er wolle; ſobald er eine Form erhalten ſoll (und formlos kann er nicht erſcheinen), gebietet über ihn das Geſetz der Form. Unter Styl verſtehen wir nun den generiſchen Begriff aller einzelnen Formen für die Darſtellung von Vorſtellungen; deshalb gibt es nicht blos für Beredſamkeit und Poeſie einen Styl, ſondern auch in allen übrigen Künſten. Wenn daher in der Mahlerei die Darſtellung, als Verſinnlichung der Vorſtellungen, an Farben und Symbole gebunden iſt; ſo iſt ſie in der Beredſamkeit und Poeſie an Worte gebunden. Der generiſche Begriff des Styls in dieſen beiden Künſten zeigt ſich nun als Art, in den drei Schreibarten, durch welche die ganze Sphäre aller ſtyliſtiſchen Darſtellung erſchöpft wird; denn ein ſtyliſtiſches Product, dem äſthetiſche Vollendung der Form zukommen ſoll, muß einer dieſer drei Schreibarten zugehören, und durch die Haltung und den Charakter der Schreibart zugleich die äſthetiſche Wirkung der Form ſelbſt beſtimmt werden.

Da aber im menſchlichen Gemüthe drei urſprünglich ſich coordinirte Vermögen: das Vorſtellungs-, das Gefühls- und das Begehrungsvermögen das ganze Gebiet des darzuſtellenden Stoffes in ſich enthalten; ſo begründen dieſe drei Vermögen auch den innern nothwendigen Charakter der Form, in wiefern derſelbe von dem Stoffe abhängt, obgleich Gefühle und Triebe, wenn ſie wörtlich dargeſtellt werden ſollen, zuvor in Vorſtellung übergegangen ſeyn müſſen. Die Proſa verdankt ihr Daſeyn der Darſtellung von unmittelbaren Vorſtellungen; die Poeſie iſt

die Sprache des Gefühls, das aber, wenn es dargeſtellt werden ſoll, erſt Vorſtellung geworden ſeyn muß; die **Beredſamkeit**, eine neue, aus Proſa und Poeſie entſtandene, Form entſpricht den Trieben des Begehrungsvermögens. Jedem Triebe liegt aber entweder eine **Vorſtellung**, oder ein **Gefühl** zum Grunde; die Darſtellung deſſelben wird ſich daher auch im **erſten** Falle mehr der **Proſa**, im **zweiten** mehr der **Poeſie** nähern. Dieſe Darſtellung iſt aber, da jeder Trieb nur erſt nach ſeiner Verwandlung in Vorſtellung durch Worte darſtellbar iſt, an daſſelbe Geſetz, wie die Darſtellung der Gefühle gebunden, die auch zuvor in Vorſtellungen übergehen müſſen, wenn ſie durch Worte dargeſtellt werden ſollen. Ob nun gleich die äußere ſinnliche Erſcheinung, die Darſtellung durch Worte, bei den Stoffen aus allen dreien Vermögen, als Wirkung **dieſelbe** iſt; ſo iſt doch in der **Form der Darſtellung** der **Urſprung** des Stoffes aus einem der drei Vermögen ohnmöglich zu verkennen, und die drei Schreibarten werden daher das Geſetz der Form unter den Modificationen enthalten, die es als Proſa, als Poeſie, oder als Sprache der Beredſamkeit in der Sprache erhält.

Die Aufſtellung des Geſetzes der Form, unabhängig von allem nur im empiriſchen Bewußtſeyn wahrnehmbaren Stoffe, wird nun in der **philoſophiſchen** Sprachlehre verſucht.

Die Aufſtellung der einzelnen **Formen** ſelbſt aber, wie ſie durch die Verbindung mit dem **empiriſch** wahrgenommenen Stoffe, entweder als **proſaiſche** oder als **poetiſche** Formen erſcheinen, und die Anwendung des allgemeinen Geſetzes der Form auf jeden einzelnen Stoff, verſucht die **empiriſche** Sprachlehre.

Die **erſtere** vollendet ihr Gebiet, wenn ſie den Zuſammenhang zwiſchen Darſtellung und Vorſtellung aufſtellt; das Weſen des menſchlichen Gemüths in Hinſicht auf die Hervorbringung einer Form, welche die Vorſtellung als Darſtellung zeigt, erforſcht; und aus dieſem Weſen das Geſetz der Form, nach allen ſeinen Merkmalen und Umgebungen, ableitet und unerſchütterlich begründet. — Die

letztere hingegen vollendet ihr Gebiet, wenn ſie den ganzen Umfang der ſtyliſtiſch darſtellbaren Stoffe nach der empiriſch wahrgenommenen Verſchiedenartigkeit derſelben (als Vorſtellungen, Gefühle und Triebe) erſchöpft, und mit Sicherheit und Beſtimmtheit angibt, inwiefern und bis wie weit das Geſetz der Form anwendbar iſt auf alle einzelne Gattungen und Untergattungen des Stoffes.

Durch dieſe vollendete und ſyſtematiſche Darſtellung des Geſetzes der Form, nach ſeinem Urſprunge und ſeinen Bedingniſſen (philoſophiſch), und nach ſeiner Anwendung auf alle Gattungen des Stoffes, oder nach den Modifikationen, wie es durch dieſe Anwendung in jeder Gattung des Stoffes erſcheint (empiriſch), wird das Gebiet der durch Sprache möglichen Darſtellung erſchöpft, und dieſes abgeſchloßene und in ſich vollendete Gebiet heißt, in wiſſenſchaftlicher Hinſicht: **allgemeine Sprachkunde.** Sie bildet eine **ſelbſtſtändige** Wiſſenſchaft, weil ſie in dem Geſetze der Form durch Sprachdarſtellung ihre feſtbeſtimmten Grundſätze und Grenzen hat; ſie iſt eine **abgeleitete** Wiſſenſchaft, weil ihre Principien nicht primitiv, ſondern aus **Logik** und **Aeſthetik** entlehnt ſind; ſie iſt endlich eine **ganz formelle** Wiſſenſchaft, weil ſie ſich ausſchließend mit der Form, und mit dem Stoffe **blos nach** ſeinem **Verhältniße zur Form** beſchäftiget. —

Ende.

Nachträge zur Literatur in dieſem Werke.

Zu Seite 4. J. H. L. Meierotto, Probe, wie die Sprache eines Volkes deſſen Denkungsart und Sittlichkeit ſchildere; in den Beitr. z. teutſchen Sprachk. Th. 1, S. 232 ff.

Z. S. 9. Graf v Herzberg, Beweis, daß die teutſche Völkerſchaft eine einheimiſche und urſprüngliche iſt; in d. Beitr. z. teutſch. Sprachk. Th. 1, S. 93 ff.

Z. S. 9. J. A. Kanne, über die Verwandtſchaft der griechiſchen und teutſchen Sprache. Leipz. 1803.

Z. S. 10 Fr. Gedicke, über die teutſchen Dialekte, in d. Beitr. z. teutſch. Sprachk. Th. 1, S. 292 ff.

Z. S. 11 Fortſetzung des Thüringiſchen Idiotikons von Winkler, in d. ſächſ. Provinzialb. Sept., Oct., Nov. und Dec. 1803.

Z. Seite 13 Zeile 2 v. u. Wieland, was iſt Hochteutſch, ehemals im Merkur; itzt: in ſeinen ſämtl. Werken, 6r Supplementb. S. 297 ff.
Z. S. 14 J. H. Voß Recenſion von Klopſtocks grammat. Geſprächen, in der Jenaiſchen L. Z. 1804 N. 24 ff.
Z. S. 16 L. Tiek, Sammlung von Minneliedern aus dem ſchwäbiſchen Zeitalter; Berl. 1803.
Z. S. 21 Von den Meiſterſängern, vergl. Sulzers Theorie ꝛc. Th. 1, S. 644 ff.
Z. S. 22 W. A. Teller, von den Verdienſten einiger mit Luther gleichzeitigen theologiſchen Schriftſteller um die teutſche Sprache; in den Beitr. zur t. Sprachk. Th. 2, S. 217 ff.
Z. S. 31 Merkels Ernſt und Scherz; iſt ſeit 1804 mit dem Freimüthigen vereinigt.
Z. S. 37 Handwörterbuch der teutſchen Sprache. Halle 1804 (mit Rückſicht auf Synonymik.)
Z. S. 38 Sub. a, E. Tillich, der Sprachunterricht als intenſives Bildungsmittel. Leipz. 1803. — Gamborg, über die Theorie der Leſekunſt, oder Verſuch einer Legologie, überſ. v. Gehren. Kopenh. 1803. — Schreiber, über die Nothwendigkeit des Unterrichts in der Mutterſprache, nebſt einigen Winken, die Methode deſſelben betreffend; in Schuderoffs Journal für Veredl. des Prediger- und Schullehrerſtandes, 1803, 2 B. 2 St. S. 242 ff. (ein ſehr gut geſchriebener Aufſatz).
Z. S. 39 Sub. γ) J. Löwe, ausführliche Beurtheilung teutſcher Muſterſchriften in Betracht der Sprache, in ſ. Beitr. zur Kritik d. t. Sprache, S. 193 ff.
Z. S. 42 J. H. P. Seidenſtücker, Bemerkungen über die teutſche Sprache, eine Vorarbeit zu einer kritiſchen Grammatik der hochteutſchen Sprache. Helmſt. 1804.
— — — — Warum gemeine Gedanken, in alten Sprachen ausgedrückt, beſſer gefallen, als wenn ſie in die Mutterſprache überſetzt werden? im 42 St. des philoſ. Anzeigers zu Jakobs philoſ. Annal, 1795, S. 329 ff.
Z. S. 45. Fr. Gedicke, Idee einer pſychologiſchen Symbolik der teutſchen Sprache; in d. Eunomia, 1804, Jan. S. 1 ff.; eine gehaltreiche Abhandlung, in welcher der Begriff der Darſtellung eben ſo gefaßt wird, wie in dieſem Buche.
Z. S. 83 Eine gehaltvolle Recenſion von Roths Antihermes in Jakobs phil. Annal, 1795, St. 52, S. 409 ff., verdient verglichen zu werden; — und die recenſirende Abhandlung: Sprachphiloſophie, in Jacobs phil. Annal 1796, St. 4, S. 577 ff. —
Z. S. 158 Maaß, Geiſt eines Schriftſtellers, Lectüre und Überſetzung; in d. Nachtr. zu Sulzers Theorie ꝛc. Th. 3. St. 2, S. 221 ff.
Z. S. 163 Ueber den mündlichen Vortrag und die Bemühungen Schochers um denſelben, im 4ten St. des phil. Anzeigers zu Jakobs phil. Annalen, 1795, S. 25 ff.
Z. S. 173 J. F. Zöllner, über die teuſche Ausſprache, in d. Beitr. zur t. Sprachk., Th. 2, S. 204 ff.
Z. S. 178 J. M. Wika, Anweiſung zur körperlichen Beredſamkeit, Prag 1802 (beſchäftigt ſich mit Ton- und Gebärdenſprache.)
— — — G. E. Leſſing, Der Schauſpieler, worin die Grundſätze der ganzen körperlichen Beredſamkeit entwickelt werden; in ſ. ſämtl. Schriften, Th. 22, S. 231 ff., (ein brauchbarer Grundriß, der hauptſächlich ſich auf die Geſticulation bezieht)
Z. S. 253 Curvalue über das Schöne, aus dem Holländ. des Prof.

van Boek Calkoen, überſ. von Heidekamp. 1803 (vergl. Gothaiſche gel. Zeit 1804, St. 23)

Zu Seite 253 C. W. Snell, Handb. der Philoſophie für Liebhaber, zweiter Theil, enthält Aeſthetik oder Geſchmackslehre, Gießen 1803.

— — — —, Gaheis, Vorleſungen über die ſchönen Künſte, für Jünglinge in Bürgerſchulen Wien 1803.

— — — — Horſtig, über Heydenreichs Princip der Aeſthetik, in der n. Bibl der ſch. Wiſſ. 47 B. 1 St. und Derſelbe, über die Natur und das Weſen ſchöner Empfindungen, in der Bibl. der ſch. W. 49 B. 1 St. S. 49 ff. ꝛc. 49 B. 2 St. 195 ff; und 54 B. 1 St. S. 1 ff.

Z. S. 254 Principes d'Eloquence pour la Chaire et pour le Barreau par Maury. N. E Paris (wenig ſyſtematiſch, aber voll feiner und richtiger Bemerkungen; vergl. Götting gel. Anz. 1804, St. 59, S. 577 ff.)

Z. S. 261 J. B. Th. Helfrecht, kurze Anleitung zur teutſchen Dichtkunſt; 2 Aufl. 1803.

— — — — A. W. Schlegel, Briefe über Poeſie, Sylbenmaas und Sprache; in d. Horen v. 1795, St 11, S. 77 ff.

Z. S. 262 Nachtigall, Warum ſind die Dichter bei allen Nationen älter als die Proſaiſten? in der t. Monatsſchaft, Februar 1794.

Z. S. 265. Der ſchöne Geiſt, oder compendiöſ Bibliothek des Wiſſenswürdigſten aus dem Gebiete der ſchönen Wiſſenſchaften, Halle, 1793, Heft 2—4, S. 3—78.

Z. S 312 J. H Campe, Verſuch einer genauern Beſtimmung und Verteutſchung der für unſre Sprachlehre gehörigen Kunſtwörter. Braunſchw 1804 (vergl. Halleſche L. Z. 1804, N. 97 und 98, S. 769 ff.)

Z. S. 425. Ueber die Abſtammung des Reims von den Arabern, Reiske im neuen Bücherſaal der ſch. Wiſſ. Th 10, S 227 ff; und Herders Adraſtea, St. 10, S. 249 ff. — Ueber den Reim, ein Brief von G. E. Leſſing, in ſ. ſämtl. Schriften, Th. 4, S. 25 ff. Er erklärt ſich, in Hinſicht auf den Vorzug der reimenden und reimloſen Dichter gegen einander ſo: „Ich dringe hier auf republikaniſche Freiheit. Den Reim für ein nothwendiges Stück der teutſchen Dichtkunſt halten, heißt einen ſehr gothiſchen Geſchmack verrathen; läugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leſer vortheilhafte Schönheit ſeyn können, und es aus keinem andern Grunde läugnen, als weil die Griechen und Römer ſich ihrer nicht bedient haben, heißt das Beiſpiel der Alten mißbrauchen. Man laſſe dem Dichter die Wahl." —

Zu S. 533. Fritze, über Selbſtbiographien, in d. t. Monatsſchr. 1795, Februar, S. 176 ff.

Zu S. 537. Artikel: Aufſchrift, in Sulzers Theorie, Th. 1, S. 239.

Zu S. 555. Hegewiſch, über die Wahrſcheinlichkeit eines künftigen vollkommenern Zuſtandes der Menſchheit, in Eggers t. Magazin, 1795, July, S. 36 ff

Zu S. 555. K. S. Zachariä, Inwiefern iſt Geſchichte als Wiſſenſchaft möglich? in Zachariäs und Grohmanns Journ. f. Phil. April 1796, S. 1 ff.

Zu S. 590, ſub 3 Redacteren der Zeitſchrift: Italien ſind: Rehfues und Tſcharner. Es ſind bereits 7 Stücke erſchienen.

Zu S. 642 K. F. Kretſchmann, Betrachtungen über die Dichtkunſt, im zweiten Theile ſeiner ſämmtl. Werke (Leipz. 1784. S. 1 ff., und C. M. Wieland, Briefe an einen jungen Dichter, in ſeinen ſämmtl. Werken, 6r Supplementb. S. 231 ff.

Zu S. 697 Ueber Romane überhaupt, Leipz. L. Z. 1804. St. 32. —

Fiſcher, über den hiſtoriſchen Roman (an Feßler) — er vertheidigt ihn, in d. t. Monatsſchr. 1794, Jan. S. 66 ff. — Ueber den hiſtoriſchen Roman (gegen denſelben), im 21 St. des phil Anzeigers zu Jakobs phil. Annal 1795, S. 161 ff. — Dagegen erklärt ſich auch *W. Lange, de fabulis romanenſibus ut vocantur hiſtoricis* Hal. 1795. — Ueber das Idealiſiren in Romanen, im 32 St. des philoſoph Anzeigers von Jakobs phil. Annal 1795, S. 249 ff. — Einige Gedanken über die hiſtor Romane, ebendaſelbſt, St. 45, S. 353 ff., — und Feßlers einige Gedanken darüber, ebendaſelbſt, St. 52, S. 409 ff. — Feßler, Commentar über ein wichtiges Aktenſtück zur Geſch der Verirrung des menſchlichen Geiſtes in Sachen des Geſchmacks; t. Monatsſchrift 1795, Decemb. S. 304 ff., (vertheidigt den hiſtoriſchen Roman.) — Vergl. Etwas über Roman, Heldengedicht und Drama, in der N. Bibl. der ſch. W., 68 B. St. 2, S 179 ff

Zu S. 707 Zuſammenſtellung der in Teutſchland erſchienenen dramaturgiſchen Schriften, nach der Zeitfolge, in der teutſchen Monatsſchrift, Febr 1794, S. 123 ff.

— — — — Warum lieben alte Perſonen mehr die Luſtſpiele, junge Leute mehr die Trauerſpiele? im 7. Stücke des phil. Anzeigers zu Jakobs phil. Annalen, 1795, S. 49 ff.

Zu S. 721 Fortſetzung der Abh über den Chor, in den Oberſächſ. Provinzialblättern, März 1804, S. 205 ff.

Zu S. 736 Ueber den Monolog im Drama, im 33 und 34 Stück des phil. Anzeigers zu Jakobs phil. Annalen, 1795, S. 257 ff.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pölitz, Karl Heinrich Ludwig,

Allgemeine deutsche Sprachkunde

Leipzig 1804

L.germ. 202
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10584171-9